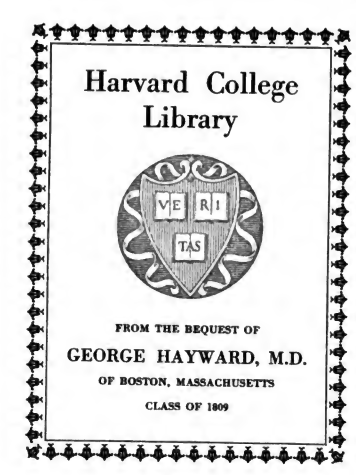
Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens


Harvard College
Library
VE RI
TAS
FROM THE BEQUEST OF
GEORGE HAYWARD, M.D.
OF BOSTON, MASSACHUSETTS
CLASS OF 1809

GRENZFRAGEN
DES
NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON

Dr. L. LOEWENFELD UND **Dr. H. KURELLA.**

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON

DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

NEUNTER BAND (HEFT 54, 56—62*).

Inhalt:

Lessing: Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens.
v. Ehrenfels: Sexualethik.
Loewenfeld: Homosexualität und Strafgesetz. Nach einem in der kriminalistischen Sektion des akademisch-juristischen Vereins zu München am 17. September 1907 gehaltenen Vortrage.
Bumke: Landläufige Irrtümer in der Beurteilung von Geisteskranken.
Sadger: Konrad Ferdinand Meyer. Eine pathographisch-psychologische Studie.
Vorberg: Guy de Maupassants Krankheit.
Kotik: Die Emanation der psychophysischen Energie. Eine experimentelle Untersuchung über die unmittelbare Gedankenübertragung im Zusammenhang mit der Frage über die Radioaktivität des Gehirns.
Waldstein: Das unterbewusste Ich und sein Verhältnis zu Gesundheit und Erziehung. Autorisierte Übersetzung von Frau G. Veraguth.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1908

*) Heft 55 ist mit Bd. VIII. erschienen.

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Inhalts-Übersicht.

Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens.
Von Theodor Lessing.

Einleitung.

Erstes Kapitel: Psychologie der Betäubung. — Zweites Kapitel: Lärm und Kultur. — Drittes Kapitel: Die Empfindlichkeit des Ohres. — Viertes Kapitel: Geräusche. — Fünftes Kapitel: Rechtsschutz wider den Lärm.

Schluss.

Zusätze.

Sexualethik.

Von Christian v. Ehrenfels, ord. Professor der Philosophie an der deutschen Universität in Prag.

Einleitung.

I. Natürliche und kulturelle Sexualmoral.

Vorbemerkung. — 1. Die konstitutiven Funktionen des Sexualtriebes und die natürliche Sexualmoral. — 2. Die kulturellen Funktionen des Sexualtriebes und die kulturelle Sexualmoral.

II. Die gegenwärtige abendländische Sexualmoral.

Vorbemerkung. — 1. Darstellung. — 2. Soziale Nutzeffekte. — 3. Allgemeine Schäden. — 4. Reformbedürftigkeit. — 5. Korruption und Fortpflanzungstriebe.

III. Unsere zeitgenössischen Reformbestrebungen.

Vorbemerkung. — A. Die gesunden Züge. — 1. Der Zug zur Aufklärung und Offenheit. — 2. Der Zug zur Natur. — 3. Ein neues Keuschheitsideal. — 4. Die prinzipielle Anerkennung einer sexualen Hygiene. — 5. Die Zulassung des Unschädlichen. — 6. Der Zug zur Emanzipation von der Sitte. — 7. Die Opposition gegen die „doppelte Moral“. — 8. Das Erwachen des generativen Gewissens. — 9. Die moralische Approbation des Mutterstolzes. — B. Irreführende und verderbliche Tendenzen zu 1—9. — C. Zusammenfassung.

IV. Die Postulate des Lebens.
Vorbemerkung. — 2. Die Verehrbarlichung des Fortpflanzungsstrebens. — 2. Die sexualmoralische Emanzipation des Mannes. — 3. Ein soziales Reformprogramm. — 4. Die Sanierung der Fortpflanzungstriebe. — 5. Die Lebensfrage.

Schlussergebnisse.

Sexualmoralischer Führer.

Homosexualität und Strafgesetz. Nach einem in der kriminalistischen Sektion des akademisch-juristischen Vereins zu München am 17. Dezember 1907 gehaltenen Vortrage.

Von Dr. L. Loewenfeld in München.

Landläufige Irrtümer in der Beurteilung von Geisteskranken.

Von Dr. med. Oswald Bumke, Privatdozenten für Psychiatrie und I. Assistenten an der psychiatrischen Klinik in Freiburg i. B.

I. Einleitung.

II. Die Ursachen der Geisteskrankheit.
Erblichkeit und Entartung. — Exogene Ursachen. — Psychologische Erkennungsversuche.

III. Die Erkennung des Irreseins.
Grenzen der geistigen Gesundheit. — Überschätzung der rein intellektuellen Störungen. — Dissimulation und Simulation.

IV. Melancholie und Manie. Manisch-depressives Irresein.

V. Die chronische Paranoia. (Querulantenwahnsinn und hypochondrische Verrücktheit.)

VI. Verblödungsprozesse im jugendlichen Alter. (Dementia praecox, Hebephrenie).

VII. Hysterie und Epilepsie.

VIII. Die Erkennung organischer Gehirnkrankheiten.
Dementia paralytica. — Dementia senilis.

IX. Prognose und Therapie.

X. Die Beurteilung von Geisteskranken vor Gericht.
§ 51 St.G.B. — Verminderte Zurechnungsfähigkeit. — § 6, § 1910, § 1569 B.G.B.

Konrad Ferdinand Meyer. Eine pathographisch-psychologische Studie.

Von Dr. J. Sadger, Nervenarzt in Wien.

Einleitung.
Abstammung, Ursprünge der Belastung. — Kindheit und erste Jugend bis zum Tode des Vaters. Früheste Belastungssymptome und erste Erotik. — Der Dichter und seine Mutter bis zum ersten Aufenthalt in der Irrenanstalt. Die Belastungssymptome der Pubertät. — Bis zum Tode der Mutter. — Das erste Wanderjahr. Die Schwester und ihr Verhältnis zu Mutter und Bruder. — Die erste italienische Reise. Vergebliches Tasten

nach einem Berufe. Das Werden des Dichters. — Vom Dichter Meyer. Die Belastungssymptome der Mannesjahre. Die Schwester als Schutzengel. — Die Eheschliessung und ihr Einfluss auf den Dichter. Sein Charakterbild nach Adolf Frey. — Langes Kränkeln. Alterserscheinungen und Geisteskrankheit. — Schlussbetrachtung.

Guy de Maupassants Krankheit.
Von Dr. Gaston Vorberg in Hannover.

Die Emanation der psychophysischen Energie. Eine experimentelle Untersuchung über die unmittelbare Gedankenübertragung im Zusammenhang mit der Frage über die Radioaktivität des Gehirns.
Von Dr. Naum Kotik, Moskau.

Vorwort. — I. Einleitung. — II. Historisches zur Frage der Gedankenübertragung. — III. Eigene Versuche; Übertragung akustischer Vorstellungen. — IV. Über das Doppel-Bewusstsein; automatisches Schreiben und Mediumismus. — V. Weitere eigene Versuche: Übertragung optischer Vorstellungen und von Gemütsbewegungen. — VI. Das Hellsehen und die Fixierung der Gedanken auf dem Papier. — VII. Die Hypothese der psychischen Strahlungen und eigene Versuche. — VIII. Die psychophysische Energie: Gehirnstrahlen und psychophysische Emanation. — Schlussbetrachtungen.

Das unterbewusste Ich und sein Verhältnis zu Gesundheit und Erziehung.
Von Dr. Louis Waldstein (autorisierte Übersetzung von Frau Gertrud Veraguth).

I. Einleitung — Organgefühle — unterbewusste Eindrücke — Stimmungen und Erregungen — das taktile Gefühl — Aufmerksamkeit — Heredität — frühe Übung — Genius — Feuerbach — die poetische Stimmung — Freude an der Kunst.

II. Erziehung — Instinkt — Kinder-Kultur — Rassen- und Religionsvorurteile — Mädchenerziehung — Wirkung früher Eindrücke — Helen Keller — Religiöser Glaube — Natürliche Umgebung — Landleben — Individualisieren.

III. Vage Gefühle — Telepathie — Schlaf — Träume — Übertriebene Übung des bewussten Ichs — Schlaflosigkeit — Korrektur von Stimmungen Amiel — Unterbewusste Erinnerung an Krankheit — Nervöse Zustände — Hysterie und Neurasthenie — Selbstbehandlung der Hysterie — Hypnotismus — Suggestion — Hohes Alter — Geisteskrankheit — Halluzinationen — Glück — Sorge — Aberglaube — Omen — Behandlung von Geisteskrankheit.

IV. Eindrücke gemischter Empfindungen — Musikalischer Unterricht der Blinden — Audition colorée — Reproduktion und Wiedererkennung — Wirkung von Gerüchen — Wirkung einiger Arzneien — Übung der Sinne — die Schule von Nancy und der Hypnotismus — Lourdes — Epidaurus — Zusammenfassung.

Der Lärm.

Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens.

Von

Theodor Lessing.



Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1908.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 54.

Allen meinen Hauswirten.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1—2
Erstes Kapitel: Psychologie der Betäubung	3—13
Zweites Kapitel: Lärm und Kultur	14—23
Drittes Kapitel: Die Empfindlichkeit des Ohres	24—40
Viertes Kapitel: Geräusche	41—72
Fünftes Kapitel: Rechtsschutz wider den Lärm	73—90
Schluss	91
Zusätze	92—93

Nur zum kleineren Teil habe ich wissenschaftliche, literarische Absichten, indem ich mich anschicke, einige Betrachtungen über den Lärm und die Geräusche niederzuschreiben. Zunächst aber, vor allem andern, liegt mir daran, mich von quälender Spannung langen Grolls und sachlichem Zorne zu entlasten. Darüber hinaus möcht ich auf möglichst viele Menschen wirken. Möchte sie aufrütteln, Gefahren und Mängel des Lebens aufzeigen und Wege zu ihrer Abhilfe und Aufbesserung! Dabei ist mir gleichgültig, in welche Gebiete der Wissenschaft die folgenden Darlegungen gehören. Gleichgültig, wenn sie in viele Gehege besser Wissender einbrechen; diesen oder jenen verstimmen; von diesem oder jenem missverstanden werden. Es handelt sich um alltäglich-menschliche Dinge. Es wäre zu wünschen, dass recht viele über sie frei ihre Meinung äussern, denn es könnte wohl manch einer wichtige Erfahrungen und Beiträge zu unserem Thema mitzuteilen haben. Man kann dieses Thema mit bestem Recht als „Grenzfrage des Nerven- und Seelenlebens“ bezeichnen, (wofern man überhaupt einräumen will, dass es solche „Grenzfragen“ gibt; und wofern man den Forscher nicht auf die Wahl beschränkt, Gegenstände wie den Lärm, entweder vom physiologischen **oder** vom psychologischen Standpunkt aus betrachten zu sollen). Aber auch viele andere Arbeitsgebiete haben an ganz dem selben Gegenstand Interesse und Anteil: Die Tonpsychologie, Musik, Otologie, Physiologie der Sinnesempfindungen, Psychophysik. Sodann auch ganz besonders die Hygiene, die Wirtschafts- und die Sozialpolitik. — Man sollte aber die folgenden Blätter nicht missachten, weil auf ihnen simple Dinge des täglichen Lebens zu Fraglichkeiten und Vorwürfen **philosophischer** Betrachtung werden. Es gibt für die Philosophie keinerlei Stoff, der an und für sich wichtiger wäre, als ein anderer. Ich wünschte nur, ich könnte dartun, wie von jedem Punkte der Erfahrung aus man im Hinter- und Untergründe des Lebens hinabtauchen kann, wie in jedem Gegenstande subjektiven Erlebens **alle** generellen Energieen

mitwirken, zusammenfliessen und sich durchdringen; das ganze Menschengeschlecht, der ganze Kosmos. Es ist alles gleichmässig nichtig und wichtig; es ist gleichgültig, wo man beginnt. Das aber ist nur eine falsche „Wissenschaftlichkeit", für die just das Feierliche, Profunde, Ausdrückliche — Anlass zum Nachgrübeln enthält. Sich mit Gott und dem Ende der Menschheit beschäftigen ist nicht an und für sich bedeutender, als die Beschäftigung mit den tausend konkreten Kleinigkeiten der Praxis. Diese bilden schliesslich doch immer die eigentliche Sorge unsrer Lebenstage, wirken am unerbittlichsten und verhängnisvollsten, und werden von jedermann im Grunde seines Herzens für das Notwendigste seines Lebens gehalten. — Ein allgemein menschlicher, tagtäglicher Notstand aber steht hier in Frage. Die treffendste Form unserer Sprache, die konzentrierteste Geisteskraft auf seine Durchleuchtung und Höherwürdigung zu verwenden, wäre mein Wunsch. Gleichwohl können sich unter den fünf Kapiteln meiner Schrift mehrere Abschnitte, (besonders die beiden ersten allgemeineren Kapitel), nur an Wenige, Anspruchsvolle wenden. Jene Leser, denen ausschliesslich das praktische Interesse, das „Meritorische" des Buches am Herzen liegt, mögen getrost diese oder jene Seite überschlagen. Sie sollen dort zu lesen beginnen, wo es sich für sie um aktuelle, greifbare, sinnfällige Erlebtheiten handelt, um Gebiete, die jeder kennt und in denen jeder mithelfen muss. Denn das letzte Ziel, das ich mir setze, ist dieses, einen Feldzug zu predigen. Mein Buch soll Signal werden zu einem allgemeinen Kampf gegen das Übermass von Geräusch im gegenwärtigen Leben. Es möge geschicktere oder volkstümlichere Federn in Bewegung setzen. Möge vielen Veranlassung bieten, seine Anregungen weiter zu tragen. Ja, ich hoffe auf Verwirklichung eines allgemeinen, internationalen Bundes wider den Lärm, der Einfluss auf Strafgesetz, Zivilgesetz, Verwaltungs- und Polizeigesetzgebung erlangt. Auf seinem Banner soll stehen: „non clamor sed amor". . . .

Erstes Kapitel.

Psychologie der Betäubung.

> „Kant hat eine Abhandlung über die lebendigen Kräfte geschrieben; ich aber möchte eine Nänie und Threnodie über dieselben schreiben, weil ihr überaus häufiger Gebrauch, im Klopfen, Hämmern und Rammeln mir mein Leben hindurch zur täglichen Pein gemacht hat. Allerdings gibt es Leute, ja recht viele, die hierüber lächeln, weil sie unempfindlich gegen Geräusch sind: es sind jedoch eben die, welche auch unempfindlich gegen Gründe, gegen Gedanken, gegen Dichtungen und Kunstwerke, kurz gegen geistige Eindrücke jeder Art sind: denn es liegt an der zähen Beschaffenheit und handfesten Textur ihrer Gehirnmasse."
>
> Schopenhauer.

Ungeheuerliche Unruhe, grauenhafte Lautheit lastet auf allem Erdenleben. Um sie in ihrer letzten Tiefe zu verstehen, ist es notwendig, zunächst zu zwei fundamentalen Seelenmächten hinabzusteigen, die an allen Gebilden der Menschenkultur weben und in allen Erscheinungen menschlicher Wirtschaft lebendig sind. —

Einmal schlummert in unserem Geschlechte die Neigung, das Leben zu immer höherer Geistigkeit emporzutreiben! Der Mensch strebt zum „Bewusstsein". Über das dunkle Chaos seiner rastlosen Begierden und primitiven Leidenschaften wirft er das formende Netz vernünftiger Disziplin. Er gestaltet das Leben „rationell". Er militarisiert und uniformiert es. Er bändigt und bindet es in „Vernunft". — Dem aber widerstrebt eine zweite, ganz anders gerichtete und doch ebenso unausrottbare Seelenneigung: Das Bedürfnis nach Bewusstlosigkeit und Vergessen, unser Hang zu alle Dem, was das bewusste Wissen betäubt oder verdunkelt. Dieser Zug zum „Subjektiven" oder „Irrationalen" spricht sich gleichfalls in tausenderlei Gestaltungen der Wirtschaft aus. — So wie kein animalisches Lebewesen sich dauernd auf der Höhe bewusster Wachsamkeit, in schlafloser Gewecktheit zu erhalten vermag, keines den Wechsel von Nacht und Tag und den Wechsel zwischen Selbstbewusstheit und vegetativer Erneuerung im Schlafe entbehren kann,

so kann auch das Menschengeschlecht als Ganzes eine dauernde Gewusstheit des Lebens nicht ertragen. Dieses Leben würde aufgebraucht, würde in all seinen Energieen von der geistigen Aktivität erschöpft werden, wenn die Entwickelung zu Vernunft und Denken hin nicht durch jene ganz andersartigen „irrationalen“ Seelenmächte hemmend reguliert würde. ... Wie nach der Vorstellung der heutigen Physik alle kosmischen Energien sich in eine einzige Energieform umsetzen, nämlich in die Form der Wärme, um in dieser schliesslich zum Aufbrauch, ja zum erstarrten Stillstand der Lebensbewegung, zur sogenannten „Entropie“ des Kosmos zu führen, — so scheinen auch alle Regungen der Seele zuletzt in eine einzige Energie zu münden, nämlich in die intellektuelle Energie, d. h. in die Form der „Bewusstheit“, um in ihr zur Ruhe zu kommen. Somit aber wird der „Geist“ zum nagenden und zerstörenden Parasiten des „Lebens“. Die bewusste Regelung der Lebensfunktionen unterbindet und verbraucht die Energie zahlloser instinktiver, reflektorischer Fähigkeiten, durch die das Tier oder der „Naturmensch“ dem „höheren“ Menschen überlegen ist. Die unermessliche Mehrung und Verfeinerung jener wunderlichen Gebilde der grauen Hirnrinde, an die die Fähigkeit des wissenden Denkens geknüpft zu sein scheint, — sie erfolgt nur auf Kosten des Grosshirns und Rückenmarks. So bedroht der Fortschritt menschlicher Weltbewusstheit die Lebenskraft, die diesen Fortschritt tragen muss. So scheint unser Aufstieg zur Geisteskultur zugleich Abstieg des „Lebens“ zu werden. So umdüstert die Ideale der gepriesenen „Entwickelung“ der wachsende Schatten der Dekadence, der Depopulation, oder mindestens doch einer vitalen Schwächung und physischen Minderung des Menschengeschlechts.

Hier aber greifen jene anders gearteten Lebensmächte steuernd und konservierend in das Getriebe aller vorwärts peitschender Gewalten ein. Das, was Nacht und Schlaf unsrer körperlichen Erhaltung leisten, das leisten diese Mächte für die hohe Geistigkeit psychopatisch gefährdeter, komplizierter, später Individuen. Sie sind geistesfeindlich, antilogisch. — Es ist daher berechtigt, dass man sie unter dem Gesichtswinkel „fortschrittlicher Ethik“ als „reaktionär“ und „konservativ“ zu kennzeichnen versucht. Aber von einer anderen Seite aus gesehen, verwalten gerade sie die „Heilkraft der Natur“ und erscheinen unentbehrlich und tief notwendig. Auch erweisen sie sich als in der letzten Tiefe der Seele verwurzelt. Und das am meisten bei jenen zahllosen Menschen, die bei einem Übermass rationeller Momente der Lebensführung in ihrem Weltgefühl oder in ihren Idealen gleichsam vor sich selber davonlaufen.

Welches sind denn nun diese antirationalen, das Bewusstsein „retardierenden Lebensgewalten“? Es dürfte ohne weiteres klar sein, dass sie nur im konservativsten Element der Seele, im „Gefühle“

gründen können. Sie müssen die Lichtkraft des Verstandes, die Helligdes Wissens ebenso fliehen, wie sie sich an der dunklen Schwüle des „Gemütes“ zu entzünden pflegen. Dieses gerade kennzeichnet sie als Antagonisten jener intellektuellen Energieen, die alle Wärme des Lebens gefrieren, ja vergletschern machen und zuletzt nichts übrig lassen als nur die eine weisse, kalte Flamme des „Bewusstseins“. . . . Alle die Gewalten „reinen Gefühls“ werden somit vor allem in religiösen Erlebnissen zentriert sein. Denn „Religion“ ist die Macht, welche Gefühle, Stimmungen, Impulse des Menschen am radikalsten von ihren natürlichen Verwebungen mit aktuellen Interessen und faktischen, empirischen Elementen des Alltags ablöst. In ihr stellt die Seele ihr persönlichstes Hoffen, Streben, Lieben und Verlangen nackt und unvertrübt gleichsam in ein objektiveres Wertbereich hinüber. In ihr spiegelt sich das Ich befreit von Tatsächlichkeit und Empirie. In ihr werden alle realen Inhalte vom tragenden Weltgefühl, von der kosmischen Lebensstimmung abgestreift. Nur dieses Weltgefühl, nur diese Lebensstimung selber ergreift sich in mytischen Bildern oder beziehungreichen, Vieles erregenden Symbolen. Alle grossen Leitmotive, die im aktuellen Leben eingebettet liegen, werden damit aus ihren zahllosen praktischen Vertrübungen hervorgeholt. Sie werden in einem überempirischen, „transzendenten“ Bereiche gesammelt, um von ihm aus, rückstrahlend, allem faktischen Leben Heiligung und Weihe zu verleihn. Alle Hoffnung ist hier nichts als Hoffnung. Alle Liebe ist hier nichts als Liebe. Alle Angst, alle Sehnsucht, alles in der Wirklichkeit stets unerfüllte, verkümmernde, unerfüllbare Streben blüht sich hier aus und findet ein Ziel, jenseits jedes bestimmten Zieles. . . . Diese Emanzipation der „rückwärts bindenden“ Mächte des Gemütes von allen den rationalen, korrigierenden, beständig umformenden Störungen seitens der Wirklichkeit gibt der Religion ihre eigentümliche Sonderstellung unter allen Gewalten des Lebens. — Nur eine einzige Lebensmacht kommt ihr gleich, ja übertrifft die religiöse an Absolutheit und Selbstherrlichkeit der Gefühlsbefriedigung, nämlich die Kunst; als die kontemplativ einfühlende, zwecklos-betrachtende, ästhetische Stellungnahme zu den bunten empirischen Dingen dieser „Welt“. Und innerhalb dieses ästhetisch-betrachtenden Erlebens der „Welt“ ist es wiederum die Musik, die am innigsten der religiösen Erlebensform verwandt, am rücksichtslosesten von allen faktischen und zweckvollen Bestimmtheiten der Wirklichkeit gelöst ist. Denn auch Musik ist, wie Religion, eine alogische, irrationale, gefühlsmässig-unmittelbare Lebensmacht. Sie hat, genau wie die Religion, das bunte Narrenkleid des wirklichen Lebens von sich gestreift. Sie bietet nie etwas Bestimmtes, Einzelnes, Glatt-Umschreibbares. Sondern in ihr reduplizieren sich alle die tragenden Grunderlebnisse der Seele; all ihr Fluten und Ebben, Gehemmtsein

oder Emporsteigen, Gesteigert- oder Bedrücktsein, alles Spannen, Entspannen, Zögern, Straucheln, Eilen, Stürmen; alles Stauen, Angleichen, Ausgleichen, Verwickelt- oder Befreitwerden, in dessen Formen unsre Willens- und Gefühlserregungen sich abspielen. Was wir aber diesen zahllosen Formen von Erregung etwa an deutenden Gedanken und symbolischen Erfahrungen unterlegen; auf welche empirischen Inhalte wir sie beziehen, oder welche rationalen Gegenstände und konkreten Bilder des Lebens für einen jeden von uns aus dem Strome der Musik auftauchen und über ihrem Lebensbrause schweben, wie die Seelen der einst Lebendigen über den rastlosen Gewässern der Styx, das ist für das Wesen der Musik vollkommen gleichgültig! Denn dieses Wesen steht vollkommen jenseits (oder diesseits) aller konkreten Gegenständlichkeit! Nur so etwa, wie man das Leben eines jeden Tages auch in mit den Schlaf hinübernimmt, so dass es im Wandeln und Weben dunkler Gefühle, aus den „Träumen", wie aus einer neuen und doch eigenartig bekannten Dimension sich wiederspiegelt, so etwa nehmen wir das vertraute Denken und Sein des Alltags mit in die Musik hinüber. Dies aber geht die Musik selber nichts an. Für die Musik selber ist es so unwesentlich, wie etwa für „reine Zahlenlehre", dass man sie auch als Rechenkunst, für „reine Logik", dass man sie auch als Denktechnik betreiben kann. An und für sich bietet Musik nichts als abstrakte Form von Lebensregung. Tempo, Dynamik Agogik, Rhythmik, Modulation von Erlebnisverläufen; ähnlich wie Mathematik (ohne alle Rücksicht auf faktische Anwendbarkeit und konkrete Belege) abstrakte Notwendigkeiten der Vernunft überhaupt festlegt. Musik geht also dem Strombett des Lebens nach, wie Mathematik das des Geistes nachzeichnet.

* * *

Nun ist es eine alte, tiefe Erfahrung, dass sich tragenden Mächten des Lebens alsbald ein „Gegenpart" zugesellt, als ihr komisches oder tragikomisches Widerspiel, das, aus ganz den gleichen Herzensanrechten entsprungen, sie dennoch nur wie in einen Hohlspiegel, wie in karikierende und vertrübende Sphäre hineinstellt. Dies ist die grosse Wahrheit von den „Affen des Ideals". So wie der Teufel, den Luther als „Afterbild Gottes" bezeichnet, genau die gleichen Wesens- und Machtqualitäten aufweist, die Gott selber besitzt, nur eine jede ins Negative gewendet, — so gibt es nichts Hehres, Edles und Lebenerhebendes, das nicht alsbald von seinem Gegenspiele aufgegriffen und eben dem aufgepfropft würde, was es seinem reinen Sinne nach überwand und negierte. Wo ist je ein berechtigter Gedanke ausgesprochen, eine nützliche Partei oder Gesellschaft begründet, eine wertvolle Mass-

regel vertreten worden, ohne dass sich alsbald der Mob darüber hergemacht, das Gemeine damit liiert und irgend eine vulgäre Politik der „Interessen“ sich darangehängt, sie vertrübt, verbogen oder gar verlächerlicht hätte? Die allgemeine Form, in der dies zu geschehen pflegt, ist immer diese, dass die ideale Macht der abstrakten Sphäre enthoben und neuerdings mit groben faktischen Zwecken und konkreten Bedürfnissen verknüpft wird, deren Abstreifen und Dahintenlassen gerade das Wesentliche der tragenden Sehnsucht gewesen war. Auch jetzt noch wird zwar ein ideelles Bedürfnis befriedigt; aber es geschieht sozusagen in handfester, plump primitiver Form. In diesem Verhältnis steht z. B. aller Aberglaube (vom Animismus und Schamanismus unentwickelter Völker bis hinan zu okkulter Mystik und roh konkreter Metaphysik), — zu dem elfenzarten, schmetterlingsleichten Himmelskinde Religion. In diesem Verhältnis „psychischer Verschiebung“ oder „Konkretierung“ stehen mannigfache Formen von Zwangneurose zur „Religiosität“. Der höchste Aufschwung, mächtigste Überschwang, dessen der Mensch fähig ist, wird wieder herabgezerrt in die dumpf gewohnte Bahn kausaler, naturalistischer Weltorientierung. Dem nun analog besitzt die Musik ihr karikierendes „Afterbild“: den Lärm. . . .

* * *

Alle dies entsetzliche Randalieren, dies unaufhörliche Brüllen, Dröhnen, Pfeifen, Zischen, Fauchen, Hämmern, Rammeln, Klopfen, Schrillen, Schreien und Toben, womit der Mensch seine Aktionen zu begleiten pflegt, steigt, so gut wie Sprache und Musik, aus vitaler Notwendigkeit empor. Daher würde aller Kampf wider die Lärmseite des Lebens nicht um einen Schritt voran bringen, wenn wir nicht zuvor die seelischen Untergründe sondieren, in denen all das geräuschvolle Tosen des Lebens notwendig verankert liegt. Denn die schönste Musik wie der schrecklichste Lärm, die reinste Religiosität wie die krauseste Mystik, die poetisch verklärte Liebe, wie gemeine sexuelle Obszönität, — sie wurzeln an ganz der selben Stelle, in der selben untersten Tiefe der menschheitlichen Seele. Nur die bergenden, nährenden Bodenschichten, durch die diese seelischen Wurzelkräfte aus dem selben Keime hervorbrechen, färben und wandeln, vertrüben oder läutern ihre Wesensnatur so entscheidend, dass schliesslich an der einen Stelle des Lebens eine weltferne, zarte Himmelsblume, an der andern ein ekles beschämendes Zwittergewächs emportaucht. . . . Mit der oft gehörten Behauptung freilich, dass hinter allem Lärme ein „Kampf ums Dasein“ und gegenseitiges Erschrecken, Besiegen oder Sichbehauptenwollen stehe, ist im Grunde gar nichts gesagt. Und auch damit nicht, dass man betont, hinter allem Menschengelärme wohne die

notwendige Kraftentspannung und das Bedürfnis nach aktiver Machtbetätigung und Selbstbewährung. — Solche Aktivitätssteigerung und Selbsterweiterung muss schliesslich in jeder „Ausdrucksbewegung" aufzufinden sein. Sie kann daher nicht die spezifische Psychologie des Schreiens und Lärmens erläutern. Wichtig dagegen ist dies, dass wir im Lärm nicht ein zufälliges Akzidenz des „gesteigerten Verkehrslebens", nicht ein bloss zeitgeschichtliches Symptom der Unrast und Heimatlosigkeit moderner Seele zu betrachten glauben, sondern den Ausdruck unausrottbaren, allmenschlichen Triebes. Diesen „Trieb" zum Lärme kann man nicht mit polizeilichen Vorschriften und staatlichen Massregeln ausmerzen. Denn gesetzt, es würden künftig immer neue Mittel gefunden, um das Leben in seinen äusseren Ausdrucksformen relativ geräuschlos zu machen; gesetzt man würde Patente erteilen auf Vorrichtungen, die ermöglichen, Polstermöbel und Teppiche geräuschlos zu klopfen; gesetzt das Gros der Kulturmenschen wäre nachgerade so musikalisch geworden, dass es ihm genügte, Partituren zu lesen; gesetzt endlich man würde gar den Vorschlag jenes Biologen befolgen, der anempfahl die künstliche Stummheit der Haustiere heranzubilden, „indem man immer wieder den Rekurrensnerven durchschneidet, um durch Auslese lautlose Lebewesen hervorzubringen"; gesetzt auch dies, dass man die sorglichsten Vorschriften zur Vermeidung des Strassenlärms besässe und alle des täglichen Gerassels der elektrischen Bahnen, Dampfbahnen, Motorwagen, Automobile, — es würde dennoch eine grosse Anzahl lärmfreudiger Leute sich über all diese Sicherungen gefährdeter Nerven mit Lust hinwegsetzen! Sie würden ihre Teppiche lieber geräuschvoll klopfen! Würden lieber mit der Peitsche knallen; würden viel zu entbehren glauben, wenn sie nicht ihren Geschäften mit Singen, Pfeifen und beständigem Geschrei nachgehen könnten. Sie würden Stöcke und Schirme geflissentlich gegen Stakete und Gitter rasseln lassen oder mit Säbel und Sporen stolz über den Marktplatz klappern, auch wenn alle das wohl entbehrlich und gar leicht vermeidbar wäre. Ein merkwürdiger, unbezähmbarer Impuls steht also dahinter, ein „Urtrieb", in dem der lustvolle, positive Charakter des Lärmens fundiert liegt. Er reiht sich jenen zahllosen allmenschlichen Neigungen ein, die die „Bewusstseinsnarkose", d. h. die beständige Übertäubung des stummen, bewusst denkenden Geistes und somit den fortwährenden Traum- und Rauschzustand des Gesellschaftslebens unterhalten. . .

* * *

In primitiver, trüber und noch roher Sphäre haben wir hier ganz die selbe Ressource, die selbe Schutz- und Bremsvorrichtung der Lebensfähigkeit vor Augen, die (wie wir vorhin betonten), auch der

Religion oder der Musik die letzte Sanktion und Notwendigkeit für das Leben verleiht. Wir können diesen Zusammenhang klarer durchschauen, wenn wir den Lärm mit dem Alkohol vergleichen, oder mit einem der vielen Stimulantien und Narkoticis, wie Haschich, Opium, Kola, Nikotin, oder endlich mit jenen unentbehrlichen Alkaloiden nutritiver Reizmittel, denen keine Speisehygiene, keine Abstinenzbewegung jemals völlig beikommen wird, weil sie organische Bedürfnisse befriedigen und nur in ihrer jeweiligen Dosierung, in ihrer quantitativen oder distributiven Verwendung im physischen und psychischem Lebenshaushalt einer Generation, nicht aber an und für sich selber entbehrlich und bekämpfbar sind. Alle diese Reiz- oder Rauschmittel nämlich dienen genau wie der Lärm, um die Trieb- und Gefühlssphäre, (also die subjektive Seite des Lebens) frei zu machen, zu erweitern und momentan emporzusteigern. Oder anders ausgedrückt: sie dienen dazu, die intellektuellen, rationalen, bewussten (also „objektiven" Funktionen der Seele) zu dämpfen, zu verengern und zurückzudrängen. Dieses freilich vollzieht sich vollkommen ungetrübt nur in jenen religiösen, musikalischen oder ästhetischen Wertrichtungen der Kultur, denen just nüchterne, trockene, affektiv dürftige Individualitäten als den Kompensativmächten ihrer rationalen, objektiven, die Persönlichkeit abtragenden Lebensbewährung am kritiklosesten zu verfallen pflegen.

* * *

Hinter allen diesen Erfahrungen steht ein folgenschwerer Zusammenhang. Schon die älteste Psychologie (die der Inder) hat in der Lehre vom dukha-satya, d. h. von der „Identiät des Wissens und Leidens" einer grundlegenden Beobachtung primitiven Ausdruck gegeben. Allezeit aber verknüpfte sich mit dieser Erkenntnis die religiöse Bevorzugung und teleologische Höherwertung der ungewussten, selbstvergessenen, instinktiven Seiten des Lebens, gegenüber seinen rationalen Gewinnposten an Wissen und Erkennen, an ethischer, intellektiver und technischer Naturbeherrschung. Es überkommt wohl jeden denkenden Menschen zuweilen die Ahnung, es sei zu allem Fortleben eine ewige Selbsttäuschung notwendig, es könne menschliches Leben nur auf dem Hintergrunde dauernden Nichtwissens und traumhaften Rausches erträglich bleiben. Diesen „Rausch" trägt der junge und gesunde Mensch schon im Blute. Der Starke, Junge, Lebendige lebt an und für sich in einer normalen Trunkenheit. Er entbehrt daher nicht jener Stimulativmächte, die (mit unbewusstem Raffinement) auch im abflauenden, vernüchterten, klug und ohnmächtig, weise und ängstlich gewordenen Leben einen bestimmten Grad täglicher Betäubung unterhalten. —

* * *

Alle psychischen Störungen, die durch bewusste Klärung noch nicht oder nicht mehr überwindbar sind, können dadurch überwunden werden, dass man sie vergisst und nicht zu genau betrachtet. Der Knoten, an dem das Leben sich jeweils staut, kann nicht rationell aufgelöst und muss immer wieder zeitweilig gelockert werden. Insofern nämlich als Bewusstwerdung, Aufmerken, bewusstes Apperzipieren von Reizen, allemal Verengung und Konzentration der Seelenbewegung an einem individuellen „Punkte“ in sich schliesst, ist es schon seiner Natur nach mit Unlust verbunden. Das „Bewusstsein“ entbehrt zum mindesten jener eigentümlichen Note lebendiger Kraft, die in allen Erlebnissen der Freude schwingt. Denn Freude schliesst umgekehrt nicht Konzentrierung, sondern Erweiterung des Ichbewusstseins in sich, bis zur vollendeten Auflösung seiner selbst, bis zu jenem Gipfel, wo der Einzelne Alles umfasst und kein Gesondertes mehr bewusst begreift. Man bezeichnet in specie wohl den Wein als Quell des Vergessens oder als „Sorgenbrecher“, aber man könnte schliesslich an jedem Lusterlebnis (vom Genuss einer Zigarre bis zur Freude an einer Symphonie) das Moment der „Auflockerung der Gefühlsseite“ studieren, diese Abdämpfung des wachen Wissens, in dessen Fokus die affektive Energie der Seele sich aufstaut und schmerzlich sammelt. Ein Bestreben aber von der wachen Bewusstheit seiner selbst los zu kommen wurzelt zu tiefst in jedem Individuum. Sei es nun, dass die chaotische Unermesslichkeit der Fraglichkeiten und Probleme zu gross wird, um einheitliche Einfügung in ein Bewusstsein noch zu gestatten. Sei es, dass ein bestimmter Bewusstseinsinhalt, mit dem die Persönlichkeit sich nicht abfinden kann und der „wie ein bedrohlicher Block“ stauend im Bewusstsein liegt, für eine Weile fortgeschwemmt werden muss. Sei es endlich, dass der vulgäre Mensch das Bewusstsein seiner selbst als das einer leeren, inhaltlosen, kleinlichen oder missratenen Existenz zu fürchten hat. Immer verschreibt er sich den Mächten der Betäubung mit allem, was die Kulturgesellschaft Freude oder Vergnügen nennt. Man betäubt sich in den Genüssen der Stadt und Strasse. Man betäubt sich in Theater und Salon. Betäubt sich im Medisieren und Räsonieren. In dem üblichen Kunstgeschwätz und Philosophatsch der Journale und Zeitungen. Im Sport, oder im Kokettieren mit „sozialer Arbeit“. Übertäubt sich in Etiketten und konventionellen Sitten, in den luxuriösen Restaurants der Grossstadt, in armseligen Kellern und Spelunken; in den rohesten Ausschweifungen, in poetischen Flirts und religiösen Ekstasen. Was aber am wunderbarsten und beweisend für die Notwendigkeit dieser Rauschmächte des Lebens ist, das ist der Umstand, dass auch die rationell-bewusste, ethisch-intellektuelle Lebenshaltung, die den Charakter von Mühe, Askese und Arbeit trägt, sich aus einer künstlichen und zunächst unlustvollen Bindung des Lebens zu einem ganz neuartigen Reiz-

mittel zurück verwandeln kann. Auch die Arbeit unterstellt sich jener allgemeinen Tendenz der Bewusstseinsbetäubung. Auch der „arbeitende“ Teil der Menschheit scheint sich mit jeder Art ethisch-intellektueller Betätigung nur das Mittel zu monotonen Narkosen des Ichbewusstseins zu beschaffen. Das Leben gerade der tüchtigsten „Pflichtmenschen“ hat keinen anderen Sinn als den, sechs Tage lang das individuelle Bewusstsein mit Arbeit zu betäuben, um dadurch die Möglichkeit zu gewinnen, am siebenten eben das selbe mit Mitteln des „Amüsements“, oder vermittelst Musik oder Religion zu tun. —

* * *

Der Lärm nun ist das primitivste und plumpeste, zugleich aber das allgemeinste und verbreitetste Mittel der Bewusstseinssteuerung. Dies erweist sich an seiner natürlichen Verbindung mit dem Alkohol. Es erweist sich in der bezeichnenden Wendung, dass der Mensch gerne sich dort bewege, wo es „laut und lustig“ zugeht. . .

Nun aber tritt etwas sehr Merkwürdiges ein! Jene „narkotischen Funktionen“, die wir ursprünglich als Schutz- und Trutzmittel wider die „Bewusstheit“ zu betrachten haben, können auf einem bestimmten Niveau nervöser Erschlaffung neuerdings zu einem Reizmittel für Bewusstsein werden. Und dies gilt auch für den Lärm. Er ist ursprünglich nur verfeinertes Faustrecht und die Rache, die der mit den Händen arbeitende Teil der Gesellschaft an dem mit dem Kopfe arbeitenden nimmt, dafür dass der ihm Gesetze gibt. Aber gleich wie ein beunruhigender Gedanke oder eine Sorge auf dem Gipfel ihrer einseitigen Lebendigkeit keinen Ausweg mehr gestatten als den, dass „man sich in sie einwühlt“, sich ihnen völlig hingibt und gleichsam im Denken selber berauscht oder zernichtet, so kann auch umgekehrt jedes Bewusstsein übertäubende Mittel schliesslich zum Mittel der Bewusstseinssteigerung werden. Hierfür sprechen so komplizierte und seltene Fälle wie die folgenden, die nur scheinbar meine Psychologie des Lärmtriebes, als des „Triebes zur Bewusstseinsretardierung“, Lügen strafen. . .

* * *

In der Biographie Mozarts lese ich, dass der grosse Mann in einer engen Stube unter dem fröhlichen Gelärme, seiner spielenden Kinder geschaffen habe. Von diesem Lärme äusserte er gelegentlich, dass er sein Produzieren nur dann störe, wenn ein einzelnes Geräusch fesselnd an die Aufmerksamkeit heranträte, während die unbestimmte Lautheit der Umgebung sogar stimulierend auf seinen Schaffenstrieb wirke. — Hierin äussert sich zunächst eine oft bestätigte Erfahrung. Wer über

die russische Steppe gereist ist, der weiss, dass man beim Geheule ganzer Rudel Wölfe ruhig schlafen kann, während der Schrei eines einzelnen hungrigen Wolfes furchtbar beunruhigt und den Schlaf verscheucht. Je farbloser, unbestimmter also das Geräusch ist, um so interesseloser bleibt es und um so weniger Bewusstsein oder „Aufmerksamkeit“ vermag es zu binden. Eigentümlich also wäre in dem Falle Mozarts lediglich dieses, dass der Lärm anregend auf das bewusste Schaffen wirken konnte, während wir ihn doch als die Waffe gegen „Bewusstsein“, als Mittel zur Betäubung zu würdigen versuchen. Etwas ganz Ähnliches nun lese ich auch in der Selbstbiographie John Stuart Mills. Dieser ungemein bewusste, fast pathologisch wache Geist pflegte zur Zeit einer dumpf nervöser Apathie in einem neben seinem Arbeitszimmer befindlichen Raum eine Pauke aufzustellen; darauf musste ein Junge kräftig Lärm schlagen. Mill behauptet, dass dieses Dröhnen seine erschlaffende Denkkraft neuerdings anzuregen vermochte. Gleichwohl empfand er jedes spezielle Geräusch als sehr störend. Er meinte, dass grosser Lärm ebenso anspornen könne, wie die Einzelgeräusche ablenken. Auch Hegel, der sein Hauptwerk (angeblich) am Abende der Schlacht von Jena vollendete und unter dem Donner naher Geschütze schrieb, äusserte sich dahin, dass der gleichmässige Lärm seine Gedanken geschärft und beflügelt habe. Dieses also wären Fälle, wo Lärm scheinbar nicht bewusstsein-übertäubend, sondern im Gegenteil bewusstsein-stärkend gewirkt hat. Die Erklärung dafür suche ich im folgenden. — Eine nicht sehr affektive oder in einer Zeit psychischer Erschöpfung geübte Denktätigkeit bedarf eines gewissen Maasses abnormer Anreizung und Anregung um so viel „psychische Energie“ aufbringen und frei machen zu können, als nötig ist, um einen Gedanken überhaupt aufzugreifen.... Etwas dem Verwandtes sehe ich in der Psychologie des „Einschlafens“ und Einschlafenkönnens. Der Schlaf ist seiner Natur nach eine Herabdämpfung und Herabminderung bewussten Vorstellens. Gleichwohl kann er nicht eintreten, wo das Bewusstseins- und Vorstellungsleben schon so erschöpft und herabgemindert ist, dass die Kraft zur Konzentration einer einzelnen Vorstellung nicht mehr ausreicht[1]). Man findet daher zuweilen, dass medikamentöse Reizmittel, die beim „normalen Individuum“ das Einschlafen hindern würden, in Erschöpfungspsychosen umgekehrt dazu dienen, die Fähigkeit des Einschlafens wieder herzustellen. Hier, bei der Psychologie des Lärmens begegnet uns nun etwas dem Analoges. Während der Lärm seiner Natur nach kein bewusstes Denken aufkommen lässt, sondern nur auf Gefühl und Willen einwirkt (und daher auch als Volksgetöse, Schlachtgeschrei, Barditus, Hurra- und Hipp-Hipp-Gebrülle zum Beseitigen der Überlegung und zum

[1]) Hierüber s. mein Buch: Hypnose und Suggestion S. 35.

Erwecken des Willens benutzt wird), — [kann doch in bestimmten abnormen Fällen der Lärm auch dazu dienen, dasjenige Mass affektiver Belebtheit auszulösen, das notwendig ist, um nicht gefühlsbetonte, abstrakte Gedanken aufgreifen und festhalten zu können. Ja, es ist möglich, dass bei Individuen, die an äussere Unruhe gewöhnt sind, der Fortfall akustischer Reize mit dem Willens- auch ihr Bewusstseinsleben vollkommen brachlegt. Hierher gehört jene bekannte „Psychose der Stille". Jene Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit, die ganz besonders der Grossstädter in den Alpen erleidet! Auch solche Provinzen der Seele, denen der Lärm an und für sich feindlich wäre, verfallen bei vollkommener Abwesenheit aller Geräusche der allgemeinen psychischen Lähmung, weil jene stündliche „Aufkicherung" fehlt, an die der Mensch vom akustisch-motorischen Typus (vom „kinetischen Typus" wie die amerikanischen Psychologen sagen) sich längst gewohnheitsgemäss angepasst hat. Dies aber sind Ausnahmen von der generellen Regel, dass Lärm ein Kampfmittel der im Menschen wirksamen anti-intellektuellen Seelenmächte gegen die intellektuellen ist. . .

Zweites Kapitel.

Lärm und Kultur.

„Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen. Die tätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt . . . Alle Schmerzen verbeissen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuts. . . Nicht so der Grieche! . . . Er will uns lehren, dass nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne, indess der ungesittete Trojaner, um es zu seyn, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse."

Lessing (Laokoon).

Eine nie endende Kette von Qual und Pein zieht sich durch das Leben aller mit dem Gehirne arbeitender Menschen. Inmitten des unerschöpflichen Gelärmes, das unserm kurzen, schnell entflohenen Leben den Charakter der Börse oder Handelsmesse gibt, atmen wir unter dem Drucke einer Not, die keiner versteht und die uns niemand nachfühlt. Wir wissen, dass in uns nie zur Reife kommen wird, was Stille und Einsamkeit, Unabhängigkeit und Ruhe zu seiner Reife nötig hätte. Wir ringen vergeblich danach, Sammlung zu erlangen, um „im Reiche des Unhörbaren", Ideen und Stimmungen zu verfolgen, die gleich Merkutios Königin Mab nur auf einem Wagen von Spinnweb kommen; zarter, flüchtiger, ungreifbarer als der Staub auf dem Flügel des Schmetterlings. Die Hämmer dröhnen, die Maschinen rasseln. Fleischerwägen und Bäckerkarren rollen früh vor Tag am Hause vorüber. Unaufhörlich läuten zahllose Glocken. Tausend Türen schlagen auf und zu. Tausend hungrige Menschen, rücksichtslos gierig nach Macht, Erfolg, Befriedigung ihrer Eitelkeit oder roher Instinkte, feilschen und schreien, schreien und streiten vor unsern Ohren und erfüllen alle Gassen der Städte mit dem Interesse ihrer Händel und ihres Erwerbs. Nun läutet das Telephon. Nun kündet die Huppe ein Automobil. Nun rasselt ein

elektrischer Wagen vorüber. Ein Bahnzug fährt über die eiserne Brücke. Quer über unser schmerzendes Haupt, quer durch unsere besten Gedanken. Das Heraufholen und Verfolgen objektiver Werte wird zur Tortur. In jede geistige, jede theoretische Schöpfung bricht lärmender Pöbel ein und das praktische „Interesse" lärmenden Pöbels. Alle seelische Kraft wird zur Überwindung dieser ewigen Spannungen verbraucht. Der Mangel an gesundem, tiefem Schlaf zerrüttet unsre Nerven. Die Möglichkeit unsrer Arbeit wurde uns zerstört, bevor wir noch zu arbeiten begannen. Alle Augenblick ein neues unangenehmes Geräusch! Auf dem Balkon des Hinterhauses werden Teppiche und Betten geklopft. Ein Stockwerk höher rammeln Handwerker. Im Treppenflure schlägt irgend jemand Nägel in eine offenbar mit Eisen beschlagene Kiste. Im Nebenhause prügeln sich Kinder. Sie heulen wie Indianer, sie trommeln an den Türen. Ein „grosses Reinemachen" steht bevor; ich fliehe aufs Dorf. Dort ist gerade „Schützenfest". Ein Karussel wird just vor meinem Fenster aufgebaut. Dieses dreht sich acht Tage lang und spielt an jedem dieser acht Tage, acht Stunden lang das Lied von der „stummen Liebe". Ich fliehe in das nächste Dorf. Das Wirtshaus scheint stille zu sein; aber morgen früh um fünf Uhr kommt „gerade zufällig" der Kaminkehrer. Es verfolgt mich ein Dampfpflug, das Geräusch der Tenne, das Gehämmer des Kesselschmieds, die beständige Klage des Kettenhunds, das Liebesleben aller möglichen Geschöpfe, der Katzen, der Hühner, der Frösche. Dazu klappernde Fensterläden, im Winde scheppernde, lockere Dachziegel, Wetterfahnen, Windharfen. — Es bleibt mir nichts übrig als dem Rate Multatulis zu folgen, ich werde irgendwem die Taschenuhr stehlen, um mir wenigstens Anwartschaft auf etwas Ruhe im Zellengefängnis zu verschaffen. . .

* * *

Lieber Leser! Begib dich in das tiefste, weltfernste Alpental, du wirst mit Sicherheit einem Grammophon begegnen. Fliehe in eine Oase der Wüste Sahara, du wirst einen Unternehmer finden, der dort einen Musikautomaten mit Glockenspiel und Trommelschlag soeben aufstellt. Du bist nicht auf den Halligen, nicht in pontinischen Sümpfen davor sicher, dass unvermutet „Ich komme vom Gebirge her" dir entgegendröhnt. Es gibt für Menschen auch in heiligster Gottesnatur kein Glück ohne Geschrei und lärmende Entäusserung! In manchen Gegenden Deutschlands, wo neuerdings starke Hotelindustrie erblüht, z. B. in Oberbayern, in Tirol, in der sächsischen Schweiz ist die Lärmverseuchung so furchtbar, dass ein ganzes Tal, hügelauf, hügelab vollgestopft ist mit Marterinstrumenten, wie Schlagzithern, Gitarren, Mandolinen und schlechten Klavieren. Überall wo Menschen gedeihen, überflüssig und zahllos

wie Störe, Kaninchen oder Bandwürmer, allüberall Geschrei und Gelärm, das die Unschuld der schönen Landschaft entweiht! Wo vor einigen Jahren noch der schlafende Pan dich schützte, die Luft vor Schweigen und Stille zu zittern schien und nichts zu erlauschen war als Grille und Biene und wo nur, wenn der Wind den Klang verwehte, ein bescheiden Glöcklein weidenden Viehs oder des Hirtenbubs beschauliche Flöte herübertönte, aus weiter Ferne, — da stellt heute der Berliner Hotelier für ein internationales Publikum den neuesten Phonographen auf, damit für zehn Heller jedes Kind aus Frankfurt oder Liverpool den „Einzug in die Wartburg" höre. Man kann nächstens auf der Jungfrau belauschen, wie „Herr Caruso in New York" den „Hymnus an die Einsamkeit" in den Phonographen singt. Man wird jede bescheidene Trift mit Pensionshäusern und Villen übersäen. In jeder dieser „Villen" wird sich alsbald ein Klavier und eine müssige Dame aus Leipzig zusammenfinden. Auf den sogenannten Villen prangen schöngemalte Namen wie „Waldeszauber", „Bergfried", „Alpenrose", „Tiefeinsamkeit" und „Käthchens Ruh". Man malt auch ganze Sprüche darauf, wie etwa „my house, my castle" oder „Trautes Heim, Glück allein". Und diesen Inschriften entsprechen die Pensionspreise. Man kündet durch Inserate, dass man ein Eldorado an Frieden und Glück zu vergeben habe. Und wahrhaftig, auch der Augenblick ist nicht fern, wo der letzte südamerikanische Urwald mit dem Ton der Dampfpfeife und des elektrischen Läutwerks durchzogen wird. Und wohin dann der „Fortschritt" und der „gebildete Europäer" kommt, da wird es „Lärm setzen". Ja, es scheint der Lärm das tiefste Charakteristikum des Menschen schlechthin zu sein. Denn das erste, was ein „Mensch" unternimmt, sobald er ins Leben tritt, ist, dass er zu schreien beginnt. Dieser Schrei ist das spezifische, anthropologische Moment, durch das er sich von der Niederung des sprachlosen und stummgeborenen Wesen abhebt. Kein Tier schreit so unaufhörlich, nachdem es den Mutterleib verlassen hat. Nur der Mensch ist ein von Haus aus schreiendes Wesen. Und er bleibt seiner Wesensart konsequent getreu, bis zu seinem immer noch allzu späten Tode. Er schreit mit seiner gesamten Existenz. Er schreit sogar, wenn er schweigt. Er erfand ein sozusagen brüllendes Schweigen. Auch in der Kunst, auch in der Wissenschaft wird überall nur geschrien. Man schreit in Zeitschriften, Zeitungen, Journalen, denn diese sind nichts anderes als fortgesetztes, unaufhörliches öffentliches Betten- und Teppichklopfen. Auch die keuschesten Dinge werden „besprochen". Was gibt es denn, worüber sie nicht „redeten"? Und selbst in ihren zarten Konfidenzen schreien sie sich an! Nichts, nichts fällt den Menschen schwerer als schweigend zu sterben. Und doch ist dies der ganze Inhalt ihrer „Kultur", ist das Einzige, wodurch ein Mensch sich auszeichnen und aus dem unergründlichen Gewimmel

von Naturwesen emporsteigen kann. Man sagt wohl, dass ihn die Sprache, oder gar dass das Tintenfass vom seelenlos-sinnlichen Vieh ihn unterscheide. Man sollte lieber sagen, dass nur Schweigen absondere. Eine tiefe Weisheit liegt darin, dass bei Homer die Trojaner mit grossem Schlachtgeschrei in den Todeskampf ziehen, während die Griechen ohne einen Laut sich in den letzten Kampf begeben.

2.

Es ist das wichtigste Merkmal von Kultur, dass sie die „Unmittelbarkeit“ seelischer Regungen unterdrückt. Betrachten wir den „unerzogenen“, „natürlichen“ Menschen, dann finden wir, dass er zu allem und jedem in Sym- und Antipathien spontan „Stellung nimmt“, dass er liebend oder hassend, lustvoll und unlustvoll auf jedes Begegnis unmittelbar zu „reagieren“ pflegt. Je kultivierter, erzogener dagegen der Mensch ist, um so eher wird er geneigt sein, vorsichtig sein Urteil zu „suspendieren“. Erfahrung und Urteilskraft lehren Duldung. Ehrfurcht und Scham gebieten die stete Zurückhaltung. — Das, was ich (oben) die „Vergeistigung“ des Lebens genannt habe, aber auch Rationalisierung, Logisierung, Ethisierung, oder kurzweg „Kultur“ hätte nennen können, äussert sich zuvörderst in der strengeren Bindung aller Impulse des Fühlens und Wollens. Das Lieben oder Hassen der Menschen wird indirekter. Die Beziehung zwischen Mensch und Mensch, wie die Beziehung zwischen dem „Subjekt“ und seinem „Gegenstande“ erfährt beständig wachsende „Distanzierung“. Wenn in Anfängen der Kultur Persönliches und Sachliches so eng ineinander geschmolzen sind, dass das Individuum gar nicht abzulösen wäre von zufälligen, historischen Beziehungen, in die es durch Geburt und Zufall hinein gerät, so ist auf späten Lebensstufen im Gegenteil die Spannweite zwischen dem Menschen und seiner Welt objektiver Ziele und Zwecke so gewaltig geworden, dass das „Sachliche“ mit eherner Unerbittlichkeit als eine selbständige, alles Subjektiv-Gefühlsmässige ausschliessende Macht dem Menschen eisern und kalt gegenübersteht. Darum wird die Seele immer, immer einsamer. Die primitive Bildung, die überall mitten in der Natur und mitten unter Ihresgleichen lebt, formt jeden Eindruck sogleich zum Urteil, jedes Urteil sogleich zur Tat. Die Unreife ist mit allem und jedem schnell fertig. Denn es ist das gute Recht der Jugend alles danach zu bewerten, ob es ihr taugen könne oder nicht. Die Reife dagegen und in ihr das wachsende biologische Alter des Menschengeschlechts dokumentiert sich vor allem in der Fähigkeit vielseitigen Begreifens, die unter dem Gesichtspunkte der natürlichen Vitalität ebenso sehr eine praktische Gefahr, eine biologische Schwächung umschliesst, als man sie unter dem Gesichtspunkt der

Kultur als wahre Blüte der Humanität bewundern muss. Die Bändigung und Vergeistigung der Naturen macht sich nun aber vor allem in der Minderung des Lärmes geltend! Sie macht sich geltend in dem wachsenden Schweigen, das uns als Ausdruck wachsender Weisheit und Gerechtigkeit umgibt. — Es ist lehrreich, Völkertypen von verschiedener Domestizierung der Seele in dieser Beziehung zu vergleichen. Es erweist sich zunächst, dass der Unterschied zwischen Lärmhaftigkeit oder Schweigsamkeit des äusseren Lebens mit der Frage zusammenhängt, ob eine Bevölkerung mehr der spielenden oder der arbeitenden Kultur nahesteht. Wo der Mensch noch das grosse spielende Kind der Erde ist, (unter Völkerstämmen Afrikas, Asiens, Australiens und im romanischen Süden Europas), da herrschen durchaus sinnliche Lautheit und Buntheit, die in keinem richtigen Verhältnisse stehen zu den ganz banalen Zwecken, die durch alle diesen Aufwand von Lärm und sinnlichem Anreiz angestrebt und erreicht werden. Der Südländer lärmt eben aus eitel Betäubungslust. Er lärmt mit Behagen. Er übt ganz naiv jene Triebhaftigkeit betäubender Funktionen, die zugleich mit der rationalen Bewusstheit und „Zweckbestimmtheit“ auch den Schmerzen der Existenz aus dem Wege geht. Der furchtbare Lärm, der sich auch in alle nachdenklichen und feierlichen Stunden des südlichen Lebens drängt, das Geschrei, mit dem diese kindlichen Menschen ihre Toten begraben, ihre Schicksalsschläge zerteilen, ihre Sorgen abwälzen und alle ihre Mängel und Qualen voreinander ausbreiten und auskramen, ja noch persönlichste Verwundungen laut und öffentlich aneinander rächen, — dieses ganze Schrei- und Lärmgetriebe entspricht jener primitiven „Tendenz zur Verbequemlichung des Lebens“, eben der selben Tendenz, der auf komplizierteren, schwierigeren, arbeitreicheren Lebensstufen nur noch bewusste Ökonomisierung der Kräfte genug tun kann. Dieser naive Lärm besitzt daher ausnahmslos und überall natürlichen Zusammenhang mit spontaner Vergeudung oder mit einem Leben luxurierenden Müssiggangs. Je verspielter und unrationaler die kindlichen Existenzen sind, in um so lauteren Formen des Lebens werden sie sich in der Regel verbrauchen. Alle lebendigen Kräfte, die nicht in „Sanktionen“ eingespannt werden und sich nicht auf positive, das Leben heiligende und determinierende Ziele eingestellt haben, sie „verpuffen“ in einer Orgie unaufhörlichen Karnevals. Das ganze Leben scheint noch Mummenschanz, Willkür und Sinnlosigkeit zu sein; Taumel oder allerlei vague Begeisterung; unverstandener oder unverständiger Fanatismus; wüste und wilde Demolierungssucht! Und hinter all diesem Gelärme und Getöse der grossen, zwecklosen Masse steht doch ein unbändiges, grundloses Selbstgefühl. Die Furcht und Flucht vor Langenweile einerseits und andererseits die lebendige Freude an innerer Entspannung überschüssiger und lungernder

Kräfte, — sie toben sich aus in Formen höchster Selbstgefälligkeit. Für diesen inneren Zusammenhang des Lärmes mit menschlichem Macht- und Aktivitätswillen ist unverkennbar charakteristisch, dass jede Klage über Lärm (der doch so viele reine Erhebungen, so viele unwiderbringliche Stunden des Menschengeschlechts rücksichtslos mordet), von den Meisten unverzüglich mit einem feinen Lächeln schadenfrohen Wohlgefallens quittiert zu werden pflegt. In diesem leisen Lächeln verbirgt sich die geheime Befriedigung darüber, dass Klage über ein Leiden stets die Anerkennung einer Macht involviert. Denn die Lust, seinesgleichen oder gar höher gearteten Wesen subtile Schmerzen zufügen zu können, ist für den rohen, primitiven, gemeinen Menschenwillen durchgängig ein Hauptmotiv, das ihn bei allen erdenklichen Gelegenheiten zu Skandal und Lärm als zu seiner natürlichen Lebenswaffe greifen lässt. Nur mit ihr weiss er sich „durchzusetzen", andere zu belästigen, ja schliesslich moralisch tot zu machen. . .

* * *

Lichtenberg hat vom Lärm gesagt, dass er ihn nur dann unerträglich fände, wenn er den „Zweck" störender Geräusche nicht einsehen oder billigen könne. Daher pflege er, wenn er eine Horde unnützer Jungen vor seiner Türe lärmen höre, sich lebhaft vorzustellen, dass eben der selbe Lärm der selben Jungen, vielleicht dienen werde, die Franzosen oder Engländer im nationalem Kampf aus dem Felde zu schlagen. Das pflege ihn versöhnlicher gegen die Lärmbolde zu stimmen. Das nenn ich in der Tat echt nordisch-rationell gedacht! — Als ob nicht aller Jugendlärm von Kindern und Völkern seinen „Zweck" und seine „Rechtfertigung" eben in sich selber trüge?! Die „Rechtfertigung" des ganz unnennbaren Lärmes in italienischen Städten, die Sanktion der unzähligen völlig entbehrlichen Geräusche (die schon das Epos des Malers Bronzino tragikomisch aufzuzählen versuchte), — sie liegen ausschliesslich in der triebhaften Freudigkeit, mit der alle die lärmenden Existenzen, diese Fruchthändler, Hausierer, Limonadenverkäufer, Bettler, Lazzaroni, Taugenichtse, Hochstapler und naiven Gauner, ihr Vergnügen an der Sonne in die blauen Lüfte hinausschreien[1]). — Dagegen betrachte man das Antlitz intellektueller und ethischer Kulturen! Die späte biologisch-alte Zivilisation des gelehrten Chinesen, des frommen Buddhisten, des gebildeten Türken, sie bewährt sich vor allem in der stummen bewundernswerten Selbstbeherrschung und kontemplativen

[1]) Als ich in die Wasserstadt Venedig kam, glaubte ich in ein Reich der Totenstille zu kommen, dachte, ein „buontempone" zu werden und endlich einmal entrückt zu sein alle dem Lärm und Geruch unseres Strassenverkehrs. Aber nirgendwo habe ich solche Schreihälse, solche Schmutzfinken wiedergesehen.

Ruhe, die über dem ganzen Leben wahrhaft gebildeter Menschen liegt. Man glaube ja nicht, dass jene grobe Beobachtung richtig ist, die den vornehmen Asiaten phlegmatisch und apathisch schilt. Plötzliche, unerwartete Ausbrüche lange aufgestauter und niedergezwungener Fanatismen widerlegen diese Zumutung. Der Asiat ist kraftvoll und leidenschaftlich; aber zugleich innerlich disziplinierter und gebundener als die jungen europäischen Völker im Durchschnitt zu sein pflegen. Darum schwebt über dem Leben später Buddhisten die Weihe stummer Würde und Ehrfürchtigkeit. In ihr dokumentiert sich jene überlegene Rationalisierung des Trieblebens, die der Mensch nur der Schule der Not, nur einem langen, geschlechterlangen Leiden danken kann. — Diese „Überlegenheit der Intellektualisierung des Trieblebens" äussert sich aber auch in der ungleichen seelischen Anlage der Geschlechter. Die Frau ist immer und überall „rationaler" als der Mann. Der psychologische Unterschied des weiblichen und des männlichen Vertreters des selben Typus läuft allemal auf ungleiche intellektuale Bindung psychischer Energieen hinaus. Diese ungemein wichtige psychologische Wahrheit habe ich seit vielen Jahren in Schriften und Vorträgen vertreten. Aber ich bezeichne als „Rationalität des psychischen Erlebens" keineswegs objektive Bewusstseinsinhalte. Ich meine nicht irgendwelche faktischen Kenntnisse und Bildungsmomente, noch auch etwa Übung in den Funktionen bewussten Denkens. Die Frau hat lediglich eine ältere und höhere Seelenkultur. Sie verdankt sie der langen Hemmung ihrer äusseren Kraftentfaltung. Sie dokumentiert sich in der zweckvolleren Ökonomik der Lebenskräfte, in der grösseren Selbstbeherrschung und Tragfähigkeit weiblicher Naturen. Eben diese schweigende Überwindung des Lebens aber gibt dem Menschen seine besondersartige, menschliche Würde. Sie ist das Ziel aller Erziehung und der seelische Gewinn aller Kultur. Denn Erziehung ist Erziehung zum Schweigen. Und Kultur lehrt das „Leiden ohne Klage". Der wohlerzogene kultivierte Mensch wird sich (ganz gleich welcher inhaltlichen, objektiven, materialen Kultur er angehöre und auf welcher Kenntnis- und Bildungsstufe er verharre) immer und überall durch Schweigen und durch Feindschaft gegen undisziplinierte, laute Lebenshaltung auszeichnen.

3.

Kultur ist Entwickelung zum Schweigen! — Selige Ruhe liegt über allem Vollendeten. In keusche Stille sind alle grossen Werke der Menschheit gehüllt Von hehrer Lautlosigkeit durchtränkt. Dieses hängt damit zusammen, dass alles was im Bereiche zweifellosen Wertes liegt, jenseits des Kampfes stehen muss, dessen ureigenstes Stigma Lärm und Lautheit ist. In der „Welt des Zweifellosen" gibt es keinen Streit.

Darum weiss schon Plato von seinem Himmel reiner Ideen nichts Kennzeichnenderes zu sagen, als dass man in seinen Sphären keine Geräusche höre. Denn alles Geräusch hängt in der Wurzel mit irgendwelchem struggle for life zusammen, sei es in Form der Konkurrenz, oder sei es in Form der Abwehr. Lärm ist nichts anderes als ein grosses Streitmittel, mit dem ein Geschöpf dem andern zu imponieren versucht. Und auch hinter der subtilsten Art geflissentlichen Lärmes steht noch der Machtwille und die Unvollkommenheit. . . Ein altes Sprichwort sagt, dass „Hunde, die am lautesten bellen, am seltensten beissen"; — es zeigt sich in der Tat, dass alles, was sich lärmend anzuempfehlen oder durch Lärmen zu erschrecken sucht von der Sicherheit des Siegers am weitesten abwohnt. Jedes Lebewesen aber kämpft mit Waffen, die Not und Schicksal ihm leihen. Das Insekt, das nicht duften kann wie die Lilie hat wenigstens die Macht, sie zu besudeln. Und so kann auch jeder Fuhrknecht, der das verfeinerte Faustrecht des Lärmens übt, Gedanken im Haupte selbst eines Tasso zerbrechen. Damit wehrt und verteidigt er sich gegen die Macht des Geistes, der auch sein Leben langsam in die leidensreiche Fessel der Kultur einschmieden will. Man beachte also, womit die Masse des Volkes immer und überall zu argumentieren und zu kämpfen gewohnt ist! In jeder Volksversammlung entscheidet die Lunge. Missliebigen Staatsmännern zeigen sie durch Gejohle ihre „Weltanschauung" an. Missliebige Gelehrte boykottieren sie durch „Katzenmusik". Mit nichts anderm beteiligt sich die kompakte Majorität an Aufständen und Revolten, ja an allen ungewöhnlichen Augenblicken der Geschichte, als mit unaufhörlichem Geschrei. Und die sich in Können und Tat am kläglichsten und feigsten erweisen, sind die frechsten und lautesten Schreier! Kein Unglück wird schweigend, kein Kampf in Stille durchkämpft; es muss alles an die Glocke! Überall in der menschlichen Gesellschaft wird lamentiert, medisiert, gebetet, gebettelt und geweint. Denn das sind Mittel, mit denen sich Leiden und Problematik betäuben, mit denen jeder Konflikt sich auf andere abwälzen lässt. Alles aber, was der Mensch noch bespricht, deutet auf einen Wunsch, nicht aber auf Besitz. — Wenn nur die vitale Energie, die bei einem einzigen unsrer Schützen-, Turner- und Sängerfeste im chauvinistischen Selbstgefühl und patriotischem Gerede verpulvert wird, täglich und stündlich in den Dienst produktiver nationaler Arbeit gestellt würde, dann könnte das deutsche Volk bald das vornehmste und beste aller Völker sein! Aber es ist das untrügliche Zeichen unsrer nationalen Unreife, dass bei uns zu vielerlei gelärmt, gewollt und gesprochen wird, während der kulturelle Besitz und die Reife schweigen und leisten würden. Es ist symbolisch, dass die sicherste und edelste Kultur, die es heute gibt, die Kultur der englischen Gentlemen auch die knappste, schlichteste und leiseste Sprache redet. Der

Sprachgebrauch eines polynesischen Inselstammes verwendet im täglichen Umgang mehr Worte, Bilder, Tropen und Metaphern als die konzise und schmucklose Sprache der grossen, modernen englischen Denker besitzt. Wenn wir Deutsche auf die erhabenen Werke und Menschen der Gegenwart, auf die Schriften Nietzsches, auf die Dramen Wagners mit Recht stolz sind, so könnten dennoch künftige Geschlechter auch in ihnen zu viel Rhetorik und „Kakozelie“ finden, um sie als den Ausdruck wahrer kultureller Reife schätzen zu können. Die Überlegenheit der stilleren, englischen Kultur, die das „never interrupt“ das elfte Gebot genannt hat und in der puritanischen Heiligung des Sonntags einen wahren Segen für Kopfarbeiter schuf, zeigt sich vor allem darin, dass sie die Menschen besser hören lehrt. Es ist nicht häufig, dass jugendliche Völker und Menschen an der Kunst der Sprache Mangel leiden. Dagegen mangelt ihnen stets die Kunst des Zuhörens. Bei uns redet alles. Am meisten unsere Staatsoberhäupter. Und niemand hat Ohren, niemand versteht zu hören...

* * *

4.

Unendlich bevorzugt und liebenswürdig sind die seltenen Menschen, die einem sie anregenden Gegenstande gegenübertreten, ohne Bedürfnis, sich höchstselbst, in eigener Person dazu in Rapport zu versetzen. Eine schöne Blume muss gepflückt und berochen, ein anmutiges Kind geküsst und gestreichelt werden. Ein seltenes Tier wird alsbald geneckt und betastet; eine schöne Frau belästigt und haranguiert. — Wenn die gemeine Roture einem überlegenem Geiste, einem Reicheren, Stärkeren, Mächtigeren gegenübersteht, so ist unverkennbar ihr einziges Bemühen, dass sie nur ja „Eindruck mache“, „ernst genommen“, „estimiert“ werde, während der wahrhaft gebildete Mensch gerade dem Bessergestellten gegenüber sich schweigend zurückhalten, überall aber lernen und empfangen wird. Er wird lieber sprechen lassen, als sprechen. Es ist ihm gleichgültig, was man von ihm glaubt und hält. Er fühlt auch, dass es das gute Recht anständiger Leute ist, sich unbeschadet ihrer „Autorität“ mindestens dreimal an jedem Tage „blamieren“ zu dürfen. Nun aber blicke man auf das, was allen wohl gefällt und was sie alle lesen und schreiben. Man blicke auf all dieses „Reden über“. Dieses gegenseitige Sichbespiegeln, Sichsezieren, Sichbeobachten. Alles aus der Perspektive machtwilliger Eitelkeit und der Freude, andere nicht anerkennen zu brauchen oder im „Anerkennen“ sich selbst eine Folie zu geben. Der meiste „Publizismus“ lebt von diesen rohesten Formen seelischer Konkurrenz. Aber auch die meisten ernsten Bücher, die

irgendwelche, Modeerfolge haben, wollen durchaus die „Menschheit erziehen“, fanatisieren und moralischen Einfluss nehmen durch Schreien und Lärmen. Und was wird nicht vollends an Erziehungsanstalten und Universitäten gepredigt, gelärmt und gebessert! Man gewinnt schliesslich den Eindruck, dass es aller Welt nur darauf ankomme, mitzureden, dabei zu sein und lärmende Macht auszuüben. Darauf deutet auch die unsinnige, deutsche Einrichtung der „Diskussion“, — wenn etwa nach dem künstlerisch geschlossenen Vortrage eines Sachkundigen Hinz und Peter aufstehen, um irgendwas Nebensächliches, Konfuses oder Verwirrendes ahnungslos und selbstüberzeugt zu Markte zu bringen, worauf es alsbald „in die Zeitung kommt“. Wie wenige ahnen, dass alles Reden Irrtum umschliesst. Den Irrtum, dass man zu keinem Gegenstand „Distanze“ hat, in dem man unmittelbar lebendig ist. . .

* * *

Auf dem Gipfel trägt Kultur das Ideal allwissenden Schweigens. Jenes Ende, das Fiesole im Bilde des Petrus Martyr gezeigt hat. — Es liegt eigene Wahrheit darin, dass auch die Religion das letzte uns verheissene Paradies und die „ewige Seligkeit“ als „Hort des Schweigens“, dagegen die Hölle als Stätte unausgesetzten Lärmes schildert. — Im Hades wird kein lautes Wort mehr gesprochen. Selbst das Ruder des Charon erregt keinen Laut in stummen Wellen. Der letzte Lärm, der den Scheidenden entlässt, ist der Ruf der am Ufer harrenden Seelen, die sehnsüchtig auf den erlösenden Nachen warten. Im „Christenhimmel“ freilich geht es nicht ohne Posaune und Engelchöre ab und die grässliche Aussicht auf verklärte, singende und schmausende Philister. Dafür bieten wenigstens die Schilderungen der Hölle, wie sie die Kirchenväter entwerfen, eine um so energischere Verurteilung des irdischen Gelärmes. Ihre Schilderungen schwelgen in dem fürchterlichen Höllengeschrei, das die rachsüchtigen Teufel erheben und in der Vorführung des Jammers, der die sündhaften armen Seelen „tönen macht“. . .

* * *

Dante schon sang von der Erfindung eines Teufels. Eine ungeheuere, grässlich dröhnende Glocke, die Tag und Nacht geläutet wird. An ihren Schallmantel wird das arme Opfer festgeschnallt. Die Schläge der Glocke treffen unaufhörlich sein Ohr, so dass der ganze Körper mitbeben muss, bis schliesslich der Wahnsinn dem Gemarterten Erlösung bringt. Das ist das wahrhafte Symbol für den Lärm unseres Menschenalters. . .

Drittes Kapitel.

Die Empfindlichkeit des Ohres.

„Macht dich der brausende Sturm beklommen?
Zweierlei Hoffnung bleibt dir im Braus,
Durch das Getöse hindurch zu kommen
Oder aus dem Getöse heraus."

Rückert.

Eine endlose Schar von Blutzeugen wider den Lärm wandelt an uns vorüber: Alle geistigen Führer, alle die seelischen Repräsentanten des Menschengeschlechtes, die unter der ewigen Torturierung gelitten haben, deren Gehirn Tag um Tag ihres kurzen Lebens von dem ehernen Hammer zermürbt worden ist. — „Ich finde", so sagt Schopenhauer in seiner Philippika wider Lärm und Geräusch, „Klagen über die Pein, welche denkenden Menschen der Lärm verursacht, in den Biographien oder sonstigen Berichten persönlicher Äusserungen fast aller grossen Schriftsteller, z. B. Kants, Göthes, Lichtenbergs, Jean Pauls, ja wenn solche bei irgend einem fehlen sollten, so ist es bloss, weil der Kontext nicht darauf geführt hat". — Es gibt indessen zweifellos geistige Arbeiter, die vermöge aussergewöhnlicher Empfindlichkeit des Gehörs und abnormer Reizbarkeit für Geräusche mehr als irgendwelche andere Menschen unter dem Lärme zu leiden haben. Es sind dies fast immer Individuen von spezifisch akustisch-motorischem Typus, wie denn überhaupt bei vorwiegend geistig und abstrakt arbeitenden Menschen das Gehör in weit höherem Masse als das Auge in Anspruch genommen wird und für manche Leistungen und Fähigkeiten des Gesichtssinns vikariierend eintritt. Jeder kann durch Selbstbeobachtung herausfinden, ob er mehr dem akustischen oder dem visuellen Typus zuzurechnen sei, ob er z. B. vor dem Einschlafen vorwiegend von visuellen Bildern oder von Tönen und Wortvorstellungen erfüllt ist, ob in seiner Erinnerung an vergangene Erlebnisse mehr das Bild und die Physiognomik des Geschehnisses oder ein darangeknüpfter „Sinn" und abstraktes „Interesse" lebendig zu bleiben pflegt. In der Regel wird man be-

merken, dass gesteigerte Empfindlichkeit für akustische Eindrücke die grössere Insichgekehrtheit des geistigen Erlebens zur Voraussetzung hat. . .

* * *

Eine ungewöhnliche, ja krankhafte Reizbarkeit des Gehörssinnes, die man als eigentümliche „Lärmneurose" ansprechen könnte, zeigt das Leben Thomas Carlyles. Bei ihm spielte der Lärm eine tragikomische groteske Rolle. Dafür, dass Thomas Carlyle in seinen Schriften selber redlich gelärmt hat (obwohl er, wie Spencer erzählt, mit Vorliebe vom „heiligen Schweigen" zu — reden liebte), dafür ist er aufs härteste durch die subjektive Qual, die seine Lärmempfindlichkeit ihm bereitete, gestraft gewesen. Man kann beinahe sagen, dass die Tagebücher und Briefe von Jane Welsh Carlyle, (einer der genialsten englischen Frauen), von nichts und wieder nichts handeln als von der fortgesetzten Sorge, wie sie ihrem hypochondrischen Gatten ein Menschenalter lang besseren Schlaf bereiten und ruhige Arbeitsgelegenheiten schaffen musste. Die Frage, wie „Er" während der letzten Nacht geschlafen hatte, entschied über das Glück oder Unglück eines jeden ihrer Tage, ja jeder Stunde ihres armen Lebens. Und eine Bagatelle, ein Nichts, das Gackern eines Huhns, ein vorüberrollender Lastwagen, das ferne Ticken einer Uhr genügte, um Carlyles Nachtruhe zu vernichten. — Tyndall erzählt in seinen schönen Erinnerungen, von einer Reise, die er mit Carlyle gemacht hat. Als er eines Morgens in Carlyles Kammer trat, fand er ihn völlig verwandelt, strahlend, wie verklärt. Er wusste sich nicht genug zu tun in Dankbezeugungen für den guten Freund, dessen Fürsorge er acht Stunden festen Schlafes zu verdanken glaubte. Er wollte durchaus das Bett ankaufen und mit nach Schottland nehmen, in dem er so gut geschlafen hatte. Es ist halb rührend und ergreifend, halb aber komisch oder empörend zu lesen, welche Schliche und Kniffe die arme Jane anwenden musste, um diesem masslos launischen, ganz unausstehlichen Manne die nötige Stille zu verschaffen. Denn obwohl er in den besten Verhältnissen, verhätschelt und umsorgt in der tiefster Abgeschiedenheit in einem einsamen Hause zu Chelsea lebte, klagt er unaufhörlich über Mangel an Stille. Da werden die jungen Hähne und Hühner, die seine Morgenruhe stören, für schweres Geld aufgekauft; junge Damen durch zarte Aufmerksamkeiten veranlasst, während seines Aufenthaltes nicht auf dem Klaviere zu üben, denn bei dem ersten Tone gerät der grämliche Carlyle in Zorn und beginnt seine ständige Lamentei: „Bei diesem Lärm kann ich weder denken noch existieren." Ein Hund, der sich herausnahm, Ideen, die den Preis menschlichen Heldentums und das Heil des englischen Volkes

bezwecken, durch Geheul meuchlings im Keime zu töten, wird mit List fortgeschafft, nachdem sein Herr, ein benachbarter Schnapsbrenner durch einige Flaschen edlen Weines bestochen ist. Obwohl das Arbeitszimmer Carlyles doppelte Wände hat, zwischen denen eine den Schall dämpfende Torfschicht deponiert ist, scheint doch niemals die zur Arbeit und zum Schlafe notwendige Stille zu herrschen und bei jedem neuen Buche träumt der grosse Schriftsteller davon, es in einer Wüste oder auf einem Schiffe allein, einsam im Ozean schreiben zu dürfen. Es war eine bestimmte, gar nicht seltene Form von Autosuggestion, durch die Carlyle sein Leben sich verbitterte. Er schlief nur darum nicht, weil seine Aufmerksamkeit sich einseitig gewohnheitsmässig auf das Erdenken von Schlafstörungen eingestellt hatte. Er fühlt sich nicht zufrieden, wenn er keinen Grund sieht, unzufrieden zu sein. Das Schlimmste in solchen Fällen aber ist die suggestive Macht solcher ungewöhnlich energischen „moralischen Dyspeptiker". Carlyles Einfluss auf andere fügte es, dass seine Form von Neurasthenie sich auf seine ganze Umgebung übertrug. Weil er nicht schlafen konnte, schlief sein ganzes Haus nicht, denn nichts kann man so leicht lernen oder verlernen als den Schlaf. . . . Einen Leidensgenossen von recht eigentümlicher Art hatte Carlyle an dem Mathematiker Babbage. Auch dieser litt an einer Idiosynkrasie gegen Lärm. Diese aber bezog sich auf eine ganz spezifische Lärmsorte, nämlich auf den Klang der in englischen Dörfern überaus häufigen Drehorgeln. Das Lied der Drehorgel machte Babbage weinerlich und arbeitsunfähig. Darum bestimmte er ein für allemal einen Teil seiner Einkünfte dazu, alle Orgeln, die sich irgendwo in seinem Reviere hören liessen, aufkaufen zu lassen. Dies wurde alsbald bekannt und veranlasste eine allgemeine Auswanderung der Orgelmänner zu dem Reviere, wo Babbage wohnte. Dort versuchten sie ihre alten verspielten Instrumente möglichst teuer abzusetzen. . . . Goethe berichtet, dass er in seiner Jugend sich die Empfindsamkeit gegen Lärm nicht durchgehen lassen wollte und dass er in Strassburg hinter der Trommel der Soldaten einherzog, um sein empfängliches Ohr für Geräusche langsam abzuhärten. Aber es hat ihm wenig genützt. Denn auch Goethe blieb sein Leben lang für jede Art Lärm und Geräusch sehr empfindlich. In dem ruhigen idyllischen Weimarländchen, unter den glücklichsten und würdigsten Lebensbedingungen, unter denen je ein Dichter in Deutschland schaffen durfte, hatte er gleichwohl noch beständig über Unruhe und Lärm zu klagen. Ja, in seinem Alter kaufte er ein in Verfall geratenes Haus neben dem seinigen, nur, um den Lärm bei seiner Ausbesserung nicht mit anhören zu müssen. — Wir finden fernerhin in der Biographie Byrons, Shelleys, Beethovens, Schillers, Mussets, Viktor Hugos, Zolas ausdrücklich erwähnt und durch eine Fülle von Einzelzügen bestätigt, dass sie für Geräusche empfäng-

lich waren und unter Lärm sehr zu leiden hatten. In der Lebensbeschreibung Konrad Ferdinand Meyers erwähnt seine Schwester, dass er schon als Knabe eine übergrosse Empfindlichkeit gegen Geräusche geäussert habe. Einen fast schrullenhaften Zug berichtet auch Peter Hille aus seiner eigenen Jugendzeit. Er konnte Flintenschüsse und Pfiffe nicht ertragen und ging in kein Theater, weil er in Furcht war, unerwartete Schüsse oder Pfiffe hören zu müssen. — Einen halb tragischen, halb komischen Charakter hatte der Widerwille Heinrich Heines gegen Lärm. Er dokumentiert sich mit wahrem Galgenhumor, wenn der Dichter in seiner „Matratzengruft", wo ihn tausend subtile Geräusche quälen, ein Testament aufsetzt, in dem er verfügt, er wolle auf dem Cimetière Montmartre, nicht aber auf dem näheren Père la Chaise begraben werden, „weil es dort ruhiger sei und er weniger gestört sein werde". — Auch von Richard Wagner, der in seinen Briefen neben allen seinen andern Lamentos, auch über den Lärm und die Sorge um eine ruhige Wohnung beständig lamentiert, hören wir, dass er Glassplitter und Scherben unter seine Fenster streuen liess, um Kindergeschrei von seiner Wohnung fernzuhalten. Auch Fr. Th. Vischer war ein herrlicher Kämpfer wider den Lärm. Neben Schnupfen, Katarrh und Influenza, neben der Bosheit der Hemden- und Kragenknöpfe und der „Tücke der kleinen Objekte" hat ihn nichts so tief wie Lärm erbittert. Halb grimmig, halb lächelnd hat er gegen ihn angekämpft. Als im Sommer 1877 neben dem Stuttgarter Polytechnikum der Stadtgarten angelegt wurde, in dem während der Sommervorlesungen Vischers ein Promenadenkonzert stattfand, da schrieb er im „Neuen Tageblatt" geharnischte Aufsätze wider die Rücksichtslosigkeit seiner schwäbischen Mitbürger. In einem dieser Aufsätze heisst es folgendermassen: „Vor meinen Zuhörern werde ich so vieler Worte nicht bedürfen. Da brauche ich nicht erst zu beweisen, dass die Wissenschaft S t i l l e bedarf, dass, wer sie vorträgt, nicht mit Pauken und Trompeten um die Wette schreien kann; da ist keine Besorgnis, auf die Missachtung der Wissenschaft zu stossen, die in dieser Sache als eine traurige Erscheinung in unserer Hauptstadt mehrfach hervorgetreten ist. . . . Es wäre auch noch ein Wort von Belästigung vieler Umwohner durch die laute, lang dauernde Musik zu sagen; da gibt es auch ausser Lehranstalten immer solche, die j e t z t keine Musik hören wollen, weil sie zu anderen Dingen Sammlung bedürfen, gibt es Kranke, kommt es vor, dass Tieftrauernde ein Sterbebett umstehen, denen die stürmische Aufforderung zur Freude wie Hohn erscheint. Gerade der Freund der Musik muss wünschen, dass sie nicht aufdringlich sei, nicht da sich aufwerfe und lange Stunden hindurch breit mache, wo sie zwar einige belustigt, aber andere belästigt." — Ein andermal beklagt sich Vischer in einem Brief über einen heulenden Hund mit folgenden Worten: „Meine Arbeit verlangt strenge

Sammlung des Geistes und diese ist rein unmöglich, während man solche Jammerlaute eines Tieres mit anhören muss. Unter allen störenden Geräuschen ist es gerade dieses, welches in eigentümlicher Art die Aufmerksamkeit dessen, der sich geistig beschäftigen muss, von seiner Arbeit ablenkt. An den Lärm, der mit manchem Handwerk verbunden ist, kann man sich gewöhnen, denn da mengt sich kein Mitleid ein, diese Geräusche schneiden nur ins Ohr, nicht in die Seele. Wer nur einmal versucht hat, während eines nahen Hundegeheuls zu studieren, der weiss aus Erfahrung, dass man auch in den Pausen, in denen das arme Tier schweigt, zu keiner geistigen Sammlung gelangen kann, weil man immer acht geben muss, wenn er wieder beginnt[1])." — Eine der merkwürdigsten Äusserungen aber speziell über das Geräusch der Musik findet sich bei Kant. Sie lautet folgendermassen: „Es hängt der Musik ein gewisser Mangel an Urbanität an, dass sie, vornehmlich nach Beschaffenheit ihrer Instrumente, ihren Einfluss weiter, als man ihn verlangt auf die Nachbarschaft, ausbreitet und so sich gleichsam aufdrängt, mithin der Freiheit anderer ausser der musikalischen Gesellschaft Abbruch tut, welches die Künste, die zu den Augen reden, nicht tun, indem man seine Augen nur wegwenden darf, wenn man ihren Eindruck nicht einlassen will. Es ist hiermit fast so, wie mit der Ergötzung durch einen sich weit ausbreitenden Geruch bewandt. Der, welcher sein parfümiertes Schnupftuch aus der Tasche zieht, traktiert alle um und neben sich wider ihren Willen und nötigt sie, wenn sie atmen wollen, zugleich zu geniessen, daher es auch aus der Mode gekommen ist." — Endlich kann ich mir nicht versagen, ein paar Sätze eines ausgezeichneten Pathologen, Georg Strickers, hierher zu setzen: „Man gibt sich in der Schule so viele Mühe, die Augen zu schonen, warum vernachlässigt man die Ohren der Jugend? Die Lage der meisten Schulgebäude gestattet es, dass das Getöse der Strasse quälend und zerstreuend zu den Ohren der Schüler dringt. Was für Störungen und überflüssige Anstrengungen beim Denken, beim Lernen, beim Lesen durch Lärm und Geräusche aller Art hervorgerufen werden, weiss jeder, der nicht ganz ohne Hingebung und Ernst bei seiner Arbeit ist. Allerdings gibt es Leute, die im grössten Lärm, wie sie behaupten, geistig arbeiten können. Es ist eben ihre Arbeit und ihr Geist danach. Je feiner ein Gehirn gebildet ist, desto gröblicher wird es von zwecklosen Gehörseindrücken in seiner Tätigkeit gestört. . . . Die Erholung, welche der Städter immer und immer wieder im Gebirge, auf dem Lande, am Meere sucht, ist wesentlich eine Erholung seiner vom Ohr aus erschöpften Nerven. Was dieser Lärm bedeutet, merkt er meistens erst, wenn er ihm eine Zeitlang entrückt war. Dann begreift er kaum, wie

1) Ich verdanke die angeführten Briefstellen der Güte Robert Vischers in Göttingen.

er sich wieder gewöhnen soll an das Gerassel der Bäckerkarren und Fleischerwagen, welche in der Frühe um die Wette toben, an das Gepolter und Geläute der Lastwagen, der Pferdebahnen, der elektrischen Bahnen, welche ihnen bald folgen, an das Getöse der Strassenreinigungsmaschine, die in tiefer Nacht die anderen Lärmmaschinen ablöst und donnernd das Haus des müden Bürgers umkreist, an all die anderen fürchterlichen Töne, mit welchen die Stadtbahn, der Güterbahnhof, nachbarliche Akkumulatoren usw. ruhelos zu allen Stunden der Nacht das Wort des Dichters verhöhnen: „Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse.“ Freilich gewöhnt man sich wieder daran, wie man sich an Gift gewöhnt, das heimlich die Gesundheit untergräbt und nicht mehr für ein Gift gehalten wird, bis der plötzliche Zusammenbruch der Kräfte es schrecklich lehrt. Für einen gesunden, nervenstarken Erwachsenen mögen ein paar Ferienwochen alljährlich genügen, die schädlichen Wirkungen des Stadtgetöses auszugleichen. An einem Kinde, das seit den ersten Tagen der zartesten Jugend in Wochen und im Schlafe von der „erfreulichen Stimme der Kultur“ verfolgt wird, gehen die Wirkungen nicht schadlos vorüber. Die grössere Häufigkeit der Gehirnentzündungen, der schwerere Verlauf der Fieberkrankheiten in den Städten ist nur eine auffallendere, nicht die schwerste und allgemeinste Wirkung des Stadtlärmes.“

2.

Wenngleich man sich vorzustellen vermag, dass ein Lebewesen auch mit anderen als den uns bekannten Sinnesorganen sich eine „Welt“ aufbauen und lebend in ihr orientieren könne und dass somit nur „Zufall“ ist, wenn wir uns mit Auge und Ohr und nicht durch irgendwelche andere unfassliche, uns unbekannte Sinne verständigen, so obwaltet doch in Entwickelung, Höhersteigerung und gegenseitigem Verhältnis der gegebenen Sinne die sicherste Notwendigkeit. Es scheint mir hierbei ausser Frage zu sein, dass die Verfeinerung des menschlichen Gehörs einer komplizierten, entwickelungsgeschichtlich späteren Stufe zukommt, als selbst die differenzierteste Empfänglichkeit für Phänomene des Lichtes und der Farbe. Die „Welt“ des Ohrs ist die reichste und subtilste! Die Erlebnisse des Ohrs sind zarter, mannigfaltiger und intensiver als alles, was durch das Auge erlebt werden kann. — Hiermit aber hängt auch der Umstand zusammen, dass das Gesicht ein weit trägerer, jüngerer und weniger eingeschliffener Sinn, als das Gehör ist und dass Reaktionen auf Schallreize schneller und prompter, als Reaktionen auf Licht- und Farbenreize zu erfolgen pflegen. Es besteht die merkwürdige Relation, dass je subtiler und je reicher gegliedert eine Klasse von Empfindungen zu sein pflegt, um so stärker auch die „Empfindlichkeit“ für eben dieses Bereich von Empfindungen sich entwickeln muss. Dies nämlich

ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass sich eine noch weitere faktische Differenzierung der betreffenden Empfindungssphäre an uns vollziehen kann. Hieraus aber folgt, dass auf jedem Sinnesgebiete die Empfänglichkeit für quantitative Steigerung der Reize zugleich mit der Fähigkeit der Wahrnehmung für neue qualitative Unterschiede anwachsen muss. . .

* * *

Es ist eine praktisch oft erprobte Erfahrung, dass das selbe Individuum für die feinsten Unterschiede eines Sinnesgebiets zwar „empfindlich" ist, dennoch aber der gröbsten Anstösse bedarf, um diese feinsten objektiven Unterschiede zu bemerken. — Daher kann ohne Widerspruch geschehen, dass die feinste psychische „Reizbarkeit" mit der schlimmsten objektiven Vergröberung der Reize, dass z. B. der zarteste Farbensinn mit dem rohesten Farbenmissbrauch, oder das feinste Gehör mit dem schrecklichsten Gelärme zusammengeht und sich gar wohl verträgt. — Gleichwie ein Gourmet, der nur noch in den seltensten Anreizen der Zunge einen neuen Genuss findet, sich schliesslich gerade zu den allerprimitivsten Genüssen bekehrt, so geht auch im Gebiete höherer Sinnlichkeit, Verinnerlichung des Empfindens und Roheit der faktischen Empfindungsausdrücke sehr oft zusammen. Wenn ich ein Beispiel aus einer nur scheinbar entlegenen Sphäre heranziehen darf, so möchte ich auf die Entwickelung unseres Theaterwesens hinweisen. Roheit und Feinheit, wüster Sensations- und Kolportagestil einerseits und fast krankhaft geistige Finesse andererseits sehen wir auf unsern Theatern immer gemeinsam auftauchen. Es erscheint gerade so, als wenn unsere Nervensysteme zugleich stumpf und hypererethisch geworden seien. Sie sind zwar empfänglich für die leisesten Anreize, und leiseste Anstösse genügen schon, um starke Wirkungen auszulösen, aber sie bedürfen zugleich starker „Anlässe", damit diese überfeinerte Wahrnehmungsfähigkeit de facto in Kraft trete. . .

* * *

Dieser subtile Zusammenhang kehrt nun auch in der Geschichte des Lärmes wieder. Wir sind zugleich entsetzlich laut und entsetzlich musikalisch geworden. — Wenn (nach Schopenhauers Angabe) Thomas Hood von den Deutschen sagte for a musical people, they are the most noisy I ever met with, so steht wohl eine ganz unrichtige Beobachtung dahinter. Denn Stumpfheit gegen Lärm und Empfänglichkeit für Musik, grosse Lärmhaftigkeit des Volkslebens und qualitative Verfeinerung des Gehörs bilden durchaus keinen konträren Gegensatz. Vielleicht sind die

feinsten musikalischen Ohren in Stadtvierteln zu Hause, vor deren Getöse ein unmusikalischer Kannibale die Flucht ergreifen würde. Der „Naturmensch“, der ein weit undisziplinierteres und gröberes Gehör besitzt, ist zugleich für Gehörseindrücke aufmerksamer und bewusster als der Kulturmensch. Umgekehrt scheint das selbe Individuum zu einer extremen Lautheit des äusseren Lebens zu neigen, das doch zugleich für die geistigsten Intervalle der Musik und für die zartesten Naturgeräusche, (wie Rauschen im reifen Korn, Rieseln des Regens auf Gebüsch und Sand, Knistern aufbrechender Knospen oder Rascheln fallender Blätter) tief empfänglich ist. Dieser moderne Mensch scheint so „nervös“ zu sein, dass ihn nur das ganz zarte oder das ganz laute Geräusch zu fesseln vermag. Nur Sinneseindrücke auf sozusagen mittlerer Linie übergeht er in gewohnheit-gewordener Stumpfheit. . .

* * *

Auf dieses merkwürdige Beieinander von Feinheit und Lautheit deutet vor allem die Entwickelung der modernen Musik hin! Ist es nicht geradezu ungeheuerlich, wenn auf einem internationalen Musikfest zu Boston unlängst 20000 Solisten beiderlei Geschlechts, 2000 Mann Orchester und mehrere hundert Dampforgeln mitgewirkt haben? — Und wenn ich in der Zeitung des heutigen Tages lese, dass Kaiser Wilhelm gestern abend zunächst ein Kanonenstück von Wildenbruch und danach „Wer hat Dich Du schöner Wald“ aus 1200 sangesfreudigen deutschen Männerkehlen genossen hat, heute früh aber bereits wieder durch den „Huldigungsmarsch von Schultze ausgeführt von sämtlichen Kapellen der Garnison“ geweckt worden ist, dann erfasst mich halbwegs staunende Bewunderung für solchen Nervenapparat, halbwegs ein grosses Mitgefühl. — Und hat nicht endlich das Opernwesen seit Richard Wagner eine „Dynamik“ erreicht, die an die Reaktionsfähigkeit des kultivierten Ohres scheinbar nicht mehr zu überbietende Ansprüche stellt? — Dennoch ist diese Entwickelung zur Lautheit mit einer entschiedenen Verfeinerung des Gehöres zusammen gegangen!

* * *

Man liest oft die Behauptung, dass das „Tier“ (insbesondere Katze und Dammwild) ein „feineres Ohr als der Mensch besitze“. Das ist vollkommen unrichtig. Wir kennen kein Lebewesen, dessen Gehörapparat so fein und kompliziert wie der menschliche wäre. Wohl aber bemerken wir bei vielen Tierarten eine grössere Empfänglichkeit für Geräusche, weil ihre „Aufmerksamkeit“ noch einseitig auf Schallwahrnehmungen eingestellt ist. Ein grosser Teil der Tierwelt ist gezwungen, um seiner Nahrung

und Sicherheit willen, sich beständig durch das Ohr zu orientieren. Der Mensch aber würde gerade vermöge seiner höheren nervösen Reizbarkeit in kurzer Zeit zugrunde gehen, wenn er alle Geräusche, die von seinem Gehöre perzipiert werden oder für sein Ohr perzipierbar sind, auch de facto apperzipieren wollte. Die notgedrungene Gewöhnung an Umgebungsgeräusche jeder Art, wie Zischen, Stossen, Kreischen, Pfeifen und Schreien bewirkt, dass beim Menschen durch andauernde Schwingung der vielen Gehörteile zahllose Nervenstränge chronisch erschlaffen. Sein Hören wird schliesslich zu einer rein empfindenden Tätigkeit und die unzähligen Einzelgeräusche im Hause und auf der Strasse kommen nicht mehr in sein wissendes Bewusstsein. In der Gewohnheit, nur komplexe Klänge zu apperzipieren, wissen wir schliesslich nicht mehr, aus welcher Art „Tönen" Geräusche zusammengesetzt sind. Gleichwohl hören wir doch alle diese Töne und Untertöne feiner als jedes Tier. Darauf deutet sowohl die Möglichkeit der Klanganalyse, wie der anatomische Bau unseres Gehörorgans. Der Mensch besitzt zirka 15500 Hörzellen und wenn wir auch nur vermuten dürfen, dass jede einzelne Hörzelle auf einen anderen Ton abgestimmt ist, so können wir doch bei einiger Übung mindestens 4000 Töne mit voller Sicherheit unterscheiden. Wie fein aber ein Gehör ist, das auch nur 1000 Töne voneinander scheiden kann, ermessen wir an der Tatsache, dass unsere grössten Konzertflügel nur 87 Töne besitzen. Allein zwischen den Tönen a und b vermag das normale Menschenohr wenigstens dreissig weitere Zwischentöne wahrzunehmen. — Die Katze, die scheinbar viel feiner hört und jedenfalls auf den leisesten Ton reagiert, hat doch nur 1200; der Hase aber, der wiederum feiner hört als die Katze, hat nur 7000 Gehörzellen. Dieses alles beweist, dass die Abgestumpftheit des Menschen gegen leise und mittlere Geräusche keineswegs auf verminderte Empfänglichkeit seines Gehörsinns deutet. Man muss die Anregungsschwelle und die Ausdrucksschwelle, die faktische Empfänglichkeit und den Ausdruck der Empfänglichkeit wohl unterscheiden.

* * *

Niemand darf jedoch glauben, dass das ewige Schwingen in Ohr und Hirn, wenn es auch schliesslich nicht als bewusstseinweckende Hemmung empfunden wird und darum keine Reaktionen mehr auslöst, nun für menschliches Leben und menschliche Gesundheit gleichgültig geworden sei. Die Natur hat Schnecke und Cortisches Organ wohlweislich zutiefst in die Schädelhöhle gelegt, weil es von allen unsern Organen das komplizierteste und empfindlichste ist und mit der geistigen Bewusstheit des Menschengeschlechtes die innigste Verbindung besitzt. Hierauf deutet auch der entwickelungsgeschichtliche Umstand, dass seine Reife und Ausbildung die längste Zeitdauer erfordern. Denn wie überall das

Kompliziertere später zur Reife kommt als das minder Komplizierte, so kommt auch das Gehör zugleich mit der Sprache erst dann zu seiner vollen Entwickelung, wenn jede andere sinnliche Reaktionsfähigkeit schon auf ihrem Gipfel angelangt ist. Auch lässt in der Regel im Prozesse des Alterns die Kraft des Auges früher wieder nach, als die des Ohres... Wir empfinden jedoch die von uns beständig perzipierten Geräusche unserer Umgebung schliesslich nicht mehr als Hemmung und somit auch nicht als gegenständliche Gegebenheit, weil sie für das gewohnte Leben keine Gefahr und eben darum keinen Ansporn zu apperzeptivem Aufmerken in sich schliessen. Gleichwohl sind diese Geräusche doch beständig da. Sie üben beständig ihren bohrenden, unterminierenden, kraftverbrauchenden Einfluss. Man könnte sie etwa mit dem Druck der uns umgebenden Atmosphäre vergleichen, der auch nicht bemerkt und niemals störend empfunden wird, zweifellos aber zu seiner Überwindung ein bestimmtes Kraftmass in unserem Lebenshaushalte, ein bestimmtes Mass vitaler Energieen dauernd in Anspruch nimmt. Ich möchte vermuten, dass mancherlei allgemeine physiologische „Dispositionen“, die wir als Organgefühl, Gemeingefühl, Stimmung und dergl ansprechen, auf Konto dieses uns unbewussten Perzeptionszwanges zu setzen seien. Zumal der Grosstädter empfindet häufig dunkles Unbehagen, Erschöpfung oder nagendes Ermüdetsein, dessen Quell ihm erst klar wird, wenn die Aufmerksamkeit zufällig auf Geräusche der Umgebung fällt, deren Einwirkung vielleicht schon Tage und Monate von den Nerven ertragen wurde, ohne dass diese Störung irgendwie bemerkt worden wäre. Ja, es geschieht beständig, dass die schädigende Wirkung von Geräuschen uns erst bewusst wird, nachdem sie zu wirken aufgehört haben, während doch in jedem anderen Sinnesgebiet das Geltendmachen von „Schmerz“ das unmittelbare Dasein biologischer Schädigung anzeigt[1]).

* * *

Wir arbeiten somit scheinbar ungestört unter dem Einflusse ferner Flintenschüsse oder Trommelwirbel, rammelnder Handwerker oder klappernder Schreibmaschinen, so wie der Schmied das Dröhnen seiner Hämmer, der Uhrmacher seine Uhren und der Müller das Schlagen seiner Räder nicht mehr wahrnimmt. Aber sobald einmal Stillstand im Geräusche eintritt, beginnen „die Ohren zu summen“. Es beginnt sich die aufstachelnde Wirkung des Geräusches nachträglich an seinen Folgen zu zeigen. — Man hat an fast allen Arbeitern, die lange in

[1]) Erst in jüngster Zeit ist uns gelungen, die Arbeit zu messen, die ein perzipierter Ton auf das Trommelfell ausübt. Es wurde gefunden, dass bei einem sehr lauten Ton diese Arbeit etwa ein tausendstel Erg beträgt, dass man aber auch bei einem milliontel Erg noch deutliche Tonempfindungen hat.

einer Kesselfabrik oder in Appreturen gearbeitet haben, eine eigentümliche Krankheit gefunden, die man „Kesselmachertaubheit" genannt hat. Das Trommelfell verdickt sich unter Einwirkung des Lärms. Das Gehör wird gegenüber dem spezifischen Hammerlärm schwächer, bis schliesslich auch Schwächung für jede andere Art Geräusche und zuletzt vollkommene Taubheit eintritt. Was sich hierin geltend macht, ist eine wahrhaft heilsame Schutzvorrichtung des gefährdeten Organismus. Und zwar des ganzen Organismus; denn jede Reizung oder Überreizung eines einzelnen Sinnesgebietes trifft zweifellos den gesamten Nervenapparat, so dass es zur Lebensforderung des Individuums wird, dass ein dauernd gefährdetes Organ gegenüber Anforderungen, denen es sich nicht anpassen kann, schliesslich zur Degeneration gezwungen werde. Eine bloss partielle Abstumpfung oder Unbewusstheit dagegen könnte uns nicht beschützen, da sie ja keine „Unempfindlichkeit" in sich schliesst, sondern mit der fortdauernden feinsten Wahrnehmungsfähigkeit gar wohl verträglich ist. . .

* * *

3.

Welche Unsummen von Gehörseindrücken wir in jedem Augenblick des Lebens de facto perzipieren, bemerken wir nur, wenn wir uns did Mühe geben, irgend ein komplexes Geräusch, das in eine dem Lärme abgewandte Arbeit unbewusst hineintönt, uns bewusst machend, zu analysieren. — Eine einzelne „quietschende" Türangel z. B. produziert pro Sekunde etwa 1000 bis 3000 Hin- und Herbewegungen zahlloser Eisenteile, dem die gleiche Anzahl Schwingungen des Trommelfells, des Mittelohrs und Labyrinthes entsprechen muss. Ein heftiges Türenwerfen im Hause, wie es bei unerzogenen Menschen so beliebt ist, entwickelt ein Konglomerat von Geräuschen, die durch zahllose Schwingungen zahlloser Eisen-, Holz- und Glasteile bewirkt werden und zu ihrer Wahrnehmung sämtliche Membrane des Ohrs und die gesamte Klaviatur der Hörzellen in unaufhörliche, schmerzliche Vibration versetzen. — Wenn ein schweres Lastfuhrwerk über den Strassendamm rollt, dann teilen sich die Schwingungen des Pflasters sämtlichen Häusern der Umgebung mit, die in den Grundvesten erzittern. Diese Schwingungen aber übertragen sich auf sämtliche Gegenstände jedes Zimmers, deren jeder in einem bestimmten Eigenton in die allgemeine Erschütterung einstimmt, während das Stampfen der eisernen Hufe auf dem harten Strassenpflaster alles überlärmende Tonfolgen von d'' bis fis''' hervorlockt, die ein zur Erde geneigtes Ohr noch aus mindestens zwei Kilometer Entfernung deutlich vernehmen könnte. — Versuchen wir aber vollends in das zu unserem Fenster dumpf emporbrausende Geräusch der Strasse hineinzuhorchen,

so können wir in jeder Sekunde jeden von den 4000 für uns vorhandenen Tönen deutlich hervorholen und wenn wir einen beliebig abgestimmten Resonator ans Ohr halten, so findet sich, dass jeder mögliche Ton auch in einer scheinbar „ruhigen" Umgebung fortdauernd in unsere Ohren einbrandet. — In diesem Augenblick z. B. höre ich (während ich in einer Wirtshausstube über den Lärm schreibe) von der Strasse her viele charakteristische Vokale im Rufe verschiedener Menschen- und Tierstimmen; höre melodische Terzen und Quinten der Ausrufer von Kartoffeln und Fellen und bestimmte Töne, an denen ich Typen des Ganges oder der Bewegung unterscheiden würde, auch wenn ich nicht sehen könnte, w e r an den Fenstern vorübergeht. Wenn eine Modedame auf hohen Absätzen vorüberrauscht, dann höre ich deutlich ein bestimmtes Knarren im hohen e jeden andern Laut übertönen. Stampft ein Bauer auf klobigem Schuhwerk daher, so produziert sich das in kleinen g. Wenn aber ein Offizier den Säbel über das Pflaster schleift, so hört man eine Tonskala, deren Grässlichkeit höchstens mit dem Rasseln eines Spazierstocks über den eisernen Gartenzaun oder mit dem Aneinanderwetzen zweier geschliffener Messer verglichen werden kann[1]).

* * *

Da der Lärm, gleich seiner edlen Schwester Musik, ausschliesslich das Affekt- und Willensleben des Menschen aufzurütteln vermag, so kann er zu Gewaltakten, ja zu Verbrechen verführen, die in Ruhe und Stille niemand zu begreifen vermag. Die geschichtliche Überlieferung bezeugt, dass „Gewaltnaturen" wie Alexander der Grosse und Erich der Gute, von Dänemark, durch die Wirkung aufreizender Musik zu Mördern ihrer vertrautesten Freunde geworden sind. Wir lesen auch von Napoleon, dass dieser „Eisenmensch" Musik und lautes Geräusch als so unerträgliche Nervenqual empfunden hat, dass er bei ihrem Anhören zum Weinen gezwungen wurde. Und in der Tat, jedermann weiss aus Erfahrung, dass es keinerlei emotionelle Regung gibt, die nicht auf dem Wege der Tonwahrnehmung in die Seele Einlass finden k ö n n t e. Eben darum ist es nur natürlich, dass das für Töne besonders empfängliche Individuum jedes Geräusch als Vergewaltigung und Zersplitterung seines Selbst empfindet und fürchtet. Alles, was in unsere Ohren eindringt, stellt ja die F o r d e r u n g, uns in fremde Willens- und Gefühlszustände hineinziehen zu lassen. Je individueller daher unsere Arbeit und unser Leben ist, je mehr wir Sammlung, Einkehr und Selbstbewahrung n ö t i g

[1]) Die Apperzeption der Einzeltöne, die uns die „Klanganalyse" vermittelt, kann sogar zur apperzeptiven Manie werden. Wenn ich mich lange geübt habe, Geräusche in Einzeltöne zu zerlegen, so stellt sich die „Disposition" ein, jedes in der Umgebung auftauchende Geräusch mir b e w u s s t zu machen.

haben, um so furchtbarer muss der fortdauernde Anreiz zu Ablenkung und Zersplitterung, den eine laute, sich aufdrängende Umwelt ausübt, uns quälen, verbittern und demütigen. Hierzu aber kommt, dass die Orientierung durchs Ohr ein Spezifikum der geistigen Wesen und darum die vornehme Besonderheit des Menschen ist. Mehr als jedes andere Naturwesen ist der Mensch auf sein Gehör angewiesen. Das dokumentiert sich in der unvergleichlichen Schönheit und Bildungsfähigkeit seiner Stimme. Denn überall, wo die „Welt“ aus Ton und Klang gewoben wird, ist auch die Stimme klangreich und wohltönend. Diejenigen Wesen dagegen, die sich vorwiegend durch die gröberen Sinne, insbesondere durch den Geruchssinn orientieren, haben auch rauhe, hässliche und ärmliche Organe. Organ und Gehör stehen im Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit. Man denke nur an Singvögel und Raubtiere. . .

* * *

Wir wissen kaum, in welchem Grade musikalische Elemente der Sprache, wie Tönung und Klangfärbung, bei allem Verstehn und Sichverständigen leitend sind. Nicht was wir „vernehmen“, sondern was wir hören, ist das für uns Wichtige. — Jene rein perzeptive Seelenfühlung, die die unbewusste Direktive auch für alle Menschen- und Weltkenntnis bietet, rechnet nur wenig mit dem, was einer redet; aber sie weiss sehr feinhörig das unbewusste Wie der Rede zu erlauschen, welches niemand klar in seiner Gewalt hat. Ja, ich glaube, dass der Mensch sogar sich selber nur so lange versteht, als er schweigt; sobald er aber zu reden beginnt, ist sicherlich irgend jemand unter den Hörern besser imstande, den Redenden zu verstehen, als er sich selber zu durchschauen vermöchte. Was sich aller Bewusstheit, Willkür und Verstellung entzieht und was niemand an sich selbst kennt (so wenig als das Auge sich selber sieht), das liegt ausschliesslich in den klanglichen Elementen der Stimme verborgen. Daraus erklärt sich auch, dass Blinde, die nach Shakespeares schönem Worte „mit den Ohren sehen“, einen besseren Schlüssel zur Seele und damit eine reichere Weltkunde besitzen, als Taube oder Taubstumme. In der Geschichte der Künste haben die Blinden stets eine bedeutende Rolle gespielt; Taube dagegen und Taubstumme nur selten reicheres Weltgefühl geoffenbart. Sie sind in der Regel misstrauisch, unzufrieden; ihr verzagtes, ängstliches, hilfloses Gesicht beweist deutlich, dass sie keinen Anteil an dem Glücke weiten geistigen Verständnisses haben, das das Antlitz der Blinden friedlich und ehrwürdig macht.

* * *

Wie gross der unbemerkte Einfluss ist, den viele Empfindungen von Tönen, Lauten, Klängen und Geräuschen auf unser Erleben aus-

üben, das erweist sich besonders an der Entwickelung der Sprache. Ich denke zunächst an die unbewussten „onomatopoetischen“ Wortbildungen. Etwa an Tatsachen wie die, dass die Namen der meisten Geräusche das betreffende Geräusch selber hervorbringen, d. h. dass der Laut des Wortes der Höhe oder Tiefe des Geräusches entspricht, das durch das betreffende Wort bezeichnet wird. Man wird z. B. in den Worten brummen, donnern, poltern, rauschen, brausen, rasseln, knarren, schmettern, piepsen, piepen die Tonart des von ihnen bezeichneten Geräusches unschwer wiedererkennen. Auf dieser tonmalenden Funktion der Sprache beruht bekanntlich insbesondere der Reiz des Stabverses und der Alliteration. — Viel wichtiger aber als diese Produkte unbewusster Gehörsempfindungen sind die zahllosen rhythmisch-musikalischen Elemente der Sprache, hinter denen ebenfalls ungemerkte Gehörseindrücke stehen. Gerade die Erscheinungen des „Rhythmus“ deuten auf anthropologische Verwurzelungen, deren Untersuchung den Wissenschaften der Tonpsychologie wie der Musikästhetik eine konkrete Grundlage gibt. Ich will daher wenigstens im Vorübergehen auf Tatsachen hinweisen, mit denen sich die Physiologie des Lärms und der Geräusche seit alters beschäftigt hat. Man weiss, dass durch Lärm und Geräusche sekretorische wie exkretorische Funktionen gesteigert, gemindert oder sonstwie verändert werden. Man hat auch versucht, die physiologische Wirkung bestimmter Töne und Tonfolgen festzustellen und das Altertum pflegte sogar die musikalischen „Tonarten“ nach physiologischen Gesichtspunkten zu unterscheiden. Man meinte, dass eine bestimmte Tonart (die äolische, phrygische, dorische usw.) auf bestimmte körperliche Organe, auf Herz, Magen, Rückenmark usw. Einfluss habe. Hierauf begründete sich jene merkwürdige Therapie des Mittelalters, die durch bestimmte Töne und Instrumente gewisse Krankheiten zu heilen unternahm; etwa Wassersucht mit einer Flöte aus Zedernholz, Fieber durch Mollakkorde auf einer Weidenflöte u. dergl. mehr, abergläubisch-mystagogische Spielereien, hinter denen gleichwohl ein tiefer Einblick in die physiologische Wichtigkeit der Geräusche steckte. — Es ist freilich nicht viel damit getan, wenn man (wie noch neuerdings Th. Billroth versuchte), den Rhythmus und den Zeitsinn zu physiologischen Tatsachen, etwa zu Systole und Diastole des Herzens in Beziehung bringt. Aber es bleibt immerhin eine Aufgabe der Wissenschaft, alle somatischen Korrespondenzen von Tönen, Klängen oder Geräuschen und insbesondere ihre Beziehungen zu den Empfindungen anderer Sinnesgebiete wie z. B. der Farbenempfindung durch Experimente aufzuzeigen [1]).

[1]) Die Bezeichnungen Ton, Klang und Geräusch habe ich in dieser Arbeit nicht streng gegen einander abgegrenzt, — denn es war für ihren Zweck durchaus unnötig. — Im übrigen bezeichnet man als „Ton“ nur die akustische Elementarempfindung.

4.

Über die individuelle Empfänglichkeit verschiedener Menschen für Ton-, Klang- und Geräuschempfindungen hat man nun in der Tat mit den Methoden der experimentellen Psychologie mannigfache Untersuchungen angestellt. In einigen Kliniken sah ich folgende einfache Vorrichtung, mit deren Hilfe man die Empfänglichkeit für Geräuschwahrnehmungen während des Schlafens und somit die individuelle Schlaftiefe festzustellen wähnte. — In dem von der Versuchsperson bewohnten Schlafraum wird ein Kasten angebracht, aus dem alle paar Stunden Kugeln von bestimmtem Gewicht, aus bestimmter Höhe auf eine Metallplatte herabfallen. Sobald das Kugelgewicht die Platte berührt, wird ein Stromkreis geschlossen, durch dessen Einwirkung eine mit ihm verbundene Uhr, die Tausendstelsekunden anzeigt, zum Stillstehen kommt. Der Versuchsperson wird lediglich gesagt, dass, sobald von ihr während der Nacht ein Fallgeräusch gehört wird, sie auf eine an der Wand neben ihrem Bette befindlichen Knopf drücken solle. Dadurch wird dann die Tausendstelsekundenuhr wieder in Gang gesetzt. Mit Hilfe eines zweiten Zeigers der Uhr, der dauernd in Gang bleibt, kann der Experimentator konstatieren, wieviel Sekundentausendstel zwischen dem Fall der Kugel und der Wahrnehmung des Geräusches von seiten des Schlafenden verstrichen waren; oder ob der Schlafende das Geräusch etwa gar nicht bemerkt hat. Auf diese Weise konstatiert man, welche Geräuschstärken und Geräuscharten geeignet sind, um eine bestimmte Person, zu bestimmtem Termin, und unter vorbestimmten Versuchsbedingungen aus dem Schlafe zu erwecken. Vorzüglich wurden diese Versuche benutzt, um die einschläfernde Wirkung neuer Schlafmittel zu erproben. Oder man erprobte den Einfluss der Beschäftigung während des verflossenen Tages; — etwa den Einfluss körperlicher Ermüdung; oder untersuchte die Wirkung einer bestimmten Dosis Alkohol auf die Schlaftiefe. Indessen kommt bei jedem derartigen Versuche, (so weit man die Versuchsreihen auch ausdehnen mag), eine solche Fülle ungleichartiger und zum Teil unkontrollierbarer Faktoren im Resultate zum Ausdruck, dass man schliesslich nichts anderes ersehen kann, als eben die *pragmatische* Tatsache, wie tief ein bestimmter Mensch zu bestimmter Stunde geschlafen hat, ohne dass man die körperlichen und seelischen Einzelursachen irgendwie zu isolieren vermöchte. — Ebenso wenig überzeugend erscheinen mir die Resultate

Als „Klang“ ein aus „Teiltönen“ zusammengesetztes akustisches Gebilde, dessen „Farbe“ von der Intensität der es zusammensetzenden Teiltöne abhängig ist. Als „Geräusch“ eine Folge von Tönen, die entweder hinsichtlich der Schwingungszahl differieren, oder einen sehr schnellen, unregelmässigen Wechsel der Tonhöhe aufweisen (wie z. B. das Heulen des Windes, das Plätschern des Wassers), oder von denen jeder einzelne Ton nur ganz kurz andauert.

von „Gehörproben“, die man mit exakten Untersuchungen des Zeitsinnes oder der Reaktionsgeschwindigkeit im wachen Zustand zu kombinieren versucht. Das schematische Verfahren bei diesen sehr variablen Experimenten ist etwa folgendes. Aus einer bestimmten, variierbaren Höhe fallen Gewichte auf eine Metallplatte, auf der durch diesen Fall qualitativ wie quantitativ verschiedene Geräusche oder Einzeltöne entstehen. Durch die Berührung der Platte aber wird ein Chronoskop in Bewegung gesetzt. Eine auf das Geräusch oder den Ton aufmerkende, im Nebenraum befindliche Versuchsperson (der die Schallquelle verborgen bleiben muss), hat im Moment der Apperzeption des Schalles eine Bewegung auszuführen, durch die das Chronoskop wieder zum Stillstehen gebracht wird. Somit kann an der Uhr abgelesen werden, wie viel Sekundentausendstel verstrichen sind zwischen dem Entstehen des Schalls und seiner Wahrnehmung. . .

* *

Was aber hat man denn nun eigentlich mit diesen Experimenten erprobt? Es scheint sich zunächst um die „Reaktionsgeschwindigkeit“ des Individuums zu handeln. Aber in diese geht als ihr immanentes Wesensmoment sehr Vielerlei ein. Einerseits die augenblickliche „Bereitschaft“, andererseits die perzeptive „Empfänglichkeit“; endlich auch die apperzeptive Übung der Versuchsperson. . . Niemals aber fällt eine faktische Reaktionsschwelle mit der Schwelle der „Reagibilität“ einer Versuchsperson zusammen. Selbst auf dem Gebiet scheinbar reflektorisch-spontaner Sinnesreaktionen liegt ein Irrtum der Experimentalpsychologie darin, dass sie das spezifische Moment der Aktivität der Versuchspersonen ausschaltet und mit ihren Apparaten verfährt, als ob das Bewusstsein der Versuchsperson „automatisch“ sei und als ob aus der quantitativen Natur von Reizen und Reizäusserungen nun auch auf die qualitative Impressionabilität geschlossen werden dürfe. Die spezifische Fähigkeit zu einer Reaktion hat nichts zu schaffen mit der Geneigtheit zu ihr. Und die „Geneigtheit“ wiederum ist ein anderes als die „Bereitschaft“. Die „Bereitschaft“ zu einer Reaktion ein anderes, als die Möglichkeit zu reagieren. Und diese „Möglichkeit“ zu reagieren, könnte endlich auch noch von dem kontinuierlichen Reaktionsvermögen unterschieden werden. Was also untersucht man bei den geschilderten Reaktionsversuchen? — Ist es die spezifische Beeindruckbarkeit? Ist es der Ausdrucksdrang? Das Ausdrucksvermögen? Die Ausdrucksmöglichkeit? . . . Man gewinnt bei diesen verführerischen Experimenten der Psychophysik freilich sehr billig gesicherte Resultate, wenn man sich gegen die „philosophischen

Analysen" des „Schreibtischpsychologen" die Ohren zustopft und die grosse Kompliziertheit gegenständlicher Auffassungsakte beiseite schiebt, nur um recht grob und deutlich das Auffassen einer Empfindung mit dem Empfinden selber und die Empfänglichkeit für Reize mit dem Bemerken von Reizen vermischen zu können[1]. . .

---

[1] Hierzu: Hypnose und Suggestion S. 19–30.

Viertes Kapitel.

Geräusche.

Wohltuend ist für jedermann,
Wofern er sich entrüsten kann.

Wo soll ich beginnen? Welche aus alle den quälenden Lärmgewalten zuerst herausheben? — Schnell verbrauchte Bevölkerungen atmen und sterben im Getobe unermesslich anschwellender Riesenstädte. Atmen im Dunst und Gestank der Fabriken, im Abhub der Trottoire, im Staube ihrer kleinen Wohnungen; in der grässlichen Atmosphäre von Russ, Rauch und Schmutz, die über den Städten liegt. Hunderttausende, überarbeitet, überlastet, übermüdet! Auf engstem Raum in die riesigen, sonnenlosen steinernen Kästen gesperrt, wo sie leben und sich betäuben, streiten und Kinder zeugen; immer neue Hunderttausende; Sklaven der Geräte, Besitztümer und Institutionen. In der grauenhaften Eigenbrödelei der Einzelkochwirtschaft und Einzelhauswirtschaft, ein jedes streng auf sein „Eigentum" erpicht und eben darum beständig zusammenhockend und einander in den Ohren liegend. Ach, so hässlich an Gestalt und Gesicht! Recht eigentlich verunstaltet, deformiert, unnatürlich, verkümmert, ungesund! So leben sie am Leben vorüber, ruhelos einander den Kampf erschwerend, einer auf des anderen Nervenklaviatur spielend, roh, primitiv, abgeschmackt, zwecklos. Nicht bösartig, aber töricht und urteilslos. Nicht verantwortlich und frei, aber unschön und stumpf. Wie könnten denn auch **wir** in unserer Mischung von fordernder Sinnengier und bedürftigem Aberglauben des **Lärmes** entbehren? Er ist uns ein grosser Segen, denn — er betäubt. Er lässt uns nicht zum Bewusstsein unsrer selbst kommen, nicht zum Bewusstsein all dieser Armut, all dieser Armseligkeit. . .

1.

Aus diesem Gelärme will ich zunächst das niederträchtige, überflüssige **Peitschenknallen** denunzieren, über dessen Schändlichkeit

schon Schopenhauer so lebendige Worte schrieb, dass ich nichts Besseres weiss, als wenigstens einen kurzen Passus seiner Abhandlung hierher zu setzen. „Die Sache stellt sich dar als reiner Mutwille, ja als frecher Hohn des mit den Armen arbeitenden Teiles der Gesellschaft gegen den mit dem Kopf arbeitenden. Dass eine solche Infamie in Städten geduldet wird, ist eine grosse Barbarei und eine Ungerechtigkeit, um so mehr, als es gar leicht zu beseitigen wäre durch polizeiliche Anordnung eines Knotens am Ende jeder Peitschenschnur. Es kann nicht schaden, dass man die Proletarier auf die Kopfarbeit der über ihnen stehenden Klasse aufmerksam mache; denn sie haben vor aller Kopfarbeit eine unbändige Angst. Dass nun aber ein Kerl, der mit ledigen Postpferden oder auf einem losen Karrengaul die engen Strassen einer volkreichen Stadt durchreitend, mit einer klafterlangen Peitsche aus Leibeskräften unaufhörlich klatscht, nicht verdiene sogleich abzusitzen, um fünf aufrichtig gemeinte Stockprügel zu empfangen, das werden mir alle Philantropen der Welt, nebst den legislativen, sämtliche Leibesstrafen aus guten Gründen abschaffenden Versammlungen nicht einreden. Aber etwas noch Stärkeres als Jenes kann man oft genug sehen, nämlich so einen Fuhrknecht, der allein und ohne Pferde durch die Strassen gehend, unaufhörlich klatscht: so sehr ist diesem Menschen der Peitschenknall zur Gewohnheit geworden, infolge unverantwortlicher Nachsicht. Soll denn, bei der so allgemeinen Zärtlichkeit für den Leib und alle seine Befriedigungen, der denkende Geist das Einzige sein, was nie die geringste Berücksichtigung noch Schutz, geschweige Respekt erfährt? — Fuhrknechte, Sackträger, Eckensteher u. dergl. sind Lasttiere der menschlichen Gesellschaft, sie sollen durchaus human, mit Gerechtigkeit, Billigkeit, Nachsicht und Vorsorge behandelt werden; aber ihnen darf nicht gestattet sein, durch mutwilligen Lärm den höheren Bestrebungen des Menschengeschlechtes hinderlich zu werden. Ich möchte wissen, wie viele grosse und schöne Gedanken diese Peitschen schon aus der Welt geknallt haben. Hätte ich zu befehlen, so sollte in den Köpfen der Fuhrknechte ein unzerreissbares nexus idearum zwischen Peitschenknallen und Prügelkriegen erzeugt werden." Gegen unnützes, brutales Peitschengeknall bietet in der Tat weder die Strafgesetzgebung, noch das bürgerliche Recht irgendwelchen Rechtsschutz. Die gesamte Regelung des Verkehrs der Privatfuhrwerke, Droschken, Hansoms, Gepäckwagen, Lastwagen, Omnibusse und Autobusse untersteht den Ortspolizeibehörden, die zwar allerlei Vorschriften und Verfügungen erlassen, in der Regel aber keine Machtmittel haben, um zahllosen Übergriffen der auf den Strassen lebenden Arbeiterklassen (wie Fuhrleute, Kutscher, Pflasterer, Trottoir-, Kanalarbeiter usw.) wirksam zu begegnen. Nur in wenigen Städten besteht eine ausgiebige Polizeigesetzgebung über Peitschenknallen, Räderknarren und das Schottern der Lastfuhrwerke. In Deutsch-

land gibt es, wenn ich recht unterrichtet bin, bisher nur in Nürnberg einen „Verein zum Schutz gegen den Strassenlärm“, der seine Kräfte im Dienste von Schillers „erster Bürgerpflicht“ öffentlich geltend macht. Hingegen soll in England und Amerika schon weit mehr auf die Hygiene des Ohres geachtet werden als das in Deutschland und Österreich leider der Fall ist. Ich will eine Notiz aus einer New Yorker Zeitung hierhersetzen, aus der zu sehen ist, welchen Segen eine einzelne energische, hochgesinnte Persönlichkeit im Kampfe gegen das öffentliche Lärmgetöse zu stiften vermag. „Miss Rice schlug ein sehr zweckvolles Verfahren ein: sie ging nicht gegen den grosstädtischen Lärm überhaupt vor, sondern sie behandelte die Sache portionsweise. Zunächst eröffnete sie einen Feldzug gegen das Höllengetöse, das bisher im New Yorker Hafen durch die zahllosen Dampfpfeifen und Glocken der Schiffe, Petroleum- und Benzinboote, Vaporettos und Fähren veranstaltet wurde. Die energische Frau setzte sich mit Stadt- und Hafenbehörden, sowie mit einflussreichen Persönlichkeiten zu Lande und zur See in Verbindung und ruhte nicht, bis sie eine Verfügung der Hafenpolizei erreicht hatte, durch die das Lärmen mit Nebelhörnern und Sirenen sowie das überflüssige Tuten und Pfeifen allen Schiffen, welchem Lande sie auch angehören und was immer der Zweck ihrer Fahrten sei, innerhalb der Bai von New York strengstens verboten wurde. — Ihre nächste Massnahme war die Begründung eines Vereins zur Bekämpfung des Strassenlärms im Innern der nordamerikanischen Riesenstadt. Auch hier wird wieder schrittweise vorgegangen. In erster Linie soll der Lärm in der Nähe der Krankenhäuser unterdrückt werden. Der Leiter eines solchen veröffentlichte eine Erklärung, wonach lediglich infolge des fast unausgesetzt von allen Seiten in die Anstalt hereindringenden Lärms im Laufe eines Jahres zwei Kranke irrsinnig geworden sind. Auch andere Fachmänner und Hygieniker haben die Dringlichkeit von Vorschriften zur Sicherung der Ruhe der Krankenhäuser energisch betont. Man nimmt in New York allgemein an, dass demnächst die Behörden den Anträgen des von Miss Rice ins Leben gerufenen Antilärm-Vereins entsprechen werden. Dieser hat bereits eine Reihe ganz bestimmter Forderungen aufgestellt: in der Nähe von Krankenhäusern, Kliniken, Sanatorien und ähnlichen Anstalten soll das Läuten der Strassenbahnglocken aufhören, auch jeder Marktschreier, Drehorgelspieler wie jeder schreiende Trunkenbold durch einen Schutzmann fortgetrieben oder nötigenfalls verhaftet werden. Auch in der Nähe von Schulen, Erziehungsanstalten, grossen Pensionaten soll der Lärm inhibiert werden. Auch die Milchwagen, die in New York durch die aneinander schlagenden Blechkannen und unter Mitwirkung des meist erbärmlichen Strassenpflasters einen Heidenlärm veranstalten, sind schon ernsthaft aufs Korn genommen.“ — Übrigens sei bemerkt, dass die Stadt New York auch

schon früher den Anfang zu einer eignen Lärmgesetzgebung gemacht hat. So gilt dort als Gesetz, dass ein Kutscher, der Baumstämme oder Eisenstäbe transportiert, gehalten ist, die Enden des Holzes oder Eisens mit Tüchern oder Stroh zu umwickeln, widrigenfalls er Strafe bis zu 25 Dollars zu zahlen hat. Auch in London kommt man neuerdings notgedrungen zu ähnlichen Schutzbestimmungen. So untersagen die Reglements des London-Comity-Council spezialisierten Arten des Lastverkehrs die Benützung der City-Strassen zwischen abends zehn und morgens sieben Uhr. Lastfuhren können während dieser Zeit nicht die Strassen der Innenstadt befahren. — Es liesse sich wohl noch mancherlei durch Einführung eines besseren geräuschlosen Beton- oder Asphaltpflasters und ferner durch exaktere Verfügungen über die erlaubte Spurweite und den Radbelag der Lastwagen sowie über Nägel und Hufbeschlag der Pferde erreichen. Wir sehen an dem ungemein grossen beständig noch anschwellendem Bicykleverkehr (der nur durch die unaufhörlichen Warnungssignale geräuschvoll ist), dass Gummireifen im Verein mit geräuschlosem Pflaster keinen Verkehrslärm aufkommen lassen... Endlich ist nur Frage der Zeit, dass sich die Wohn- und Erholungssphäre der Grossstädter von ihren Verkehrsbezirken radikal abtrennt...

* * *

In einer Abhandlung über Entartung hat Max Nordau die wachsende Empfänglichkeit für Lärm (wie übrigens alles, was irgendwie auf Geschmack und Kultur hindeutet), als ein Symptom „sozialer Neurasthenie“ gekennzeichnet. Seine Satire malt folgendermassen den lärmfreien Zukunftstaat der „Entarteten“: „Nachdem es sich häufig ereignet hat, dass aufgeregte Personen, die einem plötzlichen Zwangsantrieb nicht widerstehen konnten, aus ihren Fenstern mit Windbüchsen und sogar ohne den Versuch der Heimlichkeit im offenen Überfall Gassenjungen totgeschossen haben, die schrille Pfiffe oder grundlose Gellquietsche ausgestossen, dass sie in fremde Wohnungen, wo von Anfängern Klavierspiel oder Gesang geübt wurde, eingedrungen sind und Metzeleien angerichtet, dass sie Dynamitanschläge auf Pferdebahnwagen ausgeführt haben, deren Schaffner läutete oder pfiff, ist es gesetzlich verboten worden, auf der Strasse zu pfeifen oder zu grölzen; für Klavier- und Gesangsübungen sind eigene Gebäude hergestellt worden, die so eingerichtet sind, dass kein Ton aus ihrem Innern nach aussen dringt, das öffentliche Fuhrwerk darf kein Geräusch machen und gleichzeitig ist auf den Besitz von Windbüchsen die schwerste Strafe gesetzt.“ — Was hier im Hohn und zum Spott ausgesprochen wurde, nehme ich als ernstes Postulat der Zukunft in Anspruch; einen Teil seiner Verwirklichung hoffen wir noch zu erleben. . . .

2.

Wenn die Klage über den Peitschenknall heute weniger aktuell ist, als in Tagen Schopenhauers, so bedroht dafür unser Nervensystem ein neues Geräusch, das unvergleichlich schrecklicher ist, als aller lärmende Trubel, den die einst lebenden Geschlechter von toten oder lebendigen Radauinstrumenten erdulden mussten. Ich denke an die transportablen Maschinen, die Strassenlokomobile, das Motorrad, den Motoromnibus, vor allem aber an das Automobil. Diese Entvölkerungsmaschine, die das Ziel der Maltusschen Theorieen auch ohne Hungersnöte erfüllt, verändert vollkommen das Strassenbild der modernen Städte. Vierhundertpfündige Kraftbolzen rülpsen roh daher im tiefsten Tone der Übersättigung. Schrille Pfeifentöne gellen darein. Riesenautos, Achthundertpfünder, die „jeden Rekord nehmen", stöhnen, ächzen, quietschen, hippen und huppen. Motorräder fauchen und schnauben durch die stille Nacht. Blaue Benzinwolken rollen mit grauenhaftem Gestank über die Dächer. Bleichen das Grün der wenigen Bäume, wandern über das kleine schmale Stückchen schmutziggrauen Himmel, das zwischen den kahlen Steinmauern irgendwo noch auftaucht. Grässliche Signale durchbrechen von Zeit zu Zeit die erstickende, bleierne Dunstschicht. Das ist die Morphologie der Stadt. Auf das stolze Zeitalter der stinkenden Steinkohlenbahn und lärmenden Dampfmaschine ist die lautere und stinkendere Periode der Kraftaufspeicherungs- oder Explosivmaschinen gefolgt. Der Zylindertyp weicht dem Turbinentyp, der Kohlengeruch dem Benzingestank. Niemals hat sich der Mensch mit mehr Gelärm, unter schrecklicherem Geruch über die Erde bewegt. Es ist wahr, wir sind von der Postkutsche und der romantischen Tuterei der Postillone erlöst. Wir sind erlöst von der ewigen Klingelei und holprigen Rasselei der kleinen Pferdebahn. Peitsche und Sattel kommen ausser Gebrauch. Das Pferd avanciert vom armen Arbeitssklaven zum Luxustier, und kein Vernünftiger wird die Droschke alten Kalibers dem modernen Auto vorziehen. Aber der Tausch überbürdet unsere Sinne mit einer entsetzlichen Belästigung, die so lange dauert, als die Region des Privatlebens und jene des Geschäftsverkehrs nicht getrennt sind und nicht das Maschinenleben auf eigens errichtete Fahrstrassen mit geräuschlosen Gleisen gebannt wird. Die heilige Theresia hat die Hölle als den Ort definiert, „wo es stinkt und man nicht liebt". Vielleicht hat sie an die Friedrichstrasse in Berlin gedacht. — Ich glaube gewiss, dass Autos, Motorräder, Kraftwägen und lenkbare Flugmaschinen die Vehikel der Zukunft sind; ich glaube, dass erst die allgemeine Ausbreitung des elektrischen Vorortverkehrs schliesslich ganz neue Riesenstädte, voll Feldern, Parks und Gärten, möglich macht, deren eine einzige vielleicht so gross wie halb Belgien ist. Ich zweifle daher auch nicht, dass der momentan moderne

„Autosport" etwas Besseres ist als ein Kind von Luxus und Langeweile. Aber so verständlich dieser Sport ist, so verführerisch und so verlockend, — es ist doch andererseits nicht zu verkennen, dass erst das Kraftfahrzeug die beispiellose Vernüchterung und Verrohung des reisenden Menschen vollendet und jenen letzten Rest von Ritterlichkeit und Anstand aus dem Verkehrsleben heraustreibt, den das Zeitalter der Eisenbahn und des Dampfschiffes etwa noch übrig gelassen hat.

* * *

Wenn die Lärmgrösse, mit der Volk und Einzelmensch sich durch die Welt bewegt, neben seinem Verbrauch an Wasser und Seife, ein Mass für die seelische „Bildung" bietet, dann sind wir im tiefsten Tiefstand der Seelenkultur angekommen. Dass aber gar die deutschen Bundesstaaten ohne Einspruch der Landtage zu unseren alljährlich stattfindenden „Herkomerfahrten" und „Automobilrennen" unsere öffentlichen Landstrassen hergeben, kann ich nicht begreifen. Es ist bisher noch nicht eine einzige Wettfahrt vorübergegangen, die nicht wenigstens ein halbes Dutzend Leben geopfert hätte. Man baue eigene Strassen, wie für die Eisenbahnen, die meist weniger tückisch dahersausen als ein Automobil. Vor allem aber zwinge man die Automobilbesitzer zu einer Haftpflichtgenossenschaft. Nach der Reichsstatistik sind innerhalb von sechs Monaten (1. April bis 30. September 1906) 2290 Automobilunfälle in Deutschland vorgefallen. Hierbei konnten in 283 Fällen die Besitzer der Fahrzeuge nicht ermittelt werden. In 17 % aller Fälle floh der Fahrer feige davon. In weiteren 3 % versuchte er zu entfliehen. 987 Sachbeschädigungen sind zu verzeichnen. 1519 Menschen wurden verletzt; 51 Menschen getötet. Dabei gibt es im Deutschen Reich vorerst nur ca. 27 000 Automobile. Während die vielen tausende Berliner Strassen- und Vorortsbahnen alljährlich 27 Menschen töten, kommen allein durch 2400 Automobilfahrer in Berlin jährlich 10 Personen ums Leben. Man hat nun neuerdings den wehmütig stimmenden Plan ausgeheckt, die Lüneburger Heide in eine deutsche Automobilrennbahn umzuwandeln. Eine niedersächsische Heimatgenossin schreibt darüber Klagen, die ich so schön finde, dass sie hier stehen mögen: „Die Lüneburger Heide soll zu einer Automobilrennbahn mit grosser Chaussee, künstlichen Hügeln und Fabrikanlagen umgewandelt werden. Das Heidekraut, das in unübersehbaren Feldern blühte und aus dem der beste Honig der Welt kam, soll niedergewalzt werden; die Marschen, die sich voll so unendlicher Grazie und Schwermut zum Meere, dem deutschen Meere, niedersenkten, sollen applaniert und Gott sei Dank endlich einmal mit Kies beschüttet werden; Plakate von Opel und Darracq werden die Eintönigkeit der Fläche munter beleben; Auto-

mobilgaragen, Tribunen, Restaurants, erstklassige Hotels . . . und an Stelle des überflüssigen Thymians wird das sehr viel nützlichere Benzin zum Himmel riechen, in ganzen ungeheuren Wolken, und weithin von dem endgültigen Sieg der deutschen Industrie Zeugnis ablegen. Gewiss, es muss ja sein, und von rein praktischem Standpunkt lässt sich gegen die Idee nicht viel einwenden. Wenn Automobilrennen sein müssen, so ist es immerhin vorteilhafter, wenn sie in der Einöde des Nordens, als wenn sie im dichtbewohnten Süden unseres Vaterlandes abgehalten werden. In Frankreich und in England wurden die grossen Automobilhetzen —, solange sie dort noch erlaubt waren — in den einsamen Distrikten, in der Auvergne und in Irland abgehalten, und unsere Rennen mitten durch den starken Verkehr Hessens hindurch waren schon mehr als bedenklich. Und dass es richtiger ist, einsames Heidekraut als Bauernwagen umzurennen, das gibt auch der Naturfreund, wenngleich zögernd, zu. Und doch, schade drum, schade um unsere Lüneburger Heide. Sie war keine Sehenswürdigkeit, kein grossartiges Naturdenkmal, etwa wie in Frankreich der Wald von Fontainebleau. Aber sie war deutsch, war alles in allem der letzte Rest unberührten und unverfälschten deutschen Bodens inmitten der mehr und mehr der Industrialisierung verfallenden Welt. Während die Kultur allenthalben siegte, änderte sich seit Urzeiten hier nichts, in der stillen Einöde zwischen Aller und Elbe und der Küste des grauen Meeres. Die Dörfer sehen heute genau so aus, wie in den Urtagen unserer Rasse, unerbrochene Königsgräber künden fort und fort von alter, grosser Zeit, und zäh hält der sächsische Stamm, der hier sitzt, an alter Sitte fest. Diesen Sachsen konnte keiner beikommen. Drusus nicht und der grosse Karl nicht und nicht einmal die Eisenbahn der neuen eiligeren Zeit; erst jetzt werden sie ihre Meister finden; jetzt werden sie nur der Einwanderung französischer Chauffeure, Berliner Terrainspekulanten und Wiener Oberkellner weichen. Der Rhein ist reguliert, die Wälder verwandeln sich in Tummelplätze, auf den Montblanc fahren Extrazüge hinauf und die Wogen des Meeres werden mit Haaröl geglättet, und der einzige Einsiedler, den ich in meinem Leben sah —, im Schlesischen Gebirge, — handelte mit Ansichtspostkarten. Wohin sollen wir Träumer entfliehen? Vielleicht zu den Sternen hinauf? Nein, auch zu ihnen nicht; ihre Poesie verschwand, seitdem uns die Astronomen lehrten, dass auch die Sterne kanalisiert sind, wie das erste beste Rieselfeld.“ —

* * *

Wenn man auf dem Bahnhof eines „Knotenpunktes“ das Getriebe der ankommenden und abfahrenden Reisenden betrachtet, wenn man alle diese gleichmässig rücksichtslosen und kaltsinnigen Menschen sieht,

wie sie in die Wartesäle stürzen, sich stossen, schieben, drängeln, auf den Stationen möglichst schnell Kaffee, heisses Fleisch, Biere herunterschlingen, wie sie in dem Pferch der kleinen Coupékäfige sich gleichgültig mustern, durch Tabak, schlechte Luft, geschwätzigen Lärm einander belästigen, — dann begreift man das Heimweh nach der Posthornzeit, der Zeit einsamen Wanderns ins „Welschland", das deutsche Ränzel auf dem Rücken. Beschauliche Fahrt durch stille verschlafene Städte, betrachtsame Einkehr und Schwärmerei, — das ist dahin. Alle Courtoisie, aller Stil des Reisens geht zum Teufel. Es ist in allen Fremdenstädten, Saisonplätzen, Bädern, Kurorten immer der gleiche Anblick. Der Durchschnittstypus ist der windige, lärmende Eisenbahnkommis, der überall „versierte", ach so welterfahrene, ach so „gescheute" Reiseonkel. In beiden Hemisphären herrscht seine „Weltanschauung"; jene seelenlose Weisheit, die sich in Sätze kleidet wie diese: „Wein ist besser als Bier. Vergiss nicht warme Unterkleider. Brich nie dein Kapital an." — So beschaut er seine „Welt" mit lichtlosen Augen, von erschreckender Gleichartigkeit. Ehrlich bis an die Grenze seines Vorteils; anständig herzlos; „Frechdachs" mit billigem „Gemüt". Energisch und gewöhnlich, grossmäulig und unecht, kalt und sinnlich, und unaufhörlich in „Geschäften". Jeder Versonnenheit, jedem Schweigen, jeder Ehrfurcht herzlich abhold. Das ist der anglo-amerikanische „Moneymaker", der kapitalistisch-semitische „Tatsachenmann" der bierehrlich-deutsche „Biedermann mit Vorteil". Diese Leute erobern die heutige Erde. Man kann ihnen eine in allen Sätteln gerechte, jedem Zufall gewachsene plattgeistige Kultur nicht absprechen. Eine Kultur, der die dritte Dimension fehlt. . . .[1])

* * *

[1]) Eine besondere Sorte des Reiselärms möchte ich wenigstens in Form einer Anmerkung gerügt haben, ich meine die grauenhafte Unruhe in den Korridoren der Gasthäuser und Hotels, die das Reisen zur Tortur macht. Und doch wäre ein grosser Teil dieser Hotelgeräusche bei gegenseitiger Rücksichtnahme wohl vermeidbar! So fand ich z. B. in einer Stadt mittlerer Grösse einen Gasthof, in dem keinerlei lautes Läutewerk in Gebrauch war, sondern von jedem Zimmer aus ging ein Haustelephon zur Portierloge. Der Portier nahm alle Wünsche der Gäste in Empfang und vermittelte sie durch stummes Signalwerk weiter an Stubenmädchen, Hausburschen oder Kellner. — Ich will an dieser Stelle auch eine Unsitte erwähnen, die einer ganz anderen Sphäre von Lärmstörungen zugehört: das „Beifalltrampeln" mit den Füssen, wie es noch überall auf Universitäten üblich ist. Durch dies Scharren und Trampeln wird unnütz Staub und Schmutz aufgewirbelt, so dass die Unart nicht nur das Ohr schikaniert, sondern schlechtweg hygienisch gefährlich wird.

Dieser „Kulturmensch“, der das „Kapital“, die „Entwicklung“ und den „Fortschritt“ beherrscht, floriert zurzeit im „Automobilsport“. Das aber stellt uns vor ein sozialbiologisches Problem. — Die gegebene Selektion geht auf Ausmerzung vieler diskreter Seelenseiten, auf Vertilgung alles Zart- und Feingefühls im öffentlichen Leben, auf Brachlegung der kleinen Rücksichten und täglich neu zu erübenden unscheinbaren Achtungserweise Mensch gegen Mensch. Im modernen Verkehr geht ein jeder rücksichtslos zugrunde, der sich allzulange unpraktischen Sentiments ergibt. Zudem scheint es die veränderte Selektion auf die bisher geübten Sinnesorgane abgesehen zu haben. Wenn ich mir den Kraftwagenverkehr auf Broadway, Oxford-Street oder Rue de Rivoli lebhaft vorstelle, dann möchte ich fast glauben, dass grosse anatomische Umwandlungen dem Menschengeschlechte bevorstehen. Insbesondere dürfte sein heutiger Riechapparat ihm so wenig erhalten bleiben, wie sich grüne Hasen oder violette Rebhühner zu erhalten vermöchten. Wer das dickste Trommelfell und eine undurchdringliche Nasenschleimhaut hat, besitzt einen Vorteil im Erhaltungskampf, der die Anwartschaft gibt, Vater oder Mutter des Übermenschen zu werden. Der Gewaltsieg, den die rollende Maschine und das randalierende, rasselnde, benzinstinkende Kraftfahrzeug über die primitive Naturkindschaft des Menschengeschlechtes davonträgt, muss zu biologischen Auslesebedingungen hinführen, die sich von allen Anpassungsnotwendigkeiten der Vorwelt wesentlich unterscheiden. Zumal die Nase, die doch ohnehin, seit wir Wolf und Hund in unsere Dienste gezwungen haben, eine beträchtliche Entlastung erfahren durfte, ist für den täglichen Existenzkampf so überflüssig geworden, wie etwa der Wurmfortsatz, die beiden falschen Rippen oder das Hundeschwänzchen der Wirbelsäule. Sie ist für uns nur eine störende Erinnerung an verflossene Liebesgeschichten. Ein schlichtes verdicktes Riechhäutchen würde schliesslich auch genügen. Was aber gar das Ohr betrifft, so müsste der Darwinismus dem vollkommen tauben Menschen den Lorbeer reichen, wenn nicht die Vermehrung des Lärms auch mit Vermehrung der Lebensgefährdung durch Maschinen verbunden wäre und der anschwellende Verkehr der Eisenbahnen und Kraftmotore die rascheste Orientierung durchs Ohr vor jeder anderen Sinnesreaktion wünschenswert machte. Wie sich also das unselige Menschenohr entwickeln mag, das wissen die Götter. — Es wird einerseits seine höchste Intensifizierung und Verfeinerung von Nutzen sein. Es wird andererseits diese Verfeinerung eine ewige Gefahr für die Nerven und die Gesundheit der Seele wie des Geistes umschliessen. Zweifellos aber wird die Natur ihre notwendigen Selektionen vollziehen. Vielleicht in der Art, dass sich ungleiche Gehörs**typen** herausbilden, deren einer geeignet ist, um in Berlin, im Eckhaus der Leipziger und Friedrichstrasse über die Theorie der **Abel**schen Funktionen nachzudenken, während der andere mit

Sicherheit überfahren und durch Nasenkrankheiten, Gehirnhautentzündungen oder „Neurosen“ dezimiert wird, falls er sich zu häufig ins Zentrum einer Grossstadt begibt. — Um Mitte des 19. Jahrhunderts traten medizinische Autoritäten mit der Behauptung hervor, dass die Gesundheit des Menschen die allgemeine Einführung der Eisenbahnen nicht überleben werde. Der Kohlenstaub und der Lärm werde ihre Degeneration herbeiführen. Ja, der Mensch, der viele Tage hintereinander auf der Eisenbahn lebe, werde durch Nervenerschütterung oder im Irrwahn zugrunde gehen. Die Zunahme der Irrenhausbevölkerung werde von den Folgen des Eisenbahnfiebers zeugen. — Aber die Menschheit hat die Eisenbahn überlebt; sie wird auch das Automobil überleben. Das Problem der künftigen Entwickelung wird nur dies sein, wie die weitere Differenzierung unseres feinsten, geistigsten Sinnes mit der kontinuierlichen, gewohnheitsmässigen Abstumpfung der bewussten Wahrnehmung zusammengehen kann. Denn die verfeinerte Fähigkeit der Gehörswahrnehmung ist ebenso notwendig geworden, wie die dauernde Faktizität verfeinerten Wahrnehmens und Aufmerkens für uns bedrohlich ist. Man muss also die Kunst erlernen, alles zwar hören zu können, aber wo nicht nottut, doch faktisch nicht hinzuhören. . . . Am besten kommt in der Welt vorwärts, wer viel Geräusch und Gestank aushalten und vollführen kann. — Ich kann also nur hoffen, dass die gegenwärtige Ära des Automobilsports das auf den 800pfündigen Kraftbolzen eingestellte differenzierte Töff-Töff-Ohr und eine dazu gehörige immune Benzinnase meinen Kindern und Enkeln hinterlassen wird. . . .

* * *

4.

On entre, on crie
Et c'est la vie.
On crie, on sort
Et c'est la mort.

Das Geräusch, von dem ich nunmehr sprechen will, ist ebenso störend und peinigend wie alle anderen. Aber es wird von den wenigsten Menschen als störend empfunden und als peinigend anerkannt. . . Vor sechs Jahren veröffentlichte ich einige Aufsätze gegen den Lärm, die unter den perhorreszierten Geräuschen auch das Tag und Nacht andauernde Geläute von Kirchenglocken, (zumal in den katholischen Ländern) zum Gegenstand eines Angriffes machten. Das erregte Missfallen und Widerspruch. Ein Wiener Journal entgegnete, das Läuten der Glocken sei „Musik“; auch entspräche es berechtigter Tradition, die die Heiligung unsres praktischen Lebens verwalte. Wenn ich nun trotz dieses Widerspruchs meine Auffassung auch heute wieder-

hole, so soll das keinerlei Verletzung von Kirche und Religion, keinerlei Verletzung geheiligter Gefühle umschliessen. — Es liegt im Wesen einer neuen Religiosität, dass liturgische Symbole und Akte, aus dem öffentlichen Leben verschwinden, um nur tiefer in das Sanktuarium des Menschenherzens eingeschlossen zu werden. Die Glocke, die alle Stunden des Tagewerks, alle Ereignisse eines Einzellebens mit ihrem Klange begleitet, ist das Überbleibsel einer Zeit, wo tatsächlich der Einzelne in das Leben kommunaler Verbände eingesenkt war. Die Kirche konnte sich damals als einzige sozialpolitische Autorität auch in jedes Anliegen der Tagesordnung einmischen. Die Religion war noch nicht „Privatsache“, noch nicht die innerste Angelegenheit, die ein Mensch nur allein mit sich selber ausmachen kann und darf. Sie wurde autoritativ eingeengt, vorgeschrieben, reglementiert und nivelliert. Heute aber verschanzt sich hinter der religiösen Freiheit das individuellste Recht des Menschen. Ein innigeres, persönlicheres Fühlen löst die „Religion“ von politischen, sozialen und sogar von moralischen Zwecken ab. — Religiöse „Sünde“ und sittliche „Schuld“, Sorge um das „Seelenheil“ und ethische „Pflicht“, das ist für uns durchaus Zweierlei geworden. Dabei gewann sowohl das religiöse wie das wirtschaftspolitische und soziale Interesse an Klarheit und Reinlichkeit.

Was also hätte es heute für einen Zweck, wenn die Kirche ihr Hirtenamt auch auf gesellschaftliche Formen ausdehnen wollte, die nur an der Peripherie des Seelenlebens liegen, wenn sie Lebensverhältnisse bevormunden wollte, die nicht autoritativ zu regeln sind. Auf dem Lande, in ganz einfachen, patriarchalischen Verhältnissen, in allgemein gleichartigen Sitten und Lebensbedingungen, da hat es schönen, tiefen Sinn, wenn die Glocke zum Aufstehen, Vesper und Arbeitspausen mahnt, wenn sie Gebet und Tod, Gefahr und Freude, Morgen und Abend einläutet. Denn alle teilen ja beim gleichen Anlass die gleichen Gefühle. Alle orientieren sich willig an diesem Symbol. An Stätten dagegen, wo Menschen verschiedener Berufe, Daseinsformen und Arbeiten, verschiedenen Bekenntnisses und Weltgefühls eng beieinander wohnen und die Kirche viel weniger als jede praktisch wirtschaftliche Idee eine Vereinheitlichung des Lebens verwirklichen kann, da ist es störend, wenn sich Glockentöne, deren Bedeutung keiner fühlt und kennt, aus allen Richtungen der Windrose in Privatgefühle und Privatgedanken mengen. — Wo ergreift denn dieses Glockenspiel? Irgendwo im weltfernen Weiler, aus verlorenem Kapellchen, aus einsamem Kloster, hoch oben auf dem Fels. Aber wahrlich nicht, wenn aus hundert Domen, Kirchen und Kapellen immer die gleichen niemals einstimmig abgetönten Klänge uns entgegendröhnen. — Man läute die Glocken, wenn wichtige, nationale Anlässe gegeben sind, wenn ein grosser verehrter Mensch die Stadt besucht, ein gewichtiger Gedenktag gefeiert, ein Mächtiger begraben wird. Aber die ganze Gemeinde bei

jeder Hochzeit und Kindstaufe allarmieren, hat kaum eine Berechtigung. Es ist auch unrichtig, bei jedem vorüberkommenden Leichenkondukt die Glocken zu ziehen, da niemand, der das Geläute hört, die Veranlassung kennt, und wirklich an den Toten denkt und da andererseits die ganze Erbaulichkeit jederzeit und für jedermann gegen feste Taxe zu erkaufen ist... Dieses alles muss nachfühlen, wer nur jemals unter den Glocken längere Zeit aus nächster Nachbarschaft gelitten hat. Ich habe viele Monate neben dem Glockenturme von Klöstern und Stiften wohnen müssen, habe, zumal in Innsbruck und Südtirol, Nacht um Nacht ein meinen Schlaf vernichtendes Glockengedröhn erlitten, und in kleinen Nestern einen Missbrauch der Glocke gesehen, der so weit ging, dass man nicht nur läutete, wenn irgendwo ein Kind zur Welt kam, sondern auch wenn die Kuh des Dorffürsten kalbte oder ein Gewitter in der Luft stand. Fast grausam ist es aber, Glockentürme oder Uhren mit Choralbegleitung und ähnlicher mechanischer Musikspielerei einer ganzen Stadt, unter deren Tausenden doch wahrscheinlich auch drei oder vier denkende Köpfe sich befinden, schlankweg aufzudrängen. Solche Musikkunstwerke, solche Mechaniker- oder Uhrmacherleistungen sind hübsch und respektabel, wenn sie uns hie und da einmal an entlegener Stelle begegnen, in der Sebalduskirche in Nürnberg, im Strassburger Münster, an der Rathausuhr in Prag. Aber ein reizbares, feines Gehör, ein kultiviertes Ohr empfindet dergleichen als Barbarei, wenn man, (wie mir in Liegnitz geschah)[1], gezwungen wird, neben einem Kirchturm zu schlafen, von dem Stunde um Stunde die selbe Choralmelodie seelenlos mechanisch herniederdröhnt, bis sie sich schliesslich in jede Arbeit und sogar allmählich in die Träume schiebt und die gesamten Funktionen des Organismus sozusagen auf ihren Rhythmus dressiert, den man, wofern solche Einwirkung in früher Jugendzeit erfolgt, sicher lebenslang nicht mehr aus dem Ohre bringt. Wie vornehm und würdig erscheint dagegen der einsame Ruf der Moslem von den Minarets und Moscheen zur Stunde des Gebets, wie würdig das schweigende Anzünden des durch den Abend brennenden Synagogenlichtes, wenn die Stunde zur Einkehr kommen ist. Fast gewaltsam erschien mir, wenn in den kleinsten italischen Berg- und Klosterstädten in der heiligen Christnacht oder zu Sylvester und Ostern alle Stunden ein Wald von Glocken über Kranke und Gesunde, Tanzende und Sterbende, Nachdenksame und Stumpfe dahinbrauste, einem jeden zurufend: „Höre hübsch zu. Wir wachen hier als deine Schicksalsmacht. Wir können den Schlaf deiner Nächte, die Einkehr deiner kurzen Tage vernichten, ob dich nun unsere Predigt angenehm oder unangenehm, sinnlos oder

[1]) Es möge zu Ehren der guten Stadt Liegnitz vermerkt sein, dass inzwischen ihr furchtbares Glockenspiel in den Nachtstunden zwischen 10 bis 6 Uhr abgestellt wurde.

sinnvoll bedünke.“ Freilich, jene Stunde, die Gustav Freytag in den „Ahnen“ schildert, war schön und gross, die Stunde, wo der erste Glockenlaut über deutsche Lande dahinzog, denn Glockenklang und Sichelklang sind die heiligsten Klänge der Menschheit, Klang ihrer Andacht und ihrer Arbeit. Zweifellos gibt es Uhren, Türme und Glocken, deren Ton das Herz eigen beruhigt, wie Botschaft einer ganz anderen Welt, die in das Gebrause und in den Graus dieses empirischen Wahnsinns nur zuweilen von Ferne hineintönt. Ihr gilt dann die Strophe des Dichters: „Der Turmuhr grosser voller Stundenschlag hat zu Matrei mich wieder Schlaf gelehrt“. Andererseits aber wäre gar wohl zu bedenken, dass das ursprünglich Öffentlich-Allgemeine, Geburt und Taufe, Hochzeit und Tod, immer mehr jener Sphäre der Diskretion anheimfällt, die alles Privatleben einhegen muss, wenn nicht in wachsenden Grossstädten, wo Menschen wie Ameisen übereinander krabbeln, „Gesellschaft“ und „Öffentlichkeit“ zur unerträglichen Tyrannei entarten soll. Wäre dem nicht so, dann wären das Ideal jene Glockentürme des Campanella, die in der vollkommen sozialisierten Gesellschaft den Menschen sogar das Zeichen geben sollen, wann es Zeit sei, „in Gott Kinder zu zeugen“, oder wann sie Kunstwerke betrachten oder ihr Tagebuch führen sollen. Man bedenke also wohl, dass gerade der vertieften und innigeren Religiosität der Lebenshaltung das veräusserlichte Symbol und das Ausplaudern aller persönlichsten Ereignisse unkeusch erscheinen muss. Der Glockenschrei gebührt dem nationalen und kommunalen Anlass, nicht dem kleinen, alltäglichen individuellen Leben, das seine Heiligung im Gemüte findet und keiner politischen Sanktion mehr bedarf. Man hänge nicht alles „an die grosse Glocke“ und denke: „Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen; Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt.“ Welch Widersinn liegt in dem Bemühen, Menschen durch Lautheit zur Erbauung, durch Lärmen zur Einkehr zu bringen! Die Religion verwendet damit zwar nur jene primitiven Mittel der Betäubung, in denen die gleichen Triebkräfte wirken, die auch sie selber seelenmächtig machen. Aber sie verleugnet ihre Entwickelung zu Verfeinerung und Vergeistigung. — Darum hat das Vorgehen jenes Mannes meine Achtung, der in einem Alpendorfe für Gemeinde und Kirchenvorstand eine beträchtliche Geldsumme gestiftet hat, wofür sie sich verpflichteten, im Sommer während seines Dortseins alltags keine Glocken zu läuten. — Schliesslich möchte ich anregen, dass auch der Schlag der Turmuhren eingeschränkt werden möge. Ich sehe nicht ein, warum sie heute, wo auch der Ärmste eine Taschenuhr besitzt, jede Viertelstunde durch einen Schlag andeuten müssen; es würde genügen, wenn sie lediglich die vollen Stunden ausrufen und zwar jeweils durch einen einzigen Schlag, nicht aber etwa durch sechszehn. Der Umstand, dass dies genügt, ist Grund genug dafür, dass es geschehe. —

* * *

5.

„Hunde heulen durch die Nacht,
Wie es mir das Herz befällt!
Ja, es schleicht was durch die Welt,
Das uns alle schaudern macht.“

Ich komme nun zu einer Art Geräusch, die sich von allen bisher namhaft gemachten wesentlich unterscheidet, ich meine die qualvoll störenden Lärmgeräusche, die aus dem Zusammenleben mit Haustieren erwachsen und den Kaufpreis bilden, mit dem wir die mannigfachen Freuden und Nutzen, die uns Tiere bringen, zu zahlen pflegen. Das Bellen und Heulen der Hunde zur Nachtzeit hinter den Verzäunungen der Bauplätze. Der merkwürdige, markerschütternde Schrei, den wir zuweilen vom Pferde hören, diesem rührenden „Caliban der Welt“, der so vieles willig trägt, weil er seiner überlegenen Kraft nicht bewusst ist. Das Schreien eingekäfigter Tiere in den Zoologischen Gärten und Menagerien. Der nächtliche Schrei der Katze, vor allem aber der Ton gefangener Stubenvögel, — das alles ist mehr als der gewöhnliche menschliche Werktagslärm und Feiertagslärm. Denn es zieht uns in das Leben fühlender Wesen ein, die in diesen Lauten ihre einzige Sprache haben. Und dieses ganze Leben ist unserer Verantwortung oder Willkür ausgeliefert. Dieser Lärm ist unerträglich, weil er immer irgendwelches Leiden offenbart, dem man nicht beikommen und helfen kann, unerträglich, weil er uns aufrüttelt und zugleich unsere tatlose Ohnmacht offenbart. Wenn ich auf Vogelstimmen vor meinem Fenster achte, dann weiss ich genau, ob ein Vogel aus Angst schreit oder locken will, brütet oder wirbt, seine Jungen warnt oder um Futter ruft. Eben darum ist es schwer, sich gegen diese Stimmen abzustumpfen. Hammer- und Arbeitslärm belästigt die Ohren; die Tiere aber würden die ganze Seele in Anspruch nehmen, wenn wir nur genug Seele besässen. Dann aber wüssten wir auch, dass es vor diesem Lärm keine andere Zuflucht gibt, denn stärkeres Verantwortungsbedürfnis gegenüber der Tierwelt. Insbesondere ist das Heulen und Jammern der Hunde meist eine Anklage. Sie schreien so wenig ohne Grund, wie ein gutgehaltener, gesunder Säugling grundlos zu schreien pflegt. Dies gilt vor allem von den wahrhaft vornehmen Hunderassen, insbesondere von Terrier, Jagdhund, Bernhardiner, Pudel, Spitz, Dogge und Mops, denn diese Hunde sind durchaus nicht zudringlich lärmend, sondern in der Regel würdiger und von vornehmerem Charakter als durchschnittliche Menschen. Wenn man aber diese Tiere an die Kette legt oder in engen Räumen eingesperrt hält, so ist es vollkommen gerecht, dass sie Grausamkeit mit bösartigem, zwecklosem Gebelle vergelten. Die Vergewaltigung gutartiger Tiere hat das ungeheure Schuldkonto des Menschen unsühnbar belastet. Solch ein gequältes Tier kennt nicht seinen Schmerz,

sondern **ist** Schmerz. Es ist, wenn es zu leiden gezwungen wird, nichts als ein Haufe hilfloser Qual, die sich in spontanen Ausdrucksbewegungen, so gut das Geschöpf eben vermag, entlastet. Dabei sind die domestizierten Tiere so harmlos, dass der Hund, wie ich es mehrfach gesehen habe, wenn er zu Vivisektionszwecken geknebelt und wehrlos auf einem Drahtgestell daliegt, seinem Peiniger sterbend, mit aufgeschnitztem Leibe, noch die Hand leckt, weil er nicht gleich uns an der Kette kausalen Vorstellens sich im Leiden **orientiert** und somit auch nicht die **Entlastung** vom Schmerz besitzt, die uns das **Wissen** leistet. — Überhaupt würde der Mensch das Lärmen und Schreien der Haustiere mit vollkommen **anderem** Ohre hören, wenn er verstehen könnte, wie viel Geplagtheit dahintersteckt. Es gibt nichts Zerquälteres und Unglücklicheres als das Tier, und das Gros der Tierwelt ist nur darum hässlich oder bösartig, weil es gehetzt und ewig auf der Lauer ist. . . Wenn ein kleiner Kanarienhahn im Käfig Tag und Nacht singt, wie haben wir doch so billig, poetische Redensarten zu machen von „Sangeslust und Kunstfreudigkeit der Vögel!“ Nichts liegt dahinter als die gehemmte Aktivität seiner angeborenen Natur, des rascheren wärmeren Blutes, der an beständige Bewegung gewohnten verkümmernden oder doch geschwächten Schwinge. Nichts als Drang nach Fliegen, Sichwiegen in Sonne und Laub, unter Seinesgleichen. Das gibt sich nun in Tönen aus! Wir würden sie **anders** bewerten, wenn an uns verfahren würde, wie wir ihnen tun. . . **Horaz** hat in einer Ode geklagt über das Vogelgezwitscher, das in der Frühe seinen Schlummer zerstöre; Platen und andere Dichter haben diese Klage wiederholt. Mit gutem Recht! Aber das sind nun einmal unvermeidliche Übel, denen jeder ausgesetzt ist, der in und mit der Natur lebt und die man tragen muss, wie die Welt **uns** trägt und uns verbraucht, wie wir eben **sind**. Das Geschrei der gekäfigten Singvögel dagegen ist eine künstlich gezüchtete Exzentrizität, gleich jenen einseitigen Dressuren des Variété, die man durch endloses Leidenmachen mürbe gequälten Geschöpfen schliesslich einprügeln kann. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, dass in Parks und Gärten geräumige Volieren mit schönen, seltenen Vögeln angelegt werden. Es mag auch kleine Blumenstübchen geben, in denen der Kanarienvogel frei umherflattern darf, zur Freude eines Kindes oder eines einsamen Menschen. Auch hat es Verstand, eine „Hecke“ anzulegen, in der der Vogel unter Seinesgleichen lebt. Aber nur um des Luxus willen, ohne Liebhaberei, ein Tier in das Bauer mit ein oder zwei Sprossen käfigen und zu sehnsüchtigem Geschrei aufstacheln, das ist roh und verrohend. Der Kanarienvogel aber gehört meist zum obligatorischen „Hausrat“. Er bekommt Körner und Wasser ohne viel Aufmerksamkeit. Er steht in irgend einem Winkel, eine unbeachtete, vereinsamte Existenz, und schreit und schreit, bis dem fühllosen Herrn etwa nicht mehr beliebt, es mit anzuhören und das

verschüchterte Tier mit Decken und Tüchern vom Lichte abgesperrt wird. — Ebenso ist das Geplärre der Papageien ganz unerträglich. Sie werden reineweg aus Modenarrheit gehalten; selten von Leuten, die sich wirklich mit Tieren abgeben wollen. Solch Papagei, der die selben mechanischen Sprachlaute viele Stunden lang unablässig wiederholt, kann einen arbeitenden Geist zu heller Verzweiflung bringen. Ein besonders unerträgliches Geräusch ferner ist das Gegacker des brütenden Huhnes und das Geschrei der Hähne in der ersten Morgenfrühe... Selbst wenn man sich auf dem Lande bemüht mit den Hühnern schlafen zu gehen, so ist doch die Legezeit der Hühner und das Schreien der Hähne so willkürlich, unberechenbar, dass man in jeder Stunde der Nacht darauf gefasst sein muss, dass ein Hahnenkonzert beginne; denn sobald der erste Hahn gleich nach Mitternacht kräht, fängt in der Runde der Wettkampf lärmender Stimmen an. Dies erwirkt einen fast fieberhaft angespannten Zwangsimpuls des Aufmerkenmüssens. Man erwacht um Mitternacht in der Erwartung: „Gleich wird es anfangen.“ Und selbst wenn der Lärm für ein paar Stunden aufhören sollte, so kommt doch kein Schlaf mehr, weil man eben gezwungen ist, abzuwarten, ob die Störung nicht alsbald wieder einsetzen werde. So liegt man mit fieberhaft angespannten Nerven im Dunkel. Man hört jeden Laut auf Meilen im Umkreis. – Eine ähnliche Tortur wie das Lärmen des Haushahns verhängt auch die Nähe eines Unkenteiches oder der ununterbrochene Schrei röhrender Hirsche oder das Klagen des Uhus über nächtlich Wachende und Überwachte... In einer Reisebeschreibung finde ich ein Tal in den Walliser Alpen erwähnt, dessen Besuch der Gegenstand meiner Sehnsucht wäre, wenn der Berichterstatter wirklich die Wahrheit sagt: Im Val d' Anniviers, dem Eifischtal, sollen überhaupt keine Haustiere, insbesondere keine Hunde gehalten werden und zudem sollen die Anniviarden keine Musik treiben, weil sie vollkommen unmusikalisch sind. Ist das Wahrheit, gibt es ein Alpental, wo sich kein Grammophon, kein Klavier befindet, dann will ich für seine Unberührtheit beten...

6.

Die Herrn Leisetreter, die Herrn Superklug
Sagen stets: „Du nimmst den Mund zu voll,“
Ach, wo Wahn und Dummheit fallen soll,
Ist das Horn von Jericho nicht laut genug.

Jetzt aber will ich von einem Geräusche sprechen, das nicht so sehr um seiner eigenen Abscheulichkeit willen denunziert zu werden verdient, als darum, weil es Symptom von Missständen ist, mit denen sich kaum irgend eine andere Schädlichkeit unserer Wirtschaftsordnung vergleichen lässt. Von den Geräuschen der Hauswirtschaft soll die Rede sein; insbesondere von dem grauenhaften Gelärme des Teppich-, Polster-

und Bettenklopfens. . . . Man vergegenwärtige sich ein grossstädtisches Wohnhaus! Zehn, zwanzig, oft fünfzig Parteien wohnen unmittelbar neben- und übereinander. Keine Partei kennt die andere. Keiner kümmert sich um den Nachbarn. Keiner nimmt am Ergehen des andern teil. Man hockt nur zufällig unter dem selben seelenlosen Dache. Man fühlt sich in keiner Weise solidarisch, in nichts füreinander verantwortlich. Es bleibt auch vollkommen der Willkür anheimgegeben, wann und wie oft ein jeder Hausbewohner seine Bekleidungsstücke, Decken, Bettstücke, Matratzen, Teppiche und Polstermöbel ausstauben will. Er kann das tun, wo ihm beliebt, im Hofe, im Hausflur oder auch im Treppenhause. So kommt es, dass kein Tag, ja keine Stunde im Tage vorübergeht, ohne dass irgend ein Bewohner der Proletarierkaserne ein plötzliches grosses Reinemachen inszeniert. Irgendwo wird immer geklopft, ein Teppich gebürstet, ein Läufer bearbeitet, ein Wäschestück oder eine Matte geschüttelt. Sollte aber wirklich einmal auf ein paar Stunden Frieden im Hause walten, dann kann man gewiss sein, dass von Balkonen der Hinter- und Nachbarhäuser her, oder von der gegenüberliegenden Strassenseite, von irgendwo, aus übervölkerten, mit Elend vollgestopften Mietkasernen das furchtbare, unablässige, ruhelose Geklopf und Gedröhne in Staub- und Schmutzwolken herüberschallt. Nun aber ist diese kontinuierliche Kanonade sämtlicher Hausfrauen und Dienstmädchen noch nicht das Schlimmste am Übel. So sehr das Ohr unter den Klopfgeräuschen leidet, so schwer es für den mittellosen, auf Duldung der Menschen angewiesenen „Breadwinner“ ist, unter diesen täglichen Einbussen geistig zu schaffen, so schwierig es in Grossstädten wird, sich vor Schlaflosigkeit zu wahren und nicht durch schlaflose Erschöpfung frühzeitig zugrunde zu gehen, so sind dies alles doch nicht die eigentlichen hygienischen Schäden, die mit dem Lärm der Hauswirtschaft verbunden sind.

Blicken wir auf die nicht genug zu preisenden Fortschritte, die die Hygiene des Städtelebens während der letzten zehn Jahre gemacht hat, dann ergreift uns Verwunderung darüber, dass den Seiten des täglichen Lebens, von denen ich jetzt sprechen will, nicht mehr Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die Hälfte aller infektiösen Erkrankungen auf mangelhafte Hygiene der privaten Hauswirtschaft, insbesondere aber auf die gegenwärtige Reinigung der Polstermöbel und Betten zurückführe. Man stelle sich beispielsweise vor, welche Verbreitungschancen die Phthisis oder Tuberkulose in einem volkreichen Proletarierviertel besitzt. Wir wissen, dass die Zeit noch nicht fern liegt, wo jeder zweite Arbeiter vor dem dreissigsten Lebensjahre starb, wissen, dass man noch vor zwei Generationen in England und Deutschland voraussetzte, dass jeder siebente Mensch eine tuberkulöse Infektion zu erleiden habe. Man

machte aber in der Regel die Erfahrung, dass die Infektion schon im frühen Kindesalter zu erfolgen pflegte. Vor allem schien das Alter zwischen drittem und siebentem Lebensjahr den Gefahren der Infektionskrankheiten hervorragend ausgesetzt zu sein... Man rufe sich das Bild unserer frühen Kindheit vor die Seele, dieser Kindheit, durch die wir uns unbegreiflicherweise hindurchrangen, als eines von Millionen überflüssiger Grossstadtkinder, zwischen Fabrikschloten und Maschinenlärm, in dem mit Menschen überfüllten Wohnhaus, mitten im Staub des Geschäftslebens, wo wir kein Himmelsblau und keine Blume sahen und unsere ersten Welteindrücke empfingen. Wir krochen, unbehilflich, ohne dass jemand darauf achtete, auf dem Fussboden umher, auf Trottoiren und Treppenstiegen. Immer hatten wir schmutzige Händchen. Immer brachten wir sie mit allem in Berührung, was ins Bereich unserer ahnungslosen Neugierde kam. An allem wurde getastet, geleckt, gerochen. Und alles war überdeckt mit dem Auswurf und Staub kranker, leidender Leute. Überall schluckten die kleinen Organe grossstädtischen Schmutz; Schweiss und Dunst der Betten, die in dem ummauerten, gepflasterten Hofe auf unserem „Turnreck" geklopft wurden, während wir die klopfende Magd umspielten. Exkrete, Evaporationen ungesunder alter Menschen, die aus den zahllosen Teppichen, aus oft seit Jahren nicht gereinigten Polsterstücken hervorbrachen, die vor der Flurtür mitten im Treppenhause ausgestaubt wurden. Und wenn wir zum ersten Male die endlose Stiege hinaufkletterten und die kleinen Lungen von der Pein dieser Leistung keuchten, dann kam aus dem stets ungelüfteten Treppenhause ein mächtiger Staubschwaden in unsere Kehle, wurde niedergeschluckt und brachte vielleicht die Keime zu langem Siechtum in die kindliche Blutbahn... Wie oft hat nicht die Morgenmilch oder die Mittagssuppe auf dem Küchenbalkon zum Abkühlen im offenen Topfe gestanden, während drunten auf dem Hof ein fremdes Bett geklopft wurde. Wie oft trocknete nicht unsere Kinderwäsche auf dem Balkon des Hinterhauses in der Sonne, während aus dem Fenster darüber ein Bettstück ausgeschüttelt wurde. Und wehe, wenn in dem Bettstück ein Krebskranker, ein Tuberkulöser, ein mit Diphtherie oder Masern behaftetes Nachbarkind gelegen hatte. Dann entstand wieder eine jener Infektionen, bei denen jeder sich verwunderte, wie nur der Junge, den man sorglich behütet und von dem Verkehr mit Nachbarkindern abgehalten hat, plötzlich eine Übertragungskrankheit ins Haus bringt. Diese ganze Absperrungshygiene nützt ja nichts. Wir sehen täglich, dass es einfachere Wege gibt, auf denen Infektionskrankheiten über Kinder kommen, durch die tausende dahingerafft, andere tausende mit unerklärlichem, dauernden Siechtum geschlagen werden. Mag der Magen auch imstande sein, täglich zahllose Krankheitserreger, die mit der Nahrung aufgenommen werden, zu vernichten, niemand soll darum wähnen, dass es für kleine

zarte Organismen gleichgültig sei, wenn Stoffteilchen Krebskranker und Schwindsüchtiger in die Nahrungsmittel gelangen. Wir erfahren immer neu, dass unter der Herrschaft der allein seligmachenden Einfamilienwirtschaft ein einzelner Phthisiker in der Lage ist, den gesamten Umkreis seiner Angehörigen (trotz der sorgfältigsten Vorsichtsmassregeln) zu vergiften, dass jedes kleine Kind, das den Stuhl des lungenkranken Vaters umspielt, in ewiger Gefahr für seine gesunde Entwicklung schwebt. Denn das Kind, das die Fingerchen zum Munde führt, während es auf dem Boden herumspielt, scheulos und ohne die hemmende Berührungsangst des Erwachsenen, nimmt in dem widerstandsunfähigen Körper unvergleichlich mehr Krankheitskeime auf als der normale Erwachsene. Es verfällt daher in tuberkulöser Umgebung rettungslos der Infektion, von der es durch rechtzeitige Isolierung und energische Separation der Kranken bewahrt worden wäre, auch dann, wenn seine leiblichen Eltern, beide, Phthisiker sind. Denn die Tuberkulose (selbst wenn man die Tatsache „organischer Disposition“ zugibt) wird nicht als solche im Mutterleibe erworben, sondern kann erst durch Infektion irgendwie „ausgelöst“ werden. — Nun aber bedenke man auch, wie alle diese Betten und Polster, deren tosendes Ausklopfen uns beständig in den Ohren liegt, durch öffentliche Unreinlichkeit und das üble Ausspucken belastet sind. Überall, an den harmlosesten Orten, kann sich in Zeugstoffe virulenter Auswurf in Form getrockneten Staubes nisten. Bei der grauenhaften Rücksichtslosigkeit der meisten sogenannten Menschen schwebt solch armes schutzloses Kind, das nicht zufällig als Generalstochter oder Bankierssohn in die Welt tritt, und nicht von waadländischer Amme oder englischer Gouvernante behütet wird, fortdauernd in der Gefahr, bei harmlosen Spielen die ekelhaften Gifte unreinlicher Menschen in sich aufzuspeichern. . . Man überzeuge sich nur in den Pferdebahnen und elektrischen Bahnen, in Eisenbahnwaggons, von der untersten bis zur obersten Klasse, in Fluren öffentlicher Gebäude, Universitäten, Akademien von der naiven Unverfrorenheit und Selbstverständlichkeit, mit der diese Menschen, Männer und Weiber, überall hinspucken, ohne dass irgendwem einfällt, solche Lamas verantwortlich zu machen und ihre Unsittlichkeit zu verbieten. . . Ferner denke man auch an die vielen Menschen, die ihr Leben lang Treppen zu steigen haben, täglich, Haus an Haus, hinauf und wieder hinab, deren Leben sich recht eigentlich auf den Treppen und in der Hausflur der anderen abspielt; Briefboten, Geschäftsboten, Hausierer, Gerichtsvollzieher, Agenten, Ärzte, Privatlehrer. Ermisst man wohl die Infektionslast, die wir täglich durch diese Unarten der Hausreinigung zu paralysieren haben? Da beim Treppensteigen Lunge und Herz heftiger arbeiten, so drängt sich der trockene Staub, den die ausgeklopften Möbel und Kleider in den lichtlosen, ungelüfteten Treppen-

häusern hinterlassen, in die offenen Respirationsorgane, wird niedergeschluckt, verarbeitet und in die Blutbahn gebracht... Welche Bedeutung dieser spezifischen Art von Möbelreinigung für die Gesundheitsstatistik zuzuschreiben ist, zeigt sich an dem folgenden Beispiel, das ich dem Bericht eines in Tunesien lebenden Arztes entnehme. Dieser legte über die Verbreitung der Infektionskrankheiten bei in bezug auf „Rassenanlage" ungleichen Bevölkerungsschichten Statistiken an. Ihre Ergebnisse wünschte er durch die angeborenen Unterschiede der „biologischen Konstitution", auf Grund verschiedener „genuiner Nosotropie" zu erklären. — Nun aber zeigte sich, dass unter den drei hauptsächlichen, ihrer Deszendenz nach verschiedenen Bevölkerungsschichten Tunesiens, der arabischen, europäischen und jüdischen Bevölkerung bestimmte Krankheitstypen in der Tat endemisch lokalisiert sind. Man findet insbesondere, dass der blondere, blassere europäische Typus den Erkrankungen des Blutkreislaufes, z. B. Anämie und Chlorose leichter ausgesetzt ist als der brünette Typ, dass bei den dunkel pigmentierten Individuen dagegen die nervösen Erkrankungen mannigfacher sind, ja dass man im groben von dem Typ des „Blutmenschen" und dem des „Nervenmenschen" reden könnte. In bezug nun auf die spezielle Verbreitung der Tuberkulose war auffallend, dass sie bei den tunesischen Juden nicht eben gross ist, obwohl diese zum grösseren Teil der allerärmsten Volksschicht zugehören. Die Sterblichkeit an Schwindsucht bei der arabischen, europäischen und jüdischen Bevölkerung Tunesiens verhält sich konstant wie 12 : 6 : 1. Da nun aber die „Nosotropie" der arabischen und jüdischen Bevölkerung sich im übrigen als fast gleichartig erweist, so muss hinter dieser Ausnahmestellung des Juden zur Tuberkulose noch ein besonderer Faktor zu suchen sein. Das Rätsel löst sich aufs allereinfachste. Der Jude darf in Bethäusern und Versammlungshäusern keinerlei Polster, Teppiche und Zeugstoffe verwenden. Er benutzt sie auch in den Privatwohnungen nicht und hängt sogar nur ausnahmsweise Vorhänge an die Fenster. Da er somit ausschliesslich Holzmöbel benutzt, so kennt er auch nicht die europäische Art der Wohnungsreinigung mit trockenen Besen, sondern er gebraucht feuchte Lappen, mit denen alle Gebrauchsgegenstände mehrmals am Tage abgestaubt werden. Damit ist eine zwar primitive aber ganz rationelle Hygiene der Hausreinigung gegeben. Denn es ist keine Frage, dass der viele trockene Staub bei der Hausreinigung (der so oft einfach unter die Schränke gefegt wird), dass ferner das gebräuchliche Daunenbett, dessen Schütteln und Klopfen auf Balkons und in Höfen die Luft mit Krankheitsstoffen erfüllt, und dass endlich das primitive Ausklopfen der Polstermöbel an dem Entstehen von Epidemien in Städten wesentlich beteiligt sind.

Haben wir dies alles erkannt, so wissen wir, was wir von dieser heimtückischen, gemeinsten Lärmart künftig zu halten haben. Die Ge-

fahren der Polstermöbel sind längst gewürdigt. Aber man hat darum noch keineswegs die für das öffentliche Wohl notwendigen Massregeln getroffen. Man sollte bei der Einrichtung öffentlicher Gebäude, wie Gerichtssäle, Bibliotheken, Schulen, Banken, Galerien, Museen, Vergnügungs- und Speiselokalitäten niemals Polstermöbel und Sessel verwenden. Die üblichen roten Plüschsessel in den grossstädtischen Cafés, an denen jedermann sein Haupt scheuert, sind gar widerwärtig. Man besuche eine grosse moderne Privatbank oder die Bureaux moderner Grosskaufleute oder Industrieller, man überzeuge sich, wie geschmackvoll und solide, bequem und schön grosse Räume mit behaglichen Holzmöbeln oder Ledermöbeln ausgestattet werden können, ohne Stoffe, Plüsche, Portièren, schwere Teppiche. Man bedecke die Wände mit leichtem Farbenfirnis oder waschbarer Lincrustatapete, den Boden mit sauberem, häufig mit Karbollösung gereinigtem Linoleum; man verwende keine Ripps-, Samet- und Plüschstoffe, wohl aber festes waschbares Leder. Es ist eine Erfahrung, die jeder Reisende bestätigt, dass man mit der dritten Wagenklasse gesunder und gefahrloser in Bäder und Kurorte reist, als auf den bedrohlichen Polstern der beiden oberen Klassen[1] . . .

* * *

Es wäre nun aber zu erfragen, wie denn die schrecklichen Begleiterscheinungen der Hausreinigung vermieden werden können? Man darf wahrlich nicht erwarten, dass in jeder kleinen Familie die einzige geplagte Dienstmagd oder die arme Hausfrau (etwa auf Handkarren) Bettstücke

---

[1]) Auf den böhmischen Bahnen fand ich in den Kupees folgende Verfügung in deutscher und böhmischer Sprache aushängen: „Das freie Ausspucken ist strengstens verboten. Zuwiderhandelnde werden nach der Ministerialverordnung vom 30. September 1857 R.-G.-Bl. 198 mit Geldstrafen von 2 bis 200 Kronen oder mit Arrest von 6 Stunden bis 14 Tagen bestraft." — Diese Strafe ist viel zu niedrig. Ähnliche Verordnungen aber sollten im Hinblick auf die Tuberkulosegefahr für alle Bahnen gelten, nicht bloss in Böhmen. — In bezug auf die Gefahren durch Polstermöbel möchte ich noch folgendes bemerken: Es gibt kein anderes Land, in dem eine edle Tradition so sehr der Hygiene im Wege steht, wie in Deutschland. Gerade in der besten Kulturgesellschaft, insbesondere auf den Schlössern des Adels ist der Hausrat mehr oder minder „historisch". Man erschrickt, wenn man die Stillosigkeit berühmter Paläste betrachtet. Zwischen Ahnenbildern in vergoldeten Rokkokorahmen hängt das Telephon; hohe Säle voll unpraktischer Meubels; Säle, in denen alte Vitrinen und ungeheuere Kachelöfen stehn, durch Dampfheizung erwärmt, die heimlich hinter den alten Gobelins und Draperien der Wände verborgen liegt. Ein Parvenü in Nordamerika ist komfortabler, stilvoller und vor allem hygienischer eingerichtet als unsere vornehmsten Adelsgeschlechter in Ostpreussen, Brandenburg, Böhmen oder Ungarn. Sie leben mehr in einem Museum als in Arbeits- und Wohnräumen, als Diener ihrer Geschichte, als Diener der Ehrfurcht gegen tote Jahrhunderte.

Treppenläufer, Matten und Teppiche auf ein vor der Stadt gelegenes vorgeschriebenes Klopfterrain hinausfahre, um dort fern von beleidigten Ohren nach Herzenslust zu lärmen. — Wohl aber wäre es ein Leichtes, das Geschäft der Hausreinigung zunächst wenigstens teilweise zu zentralisieren.

Das Ausklopfen von Polstern und Teppichen könnte einen eigenen Beruf bilden, dessen Ausüber täglich, in frühesten Morgenstunden durch die Strassen fahren, um die für den Tag zu reinigenden Möbelstücke auf Karren abzuholen, auf den Klopfplatz zu fahren und umgehend zurückzuliefern. Diese Abgabe des Betten-, Polster- und Teppichklopfens würde Gesundheit und Arbeitskraft vieler arbeitender Frauen ersparen. Der Unternehmer könnte einen guten Gewinn erzielen, selbst wenn er für jedes geklopfte Stück nur ein paar Pfennige erhielte. Endlich wird sich zeigen, ob etwa die Reinigung der Polster durch hydraulisch komprimierte Luft, wie sie gegenwärtig an einigen Orten eingeführt wird, schliesslich zu allgemeiner Anwendung kommen kann.

Alle die hier besprochenen Schäden wurzeln freilich letzten Endes tiefer, wurzeln in den vom Mittelalter überkommenen Wirtschaftsformen der Einzelkochwirtschaft und des separierten Familienhaushaltes, in denen auch der moderne Mensch die Grundlage des „Individualismus“, der „individuellen Gemütlichkeit“, ja schliesslich das ganze Wesen des Familienlebens und die einzig mögliche Form des „intimen und differenzierten Zusammenlebens“ gleichgestimmter Seelen oft noch zu erblicken pflegt. Eben darum aber weil in diesen Formen der Wirtschaft persönlichste Gefühle und Stimmungen der Seele seit alters verankert liegen, ist, den meisten Menschen gegenüber, unmöglich, die Vergänglichkeit und Unzweckmässigkeit dieser Lebensformen objektiv klar zu machen, denn immer wieder wird die Vorherrschaft willkürlicher und subjektivistischer Formen als der Ausdruck persönlichen, individuellen Erlebens in Anspruch genommen. Aber gleichwohl werden einmal Zeiten und Menschen kommen, die unsere Lebensart nicht mehr begreifen. Sie werden sich immer von neuem wundern, wie wir nur unter den jetzt gegebenen Gestaltungen der Hauswirtschaft schaffen und altern konnten. So etwa wie wir uns wundern, wenn wir im Hause Dürers die alte Küche sehen, in der einst Frau Agnes ihrem Gatten das tägliche Mahl bereitet hat.

* * *

Steckt denn nicht unbeschreibliche, grauenhafte Vergeudung von Menschenleben, von unwiderbringlichen Seelen- und Geistes-Kräften dahinter? Familienhäuser mit zehn, zwanzig, hundert Parteien! Eine jede kocht tagtäglich auf dem eigenen Herde die selbe Suppe. Aus

einem Kellerverschlage wird jeder Eimer Kohlen einzeln die Treppen heraufgeschleppt. Jedes Geschirr, jeder Teller wird einzeln gespült und getrocknet; und das in Tagen, wo eine „kraftsparende Arbeitsmaschine" in ein paar Minuten mehrere hundert Teller selbsttätig spülen und trocknen, in ein paar Minuten die ganze Arbeit erledigen kann, zu der hunderttausende Frauen dauernd ihren halben Arbeitstag verwenden. Und jedes Pfund Zucker, Kakao oder Reis wird drüben, vom Kleinhändler einzeln „eingeholt". Die Bereitung eines Koteletts benötigt ein halbes Dutzend Gänge, Verhandlungen und Übereinkünfte. Alles aber stöhnt über Müdigkeit und Überbürdung; alles lebt nur in suspenso, ewig überhetzt, beschäftigt und nicht bei sich selber. Und überall kommt die Schönheit, kommt die Würde zu kurz. Unsere Frauen altern und verblühn, leisten eine Arbeitsmenge, die kein Mann zu leisten vermöchte und erreichen doch nichts, als dass alle dieses, Kochwirtschaft, Hauswirtschaft, Kinderpflege ganz unrationell, unzweckmässig und dilettantisch geübt wird, als dass sie mit all ihrer undifferenzierten, planlosen Wirtschafterei sich und andern das Leben vergällen. Zumal der Vormittag und der frühe Morgen in den Familienhaushalten der „weniger Bemittelten" ist eine kleine Privathölle. Ein ewiges Schruppen, Kratzen, Bohnern, Umkramen und Umräumen. Ein Tollhaus knarrender, kreischender, wetzender Geräusche. Dazwischen Zurufe und Menschenstimmen. Wenn dann schliesslich die rasselnden Privatmaschinen der Familienhaushalte leidlich in Gang kamen, wenn genug geklopft, gewischt, gerückt und geschruppt ist, dann ist der halbe Tag herum. Die Sonne steht in Mittag; die Arbeitskraft ist verbraucht, die Seele müde und stumpf. Und neunzig Prozent aller Lebenden widmet sich doch ausschliesslich diesem Lebensziele, Kochtöpfe und Kleider in guter Ordnung zu halten, um erträglich essen und schlafen zu können. Die kleine Schar der Übrigen, der „Überflüssigen", die inmitten dieser Wirtschaftshöllen nutzlosen „Idealen" nachgehen, wird rücksichtslos niedergestampft. . .

* * *

Wäre denn nun wirklich die Individualität bedroht, wenn man den Konsum unifizierte? Wenn man den Zucker, Reis, Kaffee, Tee, Kakao, mit Vermeidung alles Zwischenhandels und ungeheuerlicher indirekter Steuern, in grossen Quantitäten vom Orte der Produktion bezöge? Wäre denn wirklich euer „ideales Familienleben" in Gefahr, wenn ein Wohnhaus von 25 Parteien nicht 25 Badestuben, sondern einen e i n z i g e n grossen Baderaum mit allen nur möglichen Apparaten der häuslichen Hygiene und Gesundheitspflege aufwiese? . . . 25 Familien, die ein grossstädtisches Proletarierhaus in der Stadt Krähwinkel bewohnen.

halten sämtlich das „Krähwinkler Intelligenzblatt“ und beziehen aus ihm ihre Geistesnahrung. Gesetzt, sie vereinten sich, einen luftigen Parterreraum ihres Proletarierhauses zum Lese- und Bibliothekzimmer herzurichten, so könnten dort täglich 25 verschiedene Zeitungen ausliegen und von jedem eingesehen werden, und es würde nicht mehr kosten als heute ein jeder für das „Krähwinkler Intelligenzblatt“ bezahlt. Die Verbilligung und Verbequemlichung, der Gewinn an individueller Freiheit, Unabhängigkeit und Musse, der in kleinen und dürftigen Verhältnissen aus der Sozialisierung der äusseren Wirtschaft erblüht, ist so sonnenklar, dass ich nicht begreife, warum überhaupt noch nötig ist, diese Selbstverständlichkeiten zu wiederholen. Selbstverständlichkeiten freilich nur für bedürftige und kämpfende Menschen; nicht für jene, die in separierten Familienvillen mit dem Aufwande grosser Dienerschaft leben können und im Grunde alle Funktionen der Hauswirtschaft, ja sogar die Wartung und Pflege, und die ganze Erziehung und Bildung ihrer Kinder auf dienende Kräfte abgewälzt haben. Die Bevölkerungsschicht der Aktionäre aber ist in der Wirtschaftsreform schlechterdings nicht massgebend; wer sich das Leben ohnehin einrichten kann, wie er will, hat kein Verständnis und hat in der Regel auch kein Gefühl für das, was dem Leben notwendig ist.

Können aber auch jene, die in den Formen des kleinen Haushaltes leiden und verkümmern, die Notwendigkeit neuer Haushaltsformen nicht einsehen, nun, dann sollen sie auch nicht klagen. Dann lebt und sterbt meinethalben unter der Tyrannei all der toten Objekte! Lebt für die Reinlichkeit eurer Kochtöpfe und Wäscheschränke! Sterbt für die Tadellosigkeit eurer Räucher- und Speisekammern! Aber fordert nicht von mir, dass ich vor dieser Unsumme zwecklos verbrauchter Frauenkräfte Ehrfurcht empfinden soll! Fordert nicht, dass ich bewundre, wenn freie Seelen für das Ziel leben, dass das Kotelett gemäss der „Individualität“ der Familie gebraten werde und die Gänsehaut genau so knusperig gerät, wie Papa das am liebsten hat. Ich verstehe nicht, verstand wohl niemals, was an der Hausfrau und Mutter vom „alten Schlage“ gar so liebenswürdig und verehrenswert ist. Die Syssitien der Alten boten ein schöneres Bild als die deutsche Bürgersfrau am Kochherd. Und was ist das wohl für eine Sorte von „Individualismus“, die die feinsten Kräfte der Seele den subjektiven Gourmandisen des Magens opfert? . . Frühzeitig verblüht, unliebenswürdig und verbittert, im ewigen Übermüdet- und Überhetztsein, im engen Dunstkreis der geliebten Küche, nie zur Selbstverantwortlichkeit, zum Stolz, zum eigensten Selbst gekommen, — so vergeht heute das normale Frauenleben. Auf dem Sterbebett aber kann sie sich sagen, dass sie treu und ehrlich stets dafür gelitten hat, dass ER mittags und abends „sein Leibgericht“ bekam. —

Ich will euch verraten, was in Wahrheit hinter dieser Willkür

und Zufälligkeit verborgen liegt. Disziplinlosigkeit, Primitivität und rüpelhafte Unkultur des durchschnittlichen Mannes. Es soll alles nach Laune gehen. Ihr möchtet euch eben gehen lassen. Ihr habt weder echten Patriotismus noch echten Bürgerstolz; ihr habt nicht ein einziges Ideal, für das ihr im Tageskampf euch das geringste Opfer auferlegtet. Wofür würdet ihr denn wohl das Schaffot besteigen? „Behaglichkeit" ist eure einzige Göttin. Ihr seid nicht eigenartig, nicht „individuell" genug, um nicht fürchten zu müssen, dass mit der Willkürlichkeit der Lebensformen auch die Einkehr und Abgeschlossenheit eures Wesens dahinfällt. Ihr besitzt euch gar nicht selber; sondern ihr müsst euch erst abgrenzen und vermauern, um zu dem Gefühl zu gelangen, eine „Persönlichkeit" zu sein. „Individualismus" aber nennt ihr die Erlaubnis, nach Herzenslust spektakeln zu dürfen. Jede gesellschaftliche Schutzmassregel gegen das Gegacker jener lauten Narren, jener grossen Schreier, jener frechen Schwätzer, die ihr eure „starken Persönlichkeiten" nennt, erscheint euch als „staatliches Nivellement", als Eingriff der Bureaukratie in die heiligen Rechte des „Individualismus". Ihr schwatzt gar viel von Liberalismus und Freiheit; aber gibt man euch die Freiheit sittlich zu sein, dann ersehnt ihr nur die Freiheit von aller Sitte. Zufall und Chaos beherrschen euer Leben. Zufall und Chaos gebieten, welche Art Menschen in den Mauerlöchern, unter den roten Dächern der Steinverliesse zusammengewürfelt werden, sich lieben, hassen, Kinder zeugen und zu Tode quälen. Zufall und Chaos allein schweben um die Gestalten eurer Hausmütter und Hausfrauen. Alles, was in der praktischen Wirtschaftsarbeit am wichtigsten ist, Ernährung und Küche, Hausreinigung, Hygiene, Erziehung, Kinderpflege wird ohne inneren Beruf und Begabung, ohne Selbstdisziplin, Einsicht und Ehrfurcht, ohne Arbeitsteilung und spezialistische Vorbildung betrieben; die Frau kocht, wäscht, reinigt, lärmt und erzieht kraft ihrer „Vorbestimmung" und ihres Geschlechtes, heute genau so wie es ihre Grossmütter zur Zeit der Naturalwirtschaft getan haben. Kaum vermag der denkende Geist ohne Verzweiflung zu fassen, wie diese Milliarden dahin leben, Milliarden, die ihr armes, kurzes, unwiederbringliches Leben nur dazu bekommen haben, um sich in zahllosen kleinen Privathöllen zwischen viele überflüssige geschmacklose und hässliche Dinge einzusperren und ihre Ehre, ihre gesamte Lebenskraft darein zu setzen, nur ja korrekte Gesinnungen und korrekte Kleider zu tragen. Ach, so vorsichtig, so mittelmässig, beschämt, bequem und unselbständig. Und in aller Feigheit und Sehnsuchtlosigkeit so laut und ohne Ehrfurcht!

* * *

Rationellere Formen der Hauswirtschaft und des Familienlebens aber werden erstehen. Sie werden ein grosses Stück all des wohl entbehrlichen, ganz zwecklos und unnütz vollführten, dilettantischen Gelärmes beseitigen, durch das wir unter der Alleinherrschaft der **gegenwärtigen** Wirtschaftsform so oft und so bitter gelitten haben. Künftige Geschlechter werden uns belächeln. Sie werden nicht begreifen, warum die Räder unseres Wirtschaftsgetriebes so furchtbar knarren und dröhnen mussten, warum wir denn so gelebt haben und so gestorben sind. — Ihr könnt freilich billig höhnen, dieses alles sei Zukunftstraummusik. Aber ich sehe nicht ein, dass die Gegenwartsmusik des Staubklopfers und Teppichschlägers liebenswürdiger sei. . .

7.

„Wer nennt mir wohl das hochgelobte Land
Zeigt mir den Weg zur benedeiten Gasse,
Wo das Klavier noch keinen Eingang fand,
Dies Marterwerkzeug, das ich grimmig hasse.
Schriebst heut Du die Vernunftkritik, o Kant,
Ansammelnd mächtige Gedankenmasse,
Du müsstest taub sein, philosoph'scher Heiland,
Wo nicht, Dich flüchten auf ein wüstes Eiland.“

L. Fulda.

Wir sind ein Ohrenvolk, aller Anschaulichkeit und Sichtbarkeit bar. Aber wenn der Anblick unseres Lebens übertrieben, formlos, hässlich oder gar komisch sich ausnimmt, so besitzen wir doch auf **einem** Schaffensgebiete einen tröstenden Vorzug: im Reich der **Töne** sind wir tief innerliche Empfinder und Träumer. Die Musik ist die bestimmende Macht unserer Volksseele, der unbestreitbare Stolz deutscher Kultur. Das ist ein Vorzug, ist auch ein Nachteil. Denn wir sind dem entzückenden Teufel so vollkommen ausgeliefert, dass deutsche Kultur an musikalischer Elephantiasis schliesslich zugrunde geht. . . Kann man sich denn in Deutschland irgendwo unter Menschen getrauen, ohne auf Stunden dem Gesang oder Instrumentalspiel eines Dilettanten ausgeliefert zu werden? Gibt es irgendwo Wälder und Parke, wo man sicher ist vor dem Potpourri, vor dem Promenadekonzert und der Militärkapelle? — Ich rede hier nicht von grosser Kunst. Rede nicht von den wenigen, die Musik als ernstes Studium und Arbeit treiben. Diese werden mich schon verstehen, denn ihre ernste Freude hat nichts zu schaffen mit den Vergnügungen aller der Hunderttausende für die Musik ein gelegentlicher Zeitvertreib, eine Abladestelle billiger, flacher Gefühle, eine Salpeterplantage müssiger, spielerischer, exzitierender Erregungen ist. Ich wünsche nichts zu ungunsten allgemeineren Verständnisses der Musik zu sagen. Wer imstande ist, Partituren und Klavierauszüge der grössten Orchesterwerke, die Werke Bachs und die Lieder mancher neueren Meister im stillen Zimmer zu studieren, besitzt einen Reichtum, der ihn über alle Welt und alle Not der Welt hinaushebt.

Aber was hat dies zu schaffen mit dem Zeitvertreib all der Müssiggeher, die sentimentale Melodien auf der Geige kratzen, Salonstücke und Tänze vortragen oder gar stolz darauf sind, dass sie Zither schlagen, auf der Guitarre die Zeit vertrödeln und allerlei Niedlichkeiten und Allerweltslieder vorführen können? Gewiss, wo tiefes, ernstes Leben entgegentritt, da besinn ich mich gern auf einen Spruch, mit dem Theodor Storm uns über Störungen durch unzeitige, unberufene Musik getröstet hat:

„In lindem Schlaf schon lag ich hingestreckt,
Da hat mich jäh Dein Geigenspiel erweckt,
Doch, wo das Menschenherz mir so begegnet
Nacht oder Tag, die Stunde sei gesegnet." . . .

Soll nun aber jeder müssig herumlungernde, das Leben vertuende und vertändelnde Mensch, jeder Backfisch, jeder Student, dem die Musik nichts als gute Unterhaltung und angenehme Gefühlswallung zu bieten vermag, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht das Recht haben, in ernste, strenge Arbeit einzubrechen? Sollen sie mit ihren Fingerübungen nnd Etuden uns martern dürfen oder gar mit stundenlangen Solfeggien und platten lauten Gefühlsergüssen unser ganzes Tagewerk zerstören? Man klagt über die Unnatur unserer Lebensführung, bespöttelt und kritisiert den zunehmenden Hang der Gehirnkulis zu nächtlichem Schaffen. Aber dann gebt doch den Armen Lebensbedingnngen, unter denen sie existieren können, unter denen ein nur auf die Kraft seiner Feder und die Gesundheit seines gemarterten Hirns angewiesener, beständig von der Gefahr des Hungerns oder des geistigen Zusammenbruches umlauerter Mensch noch zu schaffen und zu denken vermag. . . Ich weiss nicht, wie sich feine, zarte, empfindsame Gedanken in diesem Tagesleben erheben und halten sollen, wo man doch beständig von jeder Art Lärm und Geräusch umbrandet wird und wo zu alledem musikalische Aufregungen einwirken, die gerade den für Musik empfänglichen und reizbaren Menschen notwendig in ihr Interesse ziehen und Stimmungen, Dispositionen auf ihn übertragen, die er für seine Arbeit nicht ausnutzen kann, die ihn vielmehr nur zersplittern und ungenützt seine Seelenkräfte absorbieren. —

Im Gebiete der Sinneswahrnehmungen gibt es keinen tiefer einschneidenden Unterschied als den zwischen Menschen, die vorwiegend für Licht- und Farben-Intensität und -Verschiedenheit oder aber für Intensität und Verschiedenheit von Schall- und Gehörseindrücken empfindlich sind. Wer also zum „geistigen Typus" gehört, der wird Natur und Welt weniger in Form von visuellen, optischen Vorstellungen, als von motorischen Klang- und Wortvorstellungen verarbeiten. Er muss entsetzlich unter dem Dasein anderer leiden, die in weit höherem Grade auf konkretes direktes Wahrnehmen eingestellt und für alle die feineren, indirekten Vermittelungen durch das Ohr unzugänglich sind. Der Zwang

aber, während der Nacht, dem Lichte entgegenarbeiten zu müssen, führt mit Sicherheit in immer tiefere Unnatur und Ungesundheit hinein. Nur zur Nacht, wenn alles still ist, wenn alle die Lärmer und Schreier zur Ruhe gegangen, dann erwachen die Gedanken, erwachen im ruhigen Sternenlicht, unter dem bleichen Monde. Aber sie lassen uns übernächtig, bleich und erschöpft zurück. Wenn die gesunden, natürlichen Menschen erfrischt und freudig aufstehen, in den frühen, reinen, heiligen Morgenstunden, dann sind wir zu aller Arbeit in der Regel am unbrauchbarsten. Diese Stunden sind uns zu laut, zu zersplittert und unruhig. Dazu kommt, dass die Zeit nach der Mahlzeit für jeden geistig Schaffenden durchweg unergiebig, unproduktiv verläuft. Es wird also die Gewohnheit, erst gegen Abend mit der Arbeit zu beginnen, durch alle Lebensbedingungen gefördert, die für den Nervenmenschen natürlich, für den gesunden normalen Muskelmenschen direkt schädlich und unnatürlich sind. Es ist unter den Verhältnissen der modernen Grossstädte unausbleiblich, dass der geistigere, verfeinerte Mensch zu einer unhygienischen Umkehrung der Tag- und Nachtzeit gedrängt, dass er immer mehr zu einem Abendmenschen gemacht wird. Alle seine entscheidenden wichtigen Erlebnisse gehen bei künstlichem Lichte vor sich. Er ist so unnatürlich und ungesund wie das allnächtlich, im Mondlicht gespielte Theater, das die eigentliche Domäne des gegenwärtigen Menschengeschlechtes geworden ist.

Nur eines könnte vor der gänzlichen Umkehrung der Tageszeiten schützen: energische Zwangsmassregeln zur Unterdrückung des Lärmes und der Geräusche des Tages. Für die „Hausmusik“ aber, gegen deren Missbrauch bisher noch nicht der mindeste Rechtsschutz geschaffen wurde, scheint mir das zu alleroberst nötig zu sein. Man besteuere endlich das Luxusklavier, besteuere musikalische Lustbarkeiten und Vergnügungen (nicht aber etwa belehrende Vorträge und bildende Veranstaltungen); man besteuere die Geige und die viel gemissbrauchte Guitarre. Man besteuere Spieldosen, Drehorgeln und Musikautomaten und übe diese Steuer rücksichtslos in allen Fällen, wo nicht die Notwendigkeit der Musikinstrumente zu Studienzwecken oder zu selbsttätig ausgeübtem Erwerbe nachgewiesen werden kann, sondern wo Musik zu Unterhaltung und Zeitvertreib müssig gehender begüterter Kreise getrieben wird. Keine Luxussteuer wäre so berechtigt, keine besser angebracht. . . Sodann aber schaffe man feste Vorschriften, unter deren Befolgung allein, Musikinstrumente in Privathäusern gehalten werden dürfen. Man schaffe sie zunächst etwa in Form von Spezifikationen zum Grobe-Unfug-Pharagraphen (360, 11, R.St.G.B.), dessen gründliche Neubearbeitung ja doch in der allernächsten Zeit unausbleiblich ist. Dieser alberne Paragraph ist vortrefflich dehnbar. Überflüssiges Klavierspiel aber ist unbedingt als gröbster Unfug zu betrachten. Man sehe endlich auch im Polizeistrafgesetzbuch strenge Strafvorschriften vor, gegen willkürliche Ruhestörung durch Musiklärm. Man setze fest,

erstens, dass in Privathäusern (ohne Gewerbeschein oder event. polizeiliche Dispensation) zu bestimmten Ruhestunden vor allem auch am Sonntag- und Feiertagsvormittag überhaupt nicht musiziert werden darf; zweitens, dass für die Dauer des Übens auf weithin tönenden Instrumenten die Fenster der Privatwohnungen zu schliessen sind; widrigenfalls stehe Geldstrafe, Haft und Konfiskation des benutzten Instrumentes zu erwarten. Ferner sollen sich die Hauswirte dahin einigen, dass sämtlichen Mietern in Häusern, die nicht von einer Partei bewohnt werden, nach 9 Uhr abends und vor 9 Uhr morgens das Musizieren schlechterdings verboten wird. Die Sonntagvormittage aber, die für Hunderttausende eine kurze Erholungsfrist bieten, sollten nimmermehr durch das Gelärm der Frühschoppenkonzerte, Biermusiken und Privatklaviere ihrem Zwecke, Sammlung und Ruhe zu gewähren, entzogen werden. Wie die gröberen Organe unseres Leibes durch die staatliche Autorität geschützt werden, wie man die Bevölkerung vor schlechten, verdorbenen oder verfälschten Nahrungsmitteln zu behüten versucht, so sollte auch das zarteste wichtigste Organ, das Ohr, zumal aber das Ohr der Schuljugend vor dem schlechten, verfälschenden, den Geschmack verpöbelnden Musiklärm geschützt werden. Göthe lässt im Wilhelm Meister diejenigen, welche sich der Musik widmen, eine gesonderte „pädagogische Provinz“ bilden, möglichst abgelegen und entfernt von allen anderen. Und in der Tat, es ist nicht einzusehen, warum nicht jede Stadt und jedes Stadtviertel eigene Gebäude für musikalische Studienzwecke, für Klavier- und Gesangsübung besitzen sollte, so wie man in Sanatorien und Kurorten abgelegene Musikzimmer herstellt, wohin sich diejenigen, die singen und spielen oder dem Spiel und Gesang zuhören wollen, zurückziehen mögen. . .

* * *

„Musik wird oft nicht schön gefunden,
Zumal sie mit Geräusch verbunden.“

Eine grauenhafte Unsitte grassiert in ganz Deutschland: das allgemeine Restaurant- und Kaffeehauskonzert. Wer auf das Wohlwollen seiner Mitmenschen angewiesen ist, musikalische Ohren besitzt und sich nicht „aus dem Erwerbsleben zurückziehen“ kann, der wird durch Musik, in der alle Welt ihre Nöte und Sorgen übertäubt, fast zu Tode gemetzgert. Jede Arbeit in Fabrikhöllen und Schwitzschachten wird von rhytmisiertem Lärme begleitet. Aber auch alle Erholungsstätten sind von schlechter Musik überfüllt. Der jeweilige Gassenhauer, heute das „Lied von der Holzauktion“, morgen die Matschiche, verfolgt uns bis in die Träume der Nacht. Die allgemeine Musikwut übt auf die Kultur des Ohres die selbe Wirkung, die das illustrierte Journal, das „Witzblatt“ und die kitschige Reproduktion auf die Kultur des Auges übt. Man lebt im Hören und Sehen gleich wüst und unkultiviert. . . Was aber nützt es

dagegen streiten, bald in Mitleid, bald in Ekel? — Rücksicht heisst Schwäche. Güte heisst Ohnmacht. Der eine überschreit immer den andern.

Mit nichts pflegt der Normalmensch verschwenderischer umzugehen, als mit der Aufmerksamkeit und Zeit seiner Mitmenschen. Wenn man zu einem Besuche, einer Gesellschaft mich veranlasst, bei der man mir nichts vorzusetzen hat als Nervengifte, die meine Fähigkeiten lähmen, Speisen, die ich nicht vertrage, Gespräche und Unterhaltungen, die Zeit und Aufmerksamkeit rauben, ohne mich im mindesten zu erfreuen und zu fördern, begeht man da nicht an meinem Lebenswerk ein Verbrechen? Wie edel könnte doch Geselligkeit sein, wenn Menschen sich nur füreinander verantwortlich fühlten, wenn es sich um etwas Besseres handelte, als um die Übereinkunft, den grösseren Teil des Lebens müssig, bequem und ohne Anstrengung miteinander zu vertrödeln. Sobald man aber beisammen sitzt und der übliche Klatsch und Tratsch erschöpft ist, stürzt irgendjemand ans Klavier, ohne zu fragen, ob man Musik hören mag, ob man seine Musik hören mag. Man sollte jedem geselligen Zusammensein, sollte auch allem Musizieren einen positiven, methodischen Inhalt geben. — Hat uns aber einer durchaus und ganz und gar nichts mitzuteilen, was fördern und erfreuen kann, dann soll er wenigstens zuzuhören und zu lernen verstehn... Von Kant, Fechner, Lotze, Darwin wird uns ausdrücklich berichtet, dass sie tief schweigsame Naturen waren. Wer aber kann sich wundern, dass Lebewesen, die gar nichts in der Seele tragen als spezifische Futtertrog- und Familieninteressen wie die Mühlen klappern, dass sie im Lärme leben wie der Fisch im Wasser und selbst die hehre Musik zur „Unterhaltung“ entweihten, sie, die keine Stubentür schweigend zu schliessen vermögen...

* * *

Alle der widerwärtige Musiklärm bewährt nun einen eigentümlichen Untergrund. Er verbirgt eine merkwürdige Beziehung zu des Menschen erotischen Erfahrungen. — Zunächst scheint mir, dass die Produktivität in der Musik ebenso in der aktiven Geschlechtlichkeit verwurzelt ist, wie das verfeinerte Verständnis für Musik einer Transformierung und instinktiven Gebundenheit erotischer Impulse zu entsprechen pflegt. Man darf getrost behaupten, dass hinter einem grossen Teile des Musiklärms, der täglich vollführt wird, ganz wie hinter dem Gesange der Vögel, erotische Verwebungen und Verwickelungen, das Einandersuchen und Fliehen der Geschlechter im Verborgenen lauert. Diesen Gesichtspunkt müssen wir zunächst für die Erklärung der ungleichen musikalischen Anlagen von Frau und Mann wohl im Auge behalten. Die oft betonte Unfähigkeit der Frauen zur Komposition, d. h. zur „Produktivität“ in der Musik und ihre doch gleichzeitig wirksame,

ganz ungewöhnliche musikalische Empfänglichkeit und Verständnisfähigkeit für interpretatorische, reproduktive Aufgaben, — sie erklären sich aus einer tiefen Gebundenheit des Trieblebens. Die Frau ist nicht aktiv, nicht spontan. Sie ist immer und überall „rationaler" als der Mann. In ihr dokumentiert sich jene überlegene Rationalisierung des Trieblebens, die der Mensch ausschliesslich der Schule der Not, nur langem, geschlechterlangem Leiden und Drucke verdanken kann. . . Das gleiche Verhältnis der musikalischen Anlage, das zwischen Frau und Mann besteht, findet sich wieder in den Begabungen „primitiver" und „später" Kulturen, d. h. im Verhältnis der noch ungebundenen, rohen und der schon rationell geschulten und durch Überlegung gehemmten Kulturvölker. — Je intellektuell vergeistigter und disziplinierter der Volksschlag wird, um so auffallender pflegt die musikalische Schöpferkraft hinter rezeptiven Musikanlagen zurückzutreten. Man denke an die musikalische Veranlagung der Engländer. Sie sind die intellektuellste und geistigste aller Nationen; aber sie sind musikalisch fast vollkommen unschöpferisch und doch zugleich von einer Zuneigung und Begeisterung für Musik, die oft lächerliche, exzentrische Formen annimmt. . . Betrachten wir nun aber die grossstädtische Musikwütigkeit unter dieser physiologischen Perspektive, dann könnte man bei dem Klavierspiel und Gesang seines Nachbarn und seiner Nachbarin oft auf allerlei besser zu verschweigende Gedanken kommen. .

* * *

Eine einzige Bemerkung will ich mir zum Schluss nicht versagen: Man beachte, welch eigentümliches, noch unentdecktes gesetzliches Verhältnis obwaltet zwischen dem allgemeinen Klavierspiel und Gesangsbetriebe einerseits und dem Geschrei von Wickelkindern und Säuglingen andererseits. Wenn man dem einen Geräusche glücklich entronnen ist, dann gerät man mit Sicherheit in das andere hinein. Wo die eigentlichen „Proletarier" wohnen, in den Fabrikvierteln, im Osten und Norden der Städte, da ebbt in der Tat die Klavierpest und Gesangsseuche ganz beträchtlich ab. Dafür aber wird man dort von früh bis spät durch rasendes Kindergeschrei dafür abgestraft, dass man auch selber einige Monate seines Lebens so geschrieen hat. Wohnt man dagegen in den Westvierteln, unter den sogenannt ‚besser Bemittelten", dann findet man, dass der Kinderlärm im ganzen dort freilich beträchtlich geringer ist, dafür aber übt der noch unbesteuerte Emotionskasten, das „Piano" oder „Leiserchen" eine kaum zu beschreibende Tyrannei aus. Richtige subumbilikale Anfälle, stundenweiser Musikraptus, Ovarialklänge links, Testalklänge rechts. Sämtliche müssiggehende und gelangweilte Damen der Umgegend, alle Hagestolze,

die nichts zu tun und zu verantworten brauchen, haben sich verschworen, zu singen, zu spielen, zu flöten und zu girren, meist aus keinem anderen vertretbaren Grunde als dem, woraus auch der Auerhahn balzt, tanzt, kapriolt und musiziert, Stunden und Tage lang; alle psychophysischen Spannungszustände entäussernd und der Umwelt mitteilend, bis dann schliesslich das erwünschte Nest und Eier da sind und die jungen Kücken, worauf es mit dem Kunsttrieb und der Kunstbegeisterung plötzlich ein Ende hat. Gott beschütze meine Ohren und verhelfe euch baldigst zu einem — Umzug in das Nordviertel. Ich aber stehe auf Leichen- und Trümmerstätten grausam gemordeter Gedankenkinder und habe nichts als den Stossseufzer des Dichters:

Jetzt rede mir nur Einer noch
Vom Schaffen oder Denken,
Vom sauer-süssen Arbeitsjoch
Vom tiefen Sichversenken.
Kaum sitz ich auf dem Stuhle fest
Mit ernst gesenkten Wimpern,
Beginnt mein Nachbar, Höll und Pest,
Voll Wut Klavier zu klimpern.
Zu stampfen, zu hacken,
Zu hämmern, zu knacken,
Zu martern, zu klopfen
Watte her,
Werg her,
Wachs her,
Ich will mir die Ohren verstopfen!

Fünftes Kapitel.

Rechtsschutz wider den Lärm.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht."
Schiller.

1.

Die Störung durch Lärm und Geräusch gehört zu einer Gruppe von Delikten, der die Jurisdiktion schlechterdings nicht beikommen kann. Ich möchte sie „hygienische Delikte" nennen. Ich meine damit vielerlei Schädigungen des Mitmenschen, ja sogar viele Arten verfeinerten Mordes, die sich bisher weder in die Paragraphen des Strafrechtes noch des Zivilrechtes einfangen liessen, obwohl sie gerade den schlimmsten Eingriff in die persönliche Rechtssphäre darstellen. Die sogenannte Lex Heintze, die neuerdings Bestrafung dessen fordert, der eine gonorrhoische oder luetische Infektion wissentlich auf andere überträgt, ist nur eine von sehr vielen Forderungen, die auf ein noch fast unbebautes, braches Gebiet der Rechtspflege hinweisen. Wie können wir etwa den Phtisiker verantwortlich machen, der auf das Strassenpflaster speit? wie einen Friseur, der mit unreinen Händen die Bartflechte überträgt? einen Strassenhändler, der vor den Fenstern eines Krankenhauses Lärm vollführt? — Wenn in allen diesen Fällen eine Anklage und Bestrafung schwer ist, so ist sie noch weit schwieriger in den zahllosen Fällen, wo Vertrauen, Liebe, Schwäche oder Gläubigkeit zur Bereicherung (oder auch nur zu Machtgefühlen) ausgenutzt werden. Das tut der Arzt, der voll naiven Selbstvertrauens, in experimentierender Ahnungslosigkeit ein Menschenleben schädigt oder vernichtet; das tut jede Frau, die aus der Liebe oder Güte eines Mannes irgendwelchen Nutzen zieht, ohne Gegentreue zu geben; das tut ein Lehrer, der die Urteilslosigkeit eines vertrauenden Kindes missbraucht, um ihm feste Vorurteile und schädigende Fanatismen einzupflanzen. Alles dieses sind ethische, nicht aber juridische, sind moralische, nicht aber legalisierte Delikte. Wo sie auf Grund des Straf-

gesetzes und der „Staatraison“ „gefasst“ werden sollen, da steht nur ein einziger Paragraph zur Verfügung, unter den man alles bringt, was man sonst nicht definieren und bezeichnen kann, der Paragraph wider den „groben Unfug“. „Grober Unfug“ kann schliesslich alles sein: Der Lärm eines Hundes so gut wie Unreinlichkeit; Ungebühr und Taktlosigkeit sowohl wie eine Theaterkritik; Strassenaufläufe, Exzesse ebensowohl wie publizistische Broschüren. Hier ist dem subjektiven Geschmack und Takt der Richter ein weiter Spielraum gegeben. Will man aber eine Klage gegen Lärm und störendes Geräusch nicht auf Grund dieses „groben Unfugparagraphen“ erheben, so bleibt nur die Möglichkeit, auf Grund des bürgerlichen Gesetzbuches die Paragraphen zum Schutze des Eigentums oder auch die Paragraphen des Verwaltungsgesetzes, die einen Damm gegen „Immissionen“ bilden, heranzuziehen. Dieses ist denn auch in der Tat der übliche Weg der Lärmklage. Sie wird nur in sehr seltenen Fällen auf Grund des Strafgesetzes angestrengt. Aber es hätte schliesslich ebensoviel Sinn bei Schädigung von Gesundheit und Arbeitskraft auf „grobe Körperverletzung“ oder „Realinjurie“ zu klagen, als Belästigungen durch Geräusch als „Immission des Eigentums“ auszudeuten und ins Sachrecht hineinzuschieben. Ich meine, dass sich die Abwehrklage gegen den Lärm in die bestehenden Paragraphen nur gequält eingliedert, und dass sich künftig nicht vermeiden lässt, sie einem besonderen „hygienischen“ Paragraphen einzuverleiben, als eine der Spezifikationen, die aus dem vergänglichen Unfugparagraphen hervorgehen werden . . .

2.

Ein gewisser Schutz gegen Lärm scheint zunächst in dem bekannten § 360 Z. 11 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich und in der gleichartigen Vorschrift des § 340 Z. 9 des preussischen Strafgesetzbuches gegeben zu sein. An diesen Stellen nämlich wird derjenige. welcher ruhestörenden Lärm oder groben Unfug verübt, mit einer Ge strafe bis zu 150 Mark bedroht. Es erhellt aber ohne weiteres, dass dieses Strafmass, das auch dem schlimmsten, boshaftesten Unfug gegenüber die Höhe von 150 Mark Geldbusse nicht überschreiten kann, viel zu gering ist, um einen wirksamen Rechtsschutz zu schaffen. Das erweisen die vielen infamen witzlosen Streiche, die fortwährend von Leuten aus der sogenannten gebildeten Gesellschaft rein aus Zerstörerlaune und eitel Willkür verübt werden, wie etwa falsche Alarmierung der Feuerwehren und Unfallstationen, Durchschneiden von Läutewerken oder Telegraphendrähten, Abgeben falscher Notsignale in der Eisenbahn und dergleichen mehr. — Alles das in dem nie getäuschten Vertrauen, dass der „Scherz“ nicht mehr als höchstens 150 Mark kosten wird. — Hierzu kommt. dass Lärmen und Randalieren nur dann straffällig ist, wenn es ein öffentliches, von mehreren Zeugen bestätigtes Ärgernis ge

hat, während die Ruhe des Einzelnen, ja auch der Frieden eines ganzen Hauses überhaupt nicht strafrechtlich geschützt wird. Aber auch in zahllosen Fällen, wo der Lärm eine öffentliche Kalamität geworden ist, steht der Rechtsschutz des verworren unklaren § 360, 11, welcher „Lärm und Unfug" zusammenschweisst nur auf dem Papier . . . Wie grob, schwankend und willkürlich die Anwendung dieses jämmerlichen Übertretungsparagraphen ist, zeigen aufs deutlichste einige Erläuterungen des Olshausen'schen Kommentares[1]. — Die Möglichkeit der Klage ist nach diesen Erläuterungen an eine Unsumme einschränkender, dehnbarer Begriffsbestimmungen gebunden. Es muss erstens festgestellt werden, ob der Lärm „ruhestörend" ist, d. h. ob auch vorsätzliche Verletzung oder Gefährdung der „öffentlichen Ordnung" vorliegt und nicht etwa nur „Fahrlässigkeit" und „Polizeidelikt". Der selbe Nachweis ist nach der Entscheidung des preussischen Obertribunals auch für das Geltendmachen von § 340, 9 des preussischen Strafgesetzbuches erforderlich. — Leider aber streiten sich nun die Strafrechtslehrer auch um die Frage, ob eine tatsächliche Störung des Publikums durch den Lärm erfolgt sein müsse, oder ob „eine gegen die öffentliche Ordnung gerichtete Handlung, die vermöge ihrer Natur geeignet ist, das Publikum zu belästigen oder zu stören" schon unter Strafantrag gestellt werden kann. Liegt aber kein tatsächlich allgemein anerkanntes, sondern nur „mögliches Ärgernis" vor, so hängt es nur von den Richtern ab, ob sie eben das selbe als „Belästigung" anerkennen, was für mich und andere belästigend zu sein scheint. . . Zweitens muss auch festgestellt werden, dass der Lärm „vorsätzlich" verübt wurde. Wo z. B. eine bloss „fahrlässige Unterlassung" vorliegt (etwa die, „dass jemand seinen Hahn nicht am Krähen hindert" oder „seinen Hund nicht vom Bellen abhält"), da ist keine Klage auf Grund des Strafgesetzes möglich. Sie wäre nur möglich, wenn mein Gegner seinen Hahn absichtlich krähen lässt oder seinen Hund „zum Bellen animiert." Dies kann ich ihm aber natürlich niemals nachweisen. . . Drittens muss die Erregung des Lärms „ungebührlichermassen" erfolgen. „Ungebührlichermassen" ist aber nicht gleichbedeutend mit „unbefugt". Sondern es bezeichnet „die unnötig belästigende Überschreitung einer zustehenden Befugnis." — Was nun aber „befugt" oder „unbefugt"; „gebührlich" oder „ungebührlich"; „nötig" oder „unnötig" ist, das soll hinwiederum von Fall zu Fall das Gericht entscheiden. So wurde in Berlin nach dem Pr.A.L.R. I, 8, § 27 ein Mann bestraft, der eine Maschine aufgestellt hatte, „mit der Absicht seine Nachbarn zu schikanieren"[2].

[1] Vergl. Bd. II, S. 1398 ff., T. II, Absch. 29 zu § 360 Nr. 11. Ich konnte leider nur nach der 3., statt der sehr erweiterten 7. Auflage zitieren.

[2] Heute würde vermutlich, da § 27 L. R. seit 1900 nicht mehr gilt, der berühmte Schikaneparagraph (226 B. G.) herangezogen werden. Dazu Schadenersatz nach 823, 826.

Ebenso konnte ein Gastwirt, der auf Grund der Gewerbe-Ordnung § 27 nächtliche Tanzmusik veranstaltete, gestraft werden, weil er diese Befugnis bewusst missbrauchte. . . Es muss nun aber viertens auch die ruhestörende Handlung als „vorsätzlich" nachgewiesen werden. Auch hierbei wird jedoch von den Strafrechtlern darüber gestritten, ob es genügt, zu zeigen, dass der Täter sich bewusst ist, durch seine Handlungen andere Leute zu stören, oder ob diese Störung gewollt und eben als Störung gewollt sein muss. Es besteht mit anderen Worten die Frage, ob der Lärm als culpa oder als dolus strafbar sei. — Einige Autoritäten halten für genügend, dass der Erfolg dem Täter „zur Fahrlässigkeit zugerechnet werden könne." Andere dagegen halten dafür, dass neben dem Bewusstsein der vorliegenden Ungebühr auch ausdrücklich eine „Vorsätzlichkeit" nachgewiesen werden muss. Die Begriffswelt dieser ganzen juristischen Streitigkeiten ist vollkommen typisch für die kindische, dilettantische Psychologie und primitive Rechtsphilosophie, auf Grund derer heute eben noch Recht gesprochen wird. Endlich ist man auch darüber nicht einig, ob wiederholtes Lärmen als eine oder als eine Mehrheit von Handlungen abzuurteilen sei. Vor allem hängt ein wahrer Rattenschwanz von Streitigkeiten der „Autoritäten" an dem Begriffe „grober Unfug". Wo beginnt und endet die „Grobheit"? was ist „Unfug"? was „polizeiliche Ungebühr"? Wenn ein Fabrikarbeiter nachts Laternen demoliert, dann ist es „öffentlicher Unfug", wenn es ein Bonner Borusse tut, dann wird er „in Ungebühr genommen." Eine Reihe juristischer Kapazitäten betonen, dass der Zweck von Ziff. 11 nicht darin gesucht werden dürfe, „dass sie überall Aushilfe gewährt, wo eine mit der öffentlichen Ordnung nicht verträgliche Erscheinung in irgend einen Kausalzusammenhang mit menschlicher Tätigkeit gebracht werden kann, ohne dass ein spezieller Tatbestand einer strafbaren Handlung sich konstruieren lässt." Dies würde ja dem Grundsatz widersprechen: „wo kein Gesetz vorliegt, da gibt es kein Vergehen." — Wir ersehen aus alle diesem, dass das Zusammenwerfen des Lärms mit dem „groben Unfug" in der selben Paragraphennummer (die ursprünglich nichts als die „öffentliche Ruhestörung" treffen sollte), zu dem widerwärtigsten Kuddelmuddel geführt hat! Alle Handbücher des Strafrechts sind angefüllt mit Erörterungen über „das Wesen des groben Unfugs." — Einer besonderen Popularität erfreut sich dabei die Frage, ob es auch einen „Unfug durch die Presse" gäbe, (denn auch das „straffällige Pressedelikt" fällt — (sehr bezeichnend!) — unter die selbe Ziffer, die den Lärm mit 150 Mark Geldbusse bedroht). Ein Teil der Strafrechtslehrer verneint schlechtweg, dass es anderen „groben Unfug" gäbe als durch physisch lästig fallende Handlungen[1]). Gleichwohl er-

[1]) z. B. Bar, Frank, Liszt, H. Meyer.

gehen notgedrungen tagtäglich Verurteilungen auf Grund des § 360. 11, z. B. gegen Verbreiter falscher Gerüchte, schwindelhafter Inserate, mystifizierender Alarme. (Und ich wüsste in der Tat nicht, wie man diese Leute fassen will.) — Liszt insbesondere hat den groben Unfugparagraphen so eng ausgelegt, dass nur Handlungen darunter fallen, die direkt und unmittelbar-physisch die Sinne (d. h. „Geruch, Gehör oder Gefühl" [sic!]) verletzen. Damit bietet der Paragraph denn überhaupt keine Handhabe, etwa auch Pressschwindler, Pressverbrecher, Mystifikatoren belangen zu können. — Dass dies aber praktisch nötig ist, wird kein gerecht Denkender bezweifeln. Auch die ganz willkürliche Bestimmung, ob Unfug oder Lärm „fahrlässig" oder aber „vorsätzlich" sei, hat sich in der Praxis noch nie durchführen lassen. — Bei einer Verhandlung vor einem sächsischen Gericht wurde entschieden, dass ein Bursche, der auf der Strasse mit einem cri-cri Lärm vollführte, nicht strafbar sei. Es lasse sich kein „eventueller Dolus" erweisen; man müsse vielmehr annehmen, dass der Bursche „an die Wirkung des Lärms nicht gedacht habe." Dagegen entschied ein bayrischer Gerichtshof, auf Grund ganz derselben Ziffer, dass ein Mann bestraft wurde, der seinen Hund auf dem Spaziergang nicht an die Leine nahm, denn ein dolus eventualis liege vor, „weil der Mann ja wissen musste, dass der Hund den Verkehr stören werde."

Ceterum censeo: § 360, 11 ist willkürlich, unbestimmt, praktisch unbrauchbar. Mit den Begriffen „grober Unfug" und „dolus eventualis" verleitet er zu traurigstem Unrecht. Gegen Lärm aber bietet er überhaupt keine Handhabe, oder nur eine so schwache, dass ich jeden warne, auf Grund des Strafgesetzes zu klagen.

3.

Bürgerl. Gesetz § 906 und 907.

Eine allerliebste Erheiterung bietet eine psychologische Entdeckung des deutschen Reichsgerichts. Eine Entdeckung, dank deren der schwache Rechtsschutz, den § 906 und 907 des bürgerlichen Gesetzbuches in einzelnen Fällen geleistet haben, schliesslich völlig totgeschlagen werden kann. — Es ist die richterliche Erfindung des „normalen Durchschnittsmenschen." — Diese unbezahlbare Verlegenheitsinstanz muss vor dem deutschen Reichsgericht überall herhalten, wo man das Manko der Gesetzgebung und die traurige Unzulänglichkeit des juristischen Begriffs der „sachlichen Immission" gegenüber hygienischen und physiologischen Schädigungen, noch nicht einsehen und eingestehen will.

* * *

Dies erweist z. B. eine (Jurist. Wochenschrift 1904, S. 143 abgedruckte) Letztentscheidung des Reichsgerichts in einem vor dem Landgericht Colmar in zweiter Instanz geführten Prozesse. — Eine Hausbesitzerin führt Klage gegen einen benachbarten Bierbrauer, der auf seinem Grundstück eine Eismaschine aufstellt. Sie weist nach, dass sie durch den Lärm dieser Maschine nervenkrank geworden sei, schliesslich aber gezwungen wurde, ihr für sie entwertetes Haus zu verkaufen. Sie klagt auf Entfernung der Tag und Nacht arbeitenden Maschine oder aber auf Schadenersatz. Die Klage wird in der Berufungsinstanz abgelehnt, die Revision zurückgewiesen. In der Begründung berufen sich die Gerichte, einschliesslich Reichsgericht, auf den im Entwurf zu B.G.B. Bd. 3, S. 267 ausgesprochenen Grundsatz, dass „das Mass des Erlaubten nicht von wechselnden persönlichen Verhältnissen abhängig gemacht werden dürfe.“ Eine „nervenkranke Dame“ könne daher nicht für die Anwendung des § 906/907 kompetent werden. — Dieser „Grundsatz“ ist nun aber nichts als eine dehnbare Phrase. Die Zurückweisung der „nervenkranken Dame“ als Klägerin ist schliesslich geradezu eine rechtliche Verunrechtung. Denn wäre die Frau nicht nervenkrank geworden, so hätte sie ja den Schutz des Gesetzbuches gar nicht nötig. Man definiert hier eben einfach den Menschen als „normal“, der den gegebenen Lärm erträgt; weist aber den, der ihn nicht erträgt ab, mit der Motivation, dass er anormal sei oder annormal geworden sei... Ganz der nämliche Rechtskonflikt kam auch bei einem Rechtsfalle zum Austrag, der ebenfalls durch alle Instanzen bis zum Reichsgericht durchgefochten und zuletzt mit der Berufung auf den „normalen Durchschnittsmenschen“ totgeschlagen wurde[1]. In diesem Fall wurde ebenfalls gegen das Geräusch einer Maschine geklagt. Ein alter Arzt, der als Sachverständiger zugezogen wurde, sagt aus, dass nach seiner ein Menschenalter umfassenden Erfahrung mindestens ein Viertel der erwachsenen Bevölkerung in der Stadt Dortmund als „nervös“ und nicht „normal“ zu bezeichnen sei, insofern sie bei dem in Rede stehenden Maschinengeräusch nicht würde schlafen können. Die Klage wird dennoch abgewiesen. Das Reichsgericht entscheidet, dass Bedürfnisse nervöser Personen nicht zu berücksichtigen seien. Da sich nun aber der Kläger dagegen sträubt als „nervöse Person“ zu gelten, so beruft sich das Gericht schliesslich auf die Tatsache, dass er bei offenem Fenster zu schlafen gewohnt sei, was ebenfalls als etwas nicht Normales zu bezeichnen sei. — Eine herrliche Rechtsentscheidung! Einen Rechtsanspruch auf den § 906 haben somit also nur „normale Durchschnittsmenschen, die hinter geschlossenen Fenstern schlafen!“ Das deutsche Reichsgericht hat bei dieser unsterblichen Entscheidung (vom

[1] Juristische Wochenschrift XXXIII, S. 381, Ziff. 6.

30. April 1904, 126/04 V) offenbar allzu ausschliesslich an den deutschen Juristen der Gegenwart gedacht. — „Normale Durchschnittsmenschen, die hinter geschlossenen Fenstern schlafen!“

4.

Die „Ortsüblichkeit“ (§ 906).

Wenn der Begriff des „normalen Durchschnittsmenschen“, heller Unsinn ist, so ist der zweite Begriff, auf den sich die Anwendung des § 906 bezieht, der Begriff der „Ortsüblichkeit“ noch alberner. — In diesem Begriffe laufen nämlich verschiedene Definitionen durcheinander. Man denkt bei dem Worte „Ortsüblichkeit“ einmal an: „Zum Wesen der Sache gehörig.“ — Man denkt ein anderes Mal an die „gewohnheitsmässige Gepflogenheit der betreffenden Örtlichkeit.“ Dies zeigt z. B. eine urkomische Verhandlung vor Stuttgarter Gerichten, die vor dem Reichsgericht schliesslich zum Austrag kam[1]). Hier klagt jemand, weil sein Grundstück durch den nächtlichen Lärm einer Kegelbahn entwertet werde. In den Urteilsbegründungen kommt die volle Ratlosigkeit der Richter zum Ausdruck. Zunächst wird die Klage abgewiesen mit der Begründung, dass das betreffende Haus in einem Stadtteil liege, wo die Anlage von Kegelbahnen durchaus „ortsüblich“ sei. Dies zeige sich daran, dass sich in dem Stadtteil noch drei andere Kegelbahnen befänden. Dagegen macht die Berufungsinstanz jedoch geltend, dass diese Auslegung des Begriffs der Ortsüblichkeit ganz verkehrt sei. Die „Ortsüblichkeit im allgemeinen“ käme nur dann in Betracht, wenn gesagt werden könne, dass in der ganzen Stadt oder wenigstens in dem ganzen betreffenden Stadtteil die Benutzung der Grundstücke zur Anlage von Kegelbahnen „die gewöhnliche“ sei. Dies aber sei ja doch in Stuttgart nicht der Fall. — Zuguterletzt aber entscheidet das Reichsgericht die Sache sozusagen in der Negative: „eine Ortsunzulässigkeit ist dann als gegeben zu erachten, wenn das betreffende Viertel, wo sich die Kegelbahn befindet, ein „herrschaftliches Villenviertel ist“. (Also ein Viertel, wo reiche Leute wohnen, die ohnehin weniger hygienischen Rechtsschutz nötig haben). Dieses alles ist natürlich heiterster Juristenunsinn. Denn was kann aus diesem Entscheide folgen? Doch wohl nur, dass dort wo eine Kegelbahn lärmt, auch 27 Kegelbahnen lärmen dürfen, wo aber bisher noch kein Gastwirt Konzessionen erhielt, da soll auch künftig keiner Konzessionen erhalten.

1) Juristische Wochenschrift XXXIII, S. 175.

5.

Präjudize zu 903, 906, B.G.B.

Ein wahres Unikum ist ein Präjudiz des IV. Senats des sächsischen Oberlandesgerichts aus dem Jahre 1903[1]). Ein Grundstückbesitzer in Laubegast bei Dresden klagt auf Grund B.G.B. § 903, 906 gegen eine Kinderbewahranstalt, die neben seinem Hause einen Kinderspielplatz mit Sandhaufen anlegte. Die Mieter seines Hauses seien durch Lärm und Staub zum Auswandern gezwungen; die Wohnungen entwertet. Die Abweisung der Klage (auch im Instanzenwege) gründet sich auf die Erwägung, dass die Benutzung des Kinderspielplatzes „nach den örtlichen Verhältnissen bei Grundstücken dieser Lage nicht ungewöhnlich und der Lärm und Staub nicht schlimmer sei, als gewöhnlich auf Kinderspielplätzen der Fall zu sein pflege.“ — Es werden eine Reihe Zeugen vernommen, die darüber aussagen müssen, ob der Lärm „erträglich“ gewesen sei. Einer sagt aus, er sei „unerträglich“ gewesen. Drei andere aber bezeugen, „dass er nicht schlimmer war, als die Lage des Grundstücks mit sich brachte.“ Die Privata, Auguste, verwitwete G. aber bekundet sogar, dass sie sich über den Lärm gefreut habe, „weil er nicht so klang, wie ungezogene, trotzige oder schmerzempfindende, sondern wie vergnügte und fröhliche Kinder zu lärmen pflegen.“ Was die Klage über den Staub betrifft, so wird sie abgewiesen, „weil die Mieter weniger wegen des Staubes als wegen des Lärms gekündigt haben, die Klage gegen den Lärm aber ja bereits abgewiesen sei.“ — Mit diesen Deduktionen werden Berge überflüssigen Papiers verschrieben. . .

* * *

Eine Unsumme nicht minder uferloser Debatten bietet eine Verhandlung, die vor Landgericht München I, vor dem Münchener Oberlandesgericht und schliesslich vor dem Zivilsenat des Reichsgerichts geführt worden ist. Die vage Unmöglichkeit des Begriffs der „Ortsüblichkeit“ im § 906 B.G.B. und § 26 der Gewerbeordnung könnte nicht besser als durch die Entscheidung der obersten Instanz illustriert werden, die alle früher in der Angelegenheit ergangenen Urteile wieder aufhebt[2]). — Zu München, in der Nymphenburgerstrasse befindet sich ein Trambahndepot. Die Anwohner werden von morgens 4 Uhr bis nachts 1 Uhr durch Lärm chikaniert. Und zwar (im lieblichen Juristendeutsch gesprochen) 1. durch Manipulationen, wie a) Rangieren auf der Schiebe-

[1]) Abgedruckt in den Annalen des kgl. sächs. Oberlandesgerichts Bd. 25, S. 515—518.

[2]) Abgedruckt in den Entscheidungen des Reichsgerichtes in Zivilsachen Bd. 57, S. 224—231.

bühne, b) Wegwerfen eiserner Hebel, c) Reinigen der Wägen, d) Umwerfen von Rücklehnen, e) Entfernen von Holztrittbrettern; 2. durch rasches Aus- und Einfahren der Wägen resp. schnelles Passieren der Wechsel; 3. durch häufige Glockensignale. — Bei der Klage der Anwohner dieses angenehmen Depots wird nun von verschiedenen Gerichtshöfen vor allem darüber Erhebung gepflogen, ob der Lärm „ortsüblich“ sei, oder nicht. Dabei aber laufen den Richtern zwei ganz verschiedene Gesichtspunkte wirr durcheinander. Sie denken bei dem Begriffe „Ortsüblichkeit“ zunächst an so etwas wie „Wesenszugehörigkeit“, d. h. sie verhandeln darüber, ob all dieser Lärm zum „Wesen“ eines Trambahndepots gehöre oder ob er auch eventuell „vermeidbar“ sei. Denn ein unvermeidbares, allgemeines Übel ist nach altem Rechtsgrundsatz nicht klagbar. — Zweitens aber dachte man bei dem Begriffe „Ortsüblichkeit“ daran, ob man an der betreffenden Lokalität, also in der betreffenden Gegend Münchens, solchen Lärm „gewohnt“ sei und „erwarten“ dürfe. Man forschte insbesondere danach, ob eine sog. „Prävention des Lärmes“ bestanden habe, d. h. ob etwa seit alters an der betreffenden Stelle immer gelärmt worden ist, so dass die sich dort ansiedelnden Leute den Lärm „eben mit in den Kauf nehmen müssen.“ Beide Gesichtspunkte laufen den Richtern des bayerischen Landgerichts wie des Oberlandesgerichts durcheinander. . . Eine Unmöglichkeit, gegen Lärm zu klagen, liegt nach Entscheidung des Reichsgerichts vor, wenn das Stadtviertel, in dem der Lärm stattfindet, „schon seit längerer Zeit als Fabrikviertel bekannt ist.“ Die Klage gegen das Strassenbahndepot wird demgemäss auch hier abgewiesen mit der Begründung, dass an der selben Stelle sich schon lange Zeit ein Depot befunden habe. Dies bestätigt das Reichsgericht. — Alle diese Präventionsbestimmungen sind natürlich unwägbar und unsäglich unbestimmt. — Gesetzt etwa, ein altes Pferdebahndepot befindet sich viele Jahre an der selben Stelle. Plötzlich wird der alte Betrieb eingestellt und dafür der elektrische Betrieb eingeführt. Der Grundsatz der Prävention ist somit gewahrt. Aber für die neu in das Viertel Einziehenden ist gleichwohl eine andere Konstellation als die früher bestehende gegeben. Der Lärm ist verzehnfacht. Die Wohnungen verlieren an Wert. Ihre Besitzer aber konnten diese Umwandlungen nicht voraussehen. Will man sich nun gleich dem Münchener Oberlandesgericht auf „Ortsüblichkeit“ berufen? Will man ihre Klage für unberechtigt erklären? Dann kann natürlich etwas Ähnliches bei jeder „Ortsüblichkeit“ zu erwarten stehn. Jeder Fabrikant, der für eine genehmigungspflichtige Anlage Niederlassungsrechte erworben hat, kann täglich zu neueren Verfahren und anderen Maschinen übergehen. Damit aber kann er den ganzen Charakter seiner Anlage ändern. — Diese Erwägung zeigt also, dass bei Kollisionen der Rechte benachbarter Eigentümer der Grundsatz der Prävention nicht herangezogen werden darf. Wenn ich z. B. ein

Grundstück kaufen will, ein anderer aber, der das weiss, kommt mir mit der Erwerbung eines Nachbargrundstücks zuvor, auf dem er, noch ehe mein Kauf perfekt ist, einen „lärmzuführenden Betrieb“ anlegt, soll ich da etwa des Schutzes von § 903 verlustig gehen, wonach ich jeden andern unbeschränkt von der Einwirkung auf meine Sache ausschliessen darf? Muss ich die Immission dulden, wenn man mir nachweisen kann, dass, bevor eben ich an dieser Stelle mich niederliess, die mich schädigende Einwirkung schon früher bestanden hat, ohne dass andere Leute sich geschädigt fühlten? Dann gäbe es eben überhaupt keinen Schutz gegen Immissionen. Dann könnte jeder auf seinem „Eigentum“ so viel lärmen, skandalieren und Gestank vollführen, wie er will. Er könnte sich darauf berufen, dass das schon immer so gewesen sei und dass mein Vorgänger, der mit ihm befreundete Schlächtermeister X. sich nie darüber beklagt habe. Eben um dieser „faulen Ausrede“ willen verfügte das Gesetz, dass der gegenwärtig gegebene Zustand, nicht aber was früher beliebt und historisch gepflogen ist, entscheiden solle. Gegen diese Rechtsverfügung verstösst das deutsche Reichsgericht. Es verstösst dagegen, wenn es Klagen auf Immissionen mit der Begründung ablehnt, dass die den Kläger beeinträchtigenden Anlagen, z. B. die Anlage einer Fabrik, eines Trambahndepots, einer Eisenbahn sich „naturgemäss entwickelt“ haben. Damit wird das Klagerecht gar nicht geprüft, sondern abgeschnitten, denn wo immer Störungen auftreten, da haben sie sich selbstverständlich auch „naturgemäss entwickelt“ [1]).

6.

Gewerbeordnung § 26.

Wir wollen nunmehr sehen, welche Handhaben neben Strafrecht und Zivilrecht schliesslich das Verwaltungsrecht im Kampfe wider den Lärm zu bieten hat. Ich kann auf Grund des § 26 eine doppelte Klage gegen die Lärmstörung einleiten. — Einmal die Herstellungsklage, sodann die Entschädigungsklage. Das heisst einmal die im Eigentumsrecht wurzelnde „dingliche Störungsklage“, die sog. Actio negatoria; sodann die ungleich erfolgreichere „deliktische Schadenersatzklage“. Für die erste kommen folgende §§ des B.G.B. in Betracht: **1004.** 1011, 1017, 1027, 1065, 1134, 862; für die zweite der § 823. — Gesetzt nun, ich erhebe den „negatorischen Einspruch“ nach § 1004, so heisst das, dass ich die Herstellung von Einrichtungen fordere, die mich gegen Benachteiligung durch Lärm und Geräusch beschützen. Werde ich mit dieser Forderung abgewiesen, dann kann ich immer noch die in der Regel günstigere

[1]) Hierzu Turnau und Förster, Liegenschaftsrecht Bd. 1, S. 285, Bem. 3, Abs. 2. Gruchot, Beiträge Bd. 25, S. 960, Bd. 2, S. 905. Seuffert, Archiv Bd. 46, S. 390. Brassert, Z. Bergr. 42, 332.

Klage auf Schadloshaltung für die von mir nachgewiesene Benachteiligung zu führen versuchen. . . Hierbei kommt jedoch eine wahrhaft teuflische Ironie des bürgerlichen Rechtes zutage. Die Gesetze beschützen und sichern das „Eigentum". Sie bestrafen in allen Ländern den Diebstahl weit strenger als die Körperverletzung, das Eigentumsdelikt grausamer als die Ehrenkränkung. Sie beschützen die Habenden, die Possessores, aber sie kennen keine Schädigung, die sich nicht auf Schädigung an Geld und Gut zurückführen lässt. Eine Klage wider Lärm und Geräusch kann somit nur dann geführt werden, wenn ich eine bezifferbare Vermögensbeschädigung geltend machen kann; eine Klage wider Immissionen, die meinen „Erwerb" nicht schädigen, würde als „unwesentlich" im Sinne des § 906 zurückgewiesen werden.

Hierzu kommt folgendes unsägliche psychologische Moment: eine Klage nach § 1004 kann nur dann geführt werden, wenn „eine Beeinträchtigung unmittelbar durch die Sinne, nicht aber, wenn sie nur vermittelst des Denkvermögens empfunden wird." Daher kann ich gegen nicht substanzielle Immissionen (z. B. gegen einen benachbarten Bordellbetrieb) auf Grund der Negatoria keine Klage führen. . . Gesetzt nun, ich reiche gegen sinnfälligen Lärm eine Immissionsklage ein, was wird dann geschehen? Es wird zunächst (bei Klage nach § 26 der Gewerbeordnung) eine Kommission an Ort und Stelle erscheinen. Ein Verwaltungsbeamter prüft nach, ob der Lärm, der meinem Gehirn angeblich die Arbeit erschwert, auch seinem Gehirn das Denken unmöglich machen würde (was aber in der Regel nicht der Fall sein wird). Eventuell kann auch ein medizinischer „Sachverständiger" vom Gericht beauftragt werden, nachzuprüfen, ob das, was mir in die Nase duftet, auch in dem zufälligen Zeitpunkt seines Erscheinens ihm in die Nase duftet, oder ob die grelle Lichtwahrnehmung, die mein Auge schädigt, auch ihm schädlich erscheine. Konstatiert der medizinische „Sachverständige", dass die „Einwirkungen auf die Sinne" sich wohl „aushalten lassen", dann ist eine Immissionsklage im Zivilrechtswege überhaupt nicht mehr möglich, denn die Verwaltungsbehörde hat die Macht, nach 19 Abs. 2 und 17, bereits die Klagemöglichkeit niederzuschlagen... Zudem aber liefert die Gewerbeordnung dem vexatorischen Nachbar eine ganze Reihe anderer Handhaben; sie bietet ihm einen Schutz gegen die Klage auf Lärm, nicht aber mir Schutz gegen seinen Lärm. — Der Immittent ist z. B. nicht verpflichtet, mir oder meinen Vertretern Zugang oder Einblick in seinen meine Nervenruhe störenden Gewerbebetrieb zu gestatten. Er kann ferner selbst dann, wenn ein Zivilgericht auf Abstellung einer das Nachbargrundstück schädigenden Anlage erkennen sollte, nochmals den indirekten Einspruch der Verwaltungsbehörde anrufen, die jeder Veränderung im Betriebe seiner Anlage ihre Genehmigung verweigern kann. Da er nicht auf Herstellung

konkret bezeichneter Schutzmassregeln verurteilt werden kann[1]), sondern nur dazu, „exzessive Immissionen im Sinne von § 906 künftig zu unterlassen“, so kann der Exequend insbesondere die Ausrede gebrauchen, dass sich sein ganzer Betrieb inzwischen vergrössert oder verändert habe, so dass es sich nun nicht mehr um „exzessive“, sondern um „erlaubte“ Immissionen handle, worauf die ganze Klage und Untersuchung wieder von neuem losgehen müsste. — In der Regel gelangen daher diese Immissionsklagen nie zu einem Abschluss. Mir ist sogar ein epineuser Streitfall bekannt geworden, in dem ein auf dem Lande lebender Privatmann die dingliche Störungsklage gegen eine benachbarte chemische Fabrik führte, deren Einrede nach 906 abgewiesen und für die eine Betriebsabänderung verfügt wurde, worauf dann die dem Kläger übelgesinnte Verwaltungsbehörde dem Fabrikanten zu ungunsten des Klägers eine Konzession zu dem von der Zivilbehörde verfügten „abgeänderten Verfahren“ versagte, wonach — alles beim Alten blieb[2]).

* * *

Gegenüber diesen Erschwerungen der Klage nach § 26 G.O. verschlägt es nur wenig, dass die Gewerbeordnung im Gegensatz zur Zivilklage nach dem bürgerl. Gesetzbuch nicht nach dem „Verschuldungsprinzip“, sondern nach dem „Veranlassungsprinzipe“ verfährt. Das heisst: bei einer Lärmklage auf Grund der Gewerbeordnung wird nicht nachgeprüft, ob der schädigende Eingriff in mein Rechtsbereich irgend ein positives „Verschulden“ des Lärmmachers in sich schliesse, sondern nur, ob eine Schädigung und damit eine Verpflichtung zum Schadenersatz de facto vorliegt... Es liegt hier in der Tat ein sehr gewichtiger ethischer Unterschied zwischen Gewerbegesetz und Zivilgesetzgebung vor. Nur ganz ausnahmsweise knüpft das weit modernere bürgerliche Gesetz an „unverschuldete“ Schadenszufügung eine Ersatzpflicht. Eben darum aber ist die Lärmklage nach § 906, 907 so vollkommen aussichtslos und unnütz. — Eine Einsicht in die Schädigung, geschweige denn ein Wille zur Schädigung wird ja in all dem ganz natürlichen Gelärme rücksichtsloser, grober, unerzogener Menschen wohl fast niemals nachzuweisen sein. Sie lärmen und leben eben naiv...

---

1) R. G. 36, Nr. 42.

2) Hierzu Gallenkamp, „Der privatrechtliche Inhalt der §§ 17, 19 und 26 der Gew.O.“, Sächs. Archiv f. bürgerl. Recht Bd. 1, 1891, S. 705—731. — Gallenkamp führte aus, dass die Verfügung einer Instanz, entweder der Verwaltungsbehörde oder des Gerichts genüge, um das Bestehen genehmigungspflichtiger Anlagen zu hindern. Wir sehen in der Praxis, dass die Verwaltungsbehörde genug Wege besitzt, um sich über privatrechtliche Verfügungen hinwegzusetzen.

Selbst dann nun aber, wenn ich meinem Schädiger eine gewisse „Bewusstheit der Schadenszufügung" nachweisen könnte, so böte ihm, in der Vorinstanz wie in der Vollstreckungsinstanz, das bürgerliche Gesetzbuch genug Handhaben, um der Verurteilung nach § 906 zu entgehen. Er kann sich auf Selbsthilfe, gesetzliche Befugnis, gewerbliche Konzessionen berufen. Viele Paragraphen lassen sich zu seinen Gunsten wenden, zumal 906, dann 907—923; ferner 229—231, auch 227, 228 usw. Zur Not wird er den Einwand des eigenen Verschuldens nach § 254 vorbringen können. Er wird sagen, dass ich bei der von der Verwaltungsbehörde nach § 17 G.O. in dem der Konzessionserteilung vorangehenden Administrationsverfahren, zur öffentlichen Kenntnis gebrachten Genehmigung der „lärmzuführenden Anlage" auf einen mir drohenden Schaden ja „rechtzeitig aufmerksam gemacht worden sei"; damals aber sei kein Einspruch von mir oder sonst wem erhoben worden. Schliesslich vermag er auch die nach § 906 versuchte Klage auf § 826, „illoyale Schadenszufügung" überzuwälzen, wonach er, da ihm keine „Schikane" nachweisbar ist, kaum verurteilt werden kann. Kurz die dingliche Störungsklage wider den Lärm ist so gut wie vollkommen aussichtslos. . .

7.

Wie aber steht es mit einer „deliktischen Schadenersatzklage"? Auch hierbei wird in der Regel gar nichts herauskommen! Man braucht nur die in der juristischen Literatur vorliegenden Erläuterungen zu § 26 G.O. durchzusehen, um sicher zu wissen, daß man mit einem so subtilen, ungewohnten Klagegegenstand, wie es die Schädigung durch Lärm ist, nichts als ein mitleidiges Achselzucken oder ein Lächeln der Schadenfreude von seiten der Richter einernten wird. Da heißt es z. B.: „der Beschuldigte ist ausschliesslich verpflichtet, solche Handlungen vorzunehmen, die von jedem vernünftigen und redlichen Menschen zum Schutze des eigenen oder fremden Lebens, Gesundheit oder unter Umständen auch wertvoller Güter in der gegebenen Lage nach den gewöhnlichen und gesunden Verkehrsanschauungen erwartet werden"[1]). So viele Worte, so viele Phrase!! Man sage nur klipp und klar, ob die normale Arbeitskraft meines Gehirns für Deutschland ein minder wertvolles Gut ist, als die Saugpumpe im Hofe eines Schnapsbrenners. Man sage mir, wie denn „gewöhnliche und gesunde Verkehrsanschauungen" eigentlich aussehen, wie der „vernünftige und redliche Mensch" eigentlich beschaffen ist. Auch sollte man doch bedenken, dass das, womit der Mensch „fremdes" Leben vernichtet, nahezu immer zur Hebung seines eigenen Lebens unternommen wird. . .

[1]) Hierzu 823 B.G.B.; § 303 ff., St.G.B; auch 826 B.G.B.

Bei jeder Klage nach § 26, die voraussetzt, dass dem Immittenten die gewerbepolizeiliche Konzession zur Seite steht, ist von besonderer Wichtigkeit dieses, dass ich nur auf zweierlei einklagen kann: 1. auf Herstellung von Einrichtungen, die den Lärm mildern, 2. auf Schadloshaltung für den durch Lärm erlittenen Schaden. Dahingegen kann ich nicht auf „Einstellung des lärmenden Betriebes“ klagen. Eben dieser Umstand, dass die „Klage auf Unterlassung“ im modernen Rechte beseitigt ist und durch die Klage auf „Herstellung praktikabler Einrichtungen“ ersetzt wurde, stellt einen tiefen Eingriff in das Eigentumsrecht dar. Der lärmende Immittent wird auch im Falle der Verurteilung lediglich verpflichtet, „tunliche Schutzvorrichtungen“ durchzuführen. Mir, dem Kläger aber wird anheimgegeben solche Vorrichtungen ausfindig zu machen, die mich vor dem Lärm schützen, ohne doch meinem Gegner irgendwie wehe zu tun. Jeder meiner Vorschläge kann aber durch einen von meinem Gegner hinzugezogenen „Fachmann“ abgelehnt werden. So wird denn selbst mit der Verurteilung zu praktikabeln Einrichtungen nach § 26 G.O. praktisch gar nichts erreicht sein...

* * *

Wofern nun die „praktikablen Einrichtungen“ sämtlich „untunlich“ befunden werden, so kann ich freilich zu der zweiten Forderung auf „Entschädigung“ übergehen, ohne dass dem Gegner der Einspruch der Klagänderung zusteht. Nunmehr aber kann der Gegner zunächst mit Erfolg nur für die „pro futuro zu erwartenden“ Schädigungen mir einen Ersatz einräumen; in diesem Fall ist er nicht verpflichtet, für den vor Erhebung der Lärmklage erlittenen Schaden irgendwie aufzukommen[2]. Da nun gerade bei Lärm die „Nachweisbarkeit künftiger Vermögensbeschädigung“ nicht möglich ist, andererseits die Klage auf „praktikable Einrichtungen“, wie wir gesehen haben, faktisch ohne Erfolg bleibt, so bietet die Gewerbeordnung überhaupt keinen Rechtsschutz wider den Lärm. Was auf dem Papier der Gesetzbücher steht, ist dem gegenüber ganz belanglos. Das ist nur die Rechtskulisse. Die nackte Wahrheit ist unsere absolute Ohnmacht und Schutzlosigkeit gegen den Lärm. Es ist somit schliesslich unter allen Umständen nur unweise, gegen ihn Klage zu erheben. Denn: ubi nihil vales, ibi nihil velis...

---

[1]) Hörle, Verwaltungsarchiv 1902, S. 386.

[2]) Rocholl, Rechtsfälle aus der Praxis des Reichsgerichts 2, 379 ff. Dazu: Seuff. A. 60, Nr. 218.

8.

Negatoria und Inhibierungsklage.

Eine wesentliche Abänderung erfährt die Lärmklage, wenn es sich nicht um einen der durch die Gewerbeordnung konzessionierten lärmenden Betriebe handelt. In diesem Falle kann ich mich nicht auf § 26 G.O. beziehen; aber ich kann die bereits erwähnten Klagen nach § 906 oder nach § 823 zu führen versuchen; zugleich aber habe ich in diesem Falle auch die Möglichkeit nach § 907 auf Inhibierung zu klagen. . . Mit anderen Worten: ich kann wofern ich nicht auf die Gewerbeordnung mich zu beziehen brauche, gegen den Lärm im Zivilprozess vorgehen: 1. durch Herstellungsklage, 2. durch Leistungsklage, 3. durch Inhibierungsklage. — Ich fordere dann also, dass entweder Schutzvorrichtungen wider den Lärm getroffen werden (§ 906), oder dass man mich für erlittenen Schaden schadlos hält (§ 823), oder dass der lärmende Betrieb vollständig inhibiert werde (§ 907). Diese letztere Forderung ist, wie wir sahen, bei einem gewerbepolizeilich konzessionierten Betriebe nicht möglich, wenigstens dann nicht, wenn die von den Verwaltungsbehörden vorgesehene Präklusivfrist (G.O. § 17) ohne Klagestellung einmal verstrichen ist. Endlich aber steht mir auch bei einer Lärmklage auf Grund des Sachenrechtes die berühmte actio negatoria, der § 1004 B.G.B. hilfreich zur Seite. . . Indessen dieses alles sind Truggebilde, sind ganz leere Hoffnungen. Auch alle diese Paragraphen werden mich in der Regel vollständig schutzlos lassen. — Man sollte freilich annehmen, dass wenigstens die Klage auf Grund des blossen Einspruchparagraphen (907) irgendwelchen Erfolg hätte, da mit ihr keinerlei Absicht auf Schadenersatz oder Bestrafung verbunden ist, sondern lediglich die Abstellung einer mein „Eigentum“ schädigenden Einrichtung ambiert wird. Aber hier hängt eben alles an der beschränkten Fassung des juristischen Begriffes vom „Eigentum“. Man wird mich nur dann zur Klage zulassen, wenn ich ein im Grundbuch eingetragener Hausbesitzer bin, „dem aus der Zuführung von Geräuschen eine dauernde Schädigung erwächst“. Damit ist die Klasse von Menschen, deren Gesundheit gegen Lärm geschützt wird, von vornherein eng umgrenzt, es sind nur die „Eigentümer“. Der Begriff „Eigentum“ aber, der im Lauf der Generationen eine merkwürdige psychologische Umwandlung erfährt, wird in der Rechtsprechung heute noch so plump gefasst, dass alles vom „Eigentum“ ausgeschlossen bleibt, was ein Land- oder Amtsrichter nicht tasten, sehen, riechen und schmecken kann. Meine Geisteskraft, meine Gesundheit, der Schlaf meiner Nächte ist ja auch „Eigentum“, aber dies alles wird nicht als Eigentum geschätzt und anerkannt. Eine reale Sachbeschädigung dagegen, eine Entwertung des Besitzes durch benachbarte

Dunggruben, Aborte, Häute- oder Knochenlager, Schweineställe, Schlächtereien, Färbereien, Ziegelöfen usw. ist in zahlreichen Fällen nach 1004 und 907 klagbar, einfach darum, weil ich den zugefügten Schaden in Geld oder Geldeswert dem Gerichte ad occulos demonstrieren kann. Bei dem aber, was ich „hygienische Delikte" nannte, ist das ja nicht möglich. Ich kann mich nicht vor Gericht darauf berufen, dass mein Gehirn herabgedrückt werde, dass meine Nervenzellen überlastet sind, dass sich meine geistige Arbeit verschlechtere, ja dass meine ganze individuelle „Eigentümlichkeit" vernichtet werde. Und doch liegt hier eine „Eigentumssphäre", die unvergleichlich wichtiger und des rechtlichen Schutzes bedürftiger ist, als irgend ein Geldschrank und irgend eine Aktionärskasse. Hier offenbart sich noch die ganze Plumpheit des gegenwärtigen juristischen Eigentums- oder Sachbegriffes. Das geltende Recht wird zum Beschützer des gröbsten Besitzes. — Wenn es etwa einem Milliardär einfiele, sämtliche Bilder Zurbarans aus ihren verborgenen Bergklöstern aufzukaufen oder die gesamte geistige Hinterlassenschaft Moreaus an sich zu bringen, um diese unschätzbaren Kulturwerte dem Menschengeschlecht vorzuenthalten oder gar um sie zu verbrennen, so würde das „Recht" vollkommen auf seiner Seite stehen. Das aber sähe man nicht, dass durch diesen Schutz des „Eigentums" eine weit tiefere und wichtigere Art von „Eigentum" vergewaltigt wird: Das Eigentum aller derer, die sich diese Kunstwerke zu „eigen" machen, die sie in viel höherem Masse „besitzen" und zu „eigen haben" als der Mensch, der mit ihrer stofflichen Existenz dank seiner Kapitalmacht anfangen kann, „was ihm beliebt". Wenn der Sozialist oder Kommunist das blinde Verfügungsrecht über Sachen bestreitet, so gilt er als „Vernichter des Eigentums", ohne dass man bemerkt, dass er nur den verfeinerten Eigentumsbegriff gegen den gröberen ausspielt. . . Bei der Negatorienklage wider Lärm kann sich der Immittent sogleich auf § 906 zurückziehen, wonach die Immissionsklage unzulässig ist, wenn ich keine Schädigung meines Eigentums erweisen kann. Glückt es ihm aber mit der Berufung darauf, dass keine „Schädigung des Eigentums" vorliege, nicht, so steckt sich der Beklagte hinter § 17 ff. der Gewerbeordnung oder er weist nach, dass die Immission von Lärm „nicht wesentlich" sei (§ 906) oder endlich, dass sie den „ortsüblichen Gepflogenheiten" entspräche. Damit ist der Fall eben erledigt. Gegen psychologisch ungeklärte, vage Begriffe wie „Ortsüblichkeit", „Eigentum", „Wesentlichkeit" und „Unwesentlichkeit" kann keine Logik der Erfahrungen und Tatsachen aufkommen! Man kann jede Belästigung durch Lärm und Geräusch eben damit rechtfertigen, dass sie der „Ortsüblichkeit" und den „Gepflogenheiten menschlichen Verkehrs" entspräche und dass kein „wesentlicher Eingriff in fremdes Eigentum" darin gefunden werdenkann. . .

Ein konkretes Beispiel für die Aussichtslosigkeit der Negatorienklage gegen Lärm bietet folgende interessante Entscheidung des Reichs-

gerichts (Seuff. A., Bd. 45, Nr. 240). Die jüdische Gemeinde in Halle a. S. hatte seit 50 Jahren ihren Tempel auf einem Grundstück stehen, dessen Besitzer neuerdings eine Böttcherei anlegte. Dadurch wird die Benutzung des Tempels unmöglich, der Gottesdienst wesentlich gestört. Die Gemeinde klagt auf Untersagung des Lärmens. Der Kläger erwidert, dass die Gemeinde beim Bau der Synagoge dafür habe Sorge tragen müssen, dass der Gottesdienst nicht durch Lärm gestört werden könne. Daher sei sie selber an der Störung schuld. Die erste Instanz verurteilt den Besitzer der Böttcherei. Die Berufungsinstanz spricht ihn frei. Das Reichsgericht entscheidet im Sinne der Berufungsinstanz. In der Begründung heisst es zunächst, dass in der Tat „nicht bloss die Immission körperlicher Stoffe, sondern auch die Erregung von Lärm, wenn das Mass des Erträglichen und Gemeinüblichen überschritten wird, zur Anstellung der Negatorienklage berechtigen kann." Wo aber „das Mass des Erträglichen und Gemeinüblichen" eigentlich liege, sagt das Reichsgericht nicht[1]). Dann aber heisst es weiterhin: „Wer grösserer Ruhe bedarf als gewöhnlich ist und als ihm durch die aus dem Zusammenleben mit anderen Menschen fliessenden gemeinüblichen Störungen gewährt wird, hat selber für die Befriedigung dieses aussergewöhnlichen Bedürfnisses zu sorgen und kann nicht verlangen, dass seine Nachbarn sich in dem Recht auf die gemeinübliche Nutzung ihres Eigentums Schranken auferlegen." — Ein schlimmeres Armutszeugnis als die Berufung auf „Gewöhnlichkeit" und „Gemeinüblichkeit" darstellt, kann sich die oberste Rechtsinstanz nicht ausstellen. Sie soll ja ihrerseits erst normieren, was „gemeinüblich" werden soll. Sie kann also nicht, während sie ethische Normen durchzusetzen hat, diese Normen wiederum auf die gegebene Tatsache gründen! Das wäre eben ein verschleierter Rechtsbankrott. — Und was ist denn schliesslich „gewöhnlich" und „gemeinüblich"? Der Lärm, der etwa in Berlin auf der Friedrichstrasse als „gemeinübliche Störung" zu legitimieren wäre, kann doch nicht bei Abhaltung eines Gottesdienstes als „gemeinüblich" hinzunehmen sein . . .

* * *

Dass nun in der Tat das ganze Gerede von „gemeinüblich", „normal", „wesenszugehörig" und „gewöhnlich" von Fall zu Fall eine immer wieder wechselnde Ausdeutung zulässt, zeigen alle Negatorienklagen wider Lärm, so viele das Reichsgericht bisher zu entscheiden hatte. Einmal wurde vom Reichsgericht sogar zugegeben, „dass auch das Bedürfnis nervöser Personen zu berücksichtigen sei" (Seu. 52, 146). Ein anderes Mal wurde der Eisenbahnfiskus auf Schadenersatz verurteilt, weil ein Grundstück durch den Lärm entwertet wurde, den die Züge

[1]) Gruchot, Bd. 27, S. 905. Seuffert, Bd. 38, Fall Nr. 7.

beim Fahren über einen Wellblechviadukt vollführten (49, 236). Dann aber wird freilich hinwiederum in viel ablehnenderem Sinne dahin entschieden, dass Dampfdreschereien auf dem Lande geduldet werden müssen und ihr Lärm nicht klagbar sei (48, 247 und 42, 100). — Vor dem Oberlandesgericht Braunschweig wurde 1888 der Besitzer des Sommertheaters verurteilt, dass er bei Vermeidung von 300 Mk. Geldstrafe das Eindringen unnötigen nächtlichen Lärmes in die Nachbarhäuser verhindern müsse (44, 6). Im ganzen zeigte die moderne Rechtspflege jedenfalls einen anwachsenden Fortschritt in der Behandlung der Negatorienklage gegen Lärm. Das wachsende Bedürfnis nach Ruhe und die steigende Unrast und Unruhe des modernen Lebens führte ganz von selbst dazu, dass der Lärm in die Reihe der klagbaren Delikte aufgenommen wurde. Das wird besonders einleuchtend, wenn man die erwähnten neuesten Entscheidungen des Reichsgerichts z. B. mit einem Verdikte des obersten Gerichtshofes aus dem Jahre 1857 vergleicht (Seuffert 12, 123). Hier wird eine Lärmklage gegen eine Eisenbahngesellschaft noch kurz und bündig mit folgenden lapidaren Worten abgewiesen: „Der Lärm und das Getöse, das jemand auf seinem eigenen Grundstücke verursacht, wäre es auch noch so gross, gewährt dem Eigentümer des benachbarten Grundstücks nicht einen zivilrechtlichen Anspruch.“ — Es ist wichtig, auf diese Veränderungen in der Justiz hinzuweisen, weil daraus hervorgeht, dass auch weitere Veränderungen der Rechtspflege möglich und wahrscheinlich sind. Ausdrücklich hat neuerdings das Reichsgericht anerkannt, dass die Abwehrklage gegen den Lärm eine moderne Notwendigkeit geworden ist (Seu. 38, 7 und 9). In einem Frankfurter Klagefall wird vom Reichsgericht konstatiert, dass „ursprünglich“, mit der Negatoria oder Confessoria im römischen Prozess der Lärmschaden nicht hätte belangt werden können, dagegen habe „ein moderneres Rechtsbewusstsein zweifellos einen Schadenersatz für den durch Lärm und Geräusche erlittenen Schaden zu garantieren“ [1]. — —

* * *

[1]) Ich bezweifle freilich, dass diese Meinung des Reichsgerichts über die Rechtsentwicklung historisch haltbar ist. Die Pandekten kannten in der Tat schon einen ausdrücklichen Schutz gegen Lärm. Das bestätigt Dernburg, Pand. § 199; Ihering, S. 111 ff.; Windscheid, Bd. 1, § 169. Spangenberg erhebt dagegen Widerspruch. . . Ich finde in einem Buche, „Gesundheit und Erziehung“ von G. Stricker die Angabe, dass im alten Rom kein Kupferschmied in eine Strasse ziehen durfte, wo ein „Professor“ wohnte; dies sei auch in den Pandekten verfügt. Vermutlich handelt es sich um irgend eine der zahllosen lokalen Bauordnungen und lokalen Gebäudeservituten der Römer (Dernburg I, 587). Bei den mir zugänglichen Pandektisten fand ich wenigstens, trotz fleissigen Durchforschens der Berliner Universitätsbibliothek, nirgend eine Verfügung dieser Art vorgetragen.

Eine eigenartige Tragik des Lebens liegt darin, dass nicht nur Freundschaften, sondern auch Gegnerschaften zu einem Stück unseres Lebens werden, dass man sich alledem anpassen und angleichen muss, was man verachtet und überwinden will; dass auch unsre Feinde untrennbar in unser Leben eingehn dürfen, und jegliche Macht nur besiegt und widerlegt werden kann, indem sie mit ihren *eigenen* Waffen bekämpft wird. Wie man nach altem Volkswort einem Schuften anderthalbe entgegensetzen muss, so kann man niemandem und nichts mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten, wenn man nicht sein Lebensniveau begreifen und mitmachen und die verachteten oder unrechtmässigen Kampfmittel *selber* verwenden will. Man kann nicht Verlogene mit Wahrheit, nicht Unmündige mit Lebenserfahrung, nicht Verliebte mit Erkenntnistheorie „widerlegen". Wer also gegen den Lärm kämpft, der muss Lärm schlagen. Wer in dem allgemeinen Geschreie und Getöse gehört will werden, der muss es noch zu überschreien und zu überlärmen suchen, auch dann, wenn er nichts anderes zu lehren hat, als dass Lärmen und Schreien gemein und unsittlich sei. Dies mag mich zu entschuldigen versuchen gegenüber denjenigen, welche zweifellos finden werden, dass dies Buch zu laut und tumultuös gehalten ist. Ich habe es unter Hemmungen geschrieben. Ich schliesse es ohne Hoffnung, dass es viel nützen wird. Denn ich bin gewiss, dass der Lärmteufel, der mein Leben so oft zur Tortur gemacht hat, mir bis zum Tode treu bleiben wird, treuer sicherlich und zuverlässiger als die sogenannten „Nächsten" gewesen sind. Wenn der Kampf zu Ende gehn und ich im Fieberschweiss liegen werde, wo vielleicht noch einmal fester Schlaf frische Kraft zuführen und mich herausreissen könnte, dann wird zweifellos der Hund des Nachbarn die Nacht durchheulen, dann werden, ich weiss es gewiss, Meyers gerade das unaufschiebbare Reinemachen haben und bei Kanzleirats die elektrischen Läutewerke repariert werden müssen. Oder, es wird Festtag sein, wo „die eisernen Hunde der Luft" ihre mächtigen Zungen rühren. Meine Nachbarin wird Sonaten üben. Und der Bäckerjunge und die Gemüsefrau werden just vor meiner Kammertüre sich begegnen und einen notwendigen Austausch ihrer Seelen beginnen.

Kurz, ich weiss nicht, was sein wird, noch wie es sein wird. Aber Lärm wird sicher dabei sein. Ich werde mich nicht mehr wehren, sondern nach der Wand kehren, und auch testamentarisch keine *andere* Bitte mehr hinterlassen als die, dass an meinem Grabe nicht etwa noch ein Böller abgeschossen wird.

Zusätze.

1. Lärm und Webersches Gesetz.

Die Tatsache unserer Anpassung oder Gewöhnung an Schallreize der Umgebung verbirgt eine ganz eigentümliche Beziehung zum Weberschen Gesetz. Der Inhalt dieses Gesetzes ist der folgende: Wir sind nie für die absolute Grösse von Reizen empfänglich, vielmehr nur für den Unterschied eines uns gegenwärtigen Reizes gegen einen früheren. Damit daher Schallempfindungen zu doppelter Stärke anwachsen, müssen ihre äusseren Veranlassungen in weit rascherer Proportion, als der der einfachen Verdoppelung zunehmen! — — Das Wahrnehmen der Reize — (das ist nur eine andere Wendung des Weberschen Gesetzes) — entzieht somit dem objektiven Reize Wirkungsfähigkeit oder „Energie". Im selben Masse als der Schallreiz bewusst gemacht und apperzipiert wird, stumpfen wir uns gegen die schädigende Wirkung seiner äusseren, objektiven Veranlassung ab. — Der eigentliche Kern dieses Gesetzes ist das, was ich „Gesetz der Entwirkung" benenne. (Schopenhauer, Wagner, Nietzsche" S. 107—115. „Bühnenästhetik" S. 57 - 60. „Der Bruch Kants" § 22.) Für den Lärm aber wird nun die dauernde Abstumpfung des Menschen vermöge quantitativer Häufung von Geräuschwahrnehmungen dadurch bestätigt, dass wir bei Nacht unzählige Töne, Klänge und Klanggeräusche wahrnehmen, die während des Tages in dem beständigen dumpfen Lärme untergehen. Es handelt sich hier um eine normale Erschöpfung der Unterschiedswahrnehmung infolge der gehäuften Fülle unserer Wahrnehmungsobjekte. Man kann das als die normale „Abstumpfung aus Überreizung" bezeichnen.

2. Primäre und Verschmelzungsgeräusche.

Die Psychologie macht einen theoretischen Unterschied zwischen primären und Verschmelzungsgeräuschen, der für unsere Untersuchungen über den Lärm von grosser Wichtigkeit ist. Unter „primären Geräuschen" versteht man komplexe Geräuschempfindungen, die nicht in differente, einfache und regelmässige Schwingungsfolgen im Ohre zerlegt werden. Man nimmt an, dass bei Individuen, denen keine komplizierte Schneckenmembran gegeben ist, „solche Geräuschempfindungen vorkommen, aber man bezweifelt, ob der Mensch solche unzerlegte komplexe Geräuschempfindungen haben kann. Als „Verschmelzungsgeräusche" dagegen bezeichnet man akustische Gesamtvorgänge, die nicht in sich differenziert sind, sondern durch das Zusammentreffen, Sichdurchkreuzen und Sichstören differenter Tonempfindungsvorgänge entstehen. Die Verschmelzungsgeräusche sind also ungeordnete Erregungszustände des Gehörs. Dass nun

aber überhaupt eine Verschmelzung aller auf uns einbrandenden Töne im Bewusstsein stattfinden muss, erklärt man aus der „Enge des Bewusstseins", d. h. aus der Unfähigkeit des Bewusstseins, vielerlei Inhalte gesondert nebeneinander zu gleicher Zeit bestehen zu lassen. Geschieht nun die Verschmelzung akustischer Elementarempfindungen mühelos, so entsteht der „Klang". Ragt unter den Tönen einer an Stärke besonders heraus oder sind einzelne dabei, die zu einfachem Klang verschmelzen können, so entsteht das „Klanggeräusch", ist dagegen die Verschmelzung eine blosse „Zusammenschüttung", dann sprechen wir schlechthin von „Geräusch", und eine Gleichzeitigkeit vieler Geräusche nennen wir „Lärm". — Obwohl somit psychologisch die Lärmempfindung ein letztes Ergebnis vieler Wahrnehmungsvorgänge ist, nimmt man an, dass sie entwickelungsgeschichtlich das Erste sei und viel früher da war als die Empfindung von Klang und Einzelton. — Alle diese Tatsachen der Tonpsychologie sind freilich mit äusserstem Misstrauen aufzunehmen. Denn neben der Tendenz zur Verschmelzung gleichzeitiger Tonempfindungsinhalte steht (wenigstens unserer Selbstbeobachtung nach) die ganz spontane Tendenz, jedes komplexe akustische Gebilde zu zerlegen. Es ist eine sehr merkwürdige Selbsterfahrung, dass Geräusch und Lärm am quälendsten sind, wenn man keine Möglichkeit besitzt, ihre Komponenten zu unterscheiden und isoliert zu objektivieren. Indem ich Lärm höre, ertappe ich mich auf unbewussten „beruhigenden Orientierungen". Zwangsweise automatisch wird jeder Lärm, wenn er überhaupt wahrgenommen wird, auch schon analysiert. „Das ist die Säge." „Das da der Hund." „Das ist die elektrische Bahn." „Das sind Vorübergehende." „Das ist Maschinengeräusch". Sobald nun aber in den mich umbrandenden Tagesgeräuschen etwas Fremdartiges noch so leise auftritt, etwas, dessen Herkunft und Natur ich nicht begreife, so erleide ich eine sehr qualvolle Unterbrechung in meiner normalen Anpassung an den Umgebungslärm. — Die Geräusche in einer ungewohnten Umgebung sind nur darum quälend, weil man sie noch nicht analysiert hat.

3. Lärm und motorische Vorstellung.

Der Tatbestand, dass man die vorwiegende Empfänglichkeit für akustische Wahrnehmungen mit der Empfänglichkeit für motorische Wahrnehmungen stets vereint gefunden hat, besitzt tiefe Bedeutung. Hinter allem Lärm nämlich stehen direkte oder indirekte „Ausdrucksbewegungen". Überall dort also, wo Verständigung und Einfühlung der Menschen vorwiegend durch körperliche Akte, Gesten und Symbole vermittelt wird, muss auch der Lärm besonders gross sein. Diese motorische Seite des Lebens aber ist vor allem bei Kindern und Naturvölkern noch vorwiegend. Damit hängt zusammen, dass auf primitiven Lebensstufen jede motorische Vorstellung in motorische Akte übergeht, jedes Vorstellen von Bewegung alsbald den Impuls zu Bewegungen nach sich zieht. Es fehlen hier noch die motorischen „Hemmungen". Man lebt im Zustande allgemeiner, gegenseitiger, motorischer Mitahmung. Jeder will auf den anderen „Eindruck" machen; jeder für den anderen Autorität und „Vorlage" sein. — Es ist nur eine andere Umschreibung der selben Tatsache, wenn man sagt, dass der primitive Mensch ein „Spieler", der kultivierte aber ein „Arbeiter" sei. Alles Lernen und Arbeiten auf primitiver Stufe ist spielende Mitahmung. Aber eben dieses allgemeine spielende Vergeuden des Lebens ist ungleich lauter und lärmender als jede ökonomisierte Arbeitskultur. Das Getöse unserer Werkzeuge, Apparate und Maschinen darf uns somit nicht darüber täuschen, dass der Lärm kein Signum von Arbeit ist, keine „notwendige Begleiterscheinung" unserer gebundenen, mechanisierten Lebenshaltung, sondern der primitive Ausdruck ernstlosen, willkürlichen und zufälligen Spiels.

Von Theodor Lessing.

1. Dichterische Schriften.

Laute und leise Lieder, Jugendgedichte 1888—1894. Leipzig, M. Altmann.

Einsame Gesänge, 1898. Dresden, E. Pierson.

Dramen. (Nur als Bühnenmanuskript gedruckt), München, Rubinverlag 1894 und 1895.

Maria Bashkirtseff, Eine psychologische Studie 1898. (Ein kleiner Restbestand der völlig vergriffenen Schrift ist à 2 Mk. durch den Verlag F. Kronbauer, Göttingen zu beziehen.)

2. Philosophische Schriften.

Schopenhauer, Wagner, Nietzsche. Einführung in moderne deutsche Philosophie 31, 482 S. München, C. H. Beck 1906.

Hypnose und Suggestion. Eine psychologisch-medizinische Studie. Göttingen 1907, Fr. Kronbauer.

Theater-Seele. Eine Bühnenästhetik. Berlin, Priber und Lammers, 2. Aufl., 1907.

Der Bruch in der Ethik Kants. Wert- und willenstheoretische Prolegomena. Bern. Verlag der „Berner Studien zur Philosophie“, herausgegeben von Prof. Dr. L. Stein. 1907.

Madonna Sixtina. Eine ästhetische Studie. Leipzig 1907, E. A. Seemann.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Im Vereine mit hervorragenden Fachmännern des In- und Auslandes

herausgegeben von

Dr. L. Loewenfeld in München.

30. **Uebung und Gedächtnis.** Eine physiol. Studie. Von Dr. Semi Meyer in Danzig. M. 1.30
31. **Der Fall Otto Weininger.** Eine psychiatrische Studie. Von Dr. Ferd. Probst in München. M. 1.—
32. **Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart.** Von Dr. Gertrud Bäumer, Berlin. Mit einem Vorwort von Dr. Loewenfeld. M. 1.30
33. **Psychiatrie und Pädagogik.** Von Dr. Georg Wanke in Friedrichroda. M. —.80
34. **Trunksucht und Temperenz in den Vereinigten Staaten.** Studien und Eindrücke von Dr. B. Laquer in Wiesbaden. M. 1.50
35. **Ueber das Bewusstsein,** seine Anomalien und ihre forensische Bedeutung. Von Dr. med L. M. Kötscher in Hubertusburg. M. 2.40
36. **Gehirn und Sprache.** Von Dozent Dr. Heinr. Sachs in Breslau. M. 3.—
37. **Zur vergleichenden Psychologie der verschiedenen Sinnesqualitäten.** Von Prof. H. Obersteiner in Wien. M. 1.60
38. **Ueber die geistige Arbeitskraft und ihre Hygiene.** Von Dr. L. Loewenfeld in München. M. 1.40
39. **Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben.** Von Professor Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg. M. 3.—
40. **Die Temperamente,** ihr Wesen, ihre Bedeutung für das seelische Erleben und ihre besonderen Gestaltungen. Von Dr. E. Hirt in München. M. 1.30
41. **Nervenleben und Weltanschauung.** Ihre Wechselbeziehungen im deutschen Leben von heute. Von Dr. Willy Hellpach in Karlsruhe. M. 2.—
42. **Alkohol und Kriminalität.** In allen ihren Beziehungen. Von Dr. Hugo Hoppe in Königsberg. M. 4.—
43. **Die individuelle und die soziale Seite des seelischen Lebens.** Von Dr. Chr. D. Pflaum in Rom. M. 1.60
44. **Gehirn und Kultur.** Von Dr. Georg Buschan. M. 1.60
45. **Die Persönlichkeit und die Bedingungen ihrer Entwicklung und Gesundheit.** Von Prof. Dr. W. D. Bechterew in St. Petersburg. M. 1.—
46. **Rechtsschutz und Verbrecherbehandlung.** Ärztlich-naturwissenschaftliche Ausblicke auf die zukünftige Kriminalpolitik. Von Dr. Emil Lobedank, Stabsarzt in Hann.-Münden. M. 2.40
47. **Der Schmerz.** Eine Untersuchung der psychologischen und physiologischen Bedingungen des Schmerzvorganges. Von Dr. Semi Meyer in Danzig. M. 2.—
48. **Die Einbildung als Krankheitsursache.** Von Professor Dr. Dubois in Bern. M. 1.—
49. **Liebe und Psychose.** Von Dr. Georg Lomer in Nieder-Schönhausen b Berlin. M. 1.60
50. **Die abnormen Charaktere bei Ibsen.** Von Prof. Dr. G. Weygandt in Würzburg. M —.80
51. **Geisteskrankheit und Verbrechen.** Von Medizinalrat Dr. H. Kreuser, Direktor der Kgl. Heilanstalt Winnenthal. M. 1.80
52. **Das Erwachen des Geschlechtsbewusstseins und seine Anomalien.** Von Dr. L. M. Kötscher in Hubertusburg. M. 2.—
53. **Gotenburger System und Alkoholismus.** Von Dr. B Laquer in Wiesbaden. M. 2.40

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Im Vereine mit hervorragenden Fachmännern des In- und Auslandes herausgegeben von

Dr. L. Loewenfeld in München.

1. **Somnambulismus und Spiritismus.** Von Dr. med. Loewenfeld in München. Zweite vermehrte Auflage. M. 2.—
2. **Funktionelle und organische Nervenkrankheiten.** Von Prof. Dr. H. Obersteiner in Wien. M. 1.—
3. **Ueber Entartung.** Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig. M. 1.—
4. **Die normalen Schwankungen der Seelentätigkeiten.** Von Dr. J. Finzi in Florenz, übersetzt von Dr. E. Jentsch in Breslau. M. 1.—
5. **Abnorme Charaktere.** Von Dr. J. L. A. Koch in Cannstatt. M. 1.—

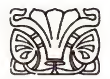
6./7. **Wahnideen im Völkerleben.** Von Dr. M. Friedmann in Mannheim. M. 2.—

8. **Ueber den Traum.** Von Dr. S. Freud in Wien. M. 1.—
9. **Das Selbstbewusstsein. Empfindung und Gefühl.** Von Prof. Dr. Th. Lipps in München. M. 1.—
10. **Muskelfunktion und Bewusstsein.** Eine Studie zum Mechanismus der Wahrnehmungen. Von Dr. E. Storch in Breslau. M. 1.20
11. **Die Grosshirnrinde als Organ der Seele.** Von Prof. Dr. Adamkiewicz in Wien. M. 2.—
12. **Wirtschaft und Mode.** Von W. Sombart, Breslau. M. —.80
13. **Der Zusammenhang von Leib und Seele, das Grundproblem der Psychologie.** Von Prof. W. Schuppe in Greifswald. M. 1.60
14. **Die Freiheit des Willens vom Standpunkte der Psychopathologie.** Von Professor Dr. A. Hoche in Strassburg. M. 1.—
15. **Die Laune.** Eine ärztlich-psychologische Studie. Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. M. 1.20
16. **Die Energie des lebenden Organismus und ihre psycho-biologische Bedeutung.** Von Prof. Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg. M. 3.—
17. **Ueber das Pathologische bei Nietzsche.** Von Dr. med. P. J. Möbius, Leipzig. M. 2.80
18. **Ueber die sogen. Moral insanity.** Von Med.-Rat Dr. Naecke in Hubertusburg. M. 1.60
19. **Sadismus und Masochismus.** Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin. M. 2.—
20. **Sinnesgenüsse und Kunstgenuss.** Von Prof. Karl Lange in Kopenhagen. Nach seinem Tode herausgegeben von Dr. Hans Kurella in Ahrweiler. M. 2.—
21. **Ueber die geniale Geistestätigkeit** mit besonderer Berücksichtigung des Genies für bildende Kunst. Von Dr. L. Loewenfeld in München. M. 2.80
22. **Psychiatrie und Dichtkunst.** Von Dr. G. Wolff in Basel. M. 1.—
23. **„Bewusstsein — Gefühl".** Eine psycho-physiologische Untersuchung. Von Prof. Dr. Oppenheimer, Heidelberg. M. 1.80
24. **Studien zur Psychologie des Pessimismus.** Von Dr. A. Kowalewski in Königsberg (O.-P.). M. 2.80
25. **Der Einfluss des Alkohols auf das Nerven- und Seelenleben.** Von Dr. E. Hirt in München. M. 1.60
26. **Berufswahl und Nervenleiden.** Von Prof. Dr. A. Hoffmann in Düsseldorf. M. —.80
27. **Individuelle Geistesartung und Geistesstörung.** Von Direktor Dr. Th. Tiling, St. Petersburg. M. 1.60
28. **Hypnose und Kunst.** Von Dr. L. Loewenfeld in München. M. —.80
29. **Musik und Nerven.** I. Naturgeschichte des Tonsinnes. Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. M. 1.—

Sexualethik.

Von

Christian v. Ehrenfels,
ord. Professor der Philosophie an der deutschen Universität in Prag.



Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1907.



Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 56.

Inhaltsangabe.

Seite

Einleitung 1

I. Natürliche und kulturelle Sexualmoral 7

Vorbemerkung 7

1. Die konstitutiven Funktionen des Sexualtriebes und die natürliche Sexualmoral 9
2. Die kulturellen Funktionen des Sexualtriebes und die kulturelle Sexualmoral 17

II. Die gegenwärtige abendländische Sexualmoral 19

Vorbemerkung 19

1. Darstellung 21
2. Soziale Nutzeffekte 28
3. Allgemeine Schäden 32
4. Reformbedürftigkeit 38
5. Korruption der Fortpflanzungstriebe 44

III. Unsere zeitgenössischen Reformbestrebungen 54

Vorbemerkung 54

A. Die gesunden Züge 54

1. Der Zug zur Aufklärung und Offenheit 54
2. Der Zug zur Natur 55
3. Ein neues Keuschheitsideal 55
4. Die prinzipielle Anerkennung einer sexualen Hygiene 55
5. Die Zulassung des Unschädlichen 56
6. Der Zug zur Emanzipation von der Sitte 57
7. Die Opposition gegen die „doppelte Moral" 58
8. Das Erwachen des generativen Gewissens 58
9. Die moralische Approbation des Mutterstolzes 58

B. Irreführende und verderbliche Tendenzen 59

Zu 1 59

Zu 2 59

Zu 3 60

Zu 4 61

Zu 5 62

Zu 6 63

Seite

Zu 7 68
Zu 8 70
Zu 9 71
C. Zusammenfassung 72

IV. Die Postulate des Lebens 75
Vorbemerkung 75
1. Die Verehrbarlichung des Fortpflanzungsstrebens 75
2. Die sexualmoralische Emanzipation des Mannes 77
3. Ein soziales Reformprogramm 83
4. Die Sanierung der Fortpflanzungstriebe 84
5. Die Lebensfrage 85

Schlussergebnisse 91
Sexualmoralischer Führer 98

Einleitung.

Von der **Ethik** oder **Morallehre** verlangen wir Orientierung und Aufschluss in **moralischen Konflikten**. Was ein moralischer Konflikt ist, soll zunächst an Beispielen gezeigt werden — und in erster Linie an der Vorführung eines Falles, welcher **kein** moralischer Konflikt ist — obgleich ein Konflikt, der mit der Moral und ihrem Imperativ in direkter Beziehung steht.

Ein Europäer ist, in der Absicht, für seine notleidende Familie ausreichende Mittel zu gewinnen, in die Tropen ausgewandert. Seine Bemühungen hatten Erfolg. Im Besitze einer bedeutenden Geldsumme steht er im Begriff, zu Frau und Kindern zurückzukehren. Da überfällt ihn eine tödliche Krankheit. Auf dem Sterbebette übergibt er seine Barschaft einem Freunde mit dem Auftrag, sie den Seinen zukommen zu lassen. Zeugen der Übergabe und des Auftrags waren nicht zugegen. Der Freund braucht, für den Fall der Unterschlagung der Summe, keine gerichtliche Belangung, keine üble Nachrede zu befürchten. Er ist selbst in Not, kränklich, ruhebedürftig, und könnte sich durch Veruntreuung des Betrages ein behagliches Alter sichern. Die Versuchung hiezu tritt an ihn heran. Er befindet sich in einem Konflikt zwischen egoistischen und moralischen Motiven. Dieser Konflikt steht also zur Moral in engster Beziehung. — Dennoch ist es kein eigentlicher moralischer Konflikt. Der Fall liegt moralisch vollkommen klar und eindeutig. Für den Freund steht es — mag er sich innerlich drehen und wenden, wie er will — doch tatsächlich gegen allen Zweifel sicher und fest, dass er die moralische Pflicht besitzt, die anvertraute Barschaft der notleidenden Familie des Verstorbenen zukommen zu lassen. — Was an dem Fall zweifelhaft, ist nicht die Richtung des moralischen Imperatives, — zweifelhaft ist nur die moralische Kraft

des Handelnden, zweifelhaft ist die Tatsachenfrage, ob dem über allen Zweifel erhabenen moralischen Imperativ auch Folge geleistet werden wird, oder nicht.

Ein anderes Beispiel: — Ein 24jähriger, physisch und psychisch durchaus gesund und kräftig veranlagter Student steht vor seinem letzten Examen und hat die Aussicht, später einmal, nach mehrjähriger Anstellung als Praktikant, ein Einkommen zu erzielen, welches ihm die Heirat und Erhaltung einer Familie ermöglichen wird. Bisher hat er sich mit nicht geringem Aufwand an Selbstbeherrschung von jedem sexualen Verkehr zurückgehalten und die Beobachtung gemacht, dass diese im einzelnen oft mühsam und hart errungene Abstinenz im ganzen doch seine physische und psychische Spannkraft und Leistungsfähigkeit erhöhte. Seit einiger Zeit jedoch stellen sich beunruhigende Symptome ein. Die sexual libidinösen Phantasien verfolgen ihn mit einer Kraft und Beharrlichkeit, der auch die stärkste Willensanstrengung nicht mehr gewachsen ist. Nach halb durchwachten Nächten erhebt er sich des Morgens mit einem müden, abgespannten Gefühl. Eine dumpfe, stumpfe Druckempfindung in Stirn und Schläfen kann er nicht loswerden. Nur mit grösster Mühe noch vermag er seine Aufmerksamkeit an das Studium zu zwingen, in jedem unbewachten Augenblick flattert sie wieder hinweg, nach der einen Richtung hin. — Die noch zu bewältigende Studienaufgabe — ein Bruchstück von dem früher fast mühelos Erlernten — erscheint nun plötzlich drohend, übergewaltig, unbezwingbar. Es regt sich eine — früher ungekannte — Angst, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein — ihr erliegen zu müssen. — Kein Zweifel — es sind die Symptome beginnender Nervosität. — Ein medizinischer Kollege, dem der Gequälte seinen Zustand schildert, antwortet kurz und bündig: „Freund, die Sache steht ungeheuer einfach. Deine Natur verlangt kategorisch nach dem Weibe, das du ihr bisher vorenthalten hast und ihr nun gewähren musst — wenn du nicht zum Neurastheniker werden willst. — Du bist ja doch sonst nicht blöde und auf den Kopf gefallen, — ein strammer Bursch obendrein, an dem Frauen verschiedenster Sorte ihr Gefallen fänden. — Das Weib ist die Krone der Schöpfung und der höchste Genuss im Leben. Besinne dich nicht länger mehr — und greif zu!“ — — Dies alles gibt unserem Studenten eigentlich nichts Neues. Das hat er sich zehnmal und öfter schon selbst gesagt. — Und so oft er sich dies sagte, da winkte es ihm zu, und lockte von allen Seiten, wie in einem Blumengarten. — Aber — als Wächter in dem Garten — stehen da die moralischen Bedenken! — Ein arglos unschuldig Mädchen verführen — ihr die Jungfernschaft abzwingen oder abschmeicheln — ihr bestes Gut und Pfand für einstige glückliche Ehe — ? — oder sich an sie für gebunden erachten — an das Handwerkerkind mit der derben Sprache und dem Unverständnis

für alle feineren Lebensgüter — ? — Wie rasch verblüht ein solches Blümchen! — „Auch steht sie mit mir in fast gleichem Alter. — Eine glückliche Ehe gäbe das auf keinen Fall. Und eine unglückliche Ehe kann nicht moralische Pflicht sein. — Also — lieber nicht!“ — Lieber vielmehr — etwa die Frau eines Anderen? — Gelegenheit wäre schon da. — O ja — das hat man schon gemerkt — so dumm wäre man nicht! — „Und schön wäre es auch! — Ein unausdenkbarer Hochgenuss — solch ein Weib! — Aber der Diebstahl an fremdem Gut! — Zwar gibt es Moralisten, welche behaupten, Ehe ohne Liebe sei ein Unrecht — sei nicht besser wie Prostitution. Und — liebt sie ihn denn — kann sie ihn lieben, wenn sie so zu mir herüberlugt? — Und doch! — Die Kette von Lüge, Verstellung, Betrug und Gemeinheiten niedrigster Art, die sich daran knüpfte! — Dem betrogenen Mann in die Augen schau'n — und gar den Kindern? — Nimmermehr!“ — — Wenn auch das nicht, — dann also — die sogenannte „Kloake der Prostitution“ — ? — „Zwar — aufrichtig — ich muss mir's gesteh'n — so kloakenmässig will mir die Sache gar nicht vorkommen. Ja — ich dächte mir's sogar ganz herrlich — es wird mir bunt vor den Augen bei der Vorstellung, mit einem dieser reizvollen Frauenzimmer eine Stunde allein zu sein. — Aber — die Ansteckungsgefahr! — Will's das Unglück — so bin ich verdorben — oder doch mein lebendiger Same, das beste Erbgut meiner Väter — für alle Zukunft! — Zwar gibt es Mittel, sich zu schützen. — Aber — wie ekelhaft! — Wenn das Blut tobt und die Sinne trunken sind vor Entzücken — nun daran denken müssen! — Und keines dieser Mittel tut unbedingt, ausnahmslos seinen Dienst! — Und wenn auch. — Der moralische Schmutz! — Der Gedanke an sie, die Prostituierte, der mich nicht mehr verlassen kann! — Die ersten Wonneschauer vom Weibe empfangen zu haben — aus ihren Armen — der rettungslos Verlorenen! — Einst im Brautbett ihrer gedenken zu müssen — die dann herabgesunken, zur Kupplerin — oder besserenfalls zur Wärterin an öffentlichen Anstandsorten! — Pfui!“ — Also auch das nicht! — „Aber, was dann? — Ich muss mir doch Befreiung schaffen! — Ich habe auch Pflichten gegen mich selbst. — Ich darf mich nicht krank machen — aus moralischer Überempfindlichkeit — ebensowenig wie andere aus Frivolität und Genussucht! — Nun gibt es allerdings Ärzte, welche behaupten, sexuale Abstinenz könne niemals gesundheitschädlich wirken. — Wie richtig das ist, erfahre ich gegenwärtig am eigenen Leib. — Es ist sicher nicht so schlimm, wie Syphilis oder Lungenschwindsucht — aber doch gerade genug, um einen mit der Zeit unterzukriegen. — In anderen Büchern steht zu lesen, dass Selbstbefriedigung keineswegs so verderblich sei, wie man allgemein annimmt — ja sogar unschädlich, so lange sie nicht im Übermass betrieben wird. — Bedenklich zum mindesten muss aber

die Sache doch jedenfalls sein; die Befreiung aus der Not wäre sonst zu einfach. — Und dann — auch nur der Name! — Ein Onanist! — Dahin wärst du geraten?“ — — Also auch das nicht! — „Und so bliebe zum Schluss denn nun doch wieder nichts anderes übrig, als die alte, langgeübte Entsagung — ihre Qual — und — jetzt noch obendrein das Zusehen, wie sie mich langsam aber sicher, krank macht!? —“

Die mit diesen Fragen und Erwägungen dargestellten Konflikte (speziell solche, mit denen sich das vorliegende Werk zu beschäftigen haben wird), sind moralische Konflikte im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie unterscheiden sich von dem früher vorgebrachten Beispiel dadurch, dass bei ihnen nicht nur die Richtung der tatsächlich zu treffenden Entscheidung fraglich und zweifelhaft ist, sondern ganz besonders und früher noch die Richtung des moralischen Imperatives selbst für diese Entscheidung. — Unser supponierter Fragesteller möchte gern moralisch handeln, — er ist vielleicht hierzu fest entschlossen; er weiss aber nicht, was in seinem Falle der moralische Imperativ von ihm verlangt, — welche von den möglichen Entscheidungen die „moralische“ ist oder wäre. — Ihm Aufschluss und Orientierung zu erteilen, — soweit dies überhaupt im Bereiche der Möglichkeit, — ist Aufgabe der Ethik.

Noch eine andere Art von Aufgaben der Ethik gibt es, — welche auch zunächst durch ein Beispiel illustriert werden soll. — Der Student käme etwa ins Gespräch mit einem geistreichen, philosophisch interessierten Kollegen, der die These verträte, es gebe überhaupt in Wirklichkeit weder Moralität noch auch Moral. Was die Menschen so nennen, beruhe durchaus auf Einbildung und Fiktion. In Wahrheit seien wir alle Egoisten und müssen es sein, auf Grund eines unabänderlichen psychischen Naturgesetzes, aus dessen Bereich wir nicht heraus können und das jedem lebenden Wesen vorschreibe, nach eigener Befriedigung und nur nach eigener Befriedigung zu streben. Hierin seien wir alle gleich, — und daher auch alle moralisch gleichwertig. Worin sich die Menschen unterscheiden, seien allein die Mittel, die sie zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse verwenden. Darum gebe es im Grunde gar keine moralischen Konflikte, sondern nur Konflikte der grösseren oder geringeren Lebenskunst. Wer sich durch sogenannte moralische Konflikte schwere Stunden bereiten lasse, sei einem halluzinierenden Narren gleich zu achten.

Unser Student wird — wenn anders er nicht etwa philosophisch sehr fest im Sattel sitzt — durch diese Einwürfe vielleicht in Verwirrung gebracht, in Zweifel gestürzt werden; und wieder ist es die Ethik, bei der er sich Rates zu erholen hat. Die Unsicherheit aber, aus der er nach Befreiung begehrt, ist kein Konflikt, — mindestens keiner von Handlungs-, — sondern von Urteils- oder Meinungsimpulsen, — ein theoretischer Zweifel. — Solche Zweifel zu beheben, ist eine durchaus ver-

schiedene Aufgabe von der, uns im Einzelfalle darüber aufzuklären, was hier das moralisch Zulässige oder Gebotene ist, und was nicht.

Jene frühere Aufgabe könnte man als die praktische, die letztere als die theoretische Aufgabe der Ethik bezeichnen. — In den angeführten Beispielen ist es ein leichtes, diese beiden Aufgaben auseinanderzuhalten. — Wenn es dem geistreichen Sophisten auch gelänge, den moralisch gesund empfindenden, schwer mit sich selbst ringenden jungen Mann zum theoretischen Zugeständnis zu überreden: — „Es gibt keine Moral!“ —; — dessen innerer, lebendiger, moralischer Imperativ, die „Stimme des Gewissens“, wäre darum doch nicht zum Schweigen gebracht, — die ihn verfolgenden moralischen Konflikte wären nicht aus der Welt geschafft; sie würden, aller Theorie zum Trotz, in der Praxis sofort wieder zum Leben erwachen. — Andererseits wäre es auch recht gut möglich, dass der Student in den allgemeinen Grundprinzipien der Ethik trefflich beschlagen wäre und sicher Bescheid wüsste, und doch unvermögend bliebe, in dem einen, für ihn gerade dringlichsten Fall sichere und eindeutige Entscheidung zu treffen.

Nicht immer und überall jedoch sind die theoretischen von den praktischen Aufgaben der Ethik so scharf gesondert. Es gibt theoretische Sophismen von so bestechender Argumentation, dass sie selbst im praktischen Einzelfall die Stimme des Gewissens einzulullen oder zu übertäuben vermögen; und es gibt praktische Konflikte von so komplizierter Natur, dass sie, um gelöst zu werden, ein tieferes, philosophisches Eindringen in die Fundamente der Ethik verlangen. (Ein Beispiel der ersten Kategorie bietet der gegenwärtig weit verbreitete extreme ethische Relativismus, die Lehre, dass die Moral für jedes Individuum verschieden sei, — dass jede „Persönlichkeit“ sich nach eigenen Bedürfnissen und nach eigenem Gutdünken, eine besondere Moral zu schaffen berechtigt sei, — eine Auffassung, welche darum so gefährlich ist, weil sie viel Richtiges enthält und nur in dessen Übertreibung fehl geht. — Ein Beispiel der zweiten Kategorie liegt vor in den Zweifeln über die moralische Berechtigung des Angriffskrieges eines lebenstüchtigen, expansionsbedürftigen Volkes gegen seine friedlich gesinnten Nachbarn.) — Die Ethik lässt sich darum nicht in einen theoretischen und einen praktischen Teil zerspalten. Dennoch können, angesichts bestimmter Spezialfragen, ethische Untersuchungen mit vorwiegend theoretischem oder vorwiegend praktischem Interesse betrieben werden.

Auf keinem Gebiete des bürgerlichen Lebens ist — gegenwärtig zum mindesten, und in der abendländischen Kulturwelt — die praktische moralische Unsicherheit und daher das Bedürfnis nach ethischer Führung und Aufklärung so gross, wie auf dem sexualen. Nur auf dem Gebiete der äusseren Politik lassen uns die Wertungsprinzipien der

Popularethik ebenso im Stich. Aber die Frage, ob in einem bestimmten Falle eine Kriegserklärung moralisch zu rechtfertigen sei oder nicht, wird doch nur für wenige Einzelne, an leitenden Stellen, aktuell, — während die moralische Unsicherheit in Willensentscheidungen sexualer Natur — in unserer Gesellschaft — wohl jedem sexual Reifen — und besonders jedem sexual reifen Manne an den Leib rücken muss.

Ich glaubte daher einem dringlichen Zeitbedürfnisse entgegenzukommen, indem ich — in dem vorliegenden Werke — speziell die sexualethischen Probleme einer eingehenden Bearbeitung unterzog. Es geschah dies — in dem vorliegenden Werke — mit ausschliesslich praktischen Zielen, — in der Absicht also, dem Leser einen Gewissensberater in sexualmoralischen Konflikten an die Hand zu geben. Die Philosophie, — das heisst hier also die ethische Theorie, — suchte ich hierbei nach Tunlichkeit auszuschalten. — Dass ein solcher Versuch überhaupt gewagt werden kann, verdanken wir dem Vorhandensein eines nicht unbeträchtlichen popularethischen Wissens bei jedem geistig normal veranlagten und in seiner Bildung nicht gänzlich vernachlässigten Angehörigen unseres Kulturgebietes. — So wenig etwa eine populäre, das heisst also für unsere abendländischen Zeitgenossen verfasste Schrift über das Eisenbahnwesen mit dem ABC dieses Zweiges der Verkehrstechnik zu beginnen und dem Leser erst umständlich zu erklären genötigt wäre, was er sich unter einer Lokomotive, einem Personenwagen dritter Klasse, einem Bahnhof vorzustellen habe, — so wenig braucht dies — mutatis mutandis — der Ethiker zu tun. — Das vorliegende Werk setzt bei dem Leser die gebräuchliche Vertrautheit mit unseren moralischen Grundanschauungen und Grundbegriffen voraus, sucht alles für den praktischen Zweck nicht unbedingt nötige Fundieren und Definieren zu vermeiden, begnügt sich in den beiden ersten Kapiteln mit wenigen einführenden Begriffsbestimmungen, und führt den Leser mitten in den Strom der ethischen Zeitprobleme, in der Erwartung, dass er das Mitschwimmen schon treffen werde.

Der Ausschluss der Philosophie bei den folgenden Darstellungen und Erwägungen ist jedoch nur ein lokaler, das heisst auf die vorliegende Schrift beschränkter, — durchaus kein durchgängiger und prinzipieller. Ganz im Gegenteil konnte ich selbst zu meiner Bearbeitung der moralischen Praxis, und besonders auf dem für Verirrungen so verhängnisvollen sexualen Gebiet, erst dann den Mut fassen, nachdem ich in den ethischen Prinzipien- und Fundierungsfragen zu befriedigenden Antworten durchgedrungen war und — unter übrigens ungeschmälerter Anerkennung der berechtigten Hinweise des Relativismus — dennoch auf sicherem Grunde festen Fuss gefasst hatte. — Darum bleibt es auch mein Wunsch, diese theoretische Sicherheit und Klarheit dem Leser gleichfalls zu vermitteln, — wenn auch selbstverständlich nicht im

Rahmen der vorliegenden Schrift. Vielmehr verweise ich in diesem Bezug auf mein schon vor längerer Zeit erschienenes „System der Werttheorie", II Bde. (I. Bd. Allgemeine Werttheorie, Psychologie des Begehrens, II. Bd. Grundzüge einer Ethik. Verlag von O. R. Reisland, Leipzig 1897/98.) — Um aber dem Leser, falls er nach philosophischer Klärung und Vertiefung des dargestellten Stoffes verlangte, nicht gleich die Lektüre eines umfangreichen wissenschaftlichen Werkes zumuten zu müssen, verfasste ich kurz vor dem Erscheinen der „Sexualethik" ein Schriftchen „Grundbegriffe der Ethik" (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, 55. Heft), welches in knapper Form Erläuterungen und Definitionen aller in der „Sexualethik" verwendeten Termini und Begriffe, und hiermit auch einen Überblick über die Fundamentalbestimmungen der Ethik im allgemeinen bietet. Die „Grundbegriffe der Ethik" sind als Vermittlungsglied zwischen dem „System der Werttheorie" und dem vorliegenden Werke gedacht und können, je nach Neigung und Anlage, entweder vor oder nach der Lektüre der „Sexualethik" zum Zwecke der Klärung und philosophischen Vertiefung herangezogen werden.

Im Verein nun sollen die drei genannten Werke über das sexualmoralische Problem soweit Führung und Aufschluss geben, als er nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens überhaupt geboten werden kann, — mit Ausnahme einer einzigen — im folgenden näher charakterisierten — Frage allerdings, bezüglich welcher ich auf eine Reihe bereits erschienener Publikationen einer dritten Kategorie, sowie auf ein in Vorbereitung stehendes Werk (über Sozial- und Sexualreform) zu verweisen genötigt bin.

I. Natürliche und kulturelle Sexualmoral.

Vorbemerkung.

Als natürliche Sexualmoral ist hier diejenige zu verstehen, unter deren Herrschaft ein Menschenstamm sich andauernd bei Gesundheit und Lebenstüchtigkeit zu erhalten vermag, — als kulturell diejenige, deren Befolgung die Menschen zu intensiver und produktiver Kulturarbeit anspornt. — Um diesen Gegensatz tiefer zu erfassen, ist es nötig, sich eines Unterschiedes bewusst zu werden, welcher am besten durch die Gegenüberstellung von konstitutivem und kulturellem Besitz eines Volkes charakterisiert werden kann.

Unter konstitutivem Besitz sollen hier jene physischen und psychischen Anlagen eines Individuums oder eines Volkes verstanden werden, welche durch physiologische Fortpflanzung auf die Nachkommen

vererbt werden können, wie z. B. Körpergrösse, Muskelkraft, Sehschärfe, ein scharfer Verstand, eine lebhafte Phantasie. — Unter kulturellem Besitz eines Individuums oder eines Volkes verstehen wir dagegen allen Besitz, welcher nicht konstitutiv ist. – Entsprechend der lediglich negativen Natur dieses Charakteristikums gehört daher der kulturelle Besitz den verschiedensten Kategorien an. Es zählen hierzu Sachgüter, wie etwa Maschinen, Wohngebäude, Bahnanlagen, — schriftliche Aufzeichnungen, Statuen und Bilder, — ferner Fertigkeiten und Geschicklichkeiten wie die verschiedenen Handwerksgriffe, die Kunst des Lesens und Schreibens, — die Sprache selbst, welche wohl traditionell überliefert, nicht aber durch physiologische Zeugung vererbt werden kann, — es zählen hierzu alle wissenschaftlichen Erkenntnisse, die sich der Mensch erworben hat, seine sozialen und politischen Einrichtungen, — und vieles andere. — Um den Gegensatz zwischen kulturell und konstitutiv klar festzuhalten, möge sich der Leser einprägen: „Kulturell ist das Wissen, — konstitutiv der Verstand. — Kulturell ist die Medizin, — konstitutiv die Gesundheit.“

Die vorgängige Erwägung lässt erwarten, und die Geschichte bestätigt es, dass konstitutiver und kultureller Besitz eines Stammes oder Volkes keineswegs immer parallel in Zu- oder Abnahme begriffen sind. Besonders häufig ist der Fall einer raschen, treibhausmässigen Zunahme des kulturellen Besitzes, bei gleichzeitigem Niedergang der Konstitution. — Wo dagegen beim Menschen die Konstitution sich in aufsteigender Entwicklung befindet, dort wird wohl auch immer der kulturelle Besitz in Zunahme begriffen sein — jedoch meist nur in einer relativ langsamen, allmählichen.

Die natürliche Sexualmoral ist also diejenige, welche die Konstitution des Stammes oder Volkes, in dem sie herrscht, zum mindesten konserviert, womöglich noch verbessert, — während eine kulturelle Sexualmoral häufig den ihr ergebenen Menschenstamm der Degeneration ausliefert. — Aber selbst wo dies nachgewiesen wäre, dürfte die letztere doch darum noch nicht schlechtweg als eine minderwertige, vom höchsten Standpunkt aus zu verurteilende Moral angesehen werden. — Es gibt Völker und Menschenstämme, welche ihre Mission am besten dadurch erfüllen, dass sie ihre generativen Kräfte im Dienste der kulturellen Produktion für andere aufzehren. Ob dies im einzelnen Fall, im Interesse des Lebens überhaupt, zuzulassen, zu bekämpfen oder gar zu unterstützen sei, sind Probleme von welthistorischer und weltpolitischer Bedeutung, aus deren Lösung erst jener letzte Wertvergleich sich ergeben würde.

I. Die konstitutiven Funktionen des Sexualtriebes und die natürliche Sexualmoral.

Die Forderungen der natürlichen Sexualmoral erschliessen sich aus der Erkenntnis der biologischen — das heisst der auf das Leben und die Lebenstüchtigkeit eines Menschenstammes im Kampf ums Dasein bezüglichen — Funktionen des Sexualtriebs. — Die wichtigste biologische Funktion des Sexualtriebs ist die Fortpflanzung. Psychologisch betrachtet, ist jedoch der Sexualtrieb nur in seinen höchsten Ausgestaltungen — auch beim Menschen — bewusst auf Fortpflanzung gerichtet. In weitaus überwiegendem Masse richtet er sich als einziges Ziel auf physische Annäherung der Geschlechter. — Dass diese dann nach dem natürlichen Kausalgang Fortpflanzung zur Folge hat, liegt oft gar nicht in der Absicht, ja mitunter nicht einmal in dem Wunsche der sexual Bedürftigen und Begehrenden.

Wäre die Fortpflanzung die einzige biologische Funktion des Sexualtriebs, so wäre dieser, beim Menschen sowohl wie im ganzen Tierreich, in einer gegen das allgemeine Sparsamkeitsprinzip in der Natur verstossenden Weise überentwickelt. Die Fortpflanzung erheischt allerdings, dass die Angehörigen einer jeden Generation — menschlicher sowohl wie tierischer — mehr Nachkommen in die Welt setzen, als ihre eigene Zahl beträgt. Denn von den erzeugten Nachkommen geht — als Opfer der vielen, die Lebewesen jeder Art bedrohenden Gefahren — immer ein Teil zugrunde, ehe er selbst das zeugungsfähige Alter erreicht, und dieser Teil ist bei den meisten Tierarten sogar der weitaus überwiegende. — Im Interesse der Fortpflanzung muss also dem Normaltypus der Zeugungsfähigen der Trieb innewohnen, Nachkommen in Überzahl zu erzeugen — und zwar in um so höherem Masse, je grösser die Gefahren, welchen die Lebewesen der betreffenden organischen Arten ausgesetzt sind. Hieraus erklärt sich die grosse weibliche Fruchtbarkeit in allen Tierarten und beim Menschen — nicht aber das besondere Verhältnis zwischen weiblichem und männlichem Zeugungsvermögen und sexualem Bedürfnis.

Im gesamten zweigeschlechtlichen Tierreich, wie auch beim Menschen, würde, für die Funktion der Fortpflanzung allein, eine derartige Ausbildung des Zeugungsvermögens und sexualen Begehrens beim männlichen Geschlechte genügen, dass sie die Gebärfähigkeit, resp. Fruchtbarkeit des weiblichen Geschlechtes voll zur Entfaltung zu bringen vermöchte. — Nun sehen wir aber, dass überall im Tierreich, und so auch beim Menschen, die tatsächlich vorhandene männliche Zeugungsfähigkeit und -Bedürftigkeit dieses erforderliche Mass um ein Vielfaches — beim Menschen sicher um mehr als das Dreissigfache — übersteigt, so dass überall ein kleiner Bruchteil der vorhandenen Männchen oder Männer

genügen würde, um alle vorhandenen Weibchen oder Frauen regelmässig zu begatten.

Woher dieser auffällige Luxus — diese Verschwendung in der organischen Natur, die doch sonst mit ihren Kräften so sparsam zu verfahren pflegt? — Die Verschwendung ist eben nur eine scheinbare. — Die Fortpflanzung ist zwar die erste und auffälligste, keineswegs aber die einzige — ja nicht einmal die einzige zur Arterhaltung unentbehrliche — biologische Funktion des Sexualtriebes. — Dieser dient vielmehr zum grossen Teil — und der Überschuss männlicher Zeugungspotenzen ganz und gar — einer zweiten Funktion, welche für die Heranbildung und Erhaltung des Bestehenden in der organischen Welt, geschweige für dessen Fortentwicklung, kaum minder bedeutungsvoll ist, als die Fortpflanzung selbst: — der Auslese oder Selektion.

Die Nachkommen gleichen bekanntlich ihren Vorfahren in der ganzen belebten Natur niemals vollständig. Ein erheblicher Teil der Nachkommen ist im allgemeinen schlechter, ein ganz kleiner Teil besser veranlagt, als seine unmittelbaren Vorfahren. Überall ist der Durchschnitt der Nachkommen etwas schlechter organisiert, als seine unmittelbaren Vorfahren. Dennoch kann die Entwicklung zum Besseren fortschreiten, wenn unter den Nachkommen immer nur der Bruchteil der Besseren zur ausschliesslichen oder doch ausgiebigeren Fortpflanzung gelangt, und die Schlechteren entweder durch Tod vor Erreichung des zeugungsfähigen Alters, oder durch vollkommenen oder doch vorwiegenden Ausschluss von Begattung und Fortpflanzung aus der Generationsfolge ausgeschieden werden. Diesen Prozess nennen wir — im ersten Fall vitale, im zweiten sexuale — Auslese (oder Zuchtwahl, Selektion). — Entfällt die Auslese — das heisst gelangen alle Nachkommen in gleichem Masse zur Fortpflanzung —, so verschlechtert sich mit der Generationsfolge schrittweise die Konstitution; — der betreffende Stamm entartet — degeneriert. — Auslese — und zwar in sehr erheblichem Masse — ist demnach überall schon nötig, um die konstitutive Beschaffenheit eines Stammes — seine Art — auf der einmal erreichten Organisationshöhe zu erhalten. — Auslese ist in verschärftem Masse erforderlich, um im Laufe der Generationen die Art zu verbessern.

Speziell der Überschuss der männlichen Zeugungspotenzen über die weiblichen — der virile Faktor, wie er von nun an genannt werden soll — ist, wo nicht ganz exzeptionelle Verhältnisse vorliegen, auch schon für die arterhaltende Auslese unentbehrlich. — Der virile Faktor betätigt sich dadurch im Dienste der Auslese, dass die Männer (resp. Männchen) um die Frauen (resp. Weibchen) in einen Kampf oder Wettbewerb eintreten, aus welchem nur die Bestveranlagten als Sieger, zur Zeugung von Nachkommen hervorgehen. — Die für das Tierreich im allgemeinen gesunde und normale Art der Begattung — aus der allein

auch die Existenz des virilen Faktors biologisch erklärlich erscheint, d. h. keinen Verstoss gegen das Sparsamkeitsprinzip in der Natur bedingt — ist daher die polygyne, bei welcher von den im sexualen Wettbewerb sieghaften Männchen jedes Einzelne mehrere Weibchen begattet, — während bei der monogynen oder monogamen Begattung der virile Faktor für die Auslese lahmgelegt oder ausgeschaltet wird, da dann — bei annähernd gleicher Zahl von Männchen und Weibchen — von jenen kein grösserer Bruchteil aus dem Zeugungsprozess ausgeschieden werden kann, als von diesen. Monogame Begattung gehört daher im ganzen Tierreich zu den äussersten Seltenheiten und kommt nur dort vor, wo entweder die vitale Auslese für sich schon so enorm scharf ist, dass die Arterhaltung der sexualen Auslese nicht bedarf, oder wo die Anzahl der Männchen die der Weibchen bedeutend übertrifft, so dass schon bei monogamer Begattung ein sexualer Wettkampf unter den Männchen stattfinden muss (wie z. B. bei den Bienen, wo von den jährlich erzeugten mehreren hundert Männchen immer nur ein einziges, über alle anderen obsiegendes, zur todbringenden Begattung gelangt, und die übrigen hierauf abgeschlachtet werden), — oder endlich als Ursache der Degeneration (wie vielfach beim Menschen).

Die populäre, zum Teil auch von der Zoologie übernommene Auffassung glaubte im Tierreich vielfach Monogamie annehmen zu dürfen, — einerseits auf Grund eines irrigen Anthropomorphismus, in Analogie zu der eben herrschenden, kulturell bedingten monogamischen Sexualmoral des Menschen, — andererseits auf Grund eines Fehlschlusses, indem man bei allen Tieren, welche entweder wirklich die Jungenpflege paarweise besorgen (wie die Vögel aus der Klasse der Nesthocker —), oder von denen man dies fälschlich voraussetzte (wie etwa Löwen, Wölfe, Füchse —), auch echte Monogamie, im menschlichen Sinne, annehmen zu dürfen glaubte. — Tatsächlich dagegen begatten sich die wenigsten dieser Tiere monogam, und wird der Paarungstrieb zur Jungenpflege dort, wo er überhaupt besteht, zu allermeist als ein besonderer Instinkt erst nach der — polygyn vollzogenen — Begattung lebendig[1]).

(Die Ausdrücke „polygyn" und „Polygynie" werden hier statt der gebräuchlichen „polygam" und „Polygamie" verwendet, weil letztere zweideutig sind und möglicherweise auch das strikte Gegenteil des Gesund-Natürlichen, nämlich die polyandrischen Verhältnisse, den gleichzeitigen Sexualverkehr eines Weibes (oder Weibchens) mit mehreren Männern (oder Männchen) bedeuten können. — Dieses Verhältnis — gleichsam eine Caprice der Natur — findet sich begreiflicherweise noch viel seltener

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Die Verderblichkeit der Monogamie und die Unentbehrlichkeit einer Sexualreform", Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 4. Jahrgang, 5. und 6. Heft.

verwirklicht, als selbst die Monogamie. Im Tierreich treffen wir die Polyandrie nirgends unter den Wirbeltieren an, ebensowenig ist sie bei Insekten beobachtet worden, — überhaupt nur bei Tierarten, bei denen die Zahl der Männchen die der Weibchen bedeutend überwiegt, und wo daher immer noch virile Auslese statthaben kann, so bei Spinnen, bei denen das Weibchen dasMännchen um ein Vielfaches an Körpergrösse überragt und den zudringlichen Freier nach der Begattung meist aufzufressen sucht. Polyandrie findet sich ferner bei einer Wurmgattung „Bonnelia", bei welcher die Männchen als Schmarotzer im Leibe des Weibchens leben, — und ausserdem — auf dass er nichts unversucht lasse — auch beim Menschen, und zwar unter den Tibetanern und bei einigen Völkerschaften des Himalaja, — bei welchen sie jedoch gleichfalls dadurch bedingt ist, dass die Zahl der Männer die der Frauen bedeutend überragt[1]), und wo daher die Polyandrie in bezug auf die Auslese nicht anders wirkt, als unter normalen Verhältnissen die Monogamie.)

Die Polygynie kann eine zweifache sein, nämlich entweder eine simultane, bei welcher ein Mann zu gleicher Zeit mit mehreren Frauen in Sexualverkehr steht, die er, männlichen Rivalen gegenüber, ausschliesslich für sich in Anspruch nimmt, — oder eine sukzessive, bei welcher der im Wettbewerb obsiegende Mann nacheinander mit mehreren reizvollen, jungen und daher auch in höherem Masse empfängnisfähigen Frauen in relativ kurze monogyne Verbindungen tritt, während die unterliegenden Männer sich mit den älteren, weniger oder gar nicht mehr empfängnisfähigen Frauen begnügen müssen. — Simultane und sukzessive Polygynie schliessen einander selbstverständlich nicht aus.

Die Polygynie ist — nach ihrer Dauer gemessen — bisher zweifellos die weitaus vorherrschende Begattungsart beim Menschen gewesen. Die ungefähr zwanzig Jahrhunderte, seit welchen — in der abendländischen Kulturwelt, also für die der Zahl nach kleinere Hälfte der Menschheit — die Monogamie als mehr oder weniger befolgte sittliche Forderung aufgestellt wird, wiegen gering gegen die ungezählten Jahrtausende der Herrschaft der Polygynie, für welche die im Rivalitätskampf um die Frauen allmählich herangezüchteten Eigentümlichkeiten der Konstitution des Mannes — seine im Vergleich zur Frau grösseren Körperdimensionen, seine grössere Kraft, der Bartwuchs, — endlich seine um zwei Jahrzehnte länger währende Zeugungsfähigkeit (sukzessive Polygynie!) — ein unwiderlegliches Zeugnis abgeben. Nur ein den biologischen Forschungsergebnissen verschlossener, in den zeitlichen

[1]) Westermarck, „Geschichte der menschlichen Ehe", erklärt das Überwiegen der Männer, ausser aus Töchtermord, aus einem Überschuss an Knabengeburten in hoher Gebirgslage und bei starker Endogamie (Verwandtenehe).

Dimensionen der sogenannten Weltgeschichte befangener, und zudem auf die abendländische Kulturwelt eingeengter Blick konnte zu der Auffassung gelangen, die Monogynie sei bisher die beim Menschen überwiegende Form der Begattung gewesen [1]).

Sowie die tatsächlich vorherrschende, ist aber die Polygynie auch zweifellos die für den Menschen einzig gesund natürliche Art des Sexuallebens. — Dies ergibt sich aus zwei Gründen. — Erstens halten sich beim Menschen im allgemeinen die Angehörigen beider Geschlechter der Zahl nach die Wage, so dass männliche Auslese überhaupt nicht anders als durch Polygynie erreichbar ist. Zweitens ist die vitale Auslese beim Menschen — und besonders beim Kulturmenschen mit seiner Hygiene und seinem Schutz der Schwachen — eine vielmal mildere und weniger wirkungsvolle, als fast irgendwo im Tierreich, — so dass der Tendenz zum Regress (zur Rückbildung oder Verschlechterung der Konstitution), welche dem Menschen sowie allen höheren Organismen innewohnt, nicht anders als durch eine Verschärfung der sexualen Auslese begegnet werden kann, — welche selbst wieder nur durch Polygynie erreichbar ist. — Aus diesen Erkenntnissen lässt sich nun leicht die für den Menschen normal-natürliche sexuale Sitte und Moral ableiten — wobei daran zu erinnern ist, dass es sich hier, wie bei der „natürlichen Moral" überhaupt, nur um Feststellung der Grundlinien handeln kann.

Dass eine, auf Grund des Wettbewerbes der Männer um die Frauen durchzuführende Polygynie die natürliche sexuale Sitte für den Menschen darstellt, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. — Ob simultane oder sukzessive Polygynie, oder eine Verbindung beider vorzuziehen sei, richtet sich nach wechselnden Verhältnissen. Konstant bleiben dagegen, für eine natürliche Moral, die hieraus abzuleitenden Grundzüge der ethischen Wertung auf sexualem Gebiet.

Der ethische, das heisst also der biologisch als der allgemein zu erwünschende Typus der sexualen Veranlagung ist derjenige, bei welcher sich eine auf männliche Auslese gegründete Polygynie am besten durchführen lässt. Für den Mann ist — in einem Volke mit gesunden, nicht korrumpierten Fortpflanzungstrieben — dieser „sexualethische" von dem tatsächlichen Durchschnittstypus nicht verschieden. Auf sexualem Gebiet hat die Natur in der durchschnittlichen polygynen Veranlagung der männlichen Instinkte das tatsächlich erreicht, was biologisch und daher auch ethisch als das Wünschenswerte erscheint. Hier herrschen für den Mann analoge Verhältnisse, wie für beide Geschlechter auf dem Gebiete des Nahrungs-, des Selbsterhaltungs-, des Erwerbstriebes. Die polygyne Veranlagung des Mannes ist zwar

[1]) Vgl. meinen, in der vorletzten Anmerkung zitierten Aufsatz.

das biologisch Erwünschte; da sie aber zugleich das tatsächlich Durchschnittliche ist, so liegt kein Grund vor, sie ethisch zu bewerten, — ebensowenig wie etwa der gesunde Nahrungs- oder der Selbsterhaltungstrieb ethisch gewertet zu werden brauchen. — Es gibt also — vom Standpunkt der natürlichen Moral — für den erwachsenen Mann keine sexualen Tugenden[1]). — Da aber die sexualen Triebe unter ungünstigen Einwirkungen der Umgebung viel leichter vom gesund Natürlichen abirren, als etwa der Nahrungs- und der Selbsterhaltungstrieb, so sind hiergegen soziale Schutzvorrichtungen allerdings nötig, — das heisst: — obgleich es für den Mann keine sexualen Tugenden gibt (immer vom Standpunkte der natürlichen Moral aus betrachtet), — so gibt es für ihn doch sexuale Laster, Verbildungen des Sexualtriebes, welche diesen seiner natürlichen biologischen Funktion entfremden und daher durch die Einwirkung der sittlichen Verurteilung bekämpft werden müssen. Die gefährlichsten dieser „unnatürlichen" Befriedigungsarten der Sexualität sind die masturbatorische und die homosexuelle. Hierher zu zählen — wenn auch nicht mit dem starken Ausdruck als eines Lasters zu belegen, sondern besser als Untugend zu bezeichnen — ist ferner die Flattersucht, der übermässige Trieb nach Mannigfaltigkeit und Wechsel im Sexualverkehr, welcher auch beim Manne biologisch schädlich wirkt, indem er ihn beständigen Versuchungen aussetzt, seiner Gatten- und Vaterpflichten, als Schützer und Ernährer von Frauen und Kindern, sich zu entschlagen, und ihn überdies dazu verleitet, dem hetäristischen, das heisst unfruchtbaren, bloss auf Genuss abzielenden Sexualverkehr, oft mit absichtlicher Verhinderung der Zeugung, vor dem natürlich fruchtbaren den Vorzug zu geben.

Durchaus verschieden stehen die Verhältnisse bei der Frau. — Hier ist eine starke, direkte — das heisst auf physische Annäherung der Geschlechter abzielende — Sexualität aus mehrfachen Gründen biologisch schädlich; — am schädlichsten dort, wo sie die Frau dazu antreibt, simultan polyandrische Verhältnisse einzugehen. Und zwar dies wieder aus zwei Gründen. — Erstlich wirkt, in bezug auf Zeugung, simultane Polyandrie bei der Frau gerade entgegengesetzt, wie simultane Polygynie beim Manne. Statt die Chancen der Fortpflanzung zu vervielfachen, setzt sie dieselben um ein Beträchtliches herab. Es ist eine Erfahrungstatsache, dass — wahrscheinlich wegen der erhöhten Gefahr der Infektion mit Geschlechtskrankheiten, vielleicht aber auch noch aus anderen, physiologischen Gründen — polyandrisch lebende Frauen weniger Kinder zur Welt bringen, als monoandrisch lebende. — Zweitens aber begibt sich die polyandrisch lebende Frau unter normalen Verhältnissen eines Vorteils, dessen sie zur Aufzucht ihrer Leibesfrucht doch

[1]) Anders beim Jüngling — worüber näheres im III. Kapitel, Abschnitt B, zu 4.

dringend bedarf: — der schirmenden und erwerbenden Beihilfe des Mannes. Der Mann lässt seine Vatersorge nur den Kindern angedeihen, von denen er überzeugt ist, dass es seine Kinder sind; und diese Überzeugung lässt sich nicht anders als durch monoandrische Hingabe von seiten der Frau begründen. — Auch sukzessive Polyandrie wirkt biologisch schädlich, namentlich für die Kinder, denen hierdurch der Vater entwendet wird, ohne dass der neue Geliebte ihrer Mutter für jenen einen vollwertigen Ersatz böte. — Ja selbst bei vollkommen monoandrisch veranlagten Frauen ist (immer vom Standpunkte der natürlichen Moral aus —) starke direkte Sexualität, das heisst sinnliche Bedürftigkeit, eine Untugend, da sie, als eine der vornehmlichsten Quellen der Eifersucht, die Frau dazu antreibt, dem Manne die Durchführung der — für die Auslese erforderlichen — Polygynie auf jede mögliche Weise zu erschweren.

Somit sollte man meinen, der biologisch erwünschte Durchschnittstypus der Frau sei ein solcher, bei welchem die direkte Sexualität überhaupt nur minimal entwickelt ist — nicht mehr als erforderlich, damit die Frau dem Werben des Mannes keinen unbezwingbaren Widerstand entgegensetze. — Allein es gibt wieder andere Beziehungen, in welchen eine mässige sexuale Bedürftigkeit der Frau biologisch günstig wirkt. — Zunächst wird die Frau, welche am sexualen Verkehr als solchem Befriedigung empfindet, dem Manne eine erwünschtere Gefährtin sein, ihn länger an sich fesseln, seinen Schutz und seine Mitwirkung zur Auferziehung der Kinder sich länger erhalten, als eine Frau mit kalter Natur, die den sinnlichen Bedürfnissen des Mannes nur mit Widerstreben Genüge tut. — Dann aber ist ein gewisses Mass an weiblicher Sinnlichkeit ein geselleschaftliches Erfordernis aus folgenden Gründen: — Je ausgiebiger und daher konstitutiv heilsamer die männliche Auslese funktioniert, desto mehr wächst selbstverständlich die Zahl der von der Fortpflanzung ausgeschlossenen Männer an, welche, wenn sie zugleich auch in ihren sinnlich sexualen Bedürfnissen vollkommen unbefriedigt blieben, als unstillbare Störenfriede jede Gesellschaftsbildung im grösseren Stile verhindern würden. — Die Gesellschaft bedarf daher — und zwar um so mehr, je kräftiger die männliche Auslese in Wirksamkeit steht — einer Klasse von Frauen — der Hetären — welche mit Preisgabe ihrer Mutterinstinkte sich den im Wettbewerbe unterlegenen Männern zum unfruchtbaren — polyandrischen — Sexualgenusse hingeben. Wäre nun die Frau ohne sexuale Bedürfnisse veranlagt, so empfände sie als Hetäre nichts anderes als Qual, und könnte zum Hetärismus nur durch brutale Gewalt gezwungen werden, — während sie im entgegengesetzten Fall sich in diese Funktion sehr wohl zu schicken und es hier zu einem hohen Mass an subjektiver Befriedigung in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu bringen vermag. Dies dürften wohl auch die selektiven

Veranlassungen gewesen sein (Individual- und Stammesselektion! —), weshalb sich beim Menschen nicht, wie bei den meisten Tierarten, ein durchaus frigider (sexual kalter) Frauentypus entwickelte. — Dem gesunden Durchschnitte nach hat die Frau zwar geringere sinnlich-sexuale Bedürfnisse als der Mann, — immerhin aber deren noch in so hohem Masse, dass die Natur es gleichsam für nötig befand, zur Schutzwehr gegen Polyandrie sowie gegen eine übermässige sinnliche Inanspruchnahme des Mannes, auch in monoandrischen Verhältnissen, einen Gegentrieb zu errichten. — Die biologische Funktion des weiblichen Schamgefühles und der verwandten Regungen — des der Frau eigentümlichen, ihr teils angeborenen, teils anerzogenen direkten Widerwillens gegen jedes offene Hervortreten ihrer sinnlich sexualen Bedürftigkeit — besteht darin, den in mancher Beziehung übermässig entwickelten Sexualtrieb in Schach zu halten und zu paralysieren.

Da nun aber das Schamgefühl nur zum geringsten Teil angeboren, zum grössten ein Werk der Erziehung ist, so wäre dessen ethische Hochschätzung — eben aus Rücksichten der Erziehung — notwendig, selbst wenn der tatsächliche Durchschnitt der Frauen hinter dem biologisch erwünschten nicht zurückbliebe. Aus diesem Grunde gibt es — im Gegensatze zum erwachsenen Manne — für die Frauen natürliche sexuale Tugenden. — Es sind dies alle jene Gegentriebe zur sexualen Sinnlichkeit, welche man unter dem Namen der Keuschheit zusammenfasst. — Die Frau steht, im Sinne der natürlichen Sexualmoral, um so höher, — nicht je schwächer ihr Sexualtrieb, sondern je stärker ihre Keuschheit entwickelt ist — die Fähigkeit nämlich, den Sexualtrieb äusserlich und innerlich, d. h. in Taten und in Gedanken zu unterdrücken und in Schranken zu halten.

Unter den sexualen Untugenden der Frau aber ist — wegen ihrer biologischen Schädlichkeit — die Schamlosigkeit im Verkehre mit Männern an erster Stelle zu ahnden, — während die Neigungen zur homosexuellen und zur Selbstbefriedigung bei der Frau, als dem sexual passiven Teil, von geringerer Gemeinschädlichkeit sind und daher ethisch — wenn auch nicht toleriert — so doch nicht so schwer genommen zu werden brauchen wie beim Manne.

Die Feststellung der sexualen Untugenden der Frau ermöglicht nun auch ein schärferes und vollständigeres Erfassen derjenigen des Mannes. — Als Untugend ist — ausser den früher dargelegten — noch jene Beschaffenheit des Charakters und der Neigungen anzusehen, welche den Mann dazu bestimmen, seine Triebe lieber bei lasterhaften, schamlosen, polyandrisch veranlagten Dirnennaturen zu befriedigen, als in den Kampf und Wettbewerb um tugendhafte Frauen einzutreten. Es ist dies einerseits eine gewisse Verderbnis des sexual-ästhetischen Geschmackes, andererseits jene Schüchternheit und Zaghaftigkeit, welche

es nicht wagt, der jungfräulichen Herbheit und dem weiblichen Stolze mit freiem Entschluss zu begegnen und das Eis des weiblichen Widerstandes mit aggressivem Impuls zu durchbrechen.

Dies die Grundzüge jener Sexualmoral, durch deren Anerkennung allein ein Menschenstamm sich auf die Dauer gesund und lebenstüchtig zu erhalten vermag.

2. Die kulturellen Funktionen des Sexualtriebes und die kulturelle Sexualmoral.

Obgleich ein dauernder Fortgang der kulturellen Entwickelung die Erhaltung einer gewissen Höhe der Konstitution, und diese wieder eine gesunde Funktion der Sexualtriebe zur unerlässlichen Voraussetzung hat, so enthalten doch die natürlichen Äusserungen der Sexualität manche Elemente, welche direkt und für die zeitlich nächstliegenden Folgen kulturell hinderlich wirken.

Alle höhere Kultur verlangt jene ästhetische Verfeinerung der Empfindung, der es — unter anderem — ein Bedürfnis ist, die menschlichen Organe der Entleerung der Exkremente vor dem Anblick zu verhüllen, und auch die gedankliche Vorstellung und wörtliche Erwähnung jener Funktionen aus dem gesellschaftlichen Verkehr möglichst auszuschalten. — Da nun die Natur die Akte der Zeugung und der Geburt an dieselben Organe gebunden hat, so verfällt auch die natürliche Betätigung der Sexualität der gleichen gesellschaftlichen Verhüllungs- und Ächtungstendenz, — was gewiss nicht der Fall wäre, wenn etwa die Zeugung durch den Kuss erfolgte und das Kind den Mutterleib durch eine eigene Öffnung zwischen den Brüsten verliesse. — So aber, wie die Natur uns einmal geschaffen, wirkt die unverhüllte, nackte Betätigung der Sexualität unmittelbar als kulturfeindliches Motiv.

Ein Gleiches gilt — obwohl aus ganz verschiedenen Gründen — bezüglich des natürlichen und für Erhaltung der Konstitution unentbehrlichen männlichen Wettbewerbes um das Weib. — Dieser Wettbewerb ist immer ein Kampf der Männer untereinander, und dieser wieder ein nur schwer zu besiegendes Hindernis der Gesellschafts- und Staatenbildung, das heisst aller friedlichen menschlichen Organisationen zur gegenseitigen Förderung der Einzelnen.

Andererseits ist es eine Eigentümlichkeit des Sexualtriebes, dass er, unter abnorme Bedingungen gestellt, oft in kulturell produktiven Erzeugnissen sich auslebt. Bekannt ist, dass die sexuellen Potenzen, wenn ihnen die physiologische Befriedigung versagt wird, eine sonst oft unerreichbare Steigerung der Fähigkeit zur religiösen, zur künstlerischen Extase, zu Kraftleistungen der Phantasie, ja der abstrahierenden und kombinierenden Verstandestätigkeit hervorzutreiben vermögen. — Selbst

ein Umsichgreifen hetäristischer und sogar päderastischer Befriedigungsweise des Sexualtriebes scheint mitunter (man denke an das perikleische und nachperikleische Zeitalter Athens —) einer gewissen, kurz andauernden Treibhaushitze kultureller Produktivität günstiger zu sein, als das gesund natürliche Sexualleben.

Aus all diesen Gründen zusammengenommen ist es nun leicht erklärlich, dass sich bei sogenannten Kulturvölkern (welche ja immer geneigt sind, das kulturelle Moment auf Kosten des konstitutiven zu begünstigen) meist irgendwelche — untereinander oft sehr differierende — sexualmoralische Auffassungen und Wertungsweisen festzusetzen pflegen, welche darin übereinstimmen, die Verhaltungsweise der weiblichen Schamhaftigkeit zu einem auch für den Mann verbindlichen Imperativ der Sitte und der Moral zu erheben, die gesund natürlichen Betätigungen der Sexualität zu verheimlichen, gering zu schätzen, wohl gar zu verachten, — dagegen bezüglich der kulturell produktiven Unnatur und Perversität, wenn sie sich nur vor dem Auge der Öffentlichkeit schamhaft verhüllt, weitestgehende Toleranz eintreten zu lassen, ja oft selbst alle Unterdrückung der physiologischen Regungen des Sexualtriebes, auch beim Manne, an sich schon als Tugend hochzuschätzen. — All diesen Wertungsweisen — Spezialfällen kultureller Sexualmoral — haftet daher ein femininer Zug an, — alle — bisher aus der Geschichte uns bekannte — kulturelle Sexualmoral verhält sich zur natürlichen, wie die sexuale Empfindungsweise des Weibes zu der des Mannes; — im übrigen aber ist sie, je nach dem Charakter der betreffenden Kulturen, so verschieden, dass weitere gemeinsame Züge nicht angegeben werden können.

Die konstitutiv schädlichen Wirkungen kultureller Sexualmoral haben zu mehrfachen gefährlichen Irrtümern und Missverständnissen Anlass gegeben: — Dem durch die sexuelle Unnatur verursachten Niedergang der Kulturvölker oder mindestens ihrer herrschenden Klassen, ist es zuzuschreiben, dass bisher in der Geschichte meist — obzwar nicht ausnahmslos — ein periodischer Zusammenbruch der staatlichen Gebilde, und hiermit eine Unterbrechung in der Kontinuität der kulturellen Entwicklung sich einstellte. — Hierdurch wurde das Vorhandensein eines Naturgesetzes vorgetäuscht, welches dem Leben ganzer Völker ebenso unausweichliche Perioden der Jugend, der Vollreife, des Alters und schliesslichen Todes vorzuschreiben schien, wie dem menschlichen Individuum. Diese Analogie ist jedoch nur in manchen Fällen zutreffend, in anderen wieder nicht. Wie wenig sie verallgemeinert werden darf, könnte schon die einfache Überlegung zeigen, dass, wenn die Völker wirklich eine nur beschränkte Lebenszeit hätten, die Menschheit schon längst ausgestorben sein müsste. — Oder sollte man etwa die Vermischung zweier Völkerschaften und ihrer Sprachen, in Analogie zur

geschlechtlichen Zeugung, als die Entstehung eines neuen Volkes mit junger Lebenskraft ansehen? — Nichts könnte diese erkünstelte Auffassung rechtfertigen.

Zweitens aber glaubte man aus dem tatsächlichen häufigen Widerstreit zwischen kultureller Moral und natürlichem Gedeihen auf einen in der Natur selbst gelegenen, unversöhnlichen Gegensatz zwischen den Forderungen der Kultur und denen der Konstitution schliessen zu dürfen, obgleich schon eine vorurteilslose Betrachtung der Historie und der Prähistorie diese Auffassung widerlegt. Richtig ist nur, dass eine einseitige Beachtung bloss der kulturellen Interessen leicht zu konstitutiv schädlichen Sitten, und besonders sexualen Sitten und Sittenordnungen, führt. Dennoch gibt es genug Beispiele einer Vereinigung von konstitutivem Prosperieren mit kultureller Produktivität. Sie werden uns geboten durch so viele Völkerschaften in den sogenannten Epochen der Wildheit und der Barbarei, mit ihrer gesunden, die Volkskraft konservierenden, ja steigernden polygynen Sexualmoral und den gewiss nicht gering zu achtenden kulturellen Leistungen der Schaffung resp. Ausbildung der Sprache, der Grundlegung der Künste und Wissenschaften, und der Erfindung der ersten Werkzeuge auf fast allen Gebieten menschlicher Betätigung und Naturbeherrschung. — Dass aber auch „Kulturvölker" im engeren Sinne des Wortes sich durch eine natürliche Sexualmoral ihre gesunde Konstitution zu bewahren vermögen, zeigen uns die Chinesen und Japaner mit ihrer hohen, mehrere Jahrtausende alten Kultur und bis heute noch ungeschwächten Volkskraft. Wenn daher im folgenden ein Widerstreit zwischen unserer gegenwärtig herrschenden, abendländischen Sexualmoral und den Forderungen der Volksgesundheit anfgedeckt werden wird, so braucht durchaus nicht gefürchtet zu werden, dass es sich hier um unvermeidliche Übelstände, oder um etwas wie die Erfüllung eines allgemeinen Naturgesetzes oder unentrinnbaren Fatums handeln müsse.

II. Die gegenwärtige, abendländische Sexualmoral.

Vorbemerkung.

Zum Verständnis dieses Kapitels ist die scharfe Unterscheidung von Moral einerseits, Sitte und Recht andererseits nötig.

Was wir unter der Moral eines Volkes verstehen, darf hier mit Bezug auf den Sprachgebrauch als genügend bekannt vorausgesetzt werden. — Wenn wir von der Moral die Sitte unterscheiden, so verstehen wir unter der letzteren das in Wirksamkeitstehen gewisser Strafgepflogenheiten oder -gewohnheiten in einer menschlichen Gesellschaft,

wodurch diese, teils absichtlich, teils ohne weitere Absicht, alle jene unter ihren Mitgliedern bedroht und massregelt, welche gegen gewisse, von der Mehrheit geübte Regeln des äusseren Verhaltens verstossen. Als „Sitte" wird dann sowohl die in Übung befindliche Regel des Verhaltens bezeichnet, wie auch der soziale Imperativ, das heisst die gesellschaftliche Strafandrohung, welche, als deren Wächter, dahintersteht. — So ist beispielsweise in unserer Gesellschaft sowohl das Kleidertragen „Sitte", — wie auch die Bereitschaft der Mehrheit unter uns, denjenigen mit sozialer Ächtung, Entzug des Verkehres, Gelächter oder anderen Unliebsamkeiten zu behandeln, der es versuchen wollte, nackend unter die Leute zu gehen. — Moral und Sitte gehen häufig parallel, — das heisst — was von der Sitte verpönt wird, wird häufig auch von der Moral verboten. Doch ist dieser Parallelismus keineswegs ausnahmslos. Manches von der Sitte Gebotene — wie z. B. allerhand gesellschaftliches Zeremoniell — gilt uns als moralisch ganz oder doch nahezu bedeutungslos, — ausnahmsweise kann es sogar vorkommen, dass uns die Moral gebietet, was die Sitte verpönt. Geradezu typisch aber ist der Fall, dass die Moral etwas verbietet, was die Sitte doch zulässt und notgedrungen zulassen muss. — Denn für die Sitte ist es charakteristisch und durch ihr Wesen selbst gefordert, dass sie sich bei ihren Strafandrohungen an Äusserliches, Manifestes und gesellschaftlich an den Tag Tretendes halte, — wogegen die Moral den Imperativ des Gewissens ebensogut gegen Verborgenes, Inneres, bloss dem Individuum selbst Bekanntes — also nicht nur gegen Taten im Geheimen, sondern auch gegen unausgeführte Entschlüsse, selbst gegen Wünsche und Phantasien — aufzurufen vermag. — Da sich die Sitte ihrem Wesen nach auf das übereinstimmende äussere Strafverhalten der Gesellschaftsmitglieder stützt, so ist auch jene Beschränkung für sie notwendig. Sie könnte das Okkulte gar nicht verfolgen, selbst wenn sie — bildlich gesprochen — noch so gern wollte. Charakteristisch für die Sitte ist daher auch die Versuchung zur Heuchelei, welche sie in sich birgt und in sich bergen muss.

Das Recht ist im wesentlichen nichts anderes als kodifizierte und, in der Ausführung ihrer Strafandrohungen, an offizielle Organe gebundene Sitte.

Moral, Sitte und Recht stimmen darin überein, dass sie, in ihrem Geltungsbereiche, das Verhalten der Individuen beeinflussen, es bis zu gewissem Grade regulieren; und diese Wirksamkeit von Moral, Sitte und Recht ist der biologische Grund — die raison d'être — ihres Bestandes, welcher auch der Gesellschaft, in der sie herrschen, klarer oder unklarer zum Bewusstsein kommt. Moral, Sitte und Recht werden daher im folgenden unter dem gemeinsamen Begriff der sozialen Verhaltungsregulatoren zusammengefasst.

Die sozialen Verhaltungsregulatoren sind einem beständigen — zu verschiedenen Epochen jedoch sehr verschieden intensiven — Wandlungs-und Entwicklungsprozess unterworfen, in welchem sie sich an die wechselnden Bedürfnisse und Verhältnisse mannigfachster Art anpassen. Hierbei schreitet gewöhnlich die Moral, als das beweglichere Element, voran, — während Sitte und Recht, als die schwerfälligeren, nachfolgen.

1. Darstellung.

Was wir als die Sexualmoral schlechthin anzusehen gewohnt sind, ist — das muss gleich eingangs hervorgehoben werden — nur jene Sexualmoral, welche in den letzten Jahrhunderten und auch gegenwärtig noch — obgleich schon nicht mehr unangefochten — unter den Völkern der abendländischen Kultur herrscht und geherrscht hat, — also in dem der Zahl nach kleineren Teil der Menschheit, — allerdings zugleich in dem kulturell am weitesten vorgeschrittenen, der sich in erklärlicher Selbstbefangenheit daran gewöhnt hat, seine Sitte und ethische Wertungsweise als die allein richtige zu betrachten.

Charakteristisch nicht nur für unsere, sondern für die Sexualmoral der ganzen Menschheit ist ihre Gebundenheit an die Sitte. Der Differenzierungsprozess der sozialen Verhaltungsregulatoren in Moral, Sitte und Recht, die Abspaltung also der Moral einerseits, des Rechtes andererseits von der Sitte, ist in der ganzen Menschheit gerade auf dem Gebiet des Sexuallebens relativ zurückgeblieben. Mehr als anderswo — so z. B. im Wirtschaftsleben, in der Erziehung, in der Wohltätigkeit, — sind auf dem Gebiete des Sexuallebens die Moral einer seits und das Recht andererseits abhängig von der Sitte. Das Bewusstsein, dass man gegen die Sitte verstossen und doch moralisch handeln könne, ist wohl nirgends noch so wenig entwickelt, die spezifisch moralische Beurteilung und Wertung der Handlungen und Charaktere wohl nirgends noch so unsicher und durch — von der Sitte herübergenommene — Äusserlichkeiten eingeengt und getrübt, wie auf dem Gebiete des Sexuallebens. — Diese Tatsache dürfte in der über die ganze gesittete Menschheit verbreiteten Schamhaftigkeit ihre Wurzel haben (vgl. S. 17). Die Scheu davor, die natürlichen Betätigungen der Sexualität an das Tageslicht offenen Eingestehens und klarer Erkenntnis gelangen zu lassen, bedingt folgerichtig, dass gerade diese Seite des menschlichen Lebens geistig und emotional weniger verarbeitet wird als andere, — dass in bezug auf sie die Menschheit auf niedrigeren Stufen sozialer Verhaltungsregulation stecken geblieben ist.

Ebenso wie überall gilt also auch bei uns als sexual unmoralisch in erster Linie das, was gegen die sexuale Sitte verstösst. — Eine Darstellung unserer Sexualmoral verlangte somit vor allem eine

Darstellung unserer sexualen Sitten. Dies gäbe jedoch den Stoff für ein umfangreiches Buch, da fast alle unsere Lebensgewohnheiten, auch scheinbar weit abliegende, z. B. der grösste Teil unseres Kunstlebens, viele Einzelheiten im religiösen Kult und Zeremoniell, unsere Volksbelustigungen und gesellschaftlichen Vergnügungen, ferner etwa — die übliche Zimmereinteilung in unseren Wohnungen, die Eigentümlichkeiten unserer Tracht, und unzähliges Andere, als Bestandteil unserer sexualen Sitte angeführt werden müsste. — Da es sich bei einer solchen Aufzählung zudem durchaus um Wohlbekanntes handeln würde, so sollen hier nur die Grundprinzipien unserer sexualen Sitte hervorgehoben werden.

Auf das eine dieser Grundprinzipien wurde bereits hingewiesen. Es ist das der Schamhaftigkeit in bezug auf die physischen Betätigungen der Sexualität, welche die Moral des Abendlandes mit derjenigen aller kulturell höherstehenden Völker der Erde gemeinsam hat. Lokale Unterschiede sind allerdings vorhanden. Bei allen Kulturvölkern aber ist das gemeinsame Prinzip leicht zu erkennen: Die physische Befriedigung des Sexualtriebes — mag sie nun auf natürliche oder auf unnatürliche Weise erfolgen — sowie das, was, je nach den sonstigen Lebensgewohnheiten, am aufdringlichsten daran erinnert, wird vor dem Auge der Öffentlichkeit verhüllt.

Charakteristisch für unsere sexuale Sitte ist also nicht dieses Prinzip, sondern ein zweites, sowie die Art, in welchem es sich mit dem Prinzip der Schamhaftigkeit verbindet: — das Prinzip der Monogamie, wie man es kurz, aber nicht unmissverständlich nennen kann. — Irrig wäre es nämlich, hierunter zu verstehen, dass unsere Sitte nur den monogam ehelichen Sexualverkehr dulde, allen unehelichen aber untersage und verpöne. — Dies gilt — und auch hier nur mit einer sehr wesentlichen Einschränkung — von unserer Moral, nicht aber von der Sitte, deren Ingerenzgebiet ja, wie schon früher gezeigt (vgl. S. 20), auf die gesellschaftlich offenkundig ausgeführten Handlungen beschränkt ist. Die Sitte kann also den ausserehelichen Sexualverkehr gar nicht ahnden, sofern er sich im Geheimen abspielt; — sie kann nur verhüten, dass er unverhüllt, das heisst also vor den Augen der Umgebung betrieben werde. Dieses Verbot stellt nun die Sitte allerdings — schon im ersten Prinzip der Schamhaftigkeit — auf, — jedoch nicht allein betreffs des unehelichen, sondern betreffs allen und jeden, also ebensogut auch des ehelichen Sexualverkehrs. Einen Unterschied in der Behandlung des Ehelichen und Unehelichen kann die Sitte daher bezüglich des physiologischen Verkehrs der Geschlechter, den sie aus dem Gebiete des Geduldeten überhaupt und schlechterdings verbannt hat, gar nicht mehr machen. Dennoch findet unsere Sitte Mittel und Wege, den unehelichen Sexualverkehr zu erschweren, — aber nur mittelbar, indem

sie das gesellschaftlich offenkundige Zutagetreten seiner indirekten Anzeichen verpönt.

Zwei Menschen, welche mitsammen im Sexualverkehr stehen, fühlen im allgemeinen das Bedürfnis, auch in Betätigungen des täglichen Lebens, die sich vor dem Auge der Umgebung gar nicht verhüllen lassen, sich einem Verhalten hinzugeben, welches der ungezwungene Ausfluss ihrer intimen Beziehungen ist, und aus welchem daher auf diese letzteren wohl zurückgeschlossen werden kann. — Hierher gehören die Art der Ansprache, des Mienenspiels, die körperlichen Berührungen im gegenseitigen Verkehr auch vor den Augen Dritter, das häufige paarweise Beisammensein, eventuell Beisammenwohnen, und dergleichen Anzeichen von Vertrautheit, welche hier, für unsere Darstellungsbedürfnisse, unter der Bezeichnung des symptomatischen Sexualverkehrs zusammengefasst werden sollen.

Jenes zweite Prinzip unserer sexualen Sitte lässt sich nun kurz dahin charakterisieren, dass sie auf ihrem Ingerenzgebiet — dem Gebiet des gesellschaftlich Offenkundigen — auch allen symptomatischen Sexualverkehr verpönt, mit Ausnahme allein des ehelich monogamen, welchem sie einen ausschliesslichen Freibrief erteilt. (Dies das Prinzip, dessen Modifikationen hier nicht alle dargestellt werden können. — So z. B. gilt in den unteren Schichten der Bevölkerung jeder monogame Sexualverkehr, der in der Absicht des Beisammenbleibens gepflogen wird, vielfach schon so gut wie ein ehelicher, — während die oberen Kreise hierzu die Erfüllung gewisser sozialer Formalitäten, der kirchlichen oder staatlichen Trauung, verlangen, — so gelten in den verschiedenen Staaten und bei den verschiedenen Konfessionen verschiedene Bestimmungen über die Lösbarkeit und Schliessbarkeit monogamer Ehen — welche jedoch prinzipiell immer als Dauerbündnisse aufgefasst werden — u. dgl. m.)

In der Zumessung der Strafen aber bei Übertretung ihres Verbotes verfährt unsere Sitte prinzipiell ungleich, dem männlichen und dem weiblichen Teil gegenüber. — Verletzungen der Sitte werden beim Manne mit einem gelinden Verweis, bei der Frau (in Ländern mit romanisch-katholischem Charakter mehr bei Mädchen, mit germanisch-protestantischem mehr bei verheirateten Frauen) mit schwerer Ahndung, ja oft dauernder gesellschaftlicher Ächtung bestraft. — Einer ähnlichen ja oft noch strengeren Ächtung verfallen — mindestens in den oberen Ständen — jene Menschen, welche, obgleich selbst vollkommen schuldlos, durch ihr Dasein schon das alleruntrüglichste Anzeichen eines stattgehabten ausserehelichen Sexualverkehrs an den Tag legen: — die unehelichen Kinder.

Die Art aber, in welcher unsere Sitte diese Ahndungen und Ächtungen ausführt, ist den aus dem Motiv der Schamhaftigkeit erfolgenden

durchaus analog, ja von dort herübergenommen. Alles was, als symptomatisch für stattgehabten oder stattfindenden unehelichen Sexualverkehr gesellschaftlich an den Tag tritt, eventuell das Dasein lebendiger Menschen — der „gefallenen" Mädchen und unehelichen Kinder — wird von unserer Sitte mit derselben Geste des Ekels, als etwas Anstössiges und Ungehöriges verachtet, ins Dunkel verbannt, womöglich aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein ausgeschaltet, wie der direkte, physische Verkehr der Geschlechter, — immer unter Einhaltung der Maxime, dass die Züchtigung sich ungehemmt auf Frauen und Kinder erstrecke, mit dem Manne aber so glimpflich verfahre, als nur irgend möglich.

Von diesen Grundprinzipien unserer sexualen Sitte — die wir hier nur zu konstatieren, und noch nicht moralisch zu kritisieren haben — leiten sich alle ihre Einzelheiten ab.

Unserer sexualen Moral ist es nun, wie gesagt, vor allem eigentümlich, dass sie sich eng an die Sitte anschliesst. Als unmoralisch für beide Geschlechter gilt daher in erster Linie das, was gegen die Sitte verstösst, — also das Zutagetretenlassen jeglicher — natürlicher oder unnatürlicher — physischer Befriedigung des Sexualtriebes, — sowie aller Symptome eines ausserehelichen Sexualverkehrs — auch hier mit der Modifikation, dass mit dem Manne immer glimpflicher verfahren wird, als mit der Frau.

Doch bleibt unsere Moral hierbei nicht stehen. Sie fordert in bezug auf jene Handlungen, deren Symptome sie öffentlich untersagt, auch Enthaltsamkeit im Geheimen, ja in Gedanken und Wünschen, — sie fordert dies von der Frau wirklich und eigentlich, — vom Manne mindestens dem Wortlaute nach und offiziell, — während sie allerdings tatsächlich und gleichsam unter vier Augen diesem gegenüber weitgehende Toleranz walten lässt. — Für die Frau gilt demnach bei uns eine einfache, klare und äusserst rigorose, monogame — für den Mann aber eine doppelte Sexualmoral. Als offizielle und autoritative Persönlichkeit, im Verkehr mit Respektspersonen, mit moralisch hochstehenden Frauen, und in seiner Eigenschaft selbst als Respektsperson, als Vater und Erzieher, verlangt unsere Moral vom Manne, dass er sich so stelle, als betrachte er die streng monogamische Moral, deren Werturteile er auf die Frauen anwendet, als absolut bindend auch für sich und seinesgleichen. — Zugleich aber erteilt unsere Moral dem Manne die Erlaubnis, jene Maske sofort abzuwerfen, wenn er gleichsam das Amtskleid der moralischen Respektsperson ablegt und sich als Mensch unter seinesgleichen, oder mit gesellschaftlich geächteten, unmoralischen Frauen gibt und fühlt. — Für Männer untereinander gelten nur die Verletzungen der Sitte als sexual unmoralisch, — ausserdem unnatürliche Befriedigungen des Sexualtriebes, vor allem Onanie, homosexuelle Be-

friedigungen, Notzucht und die allerperfidesten Verführungen von unerfahrenen Mädchen und Frauen, — keineswegs aber der uneheliche Sexualverkehr als solcher. In seinem Gewissen, das heisst, in seinem moralischen Ehrgefühl, findet sich der Mann, der auf dem Boden der gegenwärtigen Moral steht, durch aussereheliche Sexualverkehr als solchen, sei es mit unverheirateten oder mit verheirateten Frauen, durchaus nicht belastet, — sondern höchstens, wenn er bei Erlangung dieses Genusses in allzu rücksichtsloser oder betrügerischer Weise vorgegangen ist. — Dagegen wird, auch von Männern — aber hier gewöhnlich nicht ohne einen grösseren oder geringeren Zusatz von spöttischem Achselzucken — die „Tugend“ des Mannes anerkannt oder gepriesen, der auch wirklich und ernsthaft den Geboten der rigorosen, monogamen Moral, wie sie für Frauen Geltung haben, nachzuleben trachtet.

Auf dem Gebiete der offiziellen Moral, welche zugleich für Frauen die einzige, die eigentliche und wirkliche unseres Kulturgebietes darstellt, gibt es also sexuale Tugenden, und zwar nicht nur für die Frau, sondern — zum Unterschiede von der natürlichen Moral — in gleicher Weise auch für den Mann. Das sexuale Tugendideal aber schwankt in unserem Kulturgebiet, je nach dem Vorwalten der katholisch-romanischen oder protestantisch-germanischen Gefühls- und Wertungsweise zwischen dem Mönchsideal der absoluten sexualen Abstinenz und dem Pastorenideal der zu vollkommener Seelengemeinschaft sublimierten Einehe. — Aus der Verschiedenheit dieser Ideale ergeben sich die meisten anderen Unterschiede in unseren Sitten und sexualmoralischen Auffassungen. So zum Beispiel gilt den katholisch empfindenden Völkern mit ihrem Mönchsideal die Ehe selbst als etwas wenig Verehrungswürdiges, als eine Konzession an die menschliche Schwäche, — besser zwar als Unzucht, aber doch fleischlich unrein gegenüber der Askese. — Die Jungfrau, die sich verehelicht, tut daher nach katholischen Sittlichkeitsbegriffen einen Schritt, moralisch bergab; die Mädchenehre steht in diesem Sinne höher als die Frauenehre. Deswegen sind — mindestens in den oberen Ständen — in katholischen Ländern die Anforderungen der Sitte und der Moral an die ehrbaren Mädchen viel strengere als an die Ehefrauen, welche von einem extremen Standpunkte aus ohnehin schon fast wie moralisch Gefallene gelten, und denen man daher leichter auch einen Exzess nachsieht. — Alles dies verkehrt sich in sein Gegenteil in den protestantischen Kulturgebieten mit ihrer Hochhaltung des Prinzipes der Einehe. — Beiden Kulturgebieten aber ist gemeinsam, dass die offizielle Sexualmoral in ihren Anforderungen an Frauen und Männer keine Differenzierung zulässt. Beiden ist auch gemeinsam, dass die offizielle Moral als die einzige und wirkliche für Frauen vollkommen ernst genommen wird, — nicht aber für Männer, welche in ihrer Wertschätzung untereinander

und in den Reaktionen ihres moralischen Ehrgefühls sich der Verbindlichkeit gegen jene zum grösseren Teile entschlagen.

Diese Erscheinung der doppelten Männermoral ist leicht als eine notwendige Folge des unnatürlichen, nivellierenden Feminismus unserer offiziellen Moral zu erkennen. Mit Hintansetzung der tatsächlichen Unterschiede in der sexualen Funktion und Veranlagung der Geschlechter, versucht sie, auch die Männer mit dem Masse zu messen, welches allein für Frauen natürlich ist. — Da nun aber die Eigenart der männlichen Natur sich doch nicht moralisch fortdekretieren liess, so blieb der offiziellen Moral nichts anderes übrig, als offiziös — das heisst also nur halb eingestanden — dem Manne mit ihren rigorosen Verboten zugleich einen Freibrief zuzustecken, der ihm die moralische Erlaubnis erteilt — vorbehaltlich einer gewissen Wahrung des äusseren Scheines — unmoralisch zu handeln. — Dass so — im Gegensatz zum offiziell geforderten Feminismus tatsächlich geduldet — vielfach eine Gewaltherrschaft brutaler Mannesinstinkte zustande kommt, ist jedem Beobachter unserer sexualen Verhältnisse sattsam bekannt.

Dennoch ist als das unsere Sitte und Moral charakterisierende Moment ihre Unterordnung unter das Prinzip der Monogamie anzuerkennen. — Bekanntlich gelingt es den sozialen Verhaltungsregulatoren nie und nirgends, die von ihnen bekämpfte menschliche Verhaltungsweise schlechterdings auszuschliessen. Moral, Sitte und Recht müssen sich immer und überall damit begnügen, das in dieser Beziehung Mögliche zu leisten. — Dies Menschenmögliche aber leistet tatsächlich unsere Sitte und Moral, in Verbindung mit den sie unterstützenden rechtlichen Bestimmungen (welche der Sitte gegenüber eine nur sekundierende Stellung einnehmen). — Soweit als dies im Widerstreit zu den so stark antagonistischen Trieben der menschlichen Natur überhaupt möglich ist, wird in unserem Kulturgebiet der nicht monogameheliche Sexualverkehr eingeschränkt — und noch mehr verhüllt, aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein ausgeschaltet, — so dass in naiven Gemütern, bei jungen Leuten, geschützten Frauen, ja bei Männern, die auch im reifen Alter noch brave Knaben bleiben, häufig genug die Auffassung erweckt wird, als gehöre der aussereheliche Sexualverkehr wirklich zu derartigen moralisch verabscheuungswürdigen Seltenheiten, wie etwa Raub und Einbruchsdiebstähle. Ja, unsere sexuale Sitte, Moral und Gesetzgebung ist sogar — im Hinblick auf diesen Erfolg — eine gesellschaftliche Einrichtung von ganz bewunderungswürdiger Zweckmässigkeit und Ökonomik der Mittel.

Jede soziale Missbilligung, mag sie nun durch die Sitte, Moral oder durch das Recht erfolgen, ist als solche ein sozialer Kraftaufwand und ein gesellschaftliches Übel, welches den Zusammenschluss der Individuen erschwert und Reibungswiderstände schafft. Unter

übrigens gleichen Verhältnissen ist daher die soziale Ordnung die beste, welche ihre Ziele mit dem geringsten Aufwand an Missbilligungen — an sittlicher Entrüstung, an Strafandrohungen und Strafvollzügen der Sitte und des Rechtes — erreicht. — Unsere sexuale Ordnung ist in dieser Beziehung so vollkommen, als wäre sie durch eine, das menschlich Mass überragende Weisheit und Einsicht geschaffen worden — was sich allein aus dem vielhundertjährigen kulturellen Entwicklungs- und Anpassungsprozess erklärt, aus dem sie hervorgegangen ist. — Speziell die Momente, welche unser moralisches Gefühl am meisten befremden und beleidigen — die doppelte Männermoral und die inhumane Behandlung der Frauen und unehelichen Kinder — erweisen sich als unumgängliche Erfordernisse jenes Sparsamkeitsprinzipes, ohne dessen virtuose Anwendung das Gebäude der monogamischen Sexualordnung unter einer Überbelastung mit sozialen Verfemungen zusammenbrechen müsste. — Dies erhellt aus der physiologisch begründeten Tatsache, dass in bezug auf die Suffizienz im sexualen Genussleben zwischen Frauen und Männern zahlenmässig das gerade entgegengesetzte Verhältnis besteht, wie in bezug auf die Zeugung. Während ein, ihrer Anzahl nach geringer Bruchteil von Männern genügt, um eine gegebene Zahl von Frauen zu begatten — das heisst also ihre Zeugungskräfte zur Entfaltung bringen, — reicht doch wieder ein, ihrer Anzahl nach kleiner Bruchteil von Frauen aus, um eine gegebene Zahl von Männern in ihren rein sinnlich sexualen, ja — bei freiem Wechsel des Verkehres — auch in einem Gutteil ihrer sexualästhetischen Bedürfnisse zu befriedigen. — Da ausserdem die natürliche, sinnlich sexuale und sexualästhetische Bedürftigkeit auf seiten der Männer eine viel grössere ist, als bei den Frauen, so erklärt sich, dass die Möglichkeit vorliegt, die Zahl der Verstösse gegen eine monogame Sexualordnung bei den Frauen auf ein weit geringeres Verhältnismass herabzudrücken, als bei den Männern. — Diese Möglichkeit macht sich unsere sexuale Sitte und Moral in geradezu staunenswerter Ökonomik der Kräfte zunutze. Wollte sie den Mann ob seiner Verstösse gegen die monogamische Ordnung in gleicher Weise verdammen, wie die Frau, so ergäbe das die undurchführbare Forderung, immer einen erheblichen Bruchteil aller lebenden Männer unter soziale Pönitenz zu stellen. — Durch einseitige Ächtung der „gefallenen“ Frauen jedoch und der unehelichen Kinder, durch die Institution der doppelten Männermoral und durch das damit zusammenhängende Heuchel- und Vertuschungssystem der Sitte hat unsere Sexualordnung es zustande gebracht, die Verstösse gegen die Monogamie wenigstens von seiten der Frauen auf das erreichbare Mindestmass herabzusetzen und mindestens für die moralisch höchststehenden Männer Motive zu schaffen, welche sie indirekt dazu bestimmen, sich nach der gleichen Richtung möglichst in Schranken zu halten.

Schon vorgängig lässt sich daher vermuten, dass es ganz enorme soziale Nutzeffekte gewesen sein müssen, welche das komplizierte System unserer sexualen Verhaltungsnormen mit so bewunderungswürdiger Feinheit auf das Leitprinzip der Monogamie abgestimmt haben.

2. Soziale Nutzeffekte.

In der gesellschaftlichen Institution der Monogamie vereinigen sich mehrere Momente, welche an deren einzelnen sozialen Nutzeffekten in verschiedener Weise und in verschiedenem Masse beteiligt sind, nämlich: 1. Die Monoandrie, die einseitige Ausschliesslichkeit des Sexualverkehres der Frau mit nur einem Manne. Dieses Moment hat die Monogamie mit den im allgemeinen als Polygamie bezeichneten Sexualverbänden gemeinsam, die ja auch (ohne den Mann zu binden) von der Frau ausschliessliche Treue verlangen. 2. Die Monogynie, die Ausschliesslichkeit auch von seiten des Mannes. 3. Die Lebensgemeinschaft zwischen den Gatten untereinander, und zwischen dem Vater und seinen Kindern, welche durch die Monogamie ganz besonders erheischt und gefördert wird — während die Lebensgemeinschaft zwischen Mutter und Kindern zu jenen Forderungen der Natur gehört, welche normalerweise in jeder Eheform erfüllt werden müssen. — Es wäre nun in mancher Beziehung lehrreich, bei der Vorführung der sozialen Nutzeffekte der Monogamie die Wirksamkeit dieser verschiedenen Momente zu sondern, etwa zunächst die monoandrische Polygamie zu behandeln, und dann zu zeigen, in welchem Masse die Monogamie die meisten kulturellen Erfolge jener noch verstärkt. Da jedoch diese Aufgabe sich nicht ohne häufige Wiederholungen lösen liesse, so sollen hier doch die gemeinförderlichen — und später die schädlichen — Effekte der Monogamie sogleich als Ganzes dargestellt und nur vorgängig darauf verwiesen werden, dass man hierin, je nach der Wirkungssphäre der einzelnen Momente, Unterscheidungslinien ziehen könnte.

So z. B. stammt der an erster Stelle zu nennende Nutzeffekt lediglich aus dem Moment der Monoandrie und eignet daher auch jener Polygamie, wie sie zur Zeit der Barbarei auch im Abendlande und gegenwärtig noch im Orient Sitte war und ist: — Nur monoandrische Eheformen geben dem Manne die Gewissheit der Vaterschaft an seinen Kindern. Diese Gewissheit aber ist unentbehrlich, damit der Mann sein etwaiges persönlich errungenes soziales und wirtschaftliches Übergewicht den Kindern zustatten kommen lasse. Die Monoandrie ist daher die Grundlage, welche das Erbrecht, eine sorgfältigere Erziehung der Kinder unter väterlichem Schutz, und soziale Differenzierung der Stände erst ermöglicht, und hat somit einen Hauptanteil an diesen sozialen Leistungen von kulturell eminenter Bedeutung.

Gleichfalls schon der Monoandrie, noch mehr aber der beiderseitigen Monogamie entspringt ein zweiter kultureller Effekt auf einem ganz anderen Wertungsgebiete. — Die Monogamie ist diejenige Eheform, welche am besten unter allen denkbaren sich dem Prinzip der sexualen Schamhaftigkeit unterordnet, das ja eine notwendige Voraussetzung aller Kultur bildet. (Vgl. hierüber S. —.) Wenn der Sexualverkehr streng monogam sich vollzieht, so gibt es für jeden Einzelnen — ob Mann oder Frau — auch nur einen Einzigen unter allen Mitlebenden, dem gegenüber er die physiologische Seite seiner Sexualität betätigt hat. Wo nun zudem jener Eine diese Kenntnis als tiefstes Geheimnis hütet, dort ist es ermöglicht, die nächtlichen Erlebnisse des Ehebettes und damit die ganze physische Seite der sexualen Bedürftigkeit in das Dunkel eines Halb- oder Unterbewusstseins zu verbannen, in das wir mit dem Lichte unserer Wach- und Tagesreflexion überhaupt nicht hinableuchten und das uns in unseren Tageserlebnissen nur wie die Bilder einer unrealen Traumwelt begleitet, — wie ein Gemahnen, das wir in der Sprache unseres Wissens nicht zu Worte kommen lassen. Die monogamische Sexualordnung gestattet uns, die Tendenz der Verhüllung des physisch Sexualen aus der Sphäre des gesellschaftlichen Umganges bis in die Tiefen unseres psychischen Innenlebens vordringen zu lassen und bei der Anschauung des Menschlichen überhaupt in der Abstraktion vom physisch Sexualen ein Äusserstes zu leisten.

Kommt somit die Monogamie unseren sublimsten Idealisierungsbedürfnissen am meisten entgegen, so ist sie seltsamerweise auch die Eheform, welche zugleich die allerbanalsten Bedürfnisse der Bequemlichkeit, ja physischen und psychischen Faulheit, und roher, stumpfer Sinnlichkeit am besten und am vollständigsten befriedigt. Männer und Frauen, die, allen ästhetischen Empfindens, aller Fähigkeit zu einer höheren Erhebung bar, sexual gar nichts anderes begehren, als einen regelmässigen, zugesicherten und mühelosen Koitus, kommen in der Monogamie am besten auf ihre Rechnung. Auch ist es klar, dass die Monogamie diese Güter einer möglichst grossen Überzahl von Personen in der menschlichen Gesellschaft zuführt, indem bei jeder anderen — polygynen oder selbst polyandrischen — Eheform die Zahl der sexual Unversorgten relativ zunehmen müsste.

Mit diesem Vorteil der Bequemlichkeit verbindet sich der andere eines möglichst weitgehenden Schutzes gegen die Infektion mit Geschlechtskrankheiten. Würde die ganze Menschheit durch ein paar Generationen streng monogamisch leben, so wären aller Wahrscheinlichkeit nach die Bazillen von Gonorrhöe, Syphilis und Ulcus molle so gut wie ausgerottet und unsere künftigen Nachkommen von dieser Plage befreit.

Mit dem Vorteil der grösstmöglichsten Bequemlichkeit hängt der weitere zusammen, dass die Monogamie den Rivalitätskampf der Männer um die Frauen auf das erreichbare Mindestmass einschränkt. — Welch enorme Förderung hierdurch die Gesellschaftsbildung und das friedliche Zusammenwirken ihrer Mitglieder erfährt, braucht nicht ausgeführt zu werden.

Durch die Monogamie geht ausserdem ein stark demokratischer, nivellierender Zug: Auch der Mächtigste darf, wie sein niedrigster Knecht, in Ehren und mit moralischer Billigung nur ein Weib lieben, nur eines Weibes Kinder sein eigen nennen. Im eigenen Hause ist auch der Kleinste Herr und König und weiss sich gar oft in der Beherrschung eines nur ihm bekannten, nur ihm unterworfenen Reiches den Grossen der Erde überlegen. „Was frommt dem Träger der Krone all seine Pracht und Herrlichkeit, wenn ihm nicht, wie mir, ein treues Weib zur Seite steht?“ — Derlei Erwägungen bieten für Selbstbewusstsein und Mannesstolz ein heilsames Gegengewicht gegen die Potenzierung staatlicher Obrigkeit und die Verschärfung gesellschaftlicher Gegensätze. Dass diese zur Massenorganisation mindestens in gewissen Entwicklungsphasen unerlässlichen sozialen Differenzierungen auf die Mehrzahl der Unterdrückten nicht schlechterdings entmannend wirkten, dass durch sie die grosse Menge des Volkes nicht schlechterdings zum Sklavensinn erzogen wurde, verdankt unsere Kultur sicher nicht zum mindesten ihrer extrem demokratischen, nivellierenden — monogamischen Sexualordnung.

Ferner enthebt die Monogamie — mindestens unter den bisher gebräuchlichen Eheformen — die Frau, indem sie ihr die weitestgehenden Rechte erteilt, auch am meisten der diskretionären Willkürherrschaft des Mannes. Das Verhältnis der Gatten wird, weil auf voller Gegenseitigkeit beruhend, ein durchbildeteres; die Überwachung der Frau kann sich psychischer Mittel bedienen und auf moralisches Vertrauen gründen; durch all dies steigt das kulturelle Niveau der Frauen und mithin auch der Kindererziehung. — Ausserdem erzieht das durch die Sitte erzwungene engste Zusammenleben der Gatten und Kinder alle Beteiligten zur Selbstüberwindung, knüpft enge Bande der Vertrautheit mit allem Menschlichen, lehrt Nachsicht und Duldung üben, und wird so zur Charakterschule für ein mildes, nachgiebiges und friedfertiges Wesen auch im Verkehr mit Aussenstehenden. — Die Monogamie befriedigt ferner, indem sie in bezug auf die vitalsten Interessen die Ehegatten auf den Boden absoluter gegenseitiger Solidarität stellt ein Bedürfnis, welches die am lebhaftesten empfinden, die in dem Konkurrenzkampf aller gegen alle am schwersten mitzuringen haben: — die Sehnsucht nach einem Herzen, auf dessen Treue sie rückhaltlos vertrauen, nach einem Gefährten, aus dessen Brust sie nach allen Bitter-

nissen des Lebens das stärkende Gefühl unbedingter Zugehörigkeit zu schöpfen vermögen. (Freilich werden diese letzteren Wirkungen bei unglücklichen Ehen in ihr genaues Gegenteil verkehrt.)

Eines der wichtigsten Motive für die Einführung der Monogamie bestand darin, dass diese Eheform sich so trefflich in die ökonomische Verfassung des Privateigentums und der Einzelwirtschaft eingliederte, indem Frau und Kinder als willkommene Gehilfen bei der Arbeit des Mannes Verwendung fanden, und die Frau ausserdem mit ihren Leistungen im Hause ihre wirtschaftliche Kraft vollauf zu fruktifizieren vermochte.

Endlich erteilt die Monogamie durch Übertragung des Eigentumsbewusstseins von Sachgütern auf die tiefst gegründeten und höchst differenzierten vitalen Beziehungen von Mensch zu Mensch dem Eigentumsgedanken die denkbar höchste Weihe und Heiligung, und betätigt sich somit überhaupt, namentlich aber in einer unter dem Zeichen des Privateigentums stehenden Wirtschaftsperiode, nach allen Richtungen hin als Bändigerin der Kampftriebe, als Hüterin der Ruhe und Ordnung im Zusammenwirken der Menschen bei kultureller Produktion.

Aber auch direkt wird diese Produktion gefördert dadurch, dass die monogamische Sexualordnung den plastischen Kräften des männlichen Zeugungstriebes die natürliche Betätigung im Werbekampf und Liebestausch auf ein Mindestmass einschränkt, und sie auf solche Weise zwingt, sich in kulturellen Leistungen verschiedenster Art — im Erwerben von Herrschaft und Besitz, im wirtschaftlichen und sozialen Organisieren, in künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen, ja in Werken der Wohltätigkeit und Nächstenliebe — auszuleben. Als Sublimierung der sexualen Affekte hat die moderne Psychologie diesen Vorgang benannt und erläutert[1]. — Auch der weitere Umstand wirkt hierbei zweckmässig, dass der Zwang gerade die Höchstveranlagten am stärksten trifft, — jene Mannesnaturen, welche auf das Trugspiel der doppelten Moral nicht einzugehen und eines sterilen Sexualgenusses nicht froh zu werden vermögen, dessen Kosten unsere Sitte einseitig durch die Ächtung unglücklicher Frauen eintreibt. Denn gerade die Höchstveranlagten besitzen jene Fähigkeit der Sublimierung des sexuellen Bedürfnisses im ausgesprochensten Masse. Bei niedrigeren Konstitutionen drängt der eingeengte Trieb nach ganz anderen Surrogaten der Befriedigung, von antisozialem, kulturfeindlichem Charakter, — wie vor allem die grausame Wollust. — Für solch kulturell minderwertige

---

[1] Der treffende Ausdruck „Sublimierung der Sexualität" wurde von Prof. S. Freud geschaffen, dessen zahlreichen Publikationen, schriftlichem und mündlichem Verkehr ich nicht nur mehrere andere in diesem Buche verwendete Termini, sondern auch wertvollste Einblicke in die Psychologie des Sexuallebens verdanke.

Naturen aber hat unsere wunderbar teleologische Sitte die Maske der doppelten Moral und das Sicherheitsventil der Prostitution geschaffen.

Ein letzter kultureller Nutzeffekt unserer Sexualordnung ergibt sich als Begleiterscheinung der durch sie bewirkten Paralysierung der sexualen Auslese. Diese hat zur Folge, dass alle erdenklichen Abweichungen vom konstitutiven Normaltypus des betreffenden Menschenstammes das Licht der Welt erblicken und — in wenigen Exemplaren zwar, aber doch — sich fortpflanzen können, — Seitentriebe der Durchschnittskonstitution also, die unter natürlichen Fortpflanzungsbedingungen durch eine energische Auslese schon von der Knospung an abgeschnitten worden wären. In diesem Vielerlei finden sich nun mitunter auch, neben allen möglichen wertlosen Degenerationserscheinungen, Individuen von jenem kulturell so enorm produktiven Typus, bei welchem die Transformation der plastischen Kraft vom sexual Physiologischen ins Psychische sich schon von Natur auf vollzogen hat und nicht durch einen mühsamen, kraftraubenden Eindämmungs- und Überleitungsprozess erst erkämpft zu werden braucht. Das Auftauchen solcher Genies dürfte, bis zu einem gewissen Prozentsatz, der monogamischen Sexualordnung zuzuschreiben sein.

Dass der letztgenannte Nutzeffekt von dem unsere Sexualordnung konstituierenden Volksbewusstsein klar oder auch nur undeutlich erfasst worden wäre, kann allerdings nicht behauptet werden. Von den übrigen gemeinförderlichen Wirkungen aber gilt dies zweifellos. — Hält man sie alle zusammen, so begreift man wohl, nicht nur dass gerade die monogamischen Völker es waren, welche die bisher höchste Kulturblüte hervortrieben, — sondern auch dass in ihnen jene Gesinnung und Wertungsweise sich festsetzte, welche die Forderungen der monogamischen Moral als die Forderungen der Moral schlechthin betrachtet, und dem Prinzipe der Einehe die ganze Kraft eines überschwenglichen Idealisierungsbedürfnisses zugewandt hat.

3. Allgemeine Schäden.

Die durch unsere Sexualordnung hervorgetriebene Kulturblüte ist jedoch keine gesunde, sondern eine Treibhausblüte, welche den Wurzelstock erschöpft, aus dem sie emporspriesst. — Die monogamische Sexualordnung untergräbt die Gesundheit der Volksstämme, in denen sie herrscht, — langsam, — merklich erst im Laufe der Generationen, — aber sicher und unausweichlich; sie zieht ausserdem der Entwicklung des moralischen Durchschnittsniveaus der Gesellschaft bestimmte Schranken, gerade dort, wo gegenwärtig der Fortschritt zum Besseren durch das moralische Bewusstsein am eindringlichsten erheischt wird: — auf den Gebieten der Wahrheitsliebe, der Ehrlichkeit und der Humanität.

Letzteres dürfte schon aus der Darstellung unserer sexualen Sitte und Moral und ihrer Nutzeffekte hervorgetreten sein. — Alle Männer, welche sich noch keine entsprechende wirtschaftliche und soziale Stellung, keine genügende Kenntnis der Frauen und des Lebens errungen haben, — welche in der Drillung und Beherrschung ihrer natürlichen Triebe noch nicht soweit vorgeschritten sind, durch Schicksal und Anlage noch nicht zu einer so ausgesprochenen Vorliebe für ein weibliches Wesen gegenüber allen anderen geleitet wurden, dass sie mit Ruhe und gutem Gewissen ihr Los fürs ganze Leben an dasjenige eines Weibes zu binden vermöchten — alle diese Männer werden durch unsere Sitte und Moral dazu verurteilt, sich die zur Erhaltung ihrer psychischen Gesundheit unentbehrliche Befriedigung ihres Naturtriebes in der Sphäre des gesellschaftlich Verpönten, ins Nachtbewusstsein Verwiesenen, zu suchen. — Sie werden dazu verurteilt, und es wird ihnen — durch die Einrichtung der doppelten Moral — zugleich so leicht gemacht, sich diesem Urteil zu fügen, dass dies psychologisch fast einer Aufforderung gleichkommt; — es muss ihnen leicht gemacht werden, da sonst das ganze Gebäude der monogamischen Moral zusammenbrechen würde. Menschlich konkret ausgedrückt heisst dies aber: — unter der Herrschaft der monogamischen Sitte müssen die Männer der Mehrzahl nach sich moralisch damit abfinden, die ersten Wonnen der Liebesumarmung von Frauen zu erbeuten, mit denen sie doch die Gemeinschaft am hellen Tage verleugnen, — über eindruckvollste Erlebnisse ihres Jünglingsalters einen dichten Schleier der Verhüllung, Heuchelei, ja Lüge zu verbreiten, — in ihrem Auftreten als Respektspersonen, Väter und Erzieher, im Verkehr mit gesellschaftlich anerkannten Frauen, ja mit ihren eigenen Gattinnen einen gewichtigen Teil ihrer Erinnerungen, ihrer Erschütterungen, ihrer Persönlichkeit aus dem Bewusstsein auszuschalten, — sie müssen sich daran gewöhnen, als Familienväter sich des eigenen, friedlichen Heimes zu erfreuen, ohne sich den Gedanken anfechten zu lassen, dass die Frauen, deren lebendige Leiber sie zur Stillung ihres ersten Sehnsuchtsdranges an sich gezogen, in physischem und moralischem Elend und Unflat verkommen. — Ein Volk, welches all dies, wenn auch nur stillschweigend, als normal und ordnungsgemäss zulässt, kann es in Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit und Humanität nicht über ein bestimmtes, eng begrenztes Mass hinausbringen. Männer, die auf so vitalem Gebiet wie das der sexualen Erschütterungen systematisch zur Heuchelei und Brutalität erzogen werden, können sich nicht im Handumdrehen auf den anderen Gebieten des sozialen Lebens als durchaus lautere, ehrenhafte und humane Charaktere und Naturen darstellen und betätigen. Dies bedarf für den Unbefangenen wohl keiner weiteren Erörterung.

Aber nicht nur durch die Art, wie unsere Sexualmoral das offiziell Verpönte tatsächlich doch zulässt, — auch durch die Mittel, durch die

sie das offiziell Anerkannte zu fördern sucht, wird der Geist der Lüge, der Heuchelei, und hier auch noch besonders des Selbstbetruges grossgezogen. — Überall, wo durch eine lange Reihe von Generationen irgend ein Prinzip menschlicher Handlungen als ein sittlich vorzügliches hochgeschätzt wird, bildet sich ein System von Anschauungen und Urteilen heraus, welches die betreffende Verhaltungsweise den Mitlebenden nicht nur vom speziell sittlichen, sondern auch vom allgemein menschlichen Standpunkt aus als besonders hochstehend, anziehend, zuträglich darzustellen sucht; — mit anderen Worten: — die betreffende Verhaltungsweise wird von dem allgemeinen Volksbewusstsein in schönfärberischer Neigung idealisiert. — Diese Tendenz hat sich auch an dem Leumund der Monogamie geltend gemacht, wo sie ein um so leichteres Spiel hatte, als die offiziell geforderte Schamhaftigkeit und Verhüllungspraktik in bezug auf alles natürlich Sexuale hier das Eindringen des Lichtes der Kritik doppelt erschwerte. — Um den geschützten Frauen innere Freudigkeit und Seelenharmonie, und sich selbst hierdurch den Frieden des Hauses und die Treue der Gattin zu erhalten, täuschen die Männer jenen ein Bild der Idealehe vor, für dessen Wahrhaftigkeit sie als offizielle Persönlichkeiten einstehen, und dessen Realität sie sich am Ende selbst einzureden suchen. Unsere Sitte fördert diese Tendenz mit den wirksamsten Mitteln. Wo immer es ruchbar wird, dass es mit einem Eheglück nicht zum besten bestellt sei, wird im Getuschel der Umgebung der Frau die Schuld gegeben; und so zieht die Gesellschaft gerade die ritterlichen Tugenden des Mannes in den Dienst ihres Heuchelsystems: — um ihre Frauen nicht blosszustellen, fühlen sich die Männer verpflichtet, ihre Huldigungsopfer vor dem Altar der Monogamie darzubringen, — selbst bis zum Sacrificium intellectus. Wenn man von jener Interessengemeinschaft absieht, welche durch die Institution der Ehe und das eheliche Zusammenleben erst hervorgerufen wird — der sozialen, wirtschaftlichen und der Gemeinschaft bei der Erziehung der Kinder — und sich an das eheliche Verhältnis im engeren Sinne hält, so kann nicht bestritten werden, dass die Monogamie die höheren, geistigen und emotionalen Bedürfnisse zwar bei einer Mehrheit von Frauen, jedoch nur bei einer Minderzahl mehr apart und fein als hervorragend und kräftig veranlagter Mannesnaturen befriedigt, — während sie allerdings den Wünschen niedrigster Veranlagung, stumpfer Sinnlichkeit und faulen Behagens in weitestem Masse entgegenkommt. Diese letztere allgemeine Wahrheit wird sorgfältig verschwiegen, und aus jenen seltenen Ausnahmen ein allgemeines Postulat, ja eine Regel formuliert und ein vermeintlicher Mehrheitstypus geschaffen. — Nirgends klafft der Abgrund zwischen Theorie und Praxis, zwischen Schein und Wirklichkeit so breit und so tief wie speziell auf dem Gebiete des Sexuallebens in der monogamischen Ehe, nirgends sind die Nährfasern, mit denen

das Ideal in dem Boden der Realität wurzelt, so dünn und so saftarm wie hier. Man hat sich an diesen Zustand gewöhnt, die harmloseren Naturen durch Selbstbetrug, die edleren durch Schweigen und Stillhalten, und die niedrigen durch Exzesse im Geheimen und frivoles Gelächter am hellen Tage.

Aber all diese kulturellen Schäden der monogamischen Sittenordnung — wie schwer sie auch unserer Volksmoral anhaften — sind noch immer geringfügig und ungefährlich gegenüber den konstitutiven, welche aus dem verderblichen Einfluss der Monogamie auf die menschliche Auslese hervorgehen.

Die Monogamie paralysiert — wie schon früher dargelegt (vgl. S. 11) — den virilen Faktor in der sexualen Auslese vollkommen. Die unehelichen Kindeszeugungen, welche hiervon eine Ausnahme bilden können — nicht müssen — sind in den Kulturstaaten zu gering an Zahl, um die Konstitution der Gesamtheit ausschlaggebend zu beeinflussen. Ausserdem wäre ein solcher Einfluss durchaus kein günstiger, da die unehelichen Kinder, als im Widerstreit zur bestehenden Sitte und Moral gezeugt, der Mehrzahl nach von ihren Eltern jene Veranlagungen erblich mitbekommen, welche einerseits der moralischen Frivolität zugrunde liegen, andererseits häufig mit weiteren psychischen Defekten ursächlich zusammenhängen.

Die vitale Auslese aber wird bei den Kulturvölkern durch Humanität und Hygiene auf ein Minimum herabgesetzt. — So stehen in unserer Gesellschaft keine genügenden selektiven Instanzen in Funktion, welche das konstitutiv Vollkräftige vom Unzulänglichen absonderten und unter den mannigfachen Abweichungen vom gesunden Normaltypus, die sich im Laufe der Generationen einstellen, die grosse Mehrzahl der minderwertigen Seitenschösslinge gleich von der Knospung an abschnitten. — Die Konstitution unserer Kulturvölker, einer züchtenden Direktive verlustig, entartet nach allen möglichen Richtungen hin. Unter diesen ergeben sich auch einige wenige eminent kulturförderliche Produkte (vgl. S. 32), — der Mehrheit nach aber sind sie minderwertig und bedeuten einen konstitutiven Niedergang.

Die monogame Sexualordnung leistet jedoch noch ein übriges. Neben der Paralysierung heilsamer Auslesetendenzen schafft sie neue, direkt schädliche, welche eine, wenn auch milde, so doch konstante Ausjätung des Höherwertigen durchsetzen. — Allgemein kann beobachtet werden, dass psychisch höherveranlagte Individuen beiderlei Geschlechtes im grossen Durchschnitt der Fälle später, das heisst in vorgeschrittenerem Lebensalter zur Verehelichung gelangen, als das fröhliche Mittelmass. — Wer immer es mit den moralischen Forderungen des Ehestandes tiefer und ehrlicher meint, — wer gegen das monogamische Beschönigungssystem des Scheines und Selbstbetruges innere Widerstände zu über-

winden hat, — wer das Streben in sich trägt, sein Schicksal selbst zu gestalten, und nicht, es von dem Glücksspiel eines unwiderruflichen Eheschlusses abhängig zu machen, — der wird sich nicht in den ersten Jahren der sexuellen Reife, sondern erst später, nach mannigfachen inneren Kämpfen und Perioden der Selbstzucht zur Heirat entschliessen können. Hierzu kommt noch, dass, je höher die geistigen und ästhetischen Bedürfnisse, um desto geringer — besonders bei Männern — die Wahrscheinlichkeit wird, dass sie durch die Ehe überhaupt befriedigt werden können, — je differenzierter die Persönlichkeit, um desto differenzierter auch die Ansprüche bei der Wahl des Gatten, und um desto länger im Durchschnitt die Wartezeit, bis die oder der Richtige — oder auch nur vermeintlich Richtige — gefunden. Spätere Verehelichung bedingt aber, unter übrigens gleichen Umständen, geringere Kinderzahl, — Benachteiligung in der Fortpflanzung — schrittweise Ausjätung. Den gleichen Effekt bringt — von anderer Seite her — die Monogamie im Verein mit der durch sie bedingten Familienordnung und mit unserer wirtschaftlichen Verfassung hervor. — Unter den Angehörigen der sozial unteren Schichten sind es begreiflicherweise die Bestveranlagten, welche den Versuch eines Aufsteigens in die oberen Gesellschaftsklassen unternehmen. — Immer fungiert hierbei die Ehe als erschwerendes Moment. Meist ist lediger Stand bis zu einem relativ vorgeschrittenen Alter unerlässliche Bedingung des Gelingens. Schlägt der Versuch dennoch fehl, so muss meist auf Heirat und Fortpflanzung überhaupt verzichtet werden. Aber auch im günstigsten Fall bleibt letztere relativ eingeschränkt. — Von zwei Bauernsöhnen etwa, von denen der im Intellekt und im Willen besser und kräftiger Veranlagte in die Stadt zieht, um dort die Ausübung eines höheren Berufes sich zu erringen, wird doch der auf dem Land zurückgebliebene im allgemeinen mehr Kinder zeugen. Was dem Individuum zum Vorteil, gereicht dem Stamm zum Verhängnis.

Und nicht nur auf die aus den unteren sozialen Schichten Aufstrebenden, — auch auf die in den oberen Geborenen und Erzogenen erstreckt sich die Tendenz der schrittweisen Ausjätung, — hier speziell infolge der absichtlichen Kinderbeschränkung aus Erbrücksichten, — das heisst um den Kindern ein grösseres Vermächtnis an Kapital oder an guter Erziehung und höherem Unterricht hinterlassen zu können. — Unsere Familienordnung verlangt eine enge Lebensgemeinschaft der Gatten, und daher auch Erziehung der Kinder auf dem Niveau der Lebenshaltung des Vaters. — Ein Mann in den höheren Ständen, der an die Ästhetik der Lebensführung entsprechend höhere Anforderungen stellt, wird durch den Imperativ der Gesellschaft dazu genötigt, seine Kinder in dem Luxus zu erziehen, den er sich selbst gönnt, — ja, den zu entfalten er oft sozial verpflichtet wird, — auch wenn er noch so

gut einsehen sollte, dass er den Kindern hiermit nichts Gutes, sondern Übles erweist; denn er muss seine Gattin an seinem eigenen Luxus teilhaben lassen, — und mithin auch die Kinder, wenn er ihnen nicht die Gemeinschaft mit der Mutter entziehen will. — Nun gibt es aber kaum eine Lebensnötigung, welche vom Durchschnittsmenschen so schwer empfunden wird wie die, im Alter der Reife zu einer niedrigeren als der von jung auf gewohnten Stufe der Lebenshaltung herabsteigen zu müssen. Mit vollem Recht betrachten es daher gute Familienväter als ihre erste Pflicht, ihre Kinder vor diesem Unglück zu bewahren. Dies ist nicht anders möglich, als indem sie ihnen ein entsprechendes Erbe an Kapital und an höherer Erziehung und Unterricht hinterlassen, — und dies erfordert wieder — wenn man von Milliardären und Potentaten absieht — eine entsprechende Beschränkung der Kinderzahl. — Daher erklärt sich die — statistisch nachgewiesene — in allen Staaten unserer abendländischen Kultur herrschende relativ geringere Kinderzahl in den höheren Ständen.

Nun sind allerdings — wir müssen in dieser Beziehung sagen: „glücklicherweise“ — die Angehörigen der oberen Stände nicht ausnahmslos konstitutiv besser veranlagte Menschen; — für den grossen Durchschnitt aber trifft dies — wie ebenfalls statistisch (u. z. durch Schädelmessungen) nachgewiesen — dennoch zu. Das Hintanbleiben der oberen Stände in der Kinderzeugung bedeutet also wieder soviel wie Ausmerzung konstitutiv besser Veranlagter aus dem Generationsprozess des Volkes.

Das proportionale Zurückweichen der höheren Menschentypen vor den niedrigeren, welches aus diesen Verhältnissen zu erwarten steht, ist nicht etwa eine theoretische Doktrin, sondern eine empirische Tatsache, durch sorgfältige statistische Untersuchungen mehrfach belegt. — Gefährlicher aber noch sind die degenerativen Erscheinungen als Folge der Ausschaltung des virilen Auslesefaktors und der hierdurch — in Verbindung mit Humanität und Hygiene — bewirkten Herabmilderung der Auslese überhaupt unter das zur Erhaltung der Stammesgesundheit erforderliche Mass.

Würden diese, an unsere monogamische Sexualordnung gebundenen Zustände noch durch eine Reihe ungezählter Generationen andauern, so wäre der Erfolg leicht abzusehen: — Das Durchschnittsmass der angeborenen Kräfte des Geistes und des Gemütes würde konstant ab-, die angeborene Schwächlichkeit der Konstitution konstant zunehmen. Der Fortschritt auf den verschiedenen Gebieten kultureller Produktion würde sich dementsprechend immer mehr verlangsamen, und endlich stillstehen. Die Bevölkerung der Kulturwelt würde aus einem kränklichen Geschlecht von impotenten Flachköpfen konstituiert werden, welches die grossen Erfindungen und Entdeckungen seiner Vorfahren

zu nichts anderem zu verwenden wüsste, als um mit unverhältnismässigem Aufwand an technischen Hilfsmitteln auf allen Gebieten der Lebensfunktion, für sich selbst und seine Nachkommen ein kümmerliches Dasein zu fristen.

4. Reformbedürftigkeit.

Die dargelegten Schäden der monogamischen Sitte und Moral sind tiefgreifend und furchtbar, aber nur in einem über viele Generationen sich erstreckenden Prozess, der gegenwärtig bei unseren Kulturvölkern sich erst zum kleineren Teile abgespielt hat. So sicher dieser Prozess, als zu seinem endlichen Abschluss, zu jenem geschilderten kulturellen Stillstand führen müsste, — so gewiss ist es auch, dass wir hiervon noch weit entfernt sind, dass in den menschlichen Werkstätten aller Art gegenwärtig noch mit Vollkraft gearbeitet wird, und dass unsere Konstitution noch genug latente Kräfte besässe, um eine ungezählte Reihe von Generationen mit der ungesunden Fieberhitze kultureller Überproduktivität zu durchglühen, ehe der schliessliche Zustand der Erschlaffung erreicht wäre. „Was gebietet uns“, — so könnte man fragen — „diesen Prozess gerade mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts abbrechen oder umlenken zu wollen? — Wo sind die Gründe dafür, dass dies jetzt schon, und nicht etwa erst nach dem Verlauf weiterer zehn oder zwanzig Generationen oder gar Jahrhunderte geschehen müsse?“ — Mit anderen Worten: — „Die Aufdeckung der dauernden, langsam fortfressenden Schäden unserer Sexualordnung ist noch kein Beweis für ihre gegenwärtige Reformbedürftigkeit.“ — Die prinzipielle Zulässigkeit dieses Bedenkens soll nicht bestritten, sondern vielmehr im folgenden gezeigt werden, dass — neben jenen dauernden Schäden — gegenwärtig noch die mannigfachsten Motive aus den verschiedensten Gebieten unseres kulturellen und sozialen Lebens konkurrieren, um eine dringliche, akute Reformbedürftigkeit unserer sexualen Ordnung hervorzurufen.

Zunächst muss hierbei darauf hingewiesen werden, dass jene dargelegten dauernden Schäden unserer Sexualordnung, obgleich seit Jahrhunderten vorhanden und fortwirkend, doch erst unserer Generation zum vollen Bewusstsein zu gelangen im Begriffe sind. Dies gilt von den kulturellen ebenso wie von den konstitutiven.

Unsere Zeit empfing ihre intellektuelle Charakteristik von dem Geiste der Empirie, des leidenschaftlosen, streng sachlichen Erfassens der Wirklichkeit, zuerst im Bereiche der physischen Natur — der im engeren Sinne des Wortes sogenannten Naturwissenschaften und ihrer Anwendung auf die hierdurch enorm sich entwickelnde moderne Technik —, dann aber, und in jüngster Zeit mit wachsender Beflissen-

heit, auch auf dem Gebiete der psychischen Natur, also vor allem des menschlichen Seelenlebens. — Hand in Hand mit der Ausbildung des Wirklichkeitssinnes und der in der Schule der Technik herangewachsenen Exaktheit geht ein Fortschritt in Wahrheitsliebe und in Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns, ein Unvermögen zum konsequenten Verleugnen der Realität, zur arglosen Ideologie und zum ehrlichen Selbstbetrug, welche den Kulturmenschen der Gegenwart von dem aller früheren Zeitperioden unterscheiden. Eine solche psychische Verfassung bringt es nicht über sich, die doppelte Moral unserer Sexualordnung, alle Lügen, Fiktionen und Suggestionen unserer monogamischen Idealisierungspraktiken gläubigen Sinnes hinzunehmen, die Spaltung des Sexuallebens in zwei Sphären des Tages- und Nachtbewusstseins als unabänderliches Faktum zu betrachten, und vor der Kluft der Schamhaftigkeit, welche beide trennt, wie vor einem mystischen Abgrund zurückzuschaudern. Wir leuchten in den Abgrund hinab oder über ihn hinweg mit der Fackel unserer Erkenntnis. Und wenn wir nun noch weiter die Widersprüche der doppelten Moral, die Fiktionen der monogamischen Schönfärberei mitmachten, so könnten wir dies nicht mehr als ehrliche oder doch halbehrliche, sondern müssten es als bewusste und eingestandene Betrüger tun.

Ein zweites Moment verbindet sich mit jenem ersten: — der emotionale Fortschritt, unsere zunehmende Anteilnahme an dem Los der sozial Gedrückten und Geächteten. — Die moderne Humanität leuchtet in die Tiefen des sozialen Nachtgebietes ebenso hinein, wie unsere Kritik in das Dunkel des psychologischen. Ebensowenig wie von Tatsachen unseres sexualen Genusslebens, vermögen wir in unserem Tagesbewusstsein von dem menschlichen Schicksal der Prostituierten, der unehelichen Kinder zu abstrahieren, als wären sie nicht vorhanden. Die aus dem Bewusstsein nicht auszuschaltende Erkenntnis ihres Elendes belastet unser öffentliches Gewissen.

Und zu alledem noch ein Drittes: — Die zunehmende Beherrschung der äusseren Natur hat bei dem Kulturmenschen der Gegenwart zum Teil die Fähigkeit, und noch mehr das Bedürfnis grossgezogen, sich auf allen Gebieten nach Möglichkeit von der Herrschaft des blindwaltenden Zufalls zu emanzipieren, und seinen Lebensinhalt sich frei, in bewusster Selbstbestimmung zu gestalten. — Diese Gesinnung empfindet den mit der monogamischen Sexualordnung unlöslich verbundenen Zwang zur Passivität als besonders drückend. — Da es schlechterdings ausgeschlossen ist, dass zwei Brautleute im normalen Alter einander genügend kennen lernen und sich von dem in der Ehe ihrer harrenden Aufgaben eine genug deutliche Vorstellung bilden könnten, um hierauf eine vernünftige Erwartung der Zukunft zu begründen, so ist in der Forderung des monogamischen Eheschlusses die Nötigung enthalten, von dem Erfolg

eines einzigen Einsatzes im Zufallsspiel sein ganzes Lebensglück abhängig zu machen. Hiergegen aber muss sich eine seelische Verfassung auflehnen, welche danach strebt, der Schmied des eigenen Glückes zu sein, statt das Schicksal, wie von einer höheren Fügung, willig und gehorsam als gnädiges oder ungnädiges Geschenk hinzunehmen.

Soviel über das Bewusstwerden der kulturellen Schäden unserer Sexualordnung. — Die konstitutiven drängen sich der Beachtung des Einsichtsvollen noch viel energischer auf. — Seit dem Beginne der christlichen Kultur, — welche einer derart grosszügigen Wertung des konstitutiven Momentes, wie sie uns etwa bei den Spartanern entgegentritt, durchaus abhold war, — blieb die Anwendung des Begriffes der konstitutiven Entwicklung überhaupt auf das enge Gebiet der Tierzucht beschränkt und tritt uns, bezüglich des Menschen, nur ganz ausnahmsweise und sporadisch entgegen. Erst die moderne Entwicklungstheorie hat hierin einen Wandel geschaffen. — Obgleich die Erkenntnisse der degenerativen Wirkungen unserer Sexualordnung durchaus unabhängig sind von der Lehre der Entstehung der organischen Arten aus gemeinsamem Ursprung, ist es doch diese, welche unsere Perzeptionsfähigkeit auch für jene geschärft hat, — durch den Hinweis auf die Bedeutung der konstitutiven Entwicklung im allgemeinen, und durch ihre begriffliche scharfe Scheidung von der kulturellen. Und wenn auch bis heute jene Erkenntnisse noch immer der geistige Besitz einer kleinen Minderzahl geblieben sind, — so steht doch ihre weitere Verbreitung für eine nicht mehr allzuferne Zukunft sicher zu erwarten.

So wäre es denn, aus dem plötzlich vermittelten Bewusstwerden ihrer mannigfachen dauernden Schäden allein schon, wohl zu erklären, dass das Gewissen mindestens der geistig Vorgeschrittensten unserer Zeit gegen unsere sexuale Sitte und Moral sich auflehnte und eine akute Reformbedürftigkeit derselben zur Folge hätte. Tatsächlich aber wirkt hierbei eine Reihe noch ganz anderer, teils tieferer, teils dringlicherer und kräftigerer Motive mit.

An erster Stelle, nicht der aktuellen, wohl aber der virtuellen Bedeutung nach, ist hier jener Umwandlung in unseren ethischen Idealen zu gedenken, für welche nun allerdings die moderne Deszendenzlehre nicht nur den Anlass geboten, sondern auch die gedankliche Grundlage geliefert hat. — Seit wir an die Möglichkeit eines Fortschrittes des Menschen zu einer höheren Organisationsstufe zu glauben gelernt haben, — sie mindestens in den Bereich unserer vernünftig begründeten Erwägungen einbeziehen, — steht dieses Ziel im Begriffe, sich zum ethischen Ideal der führenden Geister aufzuschwingen. Vom Standpunkte dieses Ideales aus aber muss die monogamische Sitte als doppelt verwerflich erscheinen. Denn wenn man selbst ihre konstitutiv verschlechternde Wirksamkeit für gering achten wollte: — darüber kann kein Zweifel obwalten, dass sie durch

Paralysierung des virilen Auslesefaktors der konstitutiven Entwicklung direkt einen Riegel vorschiebt und daher zu einer Moral, welche den konstitutiven Aufstieg als oberstes Leitziel anerkennt, in denkbar schärfsten Gegensatz tritt.

Ist dieses Motiv der Reformbedürftigkeit unserer Sitte noch im Entstehen begriffen, so sind dagegen andere auch heute schon in voller Kraft. — Als auffälligstes unter ihnen fungiert die unbefriedigte sexuale Bedürftigkeit, nicht nur der Männer, sondern auch eines grossen Teiles der Frauen der Gegenwart, — der unverheiratet gebliebenen nämlich, deren Verhältniszahl, besonders unter der grossstädtischen Bevölkerung, fast in konstanter Zunahme begriffen ist. — Wir würden unsere Aufgabe nur unvollkommen erfüllen, falls wir die bekannte und statistisch nachgewiesene Tatsache des allgemeinen Rückganges der Eheschlüsse hier nur einfach in Rechnung setzten, ohne nach ihren Gründen zu forschen. Diese sind mehrfacher Art.

Die Fortschritte der allgemeinen Hygiene und der Kinderpflege in unserer Zeit haben eine — gleichfalls statistisch festgestellte — bedeutende Abnahme der Kindersterblichkeit zur Folge gehabt, und diese wieder eine Verringerung des sozialen Bedarfes an Geburten, mit welcher — wieder statistisch festgestellt und aus ökonomischen Erwägungen leicht zu begreifen — eine tatsächliche Abnahme der Geburtenfrequenz (Verhältnis der jährlichen Geburten- zur Einwohnerzahl) Hand in Hand geht. — Mit der Abnahme des sozialen Bedarfes an Kindeszeugungen wachsen die aus einer Kindeszeugung für die Eltern durchschnittlich zu erwartenden Kosten, und mit diesen wächst eines der wirksamsten Gegenmotive gegen den Eheschluss. — Zwar bieten die modernen Präventivmittel die Möglichkeit, ehelichen Verkehr auch mit Ausschluss von Kindeszeugung zu betreiben. — Allein die Aussicht auf derartigen sterilen, unter dem Abstumpfungsgesetz der Gewohnheit bald allen ästhetischen Reizes verlustig gehenden, eintönigen Sexualverkehr in der Ehe vermag offenbar, besonders in der Grossstadt, den Lockungen der Prostitution nicht standzuhalten. — Mit der Abnahme des sozialen Bedarfes an Kindeszeugungen vermehrt sich zwar die Verhältniszahl der Prostituierten, noch mehr aber diejenige der ledig gebliebenen Frauen, welche aus moralischen und aus Motiven der Selbstachtung es nicht über sich bringen, zur Prostitution herabzusteigen. — Die sexuale Bedürftigkeit all dieser vom Liebesgenuss Ausgeschlossenen nun schreit nach Befriedigung — und dieser Notschrei ist es, der die akute Reformbedürftigkeit unserer Sexualordnung uns gegenwärtig am eindringlichsten zu Bewusstsein bringt.

Mit den dargelegten komplizieren sich noch andere, spezifisch wirtschaftliche Erschwerungen des Eheschlusses, hervorgehend aus der zunehmenden Verdrängung des Kleinbetriebes durch den Grossbetrieb.

— Was einst als besonderer sozialer Vorzug der Monogamie in die Wage fiel — ihre Angepasstheit an die Einzelwirtschaft — macht sich jetzt direkt als ihr Nachteil fühlbar. Mit der Entwicklung unseres wirtschaftlichen Systemes verringert sich für die verheiratete Frau immer mehr die Gelegenheit, ihre Arbeitskraft ökonomisch vollwertig auszunützen. Immer schwerer wird es daher für die Frauen, nicht nur ihre sexuale, sondern auch ihre wirtschaftliche Versorgung in der Ehe zu finden. Zu dem Notschrei der sexualen gesellt sich der der materiellen Bedürftigkeit, um unsere Sittenordnung anzuklagen.

Allein nicht nur die schlechten Heiratschancen und die wirtschaftliche Notlage sind es, welche die Emanzipationsbedürfnisse der modernen Frauen und ihren Protest gegen unsere Sexualordnung gezeitigt haben. Unter der Devise eines Kampfes gegen die „Hörigkeit der Frau in der Ehe“ wird eine prinzipielle Opposition gegen jene diskretionäre Gewalt ins Werk gesetzt, welche das Institut der Monogamie, zum mindesten in seiner heutigen Form, dem Manne gegenüber der Frau und den Kindern in die Hand gibt, und welche — dies kann nicht bestritten werden — tatsächlich vielfach schreiende Missstände im Gefolge hat.

Ferner verursachen die früher angeführten Veranlassungen ein enormes Überhandnehmen des Hetärismus, nicht nur in der offenen Prostitution, sondern auch in all seinen verdeckten und halbverdeckten Formen. (Unter Hetärismus soll hier, wie im folgenden, übereinstimmend mit dem Sprachgebrauch, aller bloss auf Genuss abzielende, die Kindeszeugung womöglich vermeidende Sexualverkehr verstanden werden, bei welchem die Beteiligten keine, oder doch nur sehr laxe Anforderungen an Treue — im Sinne von Ausschliesslichkeit und Beständigkeit der Beziehungen — aneinander stellen.) Je grösser aber die Verhältniszahl der Hetären in unserer Gesellschaft, je allgemeiner wir ihrer bedürfen, — desto entschiedener sträubt sich unser humanes Gewissen dagegen, ihnen gegenüber das drakonische Ächtungsverdikt unserer offiziellen Moral tatsächlich zur Durchführung zu bringen, — desto mehr Hintertreppchen und Seitenpförtchen öffnen wir ihnen, um sie in die Empfangssäle der aperten Sittlichkeit dennoch einzulassen, ja desto schwieriger, bis zur Unmöglichkeit, gestaltete sich ihr Ausschluss, wollte man trotzdem versuchen, ihn strenge zu vollziehen. Immer dringlicher wird daher das Bedürfnis nach einer klaren und doch humanen Stellungnahme zum Hetärismus, immer vernehmlicher der Ruf nach einer Sittenordnung, welche die Hetäre als notwendiges Glied der menschlichen Gesellschaft anerkännte und ihr die Möglichkeit eröffnete, als moralische Persönlichkeit zu gelten und sich als solche zu fühlen.

Weiter: — Die — schon früher erwähnte — Reaktion des öffentlichen Gewissens gegen die sexualmoralische Verfemung der Schuldlosen ist im Begriffe, eine Reihe von Bestimmungen zu schaffen, deren Durch-

führung für die unehelichen Kinder gewisse Erbrechte und moralische Lebensluft auch ohne Verhehlung ihrer Herkunft, gewährleistete. — So freudig nun auch solche Reformen zu begrüssen sind, — so wenig darf man sich doch der Einsicht verschliessen, dass sie die Axt an die Wurzel unserer Sittenordnung anlegen. — Eine Sitte, welche das uneheliche Kind und seine Mutter als Erzieherin, die greifbarsten und offenkundigsten Manifestationen stattgehabten ausserehelichen Sexualverkehrs, toleriert, kann unmöglich die minder deutlichen und augenscheinlichen Anzeichen des letzteren auf die Dauer in Acht und Bann tun. Mit Bestimmtheit lässt sich voraussagen, dass die Verfügungen zum Schutze der unehelichen Kinder — entweder auf dem Papier stehen bleiben — oder aber unsere sexuale Sittenordnung, welche ganz und gar auf der Verhüllung des Ausserehelichen aufgebaut ist, einem progressiven Zersetzungsprozess ausliefern werden.

Abseits von den dargelegten sozialen Verhältnissen wirkt im Sinne eines modifizierenden Faktors auf unsere Sexualmoral der moderne Fortschritt in der sexualen Aufklärung, das heisst die Vermehrung und Verbreitung unseres psychologischen und medizinischen Wissens über die verschiedenen Formen der Sexualität und über die Hygiene ihrer Befriedigung.

Endlich ist noch eines letzten Momentes der Reformbedürftigkeit zu gedenken, — welches allerdings mehr die Zukunft als die Gegenwart betrifft, — jedoch nicht, wie die degenerativen Wirkungen unserer Sexualordnung, eine Zukunft von vielen — sondern eine von nur wenigen Generationen: — der modernen Präventivmittel nämlich, der Vervollkommnung unserer Technik in der künstlichen Verhütung der Konzeption mit möglichst geringer Beeinträchtigung des Lusteffektes beim Sexualverkehr. — Diese Fortschritte führen uns mit wachsender Beschleunigung einem Zustand entgegen, in welchem unsere Sexualordnung, deren generative Unzulänglichkeit sich bisher bloss im Bereiche der Qualität der Nachkommenschaft geltend machte, auch in bezug auf deren Quantität ihren Dienst versagen wird. — Dass die Erwartung dieser Gefahr nicht aus der Luft gegriffen ist, zeigt das Beispiel von Frankreich, welches, infolge der Verbreitung der Präventivmittel durch alle Schichten der Bevölkerung, kaum mehr für den nötigen Nachwuchs zur Erhaltung, geschweige denn zur Vermehrung seiner Einwohnerzahl aufzukommen vermag, und hier sein Defizit durch Einwanderung aus dem Auslande zu decken genötigt ist. — Dass es sich aber hierin nicht um eine völkerpsychologische Sondererscheinung handelt, sondern um eine etwas früher eingetretene, allgemeine und unausweichliche Wirkung der abendländischen Sexualordnung überhaupt, — kurz, dass wir, mit Beibehaltung dieser Sitte und Moral, alle dem Schicksal Frankreichs entgegen gingen — sollen die folgenden Betrachtungen erweisen.

5. Korruption der Fortpflanzungstriebe.

Für alle animalischen Wesen, den Menschen inbegriffen, ist die Angepasstheit ihres Trieblebens an die biologischen Ziele der Selbst- und Art- (besser Stammes-) -erhaltung eine Grundbedingung ihrer Tauglichkeit im Kampf ums Dasein. Korrupt nennen wir das Triebleben eines Organismus dort, wo diese Angepasstheit fehlt. — Im folgenden soll dargelegt werden, wie die monogamische Sexualordnuug unsere Fortpflanzungstriebe korrumpiert. — Da auf sexualem Gebiet beim Menschen — (welcher sich hierin nicht anders verhält, als das gesamte bisexuale Tierreich) — der männliche Teil die Initiative führt, und die Triebe des weiblichen nur insoferne zur Geltung gelangen, als sie der männlichen Werbung mehr oder minder Entgegenkommen erweisen, grösseren oder geringeren Widerstand entgegensetzen, — so sind die männlichen Fortpflanzungstriebe die biologisch wichtigeren, welche daher im folgenden auch vorwiegende Beachtung finden sollen.

Ein allgemeiner Vergleich der menschlichen mit der tierischen Psyche zeigt, welch mächtigen Vorteil im Kampf ums Dasein jene Konstitutionen besitzen, welche — bei entsprechender Entwicklung des Intellektes — die biologischen Ziele ihres Trieblebens, Selbst- und Stammeserhaltung also, nicht nur instinktiv, sondern mit Zweckbewusstsein anstreben. Sämtliche gegenwärtig lebenden Tiere — mit Ausnahme vielleicht der intellektuell höchststehenden — haben kein zweckbewusstes Streben nach Selbst-, und noch weniger nach Stammeserhaltung oder Fortpflanzung, sondern nur das Streben nach nähergelegenen, leichter und konkreter vorstellbaren Zwecken, wie Stillung des Hunger- und Durstgefühles, physische Annäherung zu gleichartigen, verschiedengeschlechtlichen Individuen, physische Entfernung von Lebewesen gewisser Typen (der Verfolger —) u. dgl. m. Diese Triebe nennen wir Instinkte, mit Bezug darauf, dass bei ihrer Befriedigung in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die Selbst- und Arterhaltung tatsächlich effektuiert wird, ohne doch mit Bewusstsein angestrebt zu werden. — Es ist nun klar, dass der Mensch seine Präponderanz im Kampf ums Dasein, den Tieren gegenüber, nicht allein seinem grösseren Intellekt und seiner grösseren manuellen Fertigkeit, sondern ausserdem und zum guten Teil auch jener emotionalen Beschaffenheit verdankt, die es ihm erlaubt, nicht Knecht seiner Instinkte zu sein, sondern die Erhaltung seiner selbst und seiner Nachkommen mit Zweckbewusstsein und mit Anwendung von Mitteln anzustreben, welche auf Grund abstrakter Überlegungen als die tauglichsten erkannt wurden. Würde man einem beliebigen Tiere auch den Intellekt und die Geschicklichkeit des Menschen zuteilen, — es wäre doch zur Erzeugung von Werkzeugen und Waffen, zum Ackerbau, zur Industrie, zur Staatenbildung unfähig, so

lange es emotional auf seine Instinkte angewiesen bliebe und nur unter den direkten Antrieben des Hungers, der Furcht, des Zornes zu handeln vermöchte. Ohne die Fähigkeit, die Erhaltung seiner selbst und seiner Nachkommen mit Zweckbewusstsein anzustreben, würde ein solches Tier im Kampf ums Dasein mit dem Menschen unzweifelhaft erliegen. Nicht anders liegen die Verhältnisse bezüglich der Fortpflanzung — und zwar ihrer Quantität ebenso wie ihrer Qualität nach. — Auch hier besitzt oder besässe eine Menschenvarietät, welche diese biologischen Ziele mit Zweckbewusstsein anstrebte, hierin einen ausschlaggebenden Vorteil im Kampf ums Dasein, nicht nur den Tieren, sondern auch anderen Menschenvarietäten gegenüber, denen jene Fähigkeit nicht zu eigen ist. — Das zweckbewusste Streben nach Fortpflanzung entwickelt sich bei Tieren (wenn überhaupt — wie beispielsweise vielleicht bei den Bienen — ? —) und bei Menschen bedeutend später, als jenes andere zweckbewusste Streben, welches auf die Erhaltung des eigenen Ich, sowie der nicht erst zu erzeugenden, sondern schon vorhandenen Nachkommen gerichtet ist. Dennoch ist auch jenes höhere Streben dem Menschen nicht fremd. — Wir finden es in allgemeiner Verbreitung, als integrierendes Merkmal des Volkscharakters, bei den Kulturvölkern der mongolischen Rasse, bei Chinesen und Japanern, — wir finden es bei den meisten Naturvölkern und bei unseren eigenen Vorfahren in vorchristlicher Zeit, — wir finden es auch in unserer Kulturwelt, jedoch nur selten, in einer Minderzahl der Fälle verwirklicht, und, auch wo es vorhanden, doch nur mit unverkennbarer Scheu und Zurückhaltung eingestanden und betätigt. Denn — und dies ist wohl der tiefste und furchtbarste Schaden, mit dem wir die Fieberekstase unserer kulturellen Überproduktion bezahlen mussten: — unsere abendländische sexuale Sitte und Moral ist von Grund auf danach angelegt, das zweckbewusste Streben nach Fortpflanzung, das biologisch höchste und wertvollste Gebilde, welches das animalisch-menschliche Triebleben bisher überhaupt hervorgebracht hat, — verkümmern zu lassen, womöglich im Keime zu ersticken, — es als eine partie honteuse der menschlichen Psyche dem Verfall und der Zersetzung auszuliefern.

Jedes zweckbewusste Streben nach einem bestimmten Ziel wird — mit der ihm zugrundeliegenden Gefühlsdisposition — im Menschen ertötet, wenn man ihm konsequent die zu seiner Erfüllung als tauglichst erkannten Mittel verwehrt. — So zum Beispiel könnte man einem leidenschaftlichen Bergsteiger sein Streben nach Erklimmung hoher Gipfel nicht radikaler austreiben, als indem man ihm etwa für Lebenszeit Schlittschuhe an die Füsse schnallen, oder die Kniee mit einer Eisenspange aneinander schmieden liesse. — Zwar könnte der also Gemassregelte auch mit Schlittschuhen an den Füssen oder mit zusammengeschmiedeten Knien ein Stück eines Berghanges hinanklimmen, — doch

aber würde er im Gedanken daran, was er bei freiem Gebrauch seiner Glieder vermöchte, gar bald alles Animo zum Bergsteigen verloren haben und, wenn er die Schlittschuhe oder Kniefesseln nun schon einmal nicht los werden kann, lieber für die noch übrige Zeit seines Lebens dem Bergsteigen entsagen, um sich, im einen Fall auf den Eislauf-, im anderen etwa auf den Automobilsport zu verwerfen. — In ein durchaus analoges Verhältnis gerät, eingezwängt in die Fesseln der Monogamie, der Mann mit einem zweckbewussten Streben nach Fortpflanzung. — Als tauglichstes Mittel zur Erreichung seines Zieles muss er — seiner physiologischen Naturveranlagung entsprechend — den Wettkampf mit seinesgleichen und die Liebeswerbung um die Gunst möglichst vieler Frauen erkennen. Unsere sexuale Sitte und Moral schreibt ihm dagegen vor, durch monogamisches Treuegelöbnis von vornherein seine Zeugungsfähigkeit mindestens auf ein Dreissigstel herabzusetzen, und sie zudem an ein Weib zu binden, von dem er meist noch nicht einmal weiss, ob es überhaupt Kinder zu gebären vermag, und welches obendrein allen Zufällen der Erkrankung und lebenslänglicher Unfruchtbarkeit ausgesetzt ist. Übertritt er aber dies Gebot, zeugt er uneheliche Nachkommen, — so verwehrt ihm unsere Sittenordnung alle Möglichkeit, ihnen auch eine moralisch gesunde Erziehung, eine wahrhaft väterliche Fürsorge angedeihen zu lassen. — Im Bereich unserer Sitte sind es daher nicht die lebensvolleren, kampfesmutigeren, werbekräftigeren Männer, welche die reichste Nachkommenschaft erzielen, — sondern diejenigen, welche zufällig an ein Weib mit grösserer Gebärfähigkeit geraten. Der durch Kräfte des Intellektes, des Willens und des Leibes — kurzum als ganzer Mensch — hervorragende Mann sieht daher, wenn er nicht den Kampf gegen unsere Sexualordnung selbst aufnehmen will, von vorneherein alle Hoffnung ausgeschlossen, auf dem Gebiete der physiologischen Fortpflanzung das Überwiegen seines Energieeinsatzes anderen Männern gegenüber, zum adäquaten Ausdruck zu bringen. Durch diese Einsicht aber wird mit psychologischer Notwendigkeit der Energieeinsatz vom Ziele der Fortpflanzung auf andere Zwecke abgedrängt, — das zweckbewusste Streben nach Fortpflanzung also ertötet.

W e m dies zunächst wieder zugute kommt, ist — entsprechend der allgemeinen Tendenz unserer Moral, die Lebenssäfte des Menschen zur Gewinnung von Ideal- und von Sachgütern auszupressen — d i e k u l t u r e l l e Entwicklung. Der in seinen Regungen eingedämmte n a t ü r l i c h e Fortpflanzungstrieb sublimiert sich vielfach zum g e i s t i g e n, welcher auf Perpetuierung der eigenen Persönlichkeit, statt in lebendiger Nachkommenschaft, in irgendwelchen Kulturprodukten gerichtet ist. So zum Beispiel wertet und fördert der Mann aus dem Volke das Gedeihen seiner Wirtschaft, der Bauer seines Hofes, der Städter seines

Geschäftes, mit denselben Triebkräften psychischer Energie, welche unter natürlichen Bedingungen in Erzeugung und Aufziehung einer um so reicheren Kinderzahl sich ausgewirkt hätten; — so lenkt der Politiker seinen Fortpflanzungstrieb auf die Machtstellung seiner Partei, der Feldherr auf den Ruhm seiner Heere, — der Forscher auf die Zukunft seiner Wissenschaft, — der Künstler auf sein Werk. — An solchen Surrogaten — und nur an ihnen — gestattet unsere Moral den Zug ins Weite, Gewaltige zu betätigen, der dem männlichen Fortpflanzungsstreben zu eigen ist.

Allein nicht alle Energie dieses Strebens kann der kulturellen Produktion zugeleitet werden, und die Erstickung des Zweckbewusstseins in den Fortpflanzungstrieben ist nicht die einzige Schädigung, welche diese unter der Herrschaft unserer Sexualordnung erfahren. Vielmehr wird ein guter Teil jener Energie auf das Gebiet des niedrigeren Trieblebens abgedrängt, wo der Zwang der monogamischen Sitte und Moral im Laufe der Generationen noch ganz andere Verwüstungen angestiftet hat, — obgleich, nach dem fast vollständigen Fortfall des Regulatives vernünftigen Zweckbewusstseins, die biologische Angepasstheit der Instinkte hier doppelt nötig wäre.

Das unmittelbare Gefallen oder Missfallen, welches Individuen verschiedenen Geschlechtes für einander empfinden, erfüllt die biologische Funktion — oder sollte sie doch in einem Stamme mit gesunden Fortpflanzungsinstinkten erfüllen —, jene sexualen Verbindungen herbeizuführen, bei welchen die Chancen für die Erzeugung gesunder, kräftiger — und jene zu verhindern, bei welchen die Chancen zur Erzeugung kränklicher, schwächlicher Nachkommen gegeben sind. — Darum ist jedem normal veranlagten Geschlechtswesen, und besonders wieder dem Manne als dem aktiveren Teil, von Natur auf das Verlangen eingewurzelt, es überall dort, aber auch nur dort zur letzten physischen Annäherung, zum Koitus zu bringen, wo infolge der Eindrücke der höheren Sinne, des Gesichtes, des Gehöres und der durch sie vermittelten psychischen Inhalte, erotische Erregung eingetreten ist. Mit anderen Worten: — die Gebundenheit des rein animalischen Lustverlangens an die hohen und höchsten erotischen Eindrücke ist Grundbedingung für jede Gesundheit der sexualen Instinkte. Würden wir uns dahin erziehen können, uns dieser Gebundenheit zu entledigen, — ohne schmerz- und empörungsvolle Auflehnung unserer Natur das erotische Gefühls- und das animalische Genussleben voneinander zu trennen, — hätten wir es einmal so weit gebracht, die erotische Erregung, die wir tagsüber aus dem Verkehr mit einem jugendlichen, seelisch und leiblich blühend schönen Weib empfangen, des Nachts dann in den Armen eines schwächlichen, mesquinen Geschöpfes, oder auch einer würdigen Matrone zur befreienden und erquickenden Auslösung zu bringen: — unser persönliches Glück, unsere individuelle Ge-

sundheit würden hierbei zwar trefflich gedeihen, — unsere sexualen Instinkte aber wären, vom höheren Standpunkte der Art- oder der Stammesgesundheit aus betrachtet, als durchaus verbildet und korrupt zu verwerfen. Denn die biologisch ausschlaggebende Funktion aller sexualen Triebe, die Zeugung von Nachkommen, ist unlösbar mit dem animalischen Sinnenleben, das heisst also mit dem Koitus verknüpft, und mit der Abtrennung der Motivationsimpulse des letzteren von der erotischen Gefühlssphäre wäre auch die Zeugung von Nachkommen aller höheren Regulation verlustig geworden.

Es ist nun Tatsache, dass unsere monogamische Sexualordnung die ihr unterstehenden Kulturvölker schon durch etwa 20 bis 30 Generationen mit aller Kraft und Konsequenz nach der bezeichneten Richtung, der Loslösung des Zeugungslebens von den erotischen Gefühlen, beeinflusst und dressiert, und dass die Kunst, in der Monogamie glücklich zu sein, für den normalen Mann wesentlich in der Aneignung jener Fähigkeit zum getrennten Verlaufenlassen der ästhetischen Erotik und des physiologischen Ehelebens besteht. — Dass trotzdem die meisten Männer auch unserer Kulturvölker in dieser Beziehung noch mit gesunden Naturinstinkten ausgestattet sind und jene Spaltung ihrer Sexualität nur als das Ergebnis tiefer und schmerzvoller Innenkämpfe erreichen, — ist nur ein Beweis von dem geringen Masse der Vererbbarkeit individuell erworbener Eigenschaften (oder deren gänzlichem Fehlen), — und eine Folge davon, dass auch 20 bis 30 Generationen für die Veränderung der menschlichen Konstitution noch immer eine sehr kurze Zeitspanne bedeuten.

Die bezeichnete Spaltung der Sexualität aber vollzieht sich, je nach dem individuellen Lebenslauf vollkräftiger Mannesnaturen, in unserem Kulturgebiet auf verschiedene Weise. Eine frühe Liebesheirat konserviert selbstverständlich die gesunde Einheitlichkeit des sexualen Empfindens am längsten. Mit dem Altern der Frau aber stumpft sich notwendigerweise bei dem als Sexualwesen viel länger jung bleibenden Manne die Empfänglichkeit für die Reize des ehelichen Lebens ab, und die Spaltung muss vollzogen werden, sobald die — in den Banden der monogamischen Moral schlechterdings aussichtslose — Sehnsucht nach Wandel und Jugend erwacht. Bekanntlich aber bedarf es hierzu meist nicht erst des Alterns der Frau, indem, selbst bei Gatten durchaus begehrenswerter Frauen, das psychologische Gesetz der Abstumpfung durch das Einerlei der Gewöhnung das seinige tut. — Viel öfter jedoch tritt die Spaltung nicht erst nach, sondern schon vor dem Eheschluss ein. Und zwar ist es, speziell für dieses Ergebnis, durchaus gleichgültig, ob der durch lange Zeit ledig bleibende Mann sich durch nächtliche Pollutionen, durch Selbstbefriedigung oder durch Inanspruchnahme der Prostitution weiterhilft. In all diesen Fällen entsteht die Gewohnheit, die sinnliche Befriedigung des Sexualtriebes als etwas von den höheren erotischen Ge-

fühlen Getrenntes zu empfinden. — Dass in einer liebelosen, sogenannten Vernunftehe, die Spaltung der Gefühlssphären am raschesten und gründlichsten sich vollzieht, bedarf keiner weiteren Erläuterung; — ebenso dass von ihr die Minderzahl jener Individuen verschont bleibt, welche sich in ihrem sexualen Sinnenleben über die Imperative von Sitte und Moral hinwegsetzen, — und von denen jedoch, so lange dies nicht mit moralischer Überzeugung sondern aus Frivolität geschieht, weder kulturell noch konstitutiv (vgl. S. 35) etwas Gutes und Gesundes zu erwarten steht.

Eine Folge und also auch ein Symptom jener Spaltung der sexualen Gefühlssphären ist die entsetzliche Roheit auf dem Gebiete des Sinnenlebens, durch welche die Männer unserer Kulturwelt, der Mehrzahl nach, sich so schmählich von der Empfindungsweise der — barbarischen und zivilisierten — Völker mit gesunder Sexualmoral unterscheiden. — Es ist dies die Pornophilie — die Freude am Schweinischen — die sich im modernen Leben durch Zoten aller Art und von jeder Schattierung Luft macht, verbunden mit jener Richtung der Phantasie, welche in innerer Anschauung, als den natürlichen Abschluss der erotischen Erregung, nicht die Schwängerung des Frauenleibes und das Hervorspriessen der Kindesblüte, sondern das öde oder viehische Auszucken- oder Austobenlassen der Sinnlichkeit auf einsamem Nachtlager oder im Bordell -- und im letzteren Fall womöglich noch die Vorstellung von Tripper und Syphilis dazu — mit sich herumträgt. — Hierzu gesellt sich dann, als natürliche Kontrasterscheinung in der höheren Sphäre des erotischen Empfindens, eine nervöse Hyperästhesie, eine unruhvolle Flattersucht, die Lust, von allen Blüten zu naschen und die Unfähigkeit, auch nur eine von ihnen auszukosten, die Vorliebe für sexuale Gourmandisen, Pikanterien und Anomalien, die uns aus der Erfahrung so wohlbekannt ist, — und aus dem Zusammenwohnen jener beiden Gefühlskomplexe in einem Individuum ergibt sich der Trieb zur Blasphemie, zur Entweihung und Besudelung aller Lebenswerte, — Pessimismus und tiefste Ernüchterung, — oder bestenfalls christlich ergebene Resignation, — welche überall sich einstellen, wo unsere Sexualordnung als Feststehendes und Unwandelbares angesehen wird, — wo nicht die Erwartung ihrer tiefgehenden Umgestaltung neue Ausblicke eröffnet.

Alle die bisher dargestellten Verbildungen unserer Fortpflanzungstriebe sind Folgen schlechter Erziehung, und also direkt noch nicht konstitutiver Natur. Unsere Sexualordnung wirkt jedoch hier wie anderwärts auch konstitutiv schädigend, durch ungünstige Beeinflussung der Auslese.

Auf jedem Gebiete der Betätigung, wo die betreffenden Lebewesen ihre unmittelbaren Triebe oder Instinkte auch regelmässig zu befriedigen pflegen, erhalten sich im Laufe der Generationen durch das Walten der

Auslese auch die angeborenen Triebanlagen gesund, das heisst sie bleiben auf Gesundes gerichtet. Darum können korrupte Instinktbildungen bei freilebenden Tieren niemals über die ersten Ansätze hinausgelangen. Ein Tier etwa mit angeborener Vorliebe für gesundheitschädliche Kost würde hierdurch, sowie seine ihm gleichgearteten Nachkommen, in der Tauglichkeit für den Kampf ums Dasein wesentlich beeinträchtigt werden, und der fehlerhafte Instinkt also mit jenen von selbst der Ausmerzung verfallen. Nicht so jedoch bei den Haustieren, welche sich die Nahrung nicht frei wählen können, sondern gezwungen sind, zu verzehren, was der Mensch ihnen vorsetzt, — und nicht so auch beim Menschen selbst, der in seiner Vernunft und in den ethischen und sozialen Imperativen Hemmungsapparate gegen die freie Betätigung der Instinkte besitzt. — Wo der Mensch seinen Instinkten nicht nachlebt, sondern sie konsequent verleugnet, entfällt im Laufe der Generationen das natürliche Korrektiv der Auslese; hier werden das Individuum und seine Nachkommen durch gesunde Instinkte ebensowenig gefördert, wie durch korrupte geschädigt. Hier werden also die Bildungsansätze korrupter Instinkte durch die Auslese im Kampf ums Dasein auch nicht abgeschnitten, sondern haben die Möglichkeit, sich im Laufe der Generationen zu erhalten und selbst zu potenzieren. Darum trifft man Korruptheit der Instinkte beim Menschen viel häufiger an, als bei wildlebenden Tieren. Ganz besonders aber gilt dies auf sexualem Gebiete für die Dienstpflichtigen der abendländischen Sitte und Moral, weil diese den Instinkten nur einen minimalen Einfluss auf die Zeugungsvorgänge gestattet. So sehr die mit gesunden Sexualinstinkten Begabten hierdurch im Kampf ums Dasein geschädigt und eingeengt, so sehr werden dementsprechend die Korrupten gefördert und geschützt, eben darum, weil es ihnen verwehrt wird, ihren verdorbenen Instinkten nachzuleben, und sie auf diese Weise Gelegenheit erhalten, ja genötigt werden, diese Instinkte auf im übrigen gesunde Individuen erblich zu übertragen. — Es besitze beispielsweise ein im übrigen gesunder Mann eine angeborene korrupte, sadistische Leidenschaft für bleiche, abgezehrte Frauengestalten mit verkrümmten Knochen und hinkendem Gang. — In einer Gesellschaft, welche ihren Mitgliedern gestattete, den sexualen Trieben nachzuhangen, würde dieser Mann nur elende Kinder zeugen; seine Nachkommenschaft und mithin auch sein korrupter Instinkt selbst wären bald der natürlichen Ausmerzung verfallen. Nicht so aber, wenn er, als Angehöriger unserer Kulturwelt, eine Vernunftehe mit einer gesunden Frau eingeht und mit ihr im übrigen gesunde Kinder zeugt, von denen jedoch ein Teil seinen korrupten Sexualinstinkt, vielleicht noch in erhöhtem Grade [1]), erblich übernimmt. — Solche Vorgänge·

[1]) Dass Abweichungen vom Normaltypus oft die Tendenz besitzen, sich, auch ohne weiteres Eingreifen der Auslese, im Verlauf der Generationen zu verstärken, ist eine empirische Tatsache, für welche Weisman in seiner Hypothese von der „Germinalselektion“ eine ansprechende Erklärung gefunden hat.

haben sich, an minder auffälligen Abirrungen, unter unseren Kulturvölkern zu hundert und tausend Malen wiederholt und einem weit verbreiteten Vorurteil jenes Mass von Berechtigung benommen, das ihm unter anderen Verhältnissen tatsächlich zukäme: — der Annahme, es könne starke, instinktive, gegenseitige Zuneigung zweier verschiedengeschlechtlicher Individuen als sicheres Anzeichen dafür gelten, dass sie bei ihrer Vereinigung hervorragend lebenskräftige Nachkommen erzeugen würden. („Starke Leidenschaft ist Ausdruck des Naturwillens zur Zeugung kräftiger Nachkommen!") — Diese Erwartung wäre, zwar auch nur auf gesunde Menschen beschränkt, und auch nicht ausnahmslos, aber doch der Regel nach berechtigt, wenn wir seit den Anfängen der Kultur immer unseren sexualen Instinkten nachgelebt hätten. Unter den tatsächlichen Verhältnissen jedoch entbehrt sie jeder vernünftigen Grundlage, und wird auch durch die Erfahrung vielfach widerlegt. — Unsere sexualen Instinkte sind nicht nur durch schlechte Erziehung verbildet, sondern auch wegen Mangels an Auslese konstitutiv schon vielfach korrumpiert.

Diese Korruption wäre beim Vorwalten eines starken bewussten Strebens nach gesunder Fortpflanzung minder gefährlich, — wie ja auch zu beobachten ist, dass Kranke mit gestörtem Appetit, aber starkem Willen zur Gesundung, ihrer Gier nach Unzuträglichem Einhalt gebieten, ihrer Unlust gegen hygienische Kost Gewalt antun, und so ihren dissoluten Instinkten zum Trotz heilsame Ernährung erzielen können. — Unsere Sittenordnung aber erstickt und ertötet nicht nur — wie dargelegt — jenes zweckbewusste Streben nach Fortpflanzung, sondern sie diskreditiert es in ihren Idealen vom Liebesleben prinzipiell und von vornherein als etwas Niedriges, Minderwertiges, ja Anstössiges, und setzt so ihrem Werk der Verderbnis gleichsam die Krone auf.

Ein nach den Erfordernissen unserer Sitte wohlerzogenes Mädchen, welches zu einem ihrer Bewerber eine Herzensneigung gefasst hätte und von ihm eines Tages, statt der konventionellen „Liebeserklärung", einen Antrag — und selbst Heiratsantrag erhielte, der in dem Bekenntnis gipfelte, er hege den sehnlichen Wunsch, sie zur Mutter eines Kindes zu machen, — könnte — wenn sie nicht zu jenen zählte, denen das Wort „Verlobung" allein schon jede Fassung benimmt — hierauf nicht anders als mit Scham und Empörung ob solch unqualifizierbarer Gefühlsroheit erwidern. Ja, der Mann, der auf dieser Auffassung von der Liebe und auf vollkommener Aufrichtigkeit in der Kundgabe seiner Gefühle bestände, wäre überhaupt ausserstande, sich aus dem Kreise der guten Familien eine Frau zu gewinnen. Durch den Imperativ unserer Sitte würde er zwischen Abstinenz und Prostitution auf die Folter gespannt und nicht eher freigegeben werden, als bis er selbst seiner Festigkeit verlustig gegangen und so weit zur Memme geworden wäre,

dass ihm nun wirklich — unter dem zufälligen Einfluss begünstigender Umstände und einer oft nur flüchtigen Verliebtheit — ein Wesen, und nur dieses allein als der rettende Erlösungsengel erschiene. — Solche Momente künstlich erzwungener Fassungslosigkeit nennen wir dann die Stunde der grossen Erleuchtung, in der uns das Geheimnis der individuellen Liebe aufgegangen ist; und der Aufrechterhaltung dieser Fiktion müssen im weiteren Lebenslauf alle Interessen untergeordnet werden, auch die höchsten der Fortpflanzung unserer Eigenart in lebendigen Nachkommen.

In seinen Fortpflanzungstrieben gleicht der Zögling unserer abendländischen Kultur einem Kranken mit tief gestörten Nahrungsinstinkten, der es zudem für unziemlich hält, sich um ein so gemeines Ding wie die Ernährung des eigenen Körpers mit Absicht und Sorgfalt anzunehmen, und, statt hier den Forderungen seiner eigenen Vernunft und der ärztlichen Anordnung zu folgen, nur diejenigen eines kirchlichen Fastengebotes zu erfüllen für edel und anständig ansieht. — Verglichen mit dem Barbaren aus den Anfängen unserer Heldenzeitalter, erscheint, in bezug auf die sexualen Willensimpulse, der Bürger unserer Kultur als eine wahre Jammergestalt. Hier hat unsere Sitte und Moral nicht nur — durch Zerrüttung der Instinkte — als korrumpierende, sondern geradezu als reaktionäre Macht gewirkt, indem sie den schon in kräftigem Wachstum begriffenen Wipfeltrieb des Begehrens, das stolze, zweckbewusste Streben nach emporspriessender Nachkommenschaft, nahezu erstickte und so unsere Entwicklung um viele Jahrhunderte zurückwarf.

Die Korruption unserer Fortpflanzungstriebe hat sich bisher nur auf dem Gebiete der Qualität, noch nicht der Quantität unserer Nachkommenschaft fühlbar gemacht. Solange die Kindeszeugung als ein, wenn auch ungewolltes, ja selbst unerwünschtes Nebenprodukt der Befriedigung der sexualen Sinnlichkeit unvermeidlich war, haben auch unsere monogamisch gesitteten Völker noch die nötige Menge an lebendigem Nachwuchs hervorgebracht. Die Erfindung der modernen Präservativmittel gegen Konzeption hat jedoch hierin einen folgenschweren Wandel geschaffen. — Auf die Notlage Frankreichs mit seiner schon nahezu unterschüssigen Geburtenrate wurde schon hingewiesen, und zugleich die Behauptung aufgestellt, dass es sich dort nicht um eine völkerpsychologische Sondererscheinung, sondern um eine allgemeine und unausweichliche Wirkung der abendländischen Sexualmoral überhaupt handle. Dies haben nun die vorstehenden Darlegungen erwiesen. — Welche Motive sollten die im Geiste der monogamischen Liebesauffassung fühlenden und wertenden Ehegatten dazu bestimmen, eine grössere Anzahl von Kindern mit Absicht und Willen ins Leben zu setzen? — Von vorneherein wurden die Liebenden ja daraufhin erzogen, den Hauptzweck der Ehe ineinander selbst zu suchen, und die Kinder nur als ein

Nebenprodukt dieser engsten Gegenseitigkeitsbeziehungen zu betrachten! — Und wenn selbst, nach dem Erscheinen der ersten Kinder, die natürliche Empfindungsweise soweit zu ihrem Rechte gelangt, um dies Verhältnis tatsächlich umzukehren: — dem Fortpflanzungstrieb ist darum der Zug ins Grosse, Weite dennoch benommen, er bleibt auf das Enge, Intensive eingeschränkt, und wirft sich erfahrungsgemäss, statt auf das Ziel der Zeugung neuer, auf das der Erziehung der vorhandenen Kinder und auf die Erwerbung eines möglichst reichen Erbgutes für diese. Ausserdem sind zwar „wenige Kinder“ eine unermessliche Steigerung der Freuden des Ehelebens, — „viele Kinder“ aber ebenso zweifellos eine schwere Last. — Oder sollte man den Gatten etwa zumuten, aus patriotischen oder stammesaltruistischen Motiven, — nur um an der allgemeinen Schuld nicht teilhaft zu sein — sich selbst die Erziehung einer grossen Kinderschar aufzubürden, und jedem Einzelnen aus dieser Schar das Erbteil an Geld, an guter Erziehung und an elterlicher Fürsorge entsprechend zu beschneiden, — soweit, dass dessen Herabsinken in tiefere Gesellschaftsschichten, eventuell in den Kulturdünger des Proletariats wahrscheinlich oder auch nur möglich gemacht würde? — Das hiesse denn doch geradezu Übermenschliches verlangen und die durch die monogamische Sitte auf den engen Kreis der Familie künstlich eingeschränkte liebende Gefühlsteilnahme und Fürsorge zu gleicher Zeit und in derselben Beziehung doch wieder in ihr striktes Gegenteil verkehren zu wollen! — Man erkennt deutlich: — Die monogamische Sexual- und Familienmoral benimmt uns jede innere Schutzwehr und Resistenz gegen die durch die Erfindung der modernen Präventivmittel geschaffene Tendenz zur Entvölkerung. Es steht daher nicht zu erwarten, dass der bei allen Kulturvölkern statistisch nachgewiesenen Abnahme der Geburten wieder anders als durch eine tiefgreifende Sexualreform ein Ziel gesetzt werden könnte. Dem Lose Frankreichs in dieser Beziehung wären wir hoffnungslos alle verfallen, wenn wir an unserer überkommenen Sexualordnung starr festzuhalten uns zum Prinzipe machen wollten.

Dies ist einerseits eine grosse Gefahr, enthält aber andererseits doch vielleicht den Anlass zur Rettung. Denn die durch unsere Sexualordnung verursachte Schädigung der Qualität unserer Konstitution ist — im Gesichtskreis einer einzigen Generation angesehen — so geringfügig und wenig-, ja unmerklich, dass hieraus eine Beeinflussung der Sitte und der Moral breiter Volksschichten in absehbarer Zukunft wohl kaum zu erwarten stünde. — Wird aber einmal die Zeit herangerückt sein, in welcher unsere Sexualordnung auch nicht mehr die nötige Quantität an lebenden Menschen zu gewährleisten vermag, dann wird sich das Bewusstsein von der Notwendigkeit einer tiefgehenden Reform dem öffentlichen Gewissen mit unabweisbarer Gewalt aufdrängen, — und dann

steht es zu hoffen, dass die abendländische Völkerfamilie Mittel ergreifen werde, welche auch der Qualität ihres Nachwuchses zugute kommen und der konstitutiven Entwicklung unseres Menschenstammes wieder die Richtung nach aufwärts erteilen werden, von der wir in den Zeitaltern einer einseitig kulturellen Produktivität zu weit schon abgewichen sind.

III. Unsere zeitgenössischen Reformbestrebungen.

Vorbemerkung.

Unsere gegenwärtig noch herrschende Sexualmoral hat sich bei der Kritik als eine extrem „kulturelle" erwiesen, welche die Forderungen der gesunden Natur in weitgehendem Masse verleugnet, — zugleich aber auch rein kulturell in ein Stadium zu führen droht, in welchem sie dem weiteren Fortschritt, mindestens auf sozialethischem Gebiet, unübersteigbare Schranken vorschiebt. — Diese tiefgehenden Unzulänglichkeiten und Schäden unserer Sexualordnung haben dem Bewusstsein von ihrer Reformbedürftigkeit eine — wenn auch noch nicht allgemeine, so doch weitgehende Verbreitung erteilt. — Im nachstehenden soll eine Darlegung und Kritik der hier einschlägigen Bestrebungen und Versuche geboten werden, durch gesonderte Zusammenstellung, erst der richtigen und gesunden Ansätze und Regungen, und hierauf der ihnen beigeordneten übers Ziel schiessenden oder auch direkt falschen und verderblichen Tendenzen, — wodurch dann einem dritten Abschnitt die abwägende Würdigung beider ermöglicht werden wird.

A. Die gesunden Züge.

1. Der Zug zur Aufklärung und Offenheit. — Das unserer gesamten sexualen Sitte und Sittlichkeit zugrunde liegende Prinzip der Schamhaftigkeit hat ein weit ausgebreitetes System der Verhüllung, Verstellung und Lüge in bezug auf fast alle sexualen Verhältnisse und Tatbestände ins Leben gerufen. Auf sexualem Gebiet sind wir gewöhnt, ja vielfach genötigt, von den subtilsten Gemütsbeziehungen bis zu handgreiflichen physiologischen Vorgängen fast alles Erlebte anderen Personen, ja uns selbst gegenüber ganz oder doch teilweise zu verdecken, mit bildlichen, meist irreführenden, oft falschen Namen zu belegen, in die Sphäre des nicht Eingestandenen oder nur Halbbewussten gewaltsam herabzudrücken. — Dieser Quelle vielfacher Verirrungen, Unwahrheiten und Roheiten gegenüber, ist es sicher als ein gesunder Zug anzuerkennen, dass sich in unserer Zeit der Wunsch zur Aufhellung des im

Dunkel Gehaltenen, zur Erkenntnis, zur Offenheit und Aufrichtigkeit in sexualen Dingen geltend macht, — sowie dass man darangeht, auch die Jugend rechtzeitig, von berufener Seite und in berufener Art über die sexualen Verhältnisse aufzuklären. Wenn diese Regungen und Bestrebungen auch noch keine produktiven Reformansätze in sich bergen, so können sie doch das Fundament für solche blosslegen und vorbereiten.

2. **Der Zug zur Natur** steht in genetischem Zusammenhang mit jenem Streben nach Wahrheit und Offenheit. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, dass unsere traditionelle Sitte und Sittlichkeit uns vom Gesund-Natürlichen auf sexualem Gebiet weit abgedrängt hat, — und dementsprechend macht sich ein Bedürfnis nach Rückkehr zu den Quellen des Lebens geltend. Zwar sind die Worthaber dieser Bewegung, ihrer überwiegenden Mehrzahl nach, noch weit davon entfernt, das Wesen der gesund-natürlichen Sexualmoral zu erfassen. Man sucht es allgemein viel mehr in dem, was für das Individuum, als in dem, was für die Konstitution des Stammes gesund ist. Immerhin ist schon das Bewusstsein eines Mangels in der gekennzeichneten Richtung und das Streben nach Abhilfe ein unleugbarer Fortschritt.

3. **Ein neues Keuschheitsideal.** — Die überlieferte Moral kennt zwei, oder — je nach Auffassung — drei Ideale der sexualen Veranlagung: — erstens die natürliche Eignung zur strengen Einehe, zweitens diejenige zur Sublimierung aller sexualen Kräfte, d. h. zu ihrer Überleitung auf die Bahn kultureller Produktivität, und eventuell drittens, von der letzteren nicht scharf unterschieden, den möglichst weitgehenden Mangel an allen sexualen Regungen und Bedürfnissen überhaupt. — Unter der Herrschaft dieser Ideale entwickelte sich, als Gegentrieb der verleugneten Natur, jene entsetzliche Laszivität, sexuale Frivolität und Pornophilie, welche ein so übles Charakteristikum unserer abendländischen Kultur bildet. — Diesem Dilemma gegenüber, ist ein neues Keuschheitsideal in Bildung begriffen: — das Ideal einer gesunden, kraftvollen, schönen und auf Schönes gerichteten Sexualität, welche sich nur starken Emotionen hingibt und das schwächliche, frivole und laszive Spiel mit sexualen Vergnügungen verächtlich und mit Ekel von sich weist. — Dieser Zug — wo er wirklich und wirkungsvoll ins Leben tritt — ist als eine der gesundesten, erfreulichsten Potenzen in unserer sexualen Reformbewegung zu begrüssen.

4. **Die prinzipielle Anerkennung einer sexualen Hygiene** befreit unsere Sexualmoral von manchen Postulaten, deren bedingungslose Aufrechterhaltung schon viele Opfer an Gesundheit gekostet hat und noch weiter kosten würde, ohne dass aus solchem Entfall an individuellen Gütern der Allgemeinheit ein entsprechender Gewinn erwüchse. — Zu solch fortschrittlichen Toleranzen zählt in erster Linie die moralische Unbe-

fangenheit in bezug auf Verwendung der Präservativmittel gegen Infektion mit Geschlechtskrankheiten und gegen ungewollte Kindeszeugungen. Ferner gehört hierher die Anerkennung der Tatsache, dass in vorgeschritteneren Perioden sexualer Vollreife (beim Manne germanischer Rasse ungefähr vom 24. Jahre an) vollkommene sexuale Enthaltsamkeit meist schädigend auf die Gesundheit, namentlich des Nervensystemes, einwirkt. — Hierher gehört weiter die Anerkennung der anderen Tatsache, dass, bei nicht sehr kräftiger Konstitution des Weibes, eine rasche Aufeinanderfolge von Geburten sowohl für die Mutter wie für ihre Leibesfrucht verderblich werden kann. Hierher gehören endlich die Schlussfolgerungen, welche man aus diesen Prämissen zu ziehen berechtigt ist, und die der überkommenen Sexualmoral, namentlich in ihrer religiös-dogmatischem Festlegung, vielfach widerstreiten. Es handelt sich dabei meist um moralische Lizenzen, — mitunter aber sogar um Verpflichtungen. — Eine solche gebietet z. B. gesunden Männern, sich im Verkehr mit Prostituierten der Schutzmittel gegen Infektion mit Geschlechtskrankheiten (mögen sie selbst keine absolute Sicherheit bieten) zu bedienen. Und die Beachtung dieser Verpflichtung wird auch zur Befolgung jener anderen überleiten, welche zwar von der offiziellen Moral anerkannt, in der Tat aber oft schmählich verleugnet wird: — der Verpflichtung für den sexual infizierten Mann, eine gleiche Vorsicht seinerseits für andere, und namentlich im Sexualverkehr, wenn auch mit Prostituierten, walten zu lassen.

5. Die Zulassung des Unschädlichen. — Unsere überkommene Sexualordnung, welche, aus ihrem innersten Wesen heraus, fundamentalen Forderungen der gesunden Natur widerstreitet, führt doch den Namen der Natur überall im Schilde und belegt mit einem abergläubischen, an Mystizismus grenzenden Abscheu alle sexualen Regungen und Bedürfnisse, welche von dem gesund Normalen abweichen, ohne darum doch dem Ideal unserer Sittlichkeit, der Sublimierung der Sexualität, dienstbar zu sein. — So wenig nun diese Neigungen (hauptsächlich die zur Selbstbefriedigung und die Homosexualität) legalisiert und gefördert werden dürfen, — so sehr es unter Umständen geboten ist, ihnen mit der vollen Energie moralischer Verurteilung zu begegnen, — so einseitig und ungerecht ist es doch wieder, alle ihre Betätigungen ausnahmslos zu untersagen und bedingungslos mit dem schärfsten moralischen Verdikt zu belegen, über das wir verfügen. — Für die moralische Beurteilung der hierher gehörigen Handlungen sind vielmehr folgende Grundsätze massgebend: — Die sogenannten unnatürlichen Betätigungen der Sexualität sind unmoralisch nur, insofern sie entweder die eigene Gesundheit (dort, wo ihre Erhaltung moralische Pflicht ist) — oder die Gesundheit anderer schädigen, insofern sie das Schamgefühl verletzen und andere zur Unnatur verleiten, — endlich insoferne sie wertvolle

Zeugungskräfte brachlegen. — Inwieweit tatsächlich die Gesundheit durch Selbstbefriedigung, homosexualen Verkehr und andere unnatürliche Arten des Sexualgenusses geschädigt wird, ist eine rein medizinische Frage, welche gegenwärtig noch verschiedene Beantwortungen findet. Als sicher kann jedoch schon soviel gelten, dass die populäre Ansicht die Gefahren der „Unnatur“ weit übertrieben, dagegen diejenige der Infektion mit Geschlechtskrankheiten (namentlich mit Syphilis und Gonorrhöe) unterschätzt hat. — Hieraus ergibt sich eine moralische Verschiebung des Standpunktes in vielen Fällen, in denen Entladungen der Sexualität zur psychologisch unabweisbaren Notwendigkeit werden. Aus Rücksicht auf sich und auf andere wird beispielsweise der unverheiratete Mann mitunter moralisch berechtigt, ja verpflichtet sein, im Konflikt zwischen „Unnatur“ und Inanspruchnahme der Prostitution sich für die erstere Alternative zu entscheiden. — Auch die moralische Behandlung der von Natur auf homosexual Veranlagten bedarf hiernach einer weitgehenden Korrektur. — Die richtige Auffassung dieser Probleme bricht sich gegenwärtig immer mehr Bahn. — Zwar kann von ihr ein Gewinn für die eigentlich brennenden Fragen unserer sexualen Reformbedürftigkeit nicht erhofft werden. — Immerhin ist es von Vorteil, dass wir auf diesem minder wichtigen Seitengebiet der Sexualmoral in der Einführung richtiger Massstäbe begriffen sind.

6. Der Zug zur Emanzipation von der Sitte. — An früherer Stelle wurde gezeigt, dass auf sexualem Gebiet unsere Moral und unser ethisches Werten mehr als irgend anderswo sich in Abhängigkeit von der Sitte befinden. Auch auf die diesem Verhältnis entspringenden Schäden — namentlich die Äusserlichkeit und Heuchelei in den sexualmoralischen Gefühlsaktionen und -reaktionen — wurde hingewiesen. — Die Opposition hiegegen, der Zug zur Innerlichkeit und Verinnerlichung, sind sicher als Fortschritt zu begrüssen. Sie geben sich in verschiedener Weise kund. Zunächst durch das Bestreben, an Stelle der Formalismen der Sitte die sittliche Verantwortlichkeit des Individuums treten zu lassen. — Es ist klar, dass, wenn nach der gekennzeichneten Richtung etwas erreicht werden soll, dies nur durch Kräftigung der Ingerenz des Gewissensimperatives geschehen kann. In diesem Bezug ist es nur konsequent, wenn man auch die legalen Approbationen der Sexualität, die Formalitäten der Trauung und des Eheschlusses, gering achtet und das Prinzip aufstellt, dass es bei der moralischen Bewertung der Sexualbeziehungen nicht auf jene Äusserlichkeiten, sondern auf die innere Gesinnung der Beteiligten ankomme. Ebenso konsequent ist dann die moralische Verurteilung von legal vollkommen korrekten Ehebündnissen, in denen ein Gatte dem anderen seine Sexualität und seine Zeugungskräfte, ohne Liebe und innerliche Zusammengehörigkeit, um den Preis materieller Vorteile willen verkauft. Das Schlagwort von der „Prostitution in der

Ehe" wird in solchen Fällen sicher mit gutem Grunde angewandt. — Dieser Gesinnung entspricht endlich das Streben nach „Wahrheit in der Ehe", das heisst nach Erreichung einer derartigen gegenseitigen Ergänzung und Befriedigung der Bedürfnisse der legal Verbundenen, dass die Einhaltung der von der Sitte für Eheleute vorgeschriebenen Äusserlichkeiten von den Beteiligten nicht als Zwang, sondern als Erfüllung unmittelbarer, innerer Antriebe empfunden wird.

7. Die Opposition gegen die „doppelte Moral" steht mit der Auflehnung gegen die Vorherrschaft der Sitte über die Moral in enger Beziehung. — Mit der Verinnerlichung der sexualen Moral müsste den Männern die Möglichkeit entschwinden, in sexualer Beziehung als Doppelwesen, in stetem Widerspruch mit sich selbst oder doch mit eigenen Erlebnissen und Erinnerungen, zu fühlen und zu handeln, — offiziell ein Prinzip anzuerkennen, und unter der Hand doch die eigenen Versündigungen dagegen als selbstverständlich hinzunehmen. — Was sich in unserer Zeit gegen die doppelte Moral auflehnt, ist jedoch nicht nur der Zug zur Aufrichtigkeit, Klarheit und Konsequenz, sondern ebenso die natürliche, humane Anteilnahme an dem Los der sozial geächteten Frauen und Kinder, — die Empörung gegen die (allerdings nicht beabsichtigte, darum aber nicht minder fühlbare) Ungerechtigkeit einer Sitte, welche jenen Schwachen und Hilflosen das ganze Defizit unserer unnatürlichen Sexualordnung ins Schuldbuch schreibt.

8. Das Erwachen des generativen Gewissens ist die einfache, unabweisbare, aber darum nicht minder beifällig zu begrüssende, logische Konsequenz aus der vermehrten Beachtung, welche den Vorgängen der Erblichkeit und Vererbung physischer und psychischer Eigenschaften, der Wichtigkeit und Bedeutung des konstitutiven Momentes, — der angeborenen Anlagen, gegenüber dem Kulturellen, dem Anerzogenen und Traditionellen, — zugewendet wird. Die Auffassung gewinnt immer mehr an Boden, dass der sexuale Verkehr, moralisch betrachtet, nicht „eine Sache von Zweien, sondern von Dreien" sei, — genauer gesprochen, dass hierbei die Interessen der zu zeugenden jungen Generation und mit ihnen die der Gesamtheit ebenso, ja oft mehr ins Gewicht fallen, als die der unmittelbar Beteiligten, sexual Bedürftigen und Geniessenden selbst. — Namentlich das Bewusstsein von dem Frevel, der darin liegt, aus egoistischen Motiven kranken und elend veranlagten Geschöpfen das Leben zu geben, greift immer mehr um sich, — während die Auffassung für das Bestehen einer reziproken Verpflichtung, zur Fruchtbarmachung wertvoller Zeugungskräfte, über schwache Ansätze gegenwärtig noch nicht hinauskommt.

9. Die moralische Approbation des Mutterstolzes ist ein solcher Ansatz. Mutterstolz hat es zwar zu allen Zeiten gegeben; unsere überkommene Moral aber schätzt ihn wenig und stellt ihn nicht viel höher

als andere, mit dem Sexualleben verbundene „natürliche Triebe“, — ja sogar merklich tiefer als die treue, aufopfernde Gattenliebe. Die Umkehrung dieser Wertungsrelation ist entschieden ein Schritt zum gesund Natürlichen und insofern ein Schritt nach vorwärts. Und ein weiteres, im besten Sinne lebenförderndes Moment tritt hinzu, wenn die Frauen als Mütter zur Erkenntnis einer Interessengemeinschaft gelangen und sich, behufs Wahrung dieser gemeinsamen Interessen, zu sozial produktiver Arbeit verbinden. In der Bewegung für Mutterschutz scheinen in der Tat erste Keime einer solchen Solidarität der Mütter ans Licht zu gelangen [1]).

B. Irreführende und verderbliche Tendenzen.

Zu 1. — Der Zug zur Aufklärung und Offenheit artet oft aus in ein lüsternes Verlangen nach sexualen Nuditäten aller Art, nach Enthüllung von Abnormitäten und Perversitäten, welche nicht aus Wahrheitsliebe, sondern zur Erweckung eines geilen Sinneskitzels aufgedeckt und zur Diskussion gebracht werden. Im Streben nach Aufhellung der sexualen Nachtseite der menschlichen Psyche aber schiesst man vielfach übers Ziel und stellt als normal hin, was tatsächlich krankhafte Verbildung oder Überreizung ist. Auch in der Aufklärung der Jugend will man vielfach zu weit gehen. Die Tatsache der Entwicklung des Kindes im Mutterleibe wird man nur mit Vorteil schon Kindern frühen Alters eröffnen. Die Kenntnis des Vorganges der Begattung aber der Phantasie eines Kindes aufzunötigen, — dagegen sträubt sich ein durchaus gesundes, natürliches und in der Physiologie des menschlichen Körpers natürlich begründetes Schamgefühl. Diese Aufklärung sollte normalerweise erst mit dem Eintreten der Pubertät erfolgen, — und früher nur ausnahmsweise, wo besondere Umstände (z. B. Verkehr der Kinder mit anderen, bereits aufgeklärten) es gebieten.

Zu 2. — Ähnlichen Entartungen unterliegt der Zug zur Natur im allgemeinen. Insbesondere aber ist hier eines folgenschweren Missverständnisses zu gedenken: — der Identifizierung des für das Individuum mit dem für den Stamm und die Gesellschaft Natürlichen und Gesunden. — Wie sehr diese beiden Bestimmungen einander oft widerstreiten, zeigt sich auch auf asexualem Gebiet und im Tierreich. Die Arbeiterbiene holt sich durch einen Stich mit ihrem Stachel den sicheren Tod. Vom individualhygienischen Standpunkt aus

[1]) Es ist mir eine erfreuliche Dankespflicht, hier darauf hinzuweisen, dass mir der Wert und die Würde dieser Bewegung — mehr als durch ihre offiziellen Vertreterinnen — durch das Wirken und die Persönlichkeit der Schriftstellerin Gabriele Reuter nahegebracht wurde.

ist daher ihre Neigung zum Stechen das Verkehrteste, Ungesundeste, das sich denken lässt. Vom stammes- und sozialhygienischen Standpunkt aus ist dagegen dieselbe Eigenschaft, da sie den Stock vor gefährlichen Verfolgern schützt, als eine im hohen Grad gesund-natürliche anzusehen, — und ebenso der Nährtrieb der Arbeiterinnen gegenüber der Königin, welcher jene lieber Hungers sterben lässt, als dass sie, solange noch Nahrung vorhanden, die Königin Mangel leiden liessen. Hieraus sieht man — in müheloser Übersetzung der Beispiele auf den Menschen: — Es wäre durchaus falsch, alles, was für das Individuum gesund ist, deswegen auch schon vom Standpunkte einer gesunden, natürlichen Moral aus als erlaubt, geschweige denn als geboten anzusehen. — Dennoch wird dieser Schluss, und zwar speziell auf sexualem Gebiete, häufig gezogen, wodurch man zu unsinnigen, unerfüllbaren Forderungen gelangt. So ist beispielsweise gewiss für normal Veranlagte, vom Alter der Vollreife an, ein periodischer, nicht prohibitiver Sexualgenuss, und für die Frau periodisches Kindergebären und -säugen individuell gesund. Irrig und irreführend aber ist es, wenn man — was häufig geschieht — darum auch schon allen dahinführenden Sexualgenuss für moralisch erlaubt erklärt oder gar von der „Gesellschaft“ — dem unbestimmten Abstraktum — die Aufzucht aller jener Kinder verlangt, deren Zeugung für ihre Eltern individuell gesund gewesen ist oder sein würde.

Zu 3. — Das neue Keuschheitsideal droht in der Phantasie unserer Sexualreformatoren beiderlei Geschlechtes in ein Ideal des sexual Reizvollen überzugehen, welches dazu noch gar häufig als Vorwand für simple Nuditätsgelüste herhalten muss. — So wenig nun gegen diese natürlichen Bedürfnisse auch vom moralischen Standpunkte aus einzuwenden ist, — so verwirrend wirkt doch ihre Einkleidung in das Gewand eines ethischen Idealstrebens.

Mit dieser Entstellung verbindet sich mitunter noch ein anderes seltsames Missverständnis. — Die alte Moral hat die psychologische Fiktion aufgestellt und bis zu weiter Verbreitung gebracht, dass der gesund normale Frauentyp der sexual sinnlichen Bedürfnisse vollkommen entbehre, — dass diese Bedürfnisse ein ausschliessliches Merkmal der Dirnennaturen bilden. — Dieser Entstellung der Wahrheit gegenüber haben edel und aufrichtig veranlagte, tapfere Frauennaturen das Wort ergriffen und die Tatsache von der sexual sinnlichen Bedürftigkeit des gesund normalen Frauentyps — oft mit opfermütiger Hintansetzung ihrer eigenen Schamhaftigkeitsimpulse — zur Anerkennung gebracht. — Die ethische Hochschätzung dieser Enthüllungstat ist zweifellos berechtigt, hat aber in unklaren Köpfen die Auffassung erweckt, jene Vorkämpferinnen der Wahrheit würden gefeiert — nicht um den Mut ihres Bekenntnisses willen, sondern um der sexualen Bedürftigkeit willen, die sie bekannt haben. Und dies Qui pro quo führt nun häufig zu einer

tatsächlichen Verleugnung aller weiblichen Schamhaftigkeit und zu dem Ergebnis, dass überspannte Frauenzimmer ihre Mannessucht mit emphatischer Gebärde in alle vier Winde hinausposaunen und sich hierfür moralisch auch noch etwas zugute halten. Diesen „Nachkämpferinnen“ gegenüber ziemt die Betonung des Satzes: — „Die sexuale Bedürftigkeit der Frau ist eine Wahrheit, aber keine Tugend.“

Zu 4. — Hier ist vor allem davor zu warnen, sich durch prinzipielle Anerkennung der Sexualhygiene und der eventuellen Gesundheitsschädlichkeit absoluter sexualer Abstinenz zu einer moralisch ebenso verwerflichen wie auch hygienisch unzuträglichen Weichlichkeit und Schlaffheit in der Bekämpfung sinnlicher Gelüste verleiten zu lassen. Für die Jugend insbesondere ist sexuale Askese — bis hinein in das Wunsch- und Phantasieleben — und zeitlich erstreckt bis zum Alter der sexualen Vollreife — das moralisch wie hygienisch einzig richtige Prinzip, und wird deswegen für sie auch immer „Tugend“ bleiben. (Vgl. die Anmerkung S. 14.) — Die Unterdrückung der sexualen Sinnlichkeit während der Periode des intensivsten physischen und psychophysischen Wachstums — also, beim jungen Manne unserer Rassenzugehörigkeit, jedenfalls bis hoch in die zwanziger Jahre hinauf, — kann in jeder Beziehung nur von Vorteil sein, vermehrt erfahrungsgemäss die physische und die psychische Schnellkraft und Bildsamkeit und muss, vom Standpunkte der Pflichten gegen uns selbst aus nicht minder wie von dem unserer Pflichten gegen andere, als moralische Forderung mit allem Ernst und mit aller Energie festgehalten werden.

Von der Selbstbefriedigung ist zu merken, dass sie, mit Mass betrieben, und als periodisches Surrogat für solche, denen der normale Verkehr schon bis zu einem gewissen Grade zur Gewohnheit geworden ist, allerdings keinen merklichen Schaden bringt. Für den jungen Mann aber, der das Weib noch nicht kennt, ist sie darum doch in hohem Grade gefährlich. Ich zitiere hierüber einen Passus aus einer meiner früheren Publikationen, welcher von einem erfahrenen Arzt und in Sachen der Sexualmoral gewiss vorurteilslosen Beobachter, Prof. S. Freud, ausdrücklich als richtig anerkannt wurde. „Die unnatürlichen Befriedigungen des Geschlechtstriebes, namentlich die Selbstbefriedigung, können — so wie der natürliche Geschlechtsgenuss — beim Manne gesundheitsschädlich wirken, wenn sie vor der Zeit oder im Übermass erfolgen. Beides ist bei der Selbstbefriedigung besonders leicht möglich und daher gefährlich. Eine weitere Gefahr liegt darin, dass die Ergüsse häufig ohne vorhergehende kräftige Erektion und daher nicht, wie beim Koitus, heftig, sondern schleichend vor sich gehen, was zu Neurasthenie und Impotenz führen kann. Und alle diese Gefahren werden dadurch noch eminenter gemacht, dass die Selbstbefriedigung, wenn frühzeitig und ausschliesslich ausgeübt, zu einer allmählichen Umbildung des

Sexualtriebes führt, so dass er immer weniger auf die Reize des anderen Geschlechtes, immer mehr auf Phantasien oder gar Berührung mit eigenen Körperteilen reagiert." — Solange also physische und psychische Anstrengung und Arbeitsleistung, Frühaufstehen, Turnen, Bewegung im Freien usw. zur Bekämpfung der „Sinnlichkeit" ihren Dienst tun, hat man ihnen, im Vergleich zur Selbstbefriedigung, auch vom rein hygienischen Standpunkt aus unbedingt den Vorzug zu erteilen.

Ausserdem sei an dieser Stelle nochmals die unheilvolle Identifizierung des Individual- mit dem Stammeshygienischen abgelehnt. — Das Individualhygienische muss darum nicht etwa moralisch auch schon geduldet werden, — es kann nur geduldet werden, insoferne nicht höhere Rücksichten Einspruch erheben.

Für einen sexual vollkräftigen Mann ist zweifellos ein periodisch regelmässiger, genussreicher Sexualverkehr mit gesunden Frauen oder Mädchen das hygienisch Ratsamste. — Aus diesem Grunde allein ist es ihm aber noch keineswegs moralisch erlaubt, Frauen oder Mädchen zu illegitimem Sexualverkehr zu verführen oder zu gewinnen, — denen hierdurch — in unserer Sittenordnung, wie sie nun einmal besteht — fast immer ein grosser, oft ein irreparabler Schaden — an äusserer Ehre, an innerem Halt — zugefügt wird.

Auch von der Prostitution darf aus analogen Gründen nicht bedenkungslos Gebrauch gemacht werden — (ganz abgesehen davon, dass hier oft die Ansteckungsgefahr, auch bei Anwendung von Schutzmitteln, den hygienischen Nutzeffekt mehr als wettmacht). — Denn jeder, der sich durch Bezahlung sexuale Befriedigung erkauft, vergrössert hierdurch die wirtschaftliche Nachfrage nach der „Menschenware" und vermehrt somit auch die Motive, die, in der Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage, für notleidende, unbehütete oder leichtfertige Mädchen verhängnisvoll werden und sie der Prostitution zutreiben. Mag sich der Betreffende auch selbst von der Verführung eines Mädchens freigehalten haben, — so gibt er doch, durch seinen Einsatz an Geld, auch einen Einsatz an Motivationskraft für zahlreiche Verführungen, die er im einzelnen gar nicht verfolgen kann, — und ist darum ebenso selbst ein Verführer, wie etwa der Dieb am Staatsgut selbst ein Dieb ist. — Den Gebrauch der Prostitution darum gleich unbedingt verbieten zu wollen wie den Diebstahl am Staatsgut, wäre allerdings zu weitgehend. Doch wird man sich bewusst zu halten haben, dass die moralische Lizenz zu jenem Gebrauche nur dort vorliegt, wo der aus der sexualen Enthaltsamkeit zu gewärtigende eigene Schaden höher anzuschlagen ist, als der durch den Geldeinsatz hervorgerufene fremde. Und das wird nur in relativ wenigen, dringlichen Fällen zutreffen.

Zu 5. — Die — bedingte — Duldung der „Unnatur" artet mitunter aus in einen Kultus derselben, — namentlich der Homosexualität.

— Diese Erscheinung wäre unbedenklich, wenn die homosexuelle Veranlagung wirklich — wie manche behaupten — ganz oder doch fast ausnahmslos eine angeborene Eigenschaft wäre, gegen die sich nicht ankämpfen, die sich aber auch nicht durch äussere Einwirkungen auf das Individuum hervorrufen liesse. — Diese Ansicht ist jedoch falsch, was viele Tatsachen und Erfahrungen, am offenkundigsten aber das reissende Umsichgreifen der Homosexualität in der Dekadenzperiode des alten Hellas, beweisen. — Jugendliche, durchaus gesunde und generativ wertvolle Personen beiderlei Geschlechts können durch Verleitung und äussere Einflüsse recht wohl homosexuell verbildet werden. Und darum ist es Pflicht, die Homosexuellen auch fürderhin moralisch und gesetzgeberisch in solchen Schranken zu halten, dass ihnen die Propaganda für ihre Neigungen verboten bleibt.

Zu 6. — Hier verschränken sich eine Reihe von Entstellungen und Übertreibungen zu einem verwirrenden Knäuel.

Zunächst lassen sich viele Parteigänger der sexualen Reformbewegung durch die — gerechtfertigte — Höherschätzung der inneren Moral gegenüber der äusseren Sitte dazu verleiten, die Verbindlichkeiten der letzteren schlechterdings gleich Null zu achten, sowie auch ihre reale Wirksamkeit und Bedeutung in unserer Gesellschaft gänzlich zu übersehen und moralisch eine Handlungsweise für erlaubt zu halten, welche von der Fiktion ausgeht, es gebe überhaupt, neben der inneren Moral, keine äussere Sitte mehr. — So wird vielfach der Ehebruch als solcher moralisch für gänzlich irrelevant erklärt, — während er ja doch — man mag über die Institution der Ehe denken wie man will — jedenfalls als Bruch eines gegebenen Versprechens und meist auch als Betrug an einer dritten Person, in die Wage fällt. Und auch seine tatsächlichen, entehrenden Folgen, mindestens für die Frau und mittelbar für deren Kinder, dürfen bei seiner moralischen Beurteilung nicht übersehen werden.

Analoge Erwägungen werden oft vernachlässigt und sind doch unbedingt zu verlangen bei jedem Eingehen eines Sexualverhältnisses zwischen Unverheirateten, sowie auch bei der Eventualität ausserehelicher Kindeszeugung. Unsere sexuale Sitte ist ja aufgebaut auf der sozialen Ächtung des manifesten ausserehelichen Sexualverkehres an Frauen und Kindern. Die soziale Machtstellung eines Mannes muss sehr bedeutend sein, damit er, auch im überzeugten Kampf gegen diese Sitte, einer unehelichen Mutter und ihrem Kinde eine gesunde Lebensatmosphäre zu schaffen vermag. Und nur wenn er sich dessen für fähig halten kann, darf er die entsprechende Verantwortung auf sich nehmen.

Die alleinige Anerkennung der inneren Verantwortlichkeit des Individuums und die Verachtung der Sitte mit ihren Äusserlichkeiten

und Schablonisierungen geht indessen noch weiter und tiefer und artet häufig aus in einen allgemeinen ethischen Individualismus und Relativismus, der jedem Einzelnen die Machtbefugnis und die Befähigung zuspricht, sich seine Moral selbst zu verfertigen — und praktisch der Leugnung jeder moralischen Verbindlichkeit gleichkommt. Der moderne Schwindel mit dem völlig unklaren und willkürlich dehnbaren Begriffe der „Persönlichkeit“ verhilft dieser Richtung zu einer volltönenden Phraseologie.

Die berechtigte Missbilligung der „Prostitution in der Ehe“ führt zu einer anderen, verhängnisvollen Übertreibung. — Das sexuale Integritätsdogma könnte man jene Gesinnung nennen, welche es als schlechterdings unmoralisch verwirft, bei sexualen Handlungen und Entscheidungen andere als rein sexuale Triebe und Regungen mitsprechen zu lassen. — Nach dieser Auffassung würde z. B. eine Frau, welche, um Aufrechterhaltung des Familienlebens und um der Erziehung ihrer Kinder willen, sich einem nicht mehr geliebten Manne auch fürderhin sexual hingibt, sich entwürdigen, in gewissem Sinne prostituieren, und wäre moralisch ververpflichtet, die Ehe zu lösen. — Demgegenüber ist leicht zu begreifen, dass von keiner Kategorie menschlicher Handlungen, und also auch nicht von den sexualen, verlangt werden kann, dass sie ausschliesslich aus den ihnen eigentümlichen Trieben und Regungen hervorgehen. — Wie unsinnig wäre etwa das Gebot, man dürfe bei Handlungen der Nahrungsaufnahme keine anderen als gerade den Nahrungstrieb — also Hunger, Appetit und Feinschmeckerei — entscheiden lassen, — und nicht etwa auch Rücksichtnahme auf den eigenen oder den Geldbeutel der Familie! — Der Mensch ist ein System von gar mannigfachen Trieben und Neigungen, und die Handlungen, die er in Wirksamkeit einer dieser Kraftkomponenten ausführt, sind mitbestimmend für den Bestand auch aller übrigen. Es ist daher unbedingt nötig, dass diese Triebe und Neigungen einander gegenseitig Konzessionen machen und im Konfliktfall Kompromisse eingehen. Hiervon bildet auch die Sexualität keine Ausnahme. Besonders unter den Frauennaturen sind nicht diejenigen mit autokratischen, eigenwilligen oder gar eigensinnigen sexualen Neigungen die biologisch wertvollsten oder gar zur Ehe tauglichsten, — sondern die sexual bis zu gewissem Grade schmiegsamen und akkommodationsfähigen, — Frauen, resp. Mädchen, welche bereit sind, sich fast jedem normalen Manne von gesund kräftiger Veranlagung in Liebe hinzugeben, dessen Sinnesart und Werbungsweise ihnen und ihren einstigen Kindern ein sicheres und erfreuliches Heim zu bieten verbürgt. — Die Autokratie der Sexualtriebe führt in ihren Konsequenzen nicht zu biologisch wünschenswerter Fortpflanzung, sondern zum Hetärentum.

Verwandt mit der Verkennung dieser Wahrheit ist ein weit verzweigtes System von Irrtümern über die Grundlagen und Erfordernisse guter und erfreulicher monogamischer Ehen. — Schon im ersten Kapitel dieses Werkes wurde die Auffassung begründet, dass das monogamische Eheprinzip überhaupt ein nur bedingt kulturell förderliches, konstitutiv dagegen verderbliches und daher reformbedürftiges sei. — Unsere zeitgenössische sexuale Reformbewegung steht noch nicht auf dem Boden dieser Erkenntnis, sondern vielmehr — wie revolutionär sie sich auch im einzelnen gehaben möge — noch immer unter dem Banne des überlieferten Ehe-Ideales. — Sie glaubt nur — im Gegensatz zur „alten Moral" — die wahren Vorbedingungen für wirklich „gute Ehen" gefunden und aufgedeckt zu haben, — und sie bewegt sich mit diesem Glauben fast durchwegs in psychologischen Irrtümern und auf moralisch abschüssiger Bahn.

Die Vorbedingungen für gute monogamische Ehen lassen sich — wenn man von einzelnen, abnormen Ausnahmsfällen absieht — im Überblick unter vier Gesichtspunkte bringen. Erforderlich ist erstens gegenseitige, persönliche Sympathie der Eheschliessenden, zweitens eine kräftige sexuale Aufnahmskapazität beider Teile, drittens eine gewisse Gunst der Verhältnisse und des sozialen Milieus, viertens endlich beiderseitige Achtung und Unterordnung gegenüber dem Ehegebot als solchem, das heisst als sozialsittlichem Imperativ. — Von diesen Punkten bedarf nur der zweite einer näheren Erläuterung. — Unter „sexualer Aufnahmskapazität" ist jene sexuale Unverbrauchtheit und Suggestibilität zu verstehen, welche das Individuum den intimen ehelichen Sexualverkehr mit dem Partner als ein produktives, gestaltendes und gestaltungsfähiges Moment des Innenlebens empfinden lässt, — jene Biegsamkeit der Natur, welche, ohne Reflexion und Absicht, unter dem Einfluss der durch den Sexualverkehr als solchen ausgelösten physischen und psychischen Regungen und Emanationen, sich der Persönlichkeit, von welcher diese wachgerufen werden, anpasst. — Die sexuale Aufnahmskapazität ist ein Erfordernis für beide Teile in der Ehe, — aber, gemäss der dominierenden Stellung des Mannes, doch in erhöhtem Masse von seiten des weiblichen Teiles. Volle, weiblich sexuale Aufnahmskapazität können nur Jungfrauen besitzen. — Der erstmalige Koitus, mag er mit noch so wenig Überlegung, Selbstbestimmung und moralischer Freiheit, ja selbst im Zwange ausgeführt worden sein, übt doch auf das weibliche Gemüt eine so stark suggerierende Wirkung aus, dass die Spuren hiervon niemals, auch durch die heisseste Liebe nicht ausgetilgt werden können. Darum bleibt auch die sexuale Unberührheit des Weibes die normal unerlässliche Vorbedingung für „glückliche Ehen".

Die überlieferte Moral nun beging bei der Aufnahme und Wieder-

gabe dieser Verhältnisse den unleugbaren Fehler der Äusserlichkeit und eines weitgehenden Formalismus. — Die Wichtigkeit der individuellen Sympathie für das Eheglück wurde unterschätzt, mitunter ganz vernachlässigt. Die sexuale Aufnahmskapazität wurde nur für den weiblichen Teil gefordert, und zwar mit dem starren Postulat der Intaktheit des Jungfernhäutchens. Die Ingeranz der äusseren Verhältnisse auf das Innenleben der Gatten wurde vielfach übertrieben, und ebenso auch die beglückende Kraft der moralischen Unterordnung unter den Ehe-Imperativ. — Unsere Sexualreformer treten gegen diese Schiefheiten und Einseitigkeiten in Opposition, geraten aber dabei zum grössten Teil in Auffassungen, die von dem wahren Sachverhalt noch viel weiter abirren.

Hierher gehört vor allem eine hochgradige Überschätzung der individuellen Sympathie für das Eheglück und den Ehefrieden, und, hiermit Hand in Hand gehend, eine Überspannung des Ehe-Ideals überhaupt. — Konsequent folgt hieraus eine Verkennung der Wichtigkeit oder Bedeutung der übrigen ehelichen Faktoren und die Forderung einer unheilvollen Toleranz gegen den Ehewechsel, — Scheidung und Wiederknüpfung monogamischer Verbände, — mögen diese nun als legal approbiert gedacht werden, oder nicht. Die dahingehenden Auffassungen lassen sich kurz etwa durch folgende Positionen charakterisieren: — „Alle — oder doch die meisten sexual reifen Menschen wären fähig, ein hohes monogamisches Eheglück zu gewähren und zu empfangen wenn sie nur zur richtigen Erkenntnis der individuellen Fähigkeiten und Bedürfnisse ihrer „Persönlichkeit“ gebracht und dem diesen Fähigkeiten und Bedürfnissen jeweilig entsprechenden Partner zugesellt würden. Dieser vornehmsten Eheforderung gegenüber sind alle übrigen, für nötig geachteten, von untergeordneter, ja verschwindender Bedeutung, — so namentlich die physiologische Jungfernschaft der Frau. Das Jungfernhäutchen beweist nichts für Herzensreinheit und sexuale Integrität der Seele, und sein Fehlen (welches auch Folge von allerhand Zufällen sein kann) nichts dagegen. — Wiederverheiratung nach gelöster Ehe ist in möglichst weitem Umfange zu gestatten, um der wechselseitigen Ergänzung der Persönlichkeiten keine überflüssigen Fesseln anzulegen. — Die Kinder aus gelösten Ehen sind im allgemeinen entweder von staatswegen aufzuziehen, oder sie folgen der Mutter in die neue Ehe, — während der Vater für sie die Alimentationskosten zu tragen hat.“ — Auf solche Weise hält man durch äussere Lockerung und die Forderung gleichzeitiger innerer Vertiefung der Ehebündnisse allgemeines Glück und allseitige Zufriedenheit für gewährleistet.

Unbefangene Erfahrung und Überlegung muss jedoch dem gegenüber folgendes geltend machen: — Wenn die menschliche Natur tatsächlich solch unermessliche monogamische Glücksquellen verbörge, so wären wohl kaum die — annähernd — zwei Jahrtausende monogami-

scher Zucht unserer abendländischen Kulturvölker nötig gewesen, damit sie aufgedeckt würden. Was das monogamische Prinzip emporgebracht hat, ist nicht sein Einklang mit den menschlichen Glücksbedürfnissen, sondern die kulturelle Produktivität des Zwanges, die es dem Menschen — vielfach im Widerspruch mit seinen Glücksbedürfnissen — auferlegt. Aus vereinzelten Ausnahmsfällen von voller gegenseitiger Befriedigung in der monogamischen Ehe dürfen keine allgemeinen Schlüsse gezogen werden. Diese Fälle betreffen nicht generativ, sondern nur kulturell wertvolle Naturen, — entweder solche, die zur Sublimierung der Sexualität veranlagt sind, oder die sich — mindestens psychisch — dem Hermaphroditismus annähern. — Wirkliche Seelengemeinschaft ist überhaupt ein viel zu selten Ding, als dass es zur Normalforderung für irgend ein menschliches Verhältnis gemacht werden dürfte. Zwischen einem echt männlich empfindenden Mann und einer echt weiblich empfindenden Frau aber ist Seelengemeinschaft, wenn sie etwas anderes sein soll als Interessengemeinschaft und gegenseitige Anziehung, fast unmöglich zu erreichen. Nur weibische Männer und männische Frauen eignen sich dazu, — ebenso wie zu jener vergröberten Form des monogamischen Idealverhältnisses, welches man gegenwärtig mit so grosser Vorliebe anpreist und unter dem Titel der „Kameradschaft“ zu fordern pflegt. — Eine Frau, die ihrem Manne „Kamerad“ ist, kann ihren Kindern keine gute Mutter sein und wird zudem nur schwer die Anmut und die Würde des Weibes zu bewahren wissen. — Was Ehegatten einander lieb macht und in moralisch und ästhetisch befriedigender Beziehung erhält, ist nur zur einen Hälfte angeborene, gegenseitige Sympathie, — zur anderen jene wechselweise Anpassung und Suggestion, welche aus der gegenseitigen Gewährung des Sexualgenusses hervorgeht, resp. hervorgegangen ist. Darum bleibt sexuale Aufnahmskapazität beider Teile und — normalerweise — sexuale Unberührtheit des weiblichen Teiles ein Erfordernis für glückliche und hochstehende eheliche Beziehungen. Dass ein Weib die physiologischen Merkmale der Jungfernschaft bewahrt und ihren Blütentau dennoch verloren haben kann (durch „Flirt“ und „Poussieren“ —), wird kein Vernünftiger bestreiten, — ebensowenig als es ihm beikommen wird, ein Mädchen, welchem beim Turnen oder Schwimmen das Jungfernhäutchen gerissen ist, deswegen für „entjungfert“ zu halten. Durch derartig plumpe Insinuationen beweist man nur die Schwäche der eigenen Position. — Auch der Mann braucht für die Ehe sexuale Aufnahmskapazität, — wenn auch nicht Unberührtheit. — Eine ähnliche psychische Einwirkung wie das Mädchen vom ersten Koitus, empfängt der Mann von dem ersten längeren Zusammenwohnen mit einem Weibe, mit dem er in sexualem Verkehr steht, — von den tagtäglichen Intimitäten dieses Beisammenseins mit seinen Reizen, seinen Enttäuschungen, seiner Ernüchterung.

Männer, die dies einmal durchgekostet haben, sind soviel wie entjungfert. — Wegen der längeren sexualen Vollgiltigkeit des Mannes bieten erfahrungsgemäss solche Eheschlüsse die für beide Teile günstigsten Vorbedingungen, in denen ein Mann in den mittleren Jahren, der, ohne noch „entjungert" zu sein, doch schon verschiedene sexuale Erlebnisse hinter sich hat, ein junges, unberührtes Mädchen heimführt. — Ehen zwischen beiderseitig „entjungferten" Partnern können auch noch glücklich werden; je geringer jedoch beim Eheschluss die sexuale Aufnahmskapazität, desto mehr sinkt im allgemeinen das moralisch-ästhetische Niveau des Ehelebens. Bei schrankenlosem Ehewechsel wäre daher eine das ganze Gefühlsleben korrumpierende Verrohung der sexualen Beziehungen die sichere Folge. Allerdings würden die Begehrenden schliesslich zu dauernden Verbindungen gelangen, aber — in tausend Fällen gegen einen — nicht weil sie, nach langem Suchen, in ihrem Partner die ideale „Ergänzung ihrer Persönlichkeit" endlich gefunden, sondern — infolge beiderseitigen Ruhebedürfnisses, beiderseitiger Ermüdung und Ernüchterung. — Für die Erziehung der Kinder vollends wäre jene Lizenz zum Ehewechsel geradezu verderblich. — Die Kindererziehung durch den Staat ist vorderhand ein Postulat auf dem Papier. Durch die Herübernahme von Kindern aus früheren Ehen in neuzuschliessende aber würde alle Kontinuität, alle Sicherheit, alles Vertrauen zwischen Kindern und Eltern und in der Einwirkung dieser auf jene zerstört und zerrissen. Wer dafür in den Alimentationsbeiträgen des Vaters einen Ersatz gegeben zu haben glaubt, ist mit Blindheit geschlagen. Vielmehr würde die Voraussicht jener Schwierigkeiten und Konflikte angesichts eventueller Nachkommenschaft auf die Personen, welche dem Prinzip der kurzlebigen Monogamie huldigten und daher die Ehen von vornherein mit dem Vorbehalt ihrer baldigen Auflösung eingingen, als bestimmendes Motiv zur tunlichsten Kinderverhütung einwirken. Schwunghafter Prohibitivverkehr wäre die weitere unausbleibliche Folge der Lizenz zum Ehewechsel, — und als nächster Schritt dann vollständiges Versinken im Hetärentum.

Aus all diesen Gründen kann die Gesellschaft jenes Imperatives nicht entraten, der monogamische (und eventuell auch polygame) Eheverbände im Prinzip zu Dauerverbänden stempelt, und Ehewechsel nur in beklagenswerten Ausnahmefällen zulässt. Und aus diesen Gründen sind speziell unsere zeitgenössischen Tendenzen zur Emanzipation vom Imperativ der Sitte auch zum grössten Teil irreführend und verderblich.

Zu 7. — Die berechtigte Opposition gegen die „doppelte Männermoral" wird fast ausnahmslos nicht nur begrifflich, sondern auch sachlich verknüpft mit der kategorischen Forderung einer undifferenzierten „Einheitsmoral", welche beiden Geschlechtern die gleichen sexualen Rechte und Pflichten erteilen solle. — Der Schluss ist logisch

und sachlich falsch. — Aus der Verwerflichkeit jenes moralischen Doppelspieles der Männer mit „geschützten“ und mit „ungeschützten“ Frauen geht noch keineswegs hervor, dass die Männer für sich nun alle moralischen Forderungen anerkennen müssten, welche für Frauen gelten. Im Gegenteil wäre die offenkundige Differenzierung der Sexualmoral nach den Geschlechtern das einzige Mittel, jene doppelte Männermoral wirkungsvoll zu bekämpfen. — Unsere zeitgenössische Reformbewegung ist von dieser Erkenntnis weit entfernt. Sie hält mit Zähigkeit an einem der Grundprinzipien der alten offiziellen Moral fest, — an ihrer Uniformität für beide Geschlechter. Und zwar machen sich hier zwei Tendenzen geltend, eine rigorose und eine tolerante.

Die rigorose Tendenz stellt an den Mann in Ernst und Wirklichkeit dieselben Forderungen der sexualen Enthaltsamkeit, welche die alte Moral bei ihm nur zum Schein, in Wirklichkeit dagegen nur bei Frauen geltend gemacht hat. Dieser „Keuschheitsbewegung“ unter den Männern kann der Zoll sittlicher Hochachtung nicht verwehrt werden. Sie ist aber biologisch auf falschem Wege begriffen, in ihrem Erfolg daher aussichtslos, und wird über eine geringe Minderzahl ihrer Parteigänger niemals hinauswachsen. — Dies geht schon aus der Unsinnigkeit der Forderung hervor, dass bei der Verheiratung für die Regel die Männer sich auf Lebzeiten zum ausschliesslichen Sexualverkehr mit einem Weibe verpflichten müssten, ohne doch noch jemals aus eigener Erfahrung den Sexualverkehr, also den wesentlichen Inhalt ihrer Verpflichtung, kennen gelernt zu haben. — Auch würde durch absolute Abstinenz bei den Männern eine Unkenntnis der Frauennatur, eine sexuale Überempfindlichkeit für zufällige Berührungen gross gezogen, welche ihnen oft eine vernünftige Brautwahl psychisch unmöglich machen und sie den ärgsten „Reinfällen“ schutzlos ausliefern würde.

(Mit dem Hinweise darauf, dass die herrschende Moral eben jene Anforderungen an das Mädchen stellt, ist nichts bewiesen. Die traurigen — obwohl im Prinzipienbereich unserer Sitte unvermeidlichen — Folgen davon sind allbekannt. Sie würden sich verdoppeln, ja, mehr als verdoppeln, wenn von nun an auch die Männer ebenso unwissend und ahnungslos in die Ehe träten, wie bisher nur die „Mädchen aus guter Familie“.)

Anders die tolerante Richtung. — Sie fordert ohne viel Einschränkung die Lizenzen der gegenwärtigen nicht offiziellen, nachtseitigen „Männermoral“ auch für die Frau. Den jungen Mädchen soll es, wie bisher „inoffiziell“ den jungen Männern, gestattet sein, bald nach dem Erwachen der sexuellen Bedürftigkeit beliebige „Verhältnisse“ einzugehen und wieder zu lösen, — natürlich, so lange Schwangerschaft unerwünscht bleibt, mit deren künstlicher Verhütung. — Es ist die offene „Moral“ des Hetärentums, die sich mit diesen Forderungen, unter

dem Insignum einer Opposition gegen das Unrecht der „doppelten Männermoral", frech und unverschämt ans Tageslicht wagt. — Zu ihrer Charakteristik bedarf es nach dem früher Gesagten keiner weiteren Worte.

Zu 8. — Das Bewusstsein generativer Verpflichtungen kann, wo es aufrichtig vorhanden ist und nicht irregeleitet wird, nur Gutes wirken. Häufig aber dürfte es als Beschwichtigungsmittel gegen böses Gewissen bei moralisch verwerflichem Prohibitivverkehr verwendet werden. — Wer Neigungen zum hetäristischen Sexualgenuss fühlt und ein Widerstreben gegen die mit der Aufzucht von Kindern zu übernehmende Mühe und Verantwortung, der findet wohl leicht in seiner Verwandtschaft einen Fall krankhafter Veranlagung, von dem er sich die Erlaubnis zur Ausschaltung seiner Zeugungskräfte aus dem Lebensprozess des Volkes herholt. — Dem gegenüber muss betont werden, dass Gesundheit ein relativer Begriff — und dass makellose Gesundheit so gut wie nirgendwo anzutreffen ist.

Das generative Gewissen wird zudem oft irregeleitet durch eine Entstellung der Zuchtwahllehre, welche hauptsächlich dem Horizont und der Apperzeption des weiblichen Intellektes entspricht und, wegen des Vorherrschens der Frauenliteratur auf sexualem Reformgebiet, grosse Verbreitung gefunden hat.

Das Wesen der natürlichen Zuchtwahl besteht darin, dass die minderwertigen Individuen von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden, die höherwertigen dagegen sich um desto zahlreicher fortpflanzen. — Nach der Auffassung fast aller weiblichen Sexualreformer dagegen finden wir unter dem Schlagwort der natürlichen Zuchtwahl die Annahme festgehalten, dass das entscheidende Moment, welches die angeborenen Anlagen der heranwachsenden Generation bestimme und speziell kräftige und veredle, nicht in dem Ausschluss der Minderwertigen von der Fortpflanzung zu finden sei, sondern in der für die Nachkommenschaft günstigsten paarweisen Zuordnung der Individuen zueinander, — mögen sie auch alle in ungefähr gleichem Masse sich fortpflanzen. Das untrügliche Anzeichen aber für diese günstige paarweise Zuordnung sei das Mass der gegenseitigen sexualen Anziehung, durch welche die Natur ihren „Zeugungswillen" dem Individuum offenbare. — Nach dieser Auffassung käme es also, um die Konstitution der Menschheit zu veredeln, nur darauf an, die sexualen Verbindungen, bei denen am meisten Liebesleidenschaft zur Auslösung gelangte, fruchtbar werden zu lassen.

Wie die meisten Irrtümer, so hat auch dieser ein Körnchen Wahrheit. — Starke einseitige Aversion gegen den Sexualverkehr (bei starker beiderseitiger Aversion kann er ja überhaupt kaum zustande kommen) fungiert mitunter als Anzeichen seiner generativen Unzweckmässigkeit. Ausnahmslos ist dies Zusammentreffen jedoch keinesfalls, wie viele Erfahrungen beweisen. Allerdings: — dort, wo die Begattung

stets unfruchtbar wäre oder zu Missbildungen führen würde — bei Tieren verschiedener Gattungen und Familien — besteht auch keine gegenseitige sexuelle Affinität; — diese ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Grundbedingung oder doch mindestens eine fast regelmässige Begleiterscheinung vollwertiger Zeugungen. — Sie aber deswegen zum Mass für diese letzteren stempeln zu wollen und darüber die Wichtigkeit der eigentlichen Zuchtwahl, des Ausschlusses der Minderwertigen, zu vernachlässigen, — ist kein geringerer Fehler als wenn man etwa, ohne Berücksichtigung von Sonne und Temperatur, den Grad der Bodenfeuchtigkeit allein als Massstab für die Fruchtbarkeit eines Grundstückes aufstellte. Die sonderbarsten Konsequenzen folgen aus jener Auffassung. — Bekannt ist der abnorm starke Sexualtrieb der zur Tuberkulose Disponierenden, ja der Infizierten selbst. Da dieser natürlich auch zu starken Liebesleidenschaften führt, so müsste, nach jener Zuchtwahllehre, auch von zahlreichen tuberkulösen Liebespaaren nur vorzügliche Nachkommenschaft zu erwarten sein. -- Bekannt ist ferner, dass ehelicher Zwist und Hader die stärkste Liebesleidenschaft in ihr Gegenteil zu verkehren vermag. Nach jener Zuchtwahllehre müsste ein Ehepaar, wenn es sich bis zum Grade der gegenseitigen Verekelung zerzankt hat, die Fähigkeit, gut veranlagte Nachkommen zu erzeugen, verloren haben, ob es sie gleich früher in noch so hohem Grade besass.

Dieser Folgerung wusste sich allerdings eine vielgefeierte Apologetin der Idealehe zu entziehen, mit dem biologischen Dekret: — „Nur die Liebesleidenschaft kennzeichnet die günstigen Paarungskombinationen, welche zur Seelengemeinschaft und mithin zur beglückenden Dauerehe zu führen vermag“. — Gegen die gut bürgerliche Tendenz dieser Behauptung ist allerdings nichts einzuwenden, — um so mehr aber gegen die Stichhaltigkeit ihrer Begründung, — falls eine solche überhaupt für nötig erachtet würde. — In diesem Stile freilich lässt sich die Zuchtwahllehre als Aufputz für jede beliebige sexualmoralische Doktrin verwenden.

Zu 9. — Ebensowenig wie das Erwachen des generativen Gewissens, kann echter und wirklicher Mutterstolz und Müttersolidarität auf Abwege führen. Dagegen fungiert der Wunsch nach Mutterschaft, die Sehnsucht nach dem Kinde in unserer Frauenbewegung vielfach als „Deckvorstellung“ [1]), als Vorwand vor sich selbst und vor anderen, für die Sehnsucht nach dem Manne, für den Ruf nach seiner Umarmung. — Nicht diese Sehnsucht ist zu verurteilen, wohl aber die Dreistigkeit und zugleich doch Hypokrisie ihrer Kundgabe. Selbst die Mutterschutzbewegung muss als Deckmantel für das immer weiter um sich greifende Hetärentum unserer Tage herhalten. — Nur so ist es zu erklären, dass beispielsweise gleich

---

1) Ein Ausdruck von S. Freud, — vergl. die Anmerkung S. 31.

in dem Einleitungsartikel einer vor wenigen Jahren gegründeten Zeitschrift „Mutterschutz“ in nicht misszuverstehenden Andeutungen für die Lizenz eines prohibitiven Sexualverkehrs der unverheirateten Töchter aus guten Familien Propaganda gemacht wurde[1]).

C. Zusammenfassung.

Unsere zeitgenössische sexuale Reformbewegung enthält manches Gute und vieles Schlechte; in seiner Wirksamkeit aber überwiegt vorderhand noch entschieden das letztere, weil es die Konsequenz der Tat nicht scheut, — während das Gute, Gesunde, dort, wo es mehr anstrebt als hygienische Lizenzen zum Wohlergehen des Einzelnen, fast ausnahmslos in Wünschen und Vorsätzen stecken bleibt. — Im besonderen aber muss man unserer Reformbewegung folgendes zum Vorwurf machen: —

Sie ist erstens feminin, — nicht etwa nur in dem äusseren Sinne, dass sie hauptsächlich von Frauen geleitet wird — was kein Vorwurf wäre —, auch nicht nur darin, dass sie in erster Linie die Bedürfnisse der Frauen berücksichtigt; — sie ist feminin in einem noch viel tieferen Sinne: — sie ist weibisch schwächlich, unlogisch, die eigenen Konsequenzen scheuend, — sie gefällt sich in Halbheiten und genügt sich an Velleitäten. Sie glaubt revolutionär zu sein, — sie will es sein, führt Worte wie das von der „Umwertung aller Werte“ im Munde, — und kommt doch, nolens volens, von den biologisch falschen und verderblichen Grundprinzipien des Überlieferten, von der uniformen Moral für beide Geschlechter und dem monogamischen Lebensideal, nicht los. — Sie erhebt Proteste im Namen der Sittlichkeit und Natur, stellt Forderungen an Staat und Gesellschaft, ohne Gedanken an die Mittel zu ihrer Erfüllung, — sie will den sozial Geächteten, moralisch Verkommenen helfen — und weiss keinen anderen Rat, als zu ihnen herabzusteigen.

Die Reformbewegung ist zweitens in hohem Grade unreif, — voll von psychologischen, soziologischen, biologischen Irrtümern, welche im vorhergehenden einzeln besprochen und nachgewiesen wurden und sich in der Praxis der Durchführung durch die empfindlichsten Enttäuschungen kundgeben würden, zum Teil heute schon kundgeben.

Sie ist drittens ausschliesslich auflösend und zerstörend — mindestens überall, wo es nicht auf das Wohl des Einzelnen, sondern der Gesellschaft, des Stammes ankommt; sie ist bar irgendwelcher produktiver Gedanken, eines leitenden, aufbauenden Prinzips. Sie arbeitet fast nur mit Toleranzen; — von ihren wenigen Rigorismen ist der

[1]) Zu meiner lebhaften Befriedigung erfahre ich, unmittelbar vor Abschluss der Korrekturen des vorliegenden Druckes, dass die Leitung der genannten Zeitschrift jüngst an eine bewährte Kraft überging, von der sicher zu erwarten steht, dass sie das Unternehmen seiner hohen Aufgabe auch wirklich dienstbar machen werde.

überwiegende Teil unsinnig und undurchführbar. Die Bewegung ist daher auch unvermögend, nur einen einzigen der Schäden unserer überlieferten Sexualordnung auch wirklich zu beseitigen. — Die Reformbewegung hat bisher an greifbaren Vorschlägen nicht mehr und nichts anderes hervorgebracht, als die Forderung nach sittlicher und gesetzlicher Lizenz zur kurzlebigen Monogamie auf Kündigung und mit absichtlicher Kinderverhütung.

Vom züchterischen Standpunkt aus, gegen die immer weiter um sich greifende psychophysische Degeneration, wäre mit der Lizenz zum Ehewechsel kaum etwas gewonnen, selbst wenn die Kinderverhütung ausgeschlossen bliebe. Denn allerdings erwüchse dann den rührigeren Männern die Möglichkeit, sich nacheinander mit mehreren jungen, fruchtbaren Frauen zu verheiraten und um desto mehr Kinder zu zeugen. Aber welcher Männertyp wäre es, der auf diese Weise generativ begünstigt würde? — Der Typ der Frauenbetörer, — der einschüchternden oder einschmeichelnden, unbeständigen, äusserlich gewinnenden, innerlich gefühlsrohen Männer, die es mühelos fertig brächten, einer Frau, mit der sie jahrelang gelebt und Kinder gezeugt, plötzlich samt den Kindern den Laufpass zu geben, um sich einer anderen, jüngeren, reizvolleren zuzuwenden. Ein Stamm, in dem dieser Typ gezüchtet würde, verlöre bald die Fähigkeit zur gesellschaftlichen Solidarität, zu allen höheren sozialen Organisationen. — Aber es käme in Wirklichkeit gar nicht dahin. Vielmehr würden sich die „free-lovers" vor Kinderzeugung wohl in acht nehmen, und der Erfolg wäre nur ein Herabsinken der Geburtenquote unter das erforderliche Mass.

Was trüge der freie Ehewechsel bei zur Beseitigung des zweiten Hauptübelstandes unserer Familienordnung, der mangelhaften wirtschaftlichen Ausnützung der an das Haus gebundenen weiblichen Arbeitskraft? — Nichts und wieder nichts! — Denn für diese Gebundenheit bliebe es gleich, ob die Ehe eine junge oder eine alte, eine erst- oder eine fünftmalige wäre.

Endlich das Hetärenproblem!? — Solange jene kurzlebigen monogamischen Verbindungen nicht eventuell auf die Dauer von wenigen Stunden reduziert würden (was ja doch nicht in der Absicht ihrer Fürsprecher liegt), — solange noch ein sozialer Unterschied festgehalten würde zwischen Frau und Dirne, wäre auch zur Lösung dieses Problems nichts Wesentliches beigetragen, — und nur soviel muss den Anwälten unserer Reformbewegung zugegeben werden, dass wahrscheinlich in demselben Mass, als unter der Herrschaft der allgemeinen Lizenz zum Ehewechsel das Durchschnittsniveau der Frauen überhaupt dem der Hetären sich annäherte, die Zahl der offenkundigen Prostituierten sich einschränken würde. Es ist aber doch zweifelhaft, ob irgend jemand dafür einstehen wollte, dass dieser Gewinn seines Preises wert wäre.

Unsere zeitgenössische sexuale Reformbewegung leistet also nichts zur Beseitigung der wirklich vorhandenen Schäden. Dennoch ist sie über die Massen grosssprecherisch und siegesgewiss. — Sie gleicht hierin der zweiten Entwicklungsphase aller revolutionären Bewegungen von grösseren Dimensionen, welche die Geschichte uns vorführt.

Anfangs sind es stets berechtigte Bedürfnisse, unerträgliche Schäden der alten Ordnung, die in hervorragenden Köpfen den Wunsch und den Versuch nach Reform wachrufen. Sind die Machthaber — oder ist die Zeit selbst unvermögend, dieser Forderung zu willfahren, so ergreift die oppositionelle Stimmung die Massen, — es kommt zur Revolution. — Da erscheint denn nicht nur die alte Ordnung um ihrer Mängel willen, sondern bald jede Ordnung schlechthin als Feind der Menschheit, als Unglück und Unvernunft. Man übersieht den Widerstreit zwischen dem Egoismus des Einzelnen und dem Wohle der Gesamtheit. Man hält durch Aufhebung aller engenden Bande eines innere Konflikte schaffenden Imperatives das soziale Rätsel für gelöst. Der moralische Himmel hängt voller Geigen. Die Kämpfer der Freiheit atmen auf im beglückenden Gefühl, der Hemmungen des Gewissens ledig geworden zu sein, in der berauschenden Erwartung, durch schrankenloses Sichgehenlassen den Preis des Lebens zu gewinnen, die Ideale der Edlen zu verwirklichen. — „Revolutionskoller“ könnte man diese typische Krankheit nennen, die wohl jeden einmal erfasst, der sich der Auflehnung gegen überlebte soziale Fesseln aus vollem Herzen hingab. — Wenn dann die Konsequenz der Taten gezogen wird und die niedrigen Instinkte ihre Orgien feiern, so folgt bald der ebenso typische Rückschlag im Inneren des Individuums und in der Gesinnung der Masse, — und als weitere Konsequenz die gänzliche Unterdrückung der Bewegung, oder ihre Einschränkung auf ein vernünftiges Mass. — In der ersten französischen — dem grössten typischen Beispiel der Revolution, das wir in der Geschichte besitzen, wurde jene Phase des „Revolutionskollers“ geistig antizipiert durch die Lehren des genialen Jean Jacques Rousseau, und dann verwirklicht in der Partei der Girondisten. — Unsere sexuale Reformbewegung zeigt in ihrer Doktrin und ihrer Propaganda viele Analogien mit diesen und mit jenem. Derselbe Kultus der Natur, der psychischen Nacktheit, dieselbe Grosssprecherei und ästhetisierende Phrasenhaftigkeit — und derselbe Mangel an produktiven, sozialorganisatorischen Leistungen.

Wenn wirklich die Gesinnungen der Führerinnen unserer sexualen Reformbewegung als typisch für unsere Frauenwelt anzusehen wären — was ja noch billig bezweifelt werden darf — und in die Bewegung nicht rechtzeitig neue, produktive Kräfte der Konsolidierung einsetzten, — so stünde unser baldiger Übergang zum „Jakobinertum“ der Sexualrevolution in sicherer Aussicht. Der vielgepriesene Appell an die Verantwortlichkeit des Individuums — statt der Tyrannei der Sitte —

könnte uns dann wenig helfen. Denn die Selbstverantwortung vor einer individuellen Moral, die sich aus Überspanntheiten und Toleranzen zusammensetzt, bietet wenig mehr als die Ablehnung aller moralischen Verantwortung überhaupt. — Auch die beliebten Deklamationen nach dem grossen Poseur und Züchtungspropheten Friedrich Nietzsche vermöchten dann den Niedergang nicht aufzuhalten. — „Ich lehre euch den Übermenschen!" — und — „Nicht fort sollt ihr euch pflanzen, sondern hinauf!" — Jawohl, meine Damen, — durch die amour d'éponge etwa und die interessanten Künste der Keimsterilisierung? —

Das Jakobinertum der Sexualrevolution wäre das allgemeine Versinken im Hetärismus, der Völkertod der abendländischen Kultur, der weissen Menschenrasse also, deren Reichtum an Geistes- und an Sachgütern dann — als ihrem lachenden Erben — dem gelben Mann zufiele, — dem gelben Manne mit seiner Genügsamkeit, seiner Zähigkeit, seiner Arbeitskraft, seinem Positivismus — und mit seiner — im innersten Kern gesund gebliebenen — Sexualmoral.

IV. Die Postulate des Lebens.

Vorbemerkung.

Unsere zeitgenössischen sexualen Reformbestrebungen haben es bisher noch nicht vermocht, sich aus dem Bannkreis der Grundprinzipien einer „kulturellen" Tendenz in den sexualmoralischen Wertungen zu befreien. Die Bestrebungen, welche sich diesen Anschein geben, erwiesen sich vielmehr als irregeführt und irreführend. — Aber auch abgesehen hiervon hat unsere, auf Sublimierung der Sexualität aufgebaute Kultur von der gegenwärtigen Reformbewegung wenig zu erhoffen, und noch nichts zu erwarten.

Im folgenden sollen nun die Forderungen entwickelt werden, welche eine wahrhaft gesunde, zu den Quellen des Lebens zurückleitende und dabei doch kulturell fortschrittliche sexuale Reformbewegung zu erfüllen hätte.

1. Die Verehrbarlichung des Fortpflanzungsstrebens.

Unter dem seltsamen Ausdrucke der „Verehrbarlichung des Fortpflanzungsstrebens" (man entschuldige die Wortbildung, — es gibt keine andere, welche den verlangten Sinn wiedergäbe —) ist zu verstehen: — Wir müssen das auf den Zweck der Fortpflanzung als solcher gerichtete Streben und Verlangen, den abstrakt bewussten Fortpflanzungstrieb also, in unserer ethischen Wertschätzung zu Ehren bringen.

Dass dieses, den Menschen vor dem Tier auszeichnende Zweckstreben den biologisch wertvollsten Kern aller menschlichen Fort-

pflanzungstriebe ausmacht, wurde bereits dargelegt (vgl. S. 44 f.), — ebenso dass wir Abendländer in vergangenen, kulturell niedrigeren Epochen dieses Streben in stärkerem Masse besassen, als gegenwärtig, und somit, in bezug hierauf, einem biologischen Rückschritt verfallen sind. — Die kräftige Entwicklung dieses Strebens ist die notwendige Vorbedingung für jede sozialorganisatorisch produktive Reform auf sexualem Gebiet. — Ohne die Mitwirkung eines starken, zweckbewussten Fortpflanzungsstrebens ist es unmöglich, jene sozialen Gebilde zu schaffen, welche die Vorzüge der friedlichen Kooperation der Männer mit den Erfordernissen ihrer sexualen Rivalität bei der Auslese verbinden. — Durch ein kräftiges Fortpflanzungsstreben wäre überdies an sich schon das Hetärenproblem gelöst. Dieses Problem besteht in dem Widerstreit zwischen der Unentbehrlichkeit der Hetären auf dem einen — und der Unumgänglichkeit ihrer moralischen und gesellschaftlichen Ächtung auf der anderen Seite. Die Ächtung der Hetäre ist unumgänglich, solange das Hetärentum eine solche Kraft der Anziehung auf die betreffende Gesellschaft ausübt, dass es besonderer sozialer Schutzwehren bedarf, um ein allgemeines Versinken im Hetärismus hintanzuhalten. Nun besteht aber diese grosse Anziehungskraft des Hetärismus nur für eine Gesellschaft mit abnorm schwach entwickeltem Fortpflanzungsstreben, wie die unserige. Wo das Fortpflanzungsstreben seine normale, gesunde Entwicklung erreicht und behalten hat — wie bei den Chinesen, und gegenwärtig noch bei den Japanern — fehlt dem Hetärismus sein bestrickender Reiz, — die Gefahr des Versinkens im Hetärismus braucht nicht bekämpft zu werden, weil sie gar nicht besteht. — Es besteht vielmehr die Möglichkeit, der Hetäre jenen Grad von Achtung zukommen lassen, auf den sie, als ein unentbehrliches Glied der Gesellschaft, Anspruch besitzt. — Die Chinesen und Japaner kennen kein Hetärenproblem, weil sie in der glücklichen Lage sind, die offenkundigen Hetären menschenwürdig behandeln zu dürfen, ohne hierdurch eine Versuchung zur allgemeinen Sezession in den Hetärismus zu schaffen und so die Fortpflanzung des Volkes zu gefährden. In eine gleich glückliche Lage könnten wir Abendländer nur dadurch kommen, dass wir unser Fortpflanzungsstreben wieder zu seiner gesund normalen Höhe emporbrächten.

Das zweckbewusste Fortpflanzungsstreben, resp. die spezielle Disposition dazu, braucht nicht angeboren zu sein, — sie kann aus einem angeborenen gesunden Sexualtrieb durch Erziehung herausgebildet werden. Der normale, angeborene Sexualtrieb ist ein Proteus, aus welchem durch äussere Einflüsse — wenn sie in frühester Jugend einsetzen — das Verschiedenartigste entwickelt werden kann. — Durch geeignete Einwirkungen der Ernährung, der Beschäftigung, des Aufenthaltes, der Beeinflussung der Phantasie, durch Umgang, Beispiel und Suggestion

könnte von Individuen ursprünglich gleicher Anlage das eine zu einem gesunden Normalmenschen, ein zweites zu einem Lüstling, ein drittes zum Homosexuellen, ein viertes zum sexualen Asketen herangebildet werden. — Eines der mächtigsten Mittel erzieherischer und suggestiver Beeinflussung des Einzelnen durch die Gesamtheit ist die sittliche Hochschätzung. — Wenn wir die Ausbildung des zweckbewussten Fortpflanzungsstrebens fördern wollen — und wir müssen das zur Wiedererlangung unserer generativen Gesundheit —, so ist das erste Mittel hierzu, dieses Streben in unserer ethischen Wertschätzung zu Ehren zu bringen.

Wir stehen hier vor dem Fall, dass wir für eine Begehrungsdisposition, welche bei einem gesund entwickelten Stamm vollauf im erforderlichen Mass lebendig ist und daher dort sittlich ebensowenig ausgezeichnet zu werden braucht wie etwa bei uns Vorsicht oder Erwerbstrieb, ausnahmsweise ethische Hochschätzung verlangen und — im Interesse des Lebens — verlangen müssen. — Der Fall ist nicht ganz ohne Analogien in der Geschichte der ethischen Wertungen. — Es gab eine Zeit, in welcher die vernünftige Vorsicht — die Bezähmung der durch Augenblicksmotive erregten Leidenschaften im Interesse eines, wenn auch egoistischen Zukunfterfolges, — in relativ so geringem Masse entwickelt war, dass der Besitz dieser Fähigkeiten sich dem Volksbewusstsein als ethischer Vorzug darstellte. (Äusserungen solcher Wertungsweise sind bei den griechischen Tragikern vielfach anzutreffen.) Die Kulturmenschen der Gegenwart betrachten Vorsicht und Beherrschung der Augenblicksimpulse nicht mehr als Tugend, weil sie diese Eigenschaften durchschnittlich in zureichendem Masse besitzen. — Wer gegenwärtig für die ethische Hochschätzung des Fortpflanzungsstrebens eintritt, muss konsequenterweise hierin für die Zukunft einen analogen Effekt erhoffen.

2. Die sexualmoralische Emanzipation des Mannes.

Es erscheint paradox, in unserer Zeit, welche voll ist von weiblichen Emanzipationsbestrebungen, eine Emanzipation des Mannes als Lebensforderung hinzustellen, — und schon gar auf sexualmoralischem Gebiet, wo — sollte man meinen — die Männer doch genug und übergenug der Freiheiten geniessen. — Aber nicht um solche „Freiheiten“, — das heisst offiziös zugestandenen Lizenzen zur „doppelten“ oder zur Unmoral, handelt es sich hier, sondern um Differenzierung unserer femininen, offiziellen Einheitsmoral, für solche Männer, die moralisch zu hoch stehen, um von jenen offiziösen Freiheiten zur Unmoral Gebrauch machen zu wollen. — Die Unerlässlichkeit dieser Forderung ergibt sich, ausser aus früher Gesagtem, aus einem Vergleiche der Stellungnahme unserer Sexualordnung gegenüber den gesund natürlichen Trieben und Bedürfnissen des Mannes einer- und der Frau andererseits.

Wir beginnen bei der Darstellung dieser Beziehungen mit der Kategorie jener sexual reifen Personen, welche sich unter der Herrschaft der monogamischen Moral und Sitte am freiesten und harmonischesten auszuleben vermögen, — mit den „gut verheirateten“ Frauen. — Hier herrscht ein wahrhaft idealer Einklang zwischen den gesunden Trieben der Natur und den Imperativen von Gesellschaft und Gewissen. Die sexuell normal fühlende Frau wünscht sich nichts anderes, als die Liebe und den ausschliesslichen Besitz eines kräftig und gut veranlagten Mannes. Dieser Besitz wird ihr durch unsere Sexualordnung als moralisches Recht eingeräumt, ja als legales Recht zugestanden. Alle ihre Zeugungspotenzen können sich in der normalen monogamen Ehe ungehemmt entfalten, ihr Fortpflanzungsstreben findet (wo nicht prohibitiver Sexualverkehr betrieben wird) volle Befriedigung. Wo der Mann sich den Anforderungen der Institution akkommodiert und dieselben erfüllt, ist das Los der Frau als Geschlechtswesen, in der monogamen Ehe, als das nach menschlichem Vermögen günstigste und glücklichste zu achten.

Entgegengesetzt bei der unverheirateten Frau. Ihr gönnt unsere Sexualordnung nur die Wahl zwischen absoluter Abstinenz und sozialer Verfemung. Ihr Los, als Geschlechtswesen, ist das unglücklichste von allen.

Knüpft sich bei den Frauen die grosse Frage — ob glückliche Entfaltung, ob qualvolle Ertötung als Sexualwesen — an die Erfüllung der äusseren Bedingung der Heirat, — so ist sie beim Manne viel mehr abhängig von seiner Veranlagung, — wie ja überdies bei ihm auch die Verheiratung viel mehr Sache des Willens ist, als bei der Frau. In Kürze kann man behaupten: — Die sexual entweder niedrig roh oder schwächlich veranlagten Männer haben es unter der Herrschaft unserer Sexualordnung gut, — die hoch und kräftig veranlagten haben es schlecht.

Männer, bei denen die Sexualität sich nur zu den relativ niedrigeren Trieben rein sinnlicher oder sinnlich-ästhetischer Bedürftigkeit und nicht zum Fortpflanzungsstreben entwickelt hat, vermögen sich in unserer Sexualordnung voll auszuleben, — um so freier, je ausgiebiger sie von der Lizenz zur „doppelten Moral“ Gebrauch zu machen wissen, — das heisst also, — je roher sie moralisch veranlagt sind. Dagegen macht unsere Sexualordnung es dem zugleich moralisch und sexual hoch, gesund und kräftig veranlagten Manne prinzipiell unmöglich, zur Befriedigung seiner Triebe zu gelangen, weil sie es dem Manne überhaupt unmöglich macht, seine biologische Funktion zu erfüllen. — Die biologische Funktion der Männlichkeit ist — nicht nur beim Menschen, — sondern ebensogut im Tierreich, ja in der ganzen organischen Welt — in erster Linie — nicht etwa die Fortpflanzung, welche auch parthogenetisch,

also eingeschechtlich erfolgen kann, — nicht etwa die geschlechtliche Amphimixis (die Mischung der Keimstoffe), welche auch bei Zwittern möglich ist und in der Natur in zahllosen Fällen erreicht wird, — nicht etwa Jungenpflege und Schutz der Familie, welche in der Natur vom männlichen Geschlecht nur relativ selten geleistet wird; — die biologische Funktion der Männlichkeit ist in erster Linie die virile Auslese zur Erhaltung, resp. Vervollkommnung der Stammesbeschaffenheit durch Rivalitätskampf um polygyne Zeugung. Dieser Funktion ist das Triebleben des wohl und kräftig veranlagten Mannes angepasst. Und die Erfüllung der Bedürfnisse dieses Trieblebens wird durch unsere herrschende Sexualordnung schlechterdings verwehrt — mit ganz seltenen Ausnahmsfällen von Männern überragender sozialer Machtstellung, wie etwa bei Angehörigen regierender Fürstenfamilien oder bei Milliardären. — Alle wohl veranlagten, kräftigen Mannesnaturen, welche nicht in solcher Stellung sich befinden, werden durch unsere Sitte und Moral auf den mühe- und peinvollen Weg der Sublimierung, der Unterdrückung oder der Korrumpierung ihrer gesunden Sexualität verwiesen. Hieran kann auch eine — noch so günstige — Verheiratung nichts Wesentliches ändern. Denn die monogamische Ehe gibt jenen Mannesnaturen einen Teil, statt des Ganzen, wonach sie verlangen, — einen Teil an sexualen Freuden, — einen Teil an sexualem Werbe- und Wettkampf, — und will es ihnen überdies zur Pflicht machen, sich so zu gehaben, als wären sie mit diesem Teile befriedigt.

Wer dies Missverhältnis erfasst hat, der erkennt auch weiter, dass unsere Sexualordnung dagegen der verheirateten Frau, als Sexualwesen, nicht nur alles gewährt, was sie, mit biologischem Recht, verlangen kann, — sondern ihr vielmehr darüber hinaus, weit über Gebühr, Genüge tut. Unsere Sexualordnung erteilt der verheirateten Frau das verbriefte Recht, auf den Mann, den sie für gut genug befand, ihn zum Vater ihrer Kinder zu erwählen, als auf ihren ausschliesslichen, persönlichen Besitz Anspruch zu erheben. Dieses Recht ist ein unnatürliches, nur kulturell periodisch selbst gerechtfertigtes; — und die „saturierten" Ehefrauen, die es sich in seiner Ausübung gut geschehen lassen, bieten dem biologisch geschulten Auge einen — nicht so krassen, — der Art nach aber durchaus analogen Anblick dar, wie etwa ein despotischer Fürst, der — auch in der Ausübung eines kulturell periodisch wohlbedingten, dennoch aber unnatürlichen Rechtes — seinen Trieben frönt.

Zusammenfassend lässt sich somit feststellen: – Unsere herrschende Sexualordnung behandelt die verheirateten Frauen und die rohen Männer mit robustem Gewissen als Schosskinder, — die unverheirateten Frauen und die hoch und doch kräftig veranlagten Männer als Stiefkinder. — Nun ist auch leicht zu erklären, wie diese schiefe Stellungnahme zunächst zu unserer femininen sexualen Reformbewegung führen

musste. Das „Unrecht im Bösen“, welches die unverheiratet gebliebenen Frauen erleiden, war leicht zu erkennen; es springt gleichsam in die Augen, ebenso wie das „Unrecht im Glimpflichen“, dessen sich die brutalen Männer erfreuen. Um diese Ungerechtigkeiten als solche zu durchschauen, waren keine tieferen biologischen Einblicke nötig; es genügte die eine psychologische Entdeckung von der sinnlich-sexualen Bedürftigkeit der normalen Frau überhaupt; — im übrigen brauchte man nicht einmal aus dem überlieferten christlich-humanen Anschauungs- und Gefühlskreis herauszutreten, sondern nur in diesem Kreis ehrlich und konsequent zu urteilen und zu empfinden. — Anders in bezug auf das „Unrecht im Guten“, dessen sich die verheirateten Frauen erfreuen, auf das „Unrecht im Bösen“, das den hochveranlagten Männern widerfährt. Hier erfordert die Erkenntnis wirklich einen Standpunkt — nicht „jenseits von gut und böse“ überhaupt, wohl aber jenseits von „gut und böse“ der überlieferten moralischen Grundprinzipien, — eine bis ins Innerste greifende Befreiung von den Fesseln der Tradition. — Ferner: — Dass die über Gebühr gehätschelten Ehefrauen aus eigener Initiative zur Erkenntnis dieses Unrechtes gelangen sollten, war nicht zu erwarten und ginge gegen alle Menschenart und -gepflogenheit. Die Männer aber gelangten so spät zur Erkenntnis der ihnen widerfahrenden Unbill, weil ihrer so wenige mit reinem Gewissen vorhanden waren und sind, — weil die grosse Mehrzahl unter ihnen sich mit einem — auf Rechnung der „doppelten Moral“ — an hilflosen Frauen begangenen Frevel belastet fühlte und fühlt, — mehr in der Gemütsverfassung des Angeklagten, auf Verteidigung Bedachten, als des sittlichen Klägers. — Die wenigen jedoch, die sich von jenen Freveln freihielten, taten dies — wenn sie wirklich kräftige Mannesnaturen waren und sind — infolge eines ausnehmend scharf reagierenden moralischen Imperatives gegen sich selbst. Und solche Naturen sind immer mehr geneigt, das Unrecht in sich selbst zu suchen, als in den äusseren Verhältnissen. Sie verurteilten darum ihre eigenen, natürlich gesunden Mannesbedürfnisse als sündhaft und verwerflich; ja sie propagierten den Irrtum von der dem Manne überhaupt — und besonders sexual — moralisch überlegenen Naturveranlagung des Weibes. — Die allgemein demokratisierenden und nivellistischen Tendenzen unserer Zeit wirkten vom politischen Gebiet herüber mit ihrer Verherrlichung des Gleichheitsprinzips und daher auch der Einheitsmoral für beide Geschlechter. — Und so wurde das Unrecht im Guten, resp. im Bösen an den verheirateten Frauen und den hochveranlagten Männern übersehen und allein das an den rohen Männern und unverheirateten Frauen zur Beachtung gebracht. Der Erfolg war unsere — im vorhergehenden charakterisierte — feminine sexuale Reformbewegung, welche im wesentlichen kein anderes Ziel kennt, als — alle Frauen zu verheiraten, — wenn schon nicht

auf dauernd, so doch auf kurz, — und auf solche Art direkt zum Hetärismus drängt.

Um diesen Tendenzen der Zersetzung entgegenzutreten, ist eine sexualmoralische Männerbewegung ein unabweisliches Postulat. — Ihr erwüchse eine dreifache Aufgabe.

Die Männer hätten zunächst, auf rein intellektuellem Gebiet, die Erkenntnis der biologisch differenten und charakteristischen Funktionen der beiden Geschlechter und ihrer daraus abzuleitenden sexualen und sozialen Rechte und Pflichten zu gewinnen und zu verbreiten.

Die Männer hätten zweitens in einer zielbewussten, solidarischen Bewegung für die praktische Anerkennung ihrer natürlichen sexualen Rechte durch Moral, Sitte und positives Recht einzutreten.

Und die Männer hätten endlich die Führerschaft in der sexualreformatorischen Frauenbewegung zu erringen. Es ist — wenn nicht in unserer Kulturwelt das Hetärentum triumphieren, sondern das Leben siegen soll — unbedingt nötig, vor allem das sexualmoralische Gewissen der Frau von seinen Verirrungen zu befreien und auf gesunde Bahnen zu lenken. — Durch viele Jahrhunderte monogamischer Kultur sind die Frauen des Abendlandes daraufhin — wo nicht gezüchtet, so doch erzogen worden, das schrankenlose Waltenlassen ihrer sexualen Besitz- und Eifersuchtsinstinkte als ihr heiliges Recht anzusehen. Die ebenso alte sexuale Misshandlung der Unverheirateten unter ihnen, die bis zur jüngsten Vergangenheit festgehaltene Fiktion von der sinnlich sexualen Unbedürftigkeit der normalen Frauennatur hat sie im ganzen weder gemässigter noch bescheidener gemacht. Mit allen erdenklichen Sophismen suchen sie vielmehr ihren sexualen Besitzfanatismus geradezu als Postulat ihrer Frauenwürde hinzustellen. — Und doch ist das Verhältnis, vom biologisch richtigen Standpunkt aus, das strikt entgegengesetzte. Wahre Würde verbietet es der hochstrebenden Frau, den hervorragenden Mann, den sie zum Vater für ihre Kinder gut genug befand, zur Befriedigung ihrer egoistischen Bedürfnisse (mögen dieselben auch noch so schönrednerisch als Bedürfnisse ihrer „Persönlichkeit" drapiert werden —) sexual in Beschlag zu nehmen. Ist er wirklich der hochstehende Mann, für den sie ihn hält, so begeht sie durch solche Bindung seiner Zeugungspotenzen einen Frevel an der kommenden Generation. Ist er es aber nicht, so war es ein Verstoss gegen ihre Würde, sich ihm überhaupt hinzugeben. Wahrer Mutterstolz und wahre Frauenwürde sind mit der Exklusivität des monogamischen Eigentumsprinzipes unvereinbar. Diese Anschauung muss den Frauen zu Fleisch und Blut werden, wenn unsere sexuale Reformbewegung zur Höhe führen soll, und nicht in den Sumpf.

Aber freilich: — Mit der Verkündung dieser Wahrheit allein werden die Männer bei den Frauen der Gegenwart wenig Anklang finden, — geschweige denn sich zu Führern ihrer Bewegung auf-

schwingen. — Für die Enttäuschung ihrer rein sexualen Aspirationen muss den Frauen etwas Positives, ein Ersatz geboten werden, daran sie sich zu erheben, daran sie in ihrem Selbstbewusstsein zu erstarken vermögen. Hier ist es Sache der besonderen, sozialen Reformpläne, Konkretes an den Tag zu bringen. Allgemein soll nur darauf hingewiesen sein, dass die Frau, der, als Sexualwesen, so grosse Opfer im Dienste der Generation zugemutet werden müssen, wohl einen Anspruch auf Mehrung ihrer Mutterrechte, ihrer rechtlichen und ökonomischen Selbständigkeit in der Familie, ihres Einflusses bei der Kindererziehung besitzt — und ausserdem, insoweit er sich erfüllen lässt (und er lässt sich in weitem Masse erfüllen —) einen Anspruch auf Würdigung, Fruktifizierung und Entlohnung ihrer physischen und geistigen Arbeitskraft — in welchen Zweigen immer der kulturellen Tätigkeit sie Tüchtiges zu leisten vermag. — In all diesen Beziehungen müssten die Parteigänger einer wahrhaft klarblickenden Männerbewegung den Frauen Führer, Organisatoren, Anwälte und Freunde sein.

Und noch ein weiteres müsste sich vollziehen, — welches allerdings der Willensdomäne des Mannes und des Menschen überhaupt entrückt ist: — eine Wandlung in der unmittelbaren, unreflektierten, sinnlich sexualen Gefühlsreaktion der Männer. — Solange das Frauenideal, wie es durch die vorstehenden Forderungen und Zugeständnisse in Umrissen skizziert wurde, nur eine Konstruktion des Verstandes bleibt, ist keine Hoffnung vorhanden, dass es bestimmend und suggerierend auf die Frauenwelt einwirke. Das Bild der mütterlichen Frau, der Frau mit dem Stolze der sexualen Bescheidenheit statt dem aufreizenden Stachel der Besitzesgier, — mit dem Zug zur Selbständigkeit in der Familie und zur Produktivität in der Arbeit statt des unbegrenzten Anschmiegungs-, Unterordnungs- und Anklammerungsbedürfnisses an den Mann, — dies Bild muss den Männern wirklich, bis in die tiefste Seele und bis in die Fasern des Nervensystemes hinein Ideal werden, ihre Phantasie beleben, ihre sinnlich sexualen Begierden erwecken. Die Frauen sind für jedes Ideal zu gewinnen, von dem sie gewahr werden, dass es die männlichen Leidenschaften entflammt; — aber sie haben ein scharfes Auge und eine kalt rechnende Logik, wo immer ein Widerspruch zwischen der moralischen Forderung und der sexualen Bedürftigkeit des Mannes sich ihnen fühlbar macht. Mit Hohnlachen und tiefster Verachtung würden sie die Männer heimweisen, die für das neue Ideal von Frauentugend „schwärmten“ und dabei doch im sinnlichen Verlangen auf die Reize und Künste der Hetäre „reinfielen“, oder mit ihren allerinnersten Herzensbedürfnissen zuletzt bei dem eifersüchtigen Hingebungsdünkel eines Gänschens Zuflucht suchten. — Dieser Standpunkt der Frau ist nur zu menschlich und zu begreiflich; und vor allem: — Er ist Tatsache. — Die Forderung aber, die ihm entspringt,

richtet sich nicht an die einzelnen Männer unserer Zeit — denn die sinnlich sexualen Gefühlsreaktionen lassen sich nicht kommandieren — sondern an die Zeit selbst. Sie lässt sich auch so ausdrücken: „Nur dann kann in unserer Kulturwelt eine Bewegung für die Postulate des Lebens zum Sieg führen, wenn Männer auf den Plan treten, die das biologisch richtige Frauenideal nicht nur mit kaltem Verstande begreifen, sondern auch mit sinnlicher Leidenschaft ersehnen."

3. Ein soziales Reformprogramm.

Indessen könnten alle inneren und emotionalen Wandlungen, und selbst die Erfüllung der letztgenannten Forderung nichts fruchten, wenn nicht eine den neuen Bedürfnissen der Zeit entsprechende, äussere Gestaltung der Familie und Gliederung der Gesellschaft möglich wäre, klar erkannt und fest ins Auge gefasst würde. Gemeint ist hiermit jener produktive, sozialorganisatorische Gedanke, dessen Fehlen in unserer zeitgenössischen Reformbewegung bei deren Kritik konstatiert wurde.

In der Erkenntnis dieser ersten und Grundbedingung allen Fortschrittes war ich daher, als mir die Reformbedürftigkeit unserer Sexualordnung zum Bewusstsein kam, vor allem anderen bestrebt, eine Antwort auf die Frage zu gewinnen, ob denn bessere als die gegenwärtigen Einrichtungen überhaupt erdacht, und wenn ja, ob sie auch durchgeführt werden könnten. Mein Streben war — wie mich dünkt — von Erfolg begleitet. Ich glaube gefunden zu haben, dass in der Assoziation der Frauen zur gegenseitigen Sicherung ihrer materiellen Existenz und zur Teilung und dadurch Ersparung der Arbeit in Haus und Familie das gemeinsame Mittel gegeben ist, um den selektorischen Schäden und daher degenerativen Tendenzen sowie den ökonomischen Schwierigkeiten unserer Familien- und Gesellschaftsordnung vereint zu begegnen, sowie auch das Hetärenproblem einer befriedigenden Lösung zuzuführen. — Meine hierauf bezüglichen Gedanken und Vorschläge habe ich in einer Reihe von Aufsätzen[1]) der Öffentlichkeit übergeben und beabsichtige sie demnächst in einem Werk über Sexualreform zusammenzufassen. Ihre Darstellung würde über den Rahmen der vorliegenden Schrift hinausgreifen.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen meiner Aufsätze trat ein anderer Sexualreformer, Dr. Willibald Hentschel, mit einem Plane[2]) hervor, der die Anerkennung der biologischen Unentbehrlichkeit der virilen Auslese und einer nach den Geschlechtern differenzierten Sexualmoral mit dem meinigen gemein hat, in allem übrigen aber durchaus ab-

[1]) Politisch-anthropologische Revue, 1., 2., 4. und 5. Jahrgang.

[2]) „Varuna", 2. Auflage, Leipzig 1907.

6*

weichende Wege beschreitet. — Obgleich ich nun den Plan Hentschels aus vielen Gründen für undurchführbar und ganz aussichtslos halte, verweise ich doch, um seiner gesunden Grundlage willen, den Leser auf ihn.

Auch die Möglichkeit, dass — auf dieser Grundlage — ein dritter Plan gefunden werden könnte, der die beiden vorhandenen, den meinen und den Hentschels, in Schatten stellte — muss ich hier natürlich theoretisch offen lassen, — ob ich gleich nicht wüsste, wie und auf welche Weise dies denkbar sein sollte.

Irgend ein bestimmter, sexual sozialer Reformplan aber ist entschieden nötig, um jedweden Neuerungsbestrebungen auf dem Gebiete der Sexualmoral das Rückgrat moralischer Berechtigung zu geben. Wer sich nicht im Besitze eines solchen Planes weiss, von dessen praktischer Durchführbarkeit er überzeugt ist, der sollte lieber in sexualmoralischen Fragen den Mund halten und — quieta non movere — die Dinge beim Alten lassen, da hier bei jeder Veränderung die Gefahr der Zersetzung und des weiteren Antriebes auf dem Weg zum allgemeinen Hetärentum immer um ein vielfaches näherliegt als die Aussicht auf wahrhaft heilsame, lebenfördernde Reformen.

4. Die Sanierung der Fortpflanzungstriebe.

Erst wenn jene, im vorhergehenden einzeln charakterisierten Faktoren, — die allgemeine ethische Hochschätzung des Fortpflanzungsstrebens, eine zielbewusste sexualmoralische Männerbewegung und ein klares soziales Reformprogramm, — sich mit den gesunden Tendenzen unserer zeitgenössischen Reformbewegungen verbänden, wäre es möglich, im Kampf nach zwei Fronten — gegen den Dogmatismus der überlieferten alten und gegen den Hetärismus der falschen neuen Moral — die Gesundung der Fortpflanzungstriebe unserer Kulturvölker und hiermit die Abwehr der Degenerationsgefahr durchzusetzen.

Die Korruption unserer Fortpflanzungstriebe ist — nach medizinischer Ausdrucksweise — bis jetzt noch vorwiegend „funktioneller“ und nicht „organischer“ Natur, oder — nach der Terminologie dieses Werkes: — sie ist nur zum geringsten Teil eine konstitutive, vielmehr weitaus vorwiegend noch eine kulturelle Verbildung. Die meisten Menschen werden noch mit einer intakten Sexualität geboren, welche durch geeignete äussere Einwirkung zum biologisch Gesunden erzogen werden könnte. Dass wir dieses so selten antreffen, ist eine Folge unserer unnatürlichen Sittenordnung, welche von früh auf die Sexualität künstlich verbildet und auf korrumpierende Abwege direkt hindrängt. — Nun scheinen wir uns hier allerdings in einem vitiösen Zirkel zu bewegen: — Unsere sexualen Sitten korrumpieren unsere Sexualität. Um aber diese

Sitten abzuändern, bedürften wir einer neuen Sexualordnung, — und um diese einzuführen, wieder, und zwar bei den sexual reifen Trägern unserer Generation, jener Gesundheit der Fortpflanzungstriebe, welche uns eben mangelt. — Wie befreien wir uns aus dieser Wechselzeugung von Übeln? — Wie in allen ähnlichen Fällen — deren die Therapie genug bietet — durch schrittweises Vorgehen und allmähliche Heilung. — Nicht bei allen sexual reifen Trägern unserer Generation haben die korrumpierenden Einflüsse unserer Sexualordnung ihre Wirkung getan. Eine Anzahl von ihnen ist, infolge besonders kräftiger Veranlagung und günstiger Lebensverhältnisse, unversehrt geblieben. Diese müssen sich konsolidieren, zum Bewusstsein ihres biologischen Wertes und ihrer biologischen Aufgabe gelangen, eine gesund natürliche sexuale Lebensweise im Kampf gegen die Sitte sich erzwingen und praktisch durchsetzen. Dadurch werden sie in der nächsten Generation an Zahl zunehmen, zur Nachahmung aneifern, einem immer wachsenden Bruchteil der Bevölkerung die sexual wahrhaft hygienische Lebensweise vermitteln, die künstliche Verbildung der Sexualität in immer engere Schranken drängen, immer weitere Kreise zur Mitarbeiterschaft an der sozialen und sexualen Reform heranziehen, — bis die Mehrheit endlich gewonnen, und die Reform der Gesundung zum Durchbruch gelangt ist.

Dieser Prozess braucht, auch günstigsten Falles, einen Zeitraum von mehreren Generationen, — wie vieler, das vermag wohl niemand vorauszusehen. — Da aber immer und überall die Lebenstüchtigen den Sieg erringen, so könnte man mit Bestimmtheit voraussagen, dass er sich werde abspielen und — wenn auch in noch so ferner Zukunft — das gesteckte Ziel werde erreichen müssen — unter einer Voraussetzung freilich: — dass die Gesamtheit der unter der Herrschaft der abendländischen Sexualmoral erzogenen Kulturvölker ein „geschlossenes System“, — eine Welt für sich ausmache, welche die Möglichkeit besitze, ungestört von aussen und unbehelligt durch kampfestüchtigere Rivalen, ihre internen Entwicklungstendenzen zum Austrag zu bringen. — Unter dieser Voraussetzung hätten wir genügende Zeit vor uns, die Aufgabe der Sanierung unserer Fortpflanzungstriebe mit Bedacht und Zielsicherheit in Angriff zu nehmen.

5. Die Lebensfrage.

Die genannte Voraussetzung trifft jedoch nicht zu. — Wir Zöglinge der abendländischen Moral und Sexualordnung bilden im Lebensprozess der Menschheit kein geschlossenes System, keine Welt für uns, in der uns ungemessene Zeit gegeben wäre, unbehelligt von aussen unsere internen Entwicklungstendenzen zum Austrag zu bringen. Vielmehr werden wir von einem Rivalen bedroht, der uns jetzt schon unsere Kreise zu stören

beginnt, — einem Rivalen, der in so hohem Masse dort Tüchtigkeit und Gesundheit besitzt, wo wir Mängel und Verderbnis, — dass wir all unsere Kräfte zusammenraffen müssen, von der uns gegebenen Frist der Vorbereitung keinen Bruchteil ungenützt verstreichen lassen dürfen, damit wir in dem gewaltigen Ringen um Sein oder Nichtsein, das uns unausweichlich bevorsteht, nicht dem sicheren Untergange verfallen. — Dieser Rivale sind die nahezu 400 Millionen, im staatlichen Verbande des chinesischen Riesenreiches völkisch und rassisch geschlossen erzogenen und gezüchteten Mongolen und das ihnen beigeordnete, zur politischen und kriegerischen Führerrolle prädestinierte Volk der Japaner.

Die mongolische Kultur hat, als die bisher erste und einzige in der menschlichen Geschichte, das Problem gelöst, Zivilisation mit gesunder — das heisst auf Fortpflanzung abzielender und die virile Auslese fruktifizierender — Sexualmoral zu verbinden. — Das familienorganisatorische Mittel, das sie hierzu verwendet, — die primitive Polygamie (Vielweiberei) mit ihrer die Frau erniedrigenden diskretionären Vorherrschaft des Mannes, — ist allerdings ein kulturell relativ tiefstehendes (und für uns Abendländer daher unannehmbares). — Überall sonst hat daher auch die Vielweiberei, wo sie wirklich allgemein herrschend blieb, ein Aufsteigen zu höherer Kultur verhindert, — oder aber sie wurde durch das Aufsteigen zu höherer Kultur selbst eingeschränkt und — obgleich oft lange noch im Prinzip gestattet — doch praktisch so gut wie ausser Kraft gesetzt. — Die Völker des chinesischen Reiches machen hiervon (jedenfalls infolge eines sozial besser fungierenden Trieblebens) eine Ausnahme. — Die Kultur, die sie erreicht haben, war doch immerhin vor Jahrtausenden schon soweit vorgeschritten, dass sie zu einer eigentlichen, seither kontinuierlich forterhaltenen Zivilisation führte, und die polygyne Auslese, welche sie hiermit verbinden, ist doch immerhin eine so breit durchgeführte, dass sie die konstitutive Kraft des Volkes seither ungeschmälert erhalten hat. Die Mongolen sind daher die einzige, an die Erfordernisse der Zivilisation heute schon konstitutiv angepasste Rasse. Sie waren sesshaft zu einer Zeit, als unsere Vorfahren noch bei Kampf und Jagd in den Wäldern Germaniens hausten. Wir Abendländer, und die gesündesten unter uns am meisten, fühlen uns physisch wohl nur bei einer Lebensweise, welche vielmehr der unserer Altvorderen, als den ökonomischen Bedürfnissen unserer Zeit entspricht. Haben wir unser Arbeitspensum absolviert, so suchen wir durch Spiel und Sport dieser Lebensweise wieder möglichst nahe zu kommen. Das macht uns anspruchsvoll und schmälert gar bedeutend unsere Arbeitsleistung. Nicht so der Chinese. Er kennt kein Bedürfnis, sich Bewegung zu machen und besitzt doch die Fähigkeit und Zähigkeit hierzu in hohem Masse. Er arbeitet ohne Schwierigkeit, im Lasttragen oder im Sitzen, in Hitze

oder in Kälte, an freier oder in verdorbener Luft, so lange als er wacht. Er schläft in Kellerräumen, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu leiden. — Das selektorische Sieb periodischer Hungersnöte hat ihm eine erstaunliche Genügsamkeit in bezug auf Qualität und Quantität der Nahrung angezüchtet. Seine regsame Sexualität nimmt ebenso in der Not mit dem Unglaublichsten vorlieb, und bleibt gleichwohl auf das gesündeste Ziel hin gespannt und gerichtet: — auf das Fortleben in zahlreicher Nachkommenschaft. Die nahezu 400 Millionen erzeugen einen stetigen und stets arbeitswilligen Bevölkerungsüberschuss. — Vermöge aller dieser Eigenschaften würde das chinesische Rassenelement, in unseren abendländischen ökonomischen und sozialen Organismus aufgenommen, sich als ein unbezwingbarer Konkurrent erweisen, der, durch Unterbietung der Arbeitslöhne, von unten herauf die Nährstellen mit Beschlag belegen und in unaufhaltsamer Bevölkerungszunahme die Angehörigen der weissen Rassen, wenn diese sich bis dahin nicht ermannt hätten, erst in die oberen Gesellschaftsschichten drängen, und dort dann auf den Aussterbeetat setzen würde. — Die Gefahr der mongolischen Arbeitskonkurrenz ist bekanntlich in Nordamerika schon aktuell geworden. — Das Mittel aber, welches dort noch Schutz gewährt — das Einwanderungsverbot — kann nur so lange vorwalten, als die Mongolen nicht die kriegerische Macht erlangen, sich seine Anwendung zu verbieten und einst die Freiheit der Arbeitskonkurrenz von uns Völkern des Westens mit der Waffe in der Hand zu erzwingen, — nach demselben Prinzip der Gerechtigkeit, aber mit ganz anderer Tragweite, als wie wir Diener des Augenblicks uns gegenwärtig die Freiheit der Handelskonkurrenz von ihnen zu erzwingen im Begriffe stehen. Der jüngste japanisch-amerikanische Konflikt um diese Frage und die kriegerischen Kombinationen, welche daraus gezogen wurden, lassen deutlich voraussehen, wessen wir uns in Zukunft zu gewärtigen haben. — Eine chinesisch-japanische Kriegserklärung an die vereinigten Träger der abendländischen Kultur — (wenn sie sich für diesen Fall vereinigen würden — ?) — wäre allerdings heute noch eine Lächerlichkeit. In 50 Jahren werden die Chancen schon anders stehen, und in 100 vielleicht in ihr Gegenteil verkehrt sein. Denn unsere Degeneration nimmt unter dem Einfluss des immer weiter um sich greifenden Industrialismus, dank unserer Sexualordnung, reissend zu, und unsere Kriegstauglichkeit in gleichem Masse ab.

Zwei Mittel sind denkbar, um der drohenden Gefahr zu begegnen: — kriegerische Absperrung der abendländischen Welt gegen unsere Rivalen, — oder Einführung einer Sexualordnung für unsere oberen sozialen Schichten, welche diesen, auch bei der Überflutung der unteren durch die Mongolen, — allen bisherigen Beispielen aus der Geschichte zum Trotz — ihre rassische Selbständigkeit wahren würde. — Das

letztere Mittel ist mit Sexualreform identisch, — das erstere verlangt sie als notwendige Voraussetzung. — Da aber die Arbeit jedenfalls eine langwierige werden muss, — da wir den Kampf gleichzeitig gegen die Mächte der Reaktion und gegen zersetzende, korrumpierende Neuerungsbestrebungen zu führen genötigt sind, — so haben wir keine Zeit zu verlieren. — Selbst wenn die künftige, nach gesund natürlichen Prinzipien erst zu schaffende Sexualordnung heute schon perfekt wäre, wären doch mehrere Generationen nötig, damit ihre heilsame Wirkung auf die Konstitution der Völker zutage trete. — In mehreren Generationen aber wird aller Wahrscheinlichkeit nach die „gelbe Gefahr“ für uns Abendländer an der Tür stehen. — Die Sanierung unserer Sexualmoral und unserer Sexualordnung ist also ein dringliches — ein in höchstem Masse dringliches Postulat des Lebens für die Völkermassen der abendländischen Kulturwelt. — Hieraus ergeben sich befremdlich erscheinende moralische Konsequenzen.

Die Einsicht in die Notwendigkeit einer Sexualreform auf Grundlage der virilen Auslese ist gegenwärtig das geistige Eigentum einer kleinen Minderzahl und wird es — da sie bei ihren Bekennern zu Beginn viel intellektuelle und emotionale Selbständigkeit voraussetzt — auch bei eifrigsten Propagationsbestrebungen noch durch längere Zeit hin verbleiben. — Ist nun die Reform wirklich eine so dringliche, so folgt daraus, dass jeder, dem sich die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit erschlossen, auch die kategorische moralische Pflicht besitzt, mit dem Einsatz all seiner Kräfte für sie einzutreten. — Der Fall liegt dann nicht anders, als etwa bei einem Steuermann im Seesturm, der bei der Ausübung seines Amtes das Leben der gesamten Schiffsbesatzung zu verantworten hat. Jedes Nachgeben an jeden Gedanken, der ihn von seiner Verrichtung ablenken könnte, wäre in diesem Beispiel ein Frevel gegen Viele, — in Schuldigkeit der Sexualreform aber ein Frevel gegen die ganze Generation. — Von allen Wissenden müssten daher die Postulate des Lebens moralisch rezipiert werden, nicht nur etwa als anstrebungswürdige Ideale, als offenstehende Lizenzen, — sondern als unabweisliche Imperative, — als bindende Verpflichtungen. Alle Wissenden müssten einen Zeugungs- und Züchtungsidealismus von rücksichts- und bedingungsloser Zielstrebigkeit als einzig zulässiges moralisches Prinzip proklamieren und in Taten umsetzen, — und wo immer die generativen Interessen mit anderen in Konflikt träten, wäre es strikte moralische Pflicht, jenen den Vorzug zu geben. — Diese Konflikte sind nur allzuhäufig, sie sind geradezu typisch für unsere Lebensordnung, die sich auf dem Prinzip der „Sublimierung der Sexualität“, — oder noch genauer der „kulturellen Aufzehrung der Auslesepotenzen“ aufgebaut hat. Fast überall hat bei solchen Konflikten die alte, überlieferte Auffassung die Verleugnung der Interessen der Gene-

ration, je nachdem als erlaubt, als verehrungswürdig, ja direkt als geboten hingestellt, — und überall dort würde die Entscheidung einer folgerichtigen Moral des Lebens und der Gesundung direkt entgegengesetzt lauten.

Typisch für unsere Gesellschaft ist der Konflikt zwischen einem „idealen Streben“ nach geistiger Produktion auf irgend einem Gebiete und den Interessen des Gelderwerbes. Nun ist Geld in den Händen eines selbstsüchtigen Strebers wohl ein verächtlich Ding. Für den Sexualreformer dagegen bedeutet Geld, das heisst wirtschaftliche Macht, die unerlässliche Vorbedingung zur Verwirklichung seiner Ideale, — die notwendige Grundlage, ohne die all seine Pläne und Ziele, mögen sie im übrigen noch so gut ersonnen und so klar durchdacht sein, in der Luft hängen bleiben müssen. — Für die werktätigen Teilhaber einer Sexualreform der Gesundung würde daher die Erringung wirtschaftlicher Macht — also Geldgewinn für sich und für ihre Partei — in die Rangordnung der moralischen Postulate emporrücken, welchen alle „idealen“ Anwandlungen zugunsten einer rein geistigen — wissenschaftlichen, künstlerischen — Produktion bedenkungslos zum Opfer gebracht werden müssten.

Die alte Moral hielt es bisher stets für geboten, bereits bestehende Rechte nach Möglichkeit zu schonen, — bereits eingegangene Verpflichtungen unbedingt zu respektieren, auch wo die Interessen des Lebens und der Lebenszeugung mit ihnen in Konflikt träten. — Die Anhänger der neuen Moral der Gesundung dürften hier nicht skrupulöser verfahren als etwa politisch und wirtschaftlich revolutionäre Bewegungen mit dem historischen Eigentum. — Auch bereits geschlossene Ehebündnisse, samt den erzieherischen, sozialen und luxuriösen Aspirationen ihrer Nachkommenschaft, dürften im Vergleich nicht höher eingeschätzt werden, als jene historisch begründeten Privilegien, — vorausgesetzt, dass die betreffende Ehe den generativen Tribut des Individuums an die Rasse nicht zum Austrag brächte. Dies tut aber, für den zeugungskräftigen, generativ wertvollen Mann zum mindesten, keine monogamische Ehe.

Und ebenso schonungslos endlich, wie gegebenenfalls gegen manifeste Verbindlichkeiten, müssten die Parteigänger der neuen Richtung gegen all jene ungeschriebenen Verbindlichkeiten des Taktes, der zarten Rücksichtnahme auf die Gefühle anderer, namentlich der älteren Generation, — der gemütlichen, ästhetisch ansprechenden Harmonie mit der Umgebung verfahren, — sowie aller kulturellen Traditionen, die sich in diesem Medium fortpflanzen. Was sich dem neuen Stil entgegenstemmt, müsste ohne Bedenken niedergetreten werden, damit sich die Bewegung nicht in Anteilnahme um Subtilitäten verzettelte und im Sand verliefe.

Angesichts solcher Konsequenzen wäre es wohl begreiflich, dass man die Triftigkeit des vorgeführten Schlussverfahrens einer nochmaligen Revision unterzöge und die Frage aufwürfe, ob denn nicht auch noch zu einem anderen, für unser moralisches Empfinden minder befremdlichen Ergebnis zu gelangen sei. — Und diese Revision zeigt tatsächlich eine Lücke im Schlussverfahren und die Möglichkeit eines dem früheren direkt widerstreitenden Resultates.

Allerdings: — Dass wir Träger der abendländischen Kultur einen Lebensausblick auch um billigeren Preis gewinnen könnten, — eine Zukunft ohne solch tiefgreifende Sexualreform, — oder zwar mit dem Postulat der Reform, aber ohne ihre Dringlichkeit, — ist ausgeschlossen. Je eingehender man sich mit diesem Problem beschäftigt, desto bestimmter gelangt man immer zu demselben Ende. — Aber gerade die starke Betonung, welche die realen Verhältnisse in das Moment der Dringlichkeit legen, eröffnet uns mit einem Schlag eine Perspektive nach entgegengesetzter Richtung. — Wie, — wenn trotz aller denkbaren Krafteinsätze für das Postulat des Lebens die Zeit schon versäumt, die Frist zur Umkehr schon abgelaufen, — wie, wenn die Würfel des Schicksals bereits gefallen wären und wir Völker des Abendlandes für einen wahrhaft erleuchteten, zeitenumspannenden Blick auch heute schon zu den Todgeweihten zählten? — Wie dann? — Ist es denn wirklich vorauszusetzen, dass in dem konstitutiven Anpassungsprozess an die Erfordernisse der Sesshaftigkeit und der Zivilisation, — in einem Prozess also, in welchem der Fortschritt einer Generation, auch trotz der utrirtesten Überhastungsversuche, doch nur ein Minimum darstellen könnte, — .... dass in einem solchen Prozess die Rassen des Abendlandes den Mongolen ihren mehr als tausendjährigen Vorsprung noch abzugewinnen vermöchten, — die Rassen des Abendlandes, — ungezüchtet, zusammengewürfelt, — ausgemergelt wie sie sind, durch viele Jahrhunderte einer fieberhaften, erschöpfenden kulturellen Überproduktion, unter der Herrschaft einer lebensfeindlichen, ja die natürlichen Bedürfnisse des Lebens prinzipiell missachtenden Moral? — Ist es nicht Wahnsinn, dies überhaupt noch zu erwarten? — Heisst das nicht den Genius unserer Rasse verkennen? — Ist die Aufzehrnng unserer Fortpflanzungspotenzen im Dienste der Kultur nicht unser eigentlichstes Wesen, unsere geschichtliche Mission, unsere biologische raison d'être im Haushalt des umfassenden Organismus der Menschheit? — Und wenn ja, — welch *andere* Folgerungen und Konsequenzen ergeben sich *hieraus* als Richtschnur zur Entscheidung sexualmoralischer Konflikte!

Wenn ein junger Organismus in voller Lebenskraft sich irgend eine gesundheitschädliche und in ihrer Fortführung verderbliche Nahrungs- oder Lebensweise angewöhnt hat, die ihm jedoch schon so weit zum Bedürfnis geworden ist, dass die Abgewöhnung einer eingreifenden und

erschütternden Krise gleich käme, so wäre es gleichwohl Pflicht des wohlwollenden, vernünftig vorausblickenden Arztes, die betreffende peinvolle Kur mit Energie durchzuführen. — Nicht so bei einem greisenhaften, für alle Fälle der Auflösung verfallenen Patienten. Hier wäre der fragliche Gewinn einer kurzen Zeitspanne relativer Gesundheit das Opfer an Lebenskraft nicht wert, das um seinetwillen gebracht werden müsste. Vernunft und Menschlichkeit könnten in einem solchen Fall beispielsweise gebieten, den Kranken vielmehr bei seinem Morphinismus zu belassen und nur durch sekundäre Massnahmen seinen Zustand nach Tunlichkeit zu erleichtern und seine Leistungsfähigkeit noch möglichst lange hinauszufristen.

In durchaus analoger Weise wäre es unsinnig und zielwidrig, einem dem Rassentode verfallenen Völkerkomplex zuzumuten, dass er sich noch in eine neue Sexualmoral und Sozialordnung einlebe. Der fragliche Gewinn an Leben würde das kulturelle Opfer nicht lohnen, das er kostete. — Ist es unser unabwendbares Los, von den Mongolen im Daseinskampfe aufgerieben zu werden, so haben wir vielmehr nur die eine Aufgabe zu erfüllen, unserem Prinzipe getreu, den Sublimierungsprozess unserer generativen Potenzen bis ans Ende fortzusetzen und unseren Nachfolgern in der Kette des Lebens ein möglichst reiches kulturelles Erbe zu hinterlassen. Ja selbst eine Beschleunigung jenes Prozesses der Selbstverzehrung, gegen das Ende hin, um einer letzten, produktiven Kraftanstrengung willen, wäre moralisch nicht zu verurteilen.

Sind dies also die letzten, gültigen, fraglos normgebenden Konsequenzen? — Wer besässe wohl das Selbstvertrauen, eine Behauptung von solcher Tragweite zu verantworten, — wer die Starrheit, auf eine biologische Kraftabschätzung hin von so arbiträrer Natur die Verlockung zum Lebenswillen von sich zu weisen, wenn sie ihm das Heilmittel so greifbar nahe zur Hand bietet, wie uns! — Noch sind wir an Zahl reicher als die Mongolen, — 500 Millionen Menschen, zum grossen Teil individuell gesund, von Lebens- und Zukunftshoffnungen erfüllt! — Der Weg zum Leben wäre gefunden; es kommt nur auf die Kraft an, ihn zu wandeln. — Und da sollte einer den Mut fassen, diesen 500 Millionen zuzurufen: „Zurück von der Bahn! — Es ist zu spät! — Gebt das Spiel verloren! — Gehabt euch wie Todverfallene!“ — ? —

Wer gibt uns Klarheit in diesen Wirren? —

Schlussergebnisse.

Die zum Schlusse des letzten Kapitels ausgeführten Bedenken lassen sich, kurz, begrifflich abstrakt, charakterisieren als der Zweifel darüber, ob wir Angehörige der abendländischen Kulturwelt überhaupt

noch ein menschliches Anrecht darauf besitzen, von unserer traditionell überkommenen kulturellen Sexualmoral weg- und einer gesund natürlichen zuzustreben, — ob es nicht vielmehr unsere weltgeschichtliche Mission sei, uns durch Preisgabe unserer generativen Kräfte und daher auch unserer Lebenshoffnungen in kultureller Produktion aufzuzehren.

Die Unsicherheit in bezug auf moralische Konflikte von aktuellster Bedeutung, in welche uns dieser Zweifel gestürzt hat, ist ein fühlbarer Beleg für die weitreichende Relativität aller normgebenden Moral. Wir kommen darüber nicht hinaus: — Die Höhe der moralischen Werteinschätzung, die der Einzelne seinem lebendigen Nachwuchs zu zollen hat, ist abhängig von dem Lebensmut und dem Lebenswillen, den er, als Angehöriger seines Stammes, seiner Rasse, sein eigen nennt, — und somit abhängig auch von den Lebenshoffnungen, die er in die Zukunft seiner Rasse setzt, — und hiermit in weiterer Folge von weltpolitischen Verhältnissen und Komplikationen. — Allerdings treten diese letzteren dem Einzelnen bei seinen sexualmoralischen Entscheidungen nur ausnahmsweise ins Bewusstsein. Darum wirken sie aber doch unmittelbar auf ihn ein. Denn der Lebensmut jedes Individuums wird durch den seiner Umgebung mitbestimmt. Und der Lebensmut der Rasse ist nichts anderes als die Summe des Lebensmutes der Individuen, und zugleich eine Grösse, die sich, unter dem Einfluss der „Logik der Tatsachen", den wirklichen Lebenschancen der Rasse immer genauer annähert. Mehr als die Konstatierung dieser Beziehungen kann uns hier die Morallehre nicht bieten. — Das übrige muss der Impuls der konkreten Entscheidung besorgen.

Indessen ist unsere sexualmoralische Richtungslosigkeit darum doch lange nicht so schlimm, als es demjenigen wohl erschienen sein mochte, der beim plötzlichen Ausblick in jene unbestimmten Fernen von Schwindel erfasst ward.

Wenn wir schwanken zwischen dem Kleineren und dem Grösseren einer Verpflichtung, welch letzteres das Kleinere umschliesst, so ist das Kleinere zum mindesten vollkommen sicher und über allen Zweifel erhaben. — Wenn der Arzt schwankt, ob er dem Patienten 1 oder 10 Gramm eines Medikamentes zu verabreichen habe, so ist das eine Gramm mindestens unzweifelhaft. Wenn zu entscheiden ist, ob A dem B 10 oder 100 Taler schulde, so sind jedenfalls die 10 unbestreitbar. — Nicht anders verhält es sich sexualmoralisch mit den „Postulaten des Lebens". Fraglich ist, ob sie, dem Einzelnen gegenüber, als Imperative aufzustellen oder als Direktiven zuzulassen seien. Das letztere zum mindesten aber ist zweifellos, — und zwar in erster Linie deswegen, weil wir auch für den schlimmsten Fall noch bedeutende generative Verpflichtungen einzulösen haben.

Wie immer die Mongolenfrage zum Austrag kommen mag: — So stehen doch die Dinge sicherlich nicht, dass die gegenwärtige Lage der abendländischen Kulturvölker der eines Sterbenden gleich zu achten wäre, — welcher allerdings das Recht besässe, die Lebenskraft der ihm noch zugemessenen wenigen Stunden auf jedwede Weise aufzustacheln, — auch durch Reizmittel, welche an sich als Gifte wirken. — Wenn wir auch für eine fernere Zukunft verloren sein sollten, so haben wir doch noch die Lebenszeit vieler Generationen vor uns und haben uns für die kulturellen Aufgaben dieser Zeit auch generativ bei entsprechender Gesundheit zu erhalten. — Ferner dürfte der bevorstehende Rassenkampf zwischen Weissen und Gelben doch schwerlich zu dem Ende führen dass die 500 Millionen jener schlechterdings und spurlos von der Erdoberfläche verschwänden. Es werden sich Enklaven erhalten, oder Mischbildungen als widerstandsfähig erweisen, und es wird so, auch bei einem ungünstigen Ausgang im grossen, doch die Möglichkeit offen bleiben, von dem uns teuersten Blut und Leben einige Bäche und vielleicht Flüsse hinüberzuleiten in den gewaltigen Lebensstrom der Zukunft.

Diesen ganz bedeutenden generativen Aufgaben gegenüber zeigt sich nun unsere gegenwärtige sexualmoralische Verfassung als durchaus unzulänglich. — Die Ideale der alten monogamischen Ehemoral haben ihre befeuernde Macht auf die Gemüter eingebüsst; sie sind morsch und zerfressen von der Skepsis der Aufklärung und der Kritik des Enthüllungsverfahrens. Zudem ist die alte Moral dem neuen „Umgebungsbestandteil" der Kulturmenschheit — den Prohibitivmitteln gegen Kinderzeugung — nicht angepasst und versagt ihm gegenüber ihren Dienst. — Unsere alte Moral ist schlimm, in bezug auf die Forderungen des Lebens; — aber noch schlimmer ist das, was sich als neue Moral gegenwärtig aufspielen möchte und tatsächlich direkt in den Abgrund des völkermordenden Hetärismus drängt. — Sollen wir unseren generativen Aufgaben — auch den bescheideneren des grossen Dilemmas — gewachsen sein, so ist es unbedingt nötig, dass sich für den Verlust ein Ersatz finde, — dass wir, an Stelle der alten, hinfälligen Ideale der Liebe den neuen, aufstrebenden I d e a l e n d e s L e b e n s unsere Herzen erschliessen. — Der Dienst dieser Ideale besteht in der ethischen Hochhaltung des vornehmsten Lebenstriebes — des zielbewussten Strebens nach hochwertiger Nachkommenschaft, — er besteht in der Betonung und praktischen Durchsetzung der für die Geschlechter differenzierten Sexualmoral, sowie der virilen Auslese und der Rechte und Pflichten, welche sie beiden Geschlechtern auferlegt, — er besteht in der intellektuellen und praktischen Arbeit an der Verwirklichung einer generativ wie kulturell einwandfreien sexualen und sozialen Ordnung, — er besteht in dem hierdurch geleisteten Krafteinsatz nach der Richtung einer tunlichst tiefgreifenden Sanierung unserer korrupten Fortpflanzungstriebe,

oder wenn die Sanierung nicht mehr möglich sein sollte — so doch der Hintanhaltung ihres weiteren Verfalles.

Indessen sind es nicht nur generative Ziele, die durch Entrichtung des Zolles an die Ideale des Lebens gefördert würden. — Die richtige Sexual- und Sozialordnung, — das heisst jene Ordnung, welche die Forderungen der Kultur mit denen der Auslese am zweckmässigsten vereinigt, — ist selbst ein kulturelles Erzeugnis, welches, über die Köpfe und über die Leiber aufstrebender und dahinsinkender Menschenstämme hinweg, sich den für das Leben der Zukunft bestimmten mitteilen wird, in jenem unbeirrbaren Progress der Folgerichtigkeit, in dem überhaupt die gewaltigsten kulturellen Schöpfungen ihren Weg gehen.

Bekanntlich wurde die Tatsache von der Umdrehung der Erde um die Sonne schon von dem Griechen Aristarch, mehr als zwei Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, gefunden. — Es siegte zunächst die Macht des Augenscheines und der Irrtum. Das Ptolemäische Sonnensystem erhielt den Vorzug. — Es kamen die Stürme der Völkerwanderung, es kam eine mehrere Jahrhunderte währende wissenschaftliche Ebbe. — Aber mehr denn anderthalb Jahrtausende später schlug der Gedanke des Aristarch, als ob inzwischen nichts geschehen wäre, seine folgerichtigen Wurzeln in dem Geiste des nordischen Kopernikus und trieb von dort aus die weiteren Äste und Früchte hervor. — Und nicht anders ist im wesentlichen das Los und der Entwicklungsgang aller produktiver Gedanken und so auch der sozialen. — Die Mongolenflut wird aller Wahrscheinlichkeit nach hereinbrechen, gleich der Völkerwanderung, und die Entwicklung unserer kulturellen Schöpfungen auf Jahrhunderte unterbrechen. — Aber jenseits dieser Sündflut unserer rassischen Schwäche und Verderbtheit wird es zu grünen und zu blühen beginnen, streng folgerichtig, den Saaten gemäss, die wir heute ausstreuen. Zu diesen Saaten zählen auch die Entwicklungskeime für soziale Neuschöpfungen, die wir heute heranbilden. — Wenn die Mongolen unsere Kultur assimiliert haben werden, so werden sie sich vor die wesentlich gleichen Probleme gestellt sehen, die uns heute an den Leib rücken. — Ihre patriarchalische Familienordnung wird sich als unzulänglich, als veraltet erweisen. Auch bei ihnen wird eine Emanzipationsbewegung der Frauen einsetzen. — Und wenn wir heute — auch nur in Gedanken und Phantasie, und in spärlichen Enklaven — das Problem lösen, die kulturell erforderliche Selbständigkeit der Frau mit der biologisch unentbehrlichen virilen Auslese zu verbinden, — so werden sie diese Lösung aufnehmen, — und was wir heute erarbeitet, wird dann tausendfältige Früchte tragen. — In diesem Ausblick müssen wir Trost finden, ja — mehr als Trost: — die Triebkraft der Begeisterung. Wir müssen es, weil wir die Triebkraft brauchen und aus keinem anderen Quell zu schöpfen vermögen.

Diese Einsicht dürfte auch die Lösung bringen für das grosse Problem unserer Zeit, — die Versöhnung des Rassenprinzips und des Allmenschheitsdienstes. — Die liberal-humane Fiktion von der Gleichheit aller Menschen war sicher eine der willkürlichsten, sachfremdesten, die der Menschengeist jemals ausgeheckt. Die Opposition dagegen war nur allzu berechtigt, — führte aber gerade deswegen zur übertriebenen Erwartung, es könne alles Gute und Lebenstüchtige sich, unter den verschiedlichen Menschenrassen, in einer einzigen vereint vorfinden, — deren ausschliessliche Interessenpolitik dann allerdings zugleich höchstes Moralgebot wäre. — So wenig sich nun auch a priori gegen die Triftigkeit dieser Erwartung einwenden lässt, — so sehr scheint doch Erfahrung und Sachkenntnis gegen sie zu sprechen. Von den drei Hauptstämmen der Menschenrassen zum mindesten — dem weissen, dem gelben und dem schwarzen — scheint jeder seine besonderen Vorzüge, jeder seine besonderen Mängel zu besitzen, so dass sie im gesamten aufeinander angewiesen sind. — Der schwarze Menschenstamm ist existenzberechtigt durch seine Immunität im Tropenklima, dem fruchtbarsten der Erde, — der gelbe durch seine Zähigkeit, Genügsamkeit, durch seine sozialen Tugenden und die Gesundheit seines Fortpflanzungsapparates, — und der weisse Stamm scheint Alleinherrschaft und vielleicht auch Zukunft nicht beanspruchen zu dürfen, weil er sie im Kampfe mit den anderen nicht durchzusetzen vermag. — Wenn die Mongolen zu unseren Nachfolgern bestimmt sind, so sind sie — in einem weiteren Sinne — zugleich unsere Brüder. Nur diese Auffassung ist gross, erhält gross und eröffnet den Blick ins Weite. Jede andere ist promethidenhaft klein, schliesst uns ins Enge und führt in den Abgrund.

Und somit ist es nicht nur die Lebenshoffnung unseres Stammes, sondern auch das Bewusstsein unserer kulturellen Mission, welches für die „Ideale des Lebens“ in unserem Wirken und Handeln ethische Billigung erheischt.

Aus all diesen Erwägungen ergeben sich nun folgende Normen für unsere sexuale Moral: — Die alte, überlieferte Moral und Sittenordnung wurde als vielfach überlebt und reformbedürftig erkannt. Dennoch sind ihre Gebote nicht schlechterdings zu missachten, sondern dürfen nur insoweit abgelehnt werden, als dies — erstens bei der Darstellung der „gesunden“ und der „verwerflichen“ Tendenzen in unserer zeitgenössischen sexualen Reformbewegung näher ausgeführt wurde, — und als zweitens die „Postulate des Lebens“ es verlangen. — Mit aller Kraft dagegen ist den in unserer Zeit immer mehr um sich greifenden hetäristischen Neigungen und Toleranzen entgegenzutreten, auch wo dies im Sinne und unter dem Zeichen der alten Moral geschieht und geschehen muss. Besonders strenge hat man hierbei dort zu verfahren,

wo im Namen der Sexualreform und einer neuen Moral Lizenzen beansprucht werden, denen gegenüber der Rigorismus der alten Moral zugleich auch die Interessen der Generation und des Lebens vertritt. — In diesem Bezug sei nochmals darauf verwiesen, dass die alte monogamische Moral der gut verheirateten Frau nicht nur kulturell, sondern auch generativ — als Sexualwesen — alles bietet, was sie beanspruchen, und was von ihr wieder beansprucht werden darf. Solange die Institution der monogamischen Ehe besteht, wird also die Ehe immer — nicht nur das glücklichste, sondern zugleich das besterfüllte und übererfüllte Frauenlos bleiben. Darum versündigt sich jeder — nicht nur an dem Individuum, sondern an der Generation, der ein sexuell unberührtes Mädchen zu hetäristischem, prohibitivem oder leichtsinnigem, der Verantwortung für eventuelle Zeugung sich entschlagendem, unehelichem Verkehr verleitet oder überredet. Denn er benimmt ihr hierdurch die Möglichkeit zu einer glücklichen, vielleicht kinderreichen Ehe — oder setzt mindestens diese Möglichkeit ganz bedeutend herab. Und ebenso versündigt sich das Mädchen sowohl an sich selbst wie an der Generation, wenn sie sich also verleiten lässt. — Nur wo generativ ohnehin nichts Tüchtiges mehr zu erwarten ist — sei es infolge von Anlagen oder Verhältnissen — darf im Sinne der Sexualhygiene Toleranz geübt werden, — und auch hier nicht grosssprecherisch und mit ethischem Aplomb, — sondern diskret und bescheiden. — Freie Bahn dagegen ist all denen zu gewähren, die sich ehrlich, überzeugt und mutig in den Dienst der Ideale des Lebens stellen. — Wie weit von ihnen die Interessen der kulturellen Produktion zurückgestellt, bestehende Rechte hintangesetzt und Erfordernisse des Zartsinnes und der pietätvollen Rücksichtnahme gering geachtet werden dürfen, bleibt allerdings heute noch eine offene Frage. — Sicher und zum geringsten aber ist dem Idealismus des Lebens soweit Raum zu geben und Bewegungsfreiheit zu gönnen, als er bedarf, um die auflösenden Tendenzen unserer sexualen Bewegung zu überwältigen und zu überbieten.

Speziellere Verhaltungsnormen für die Vorkämpfer in dieser Richtung können erst nach eingehender und abschliessender Behandlung des Problems der Sozial- und Sexualreform gegeben werden (vgl. S. 83). — Im übrigen aber dürfen wir, — im Rückblick auf das Ausgangsmotiv dieses Werkes, das allgemeine Bedürfnis nach Klärung und Führung in sexualmoralischen Konflikten, — uns nun wohl für wesentlich gefördert erachten. — So könnte etwa von jenem, zu Beginn der Untersuchungen als typisches Beispiel für sexualmoralische Gewissensnot vorgeführten jungen Manne mit gutem Fug erwartet werden, er würde durch die Lektüre dieses Buches soweit geklärt worden sein, dass er sich — je nach dem Gewichte seiner persönlichen, individuellen

Bedürfnisse und Beziehungen, welches er allein abzuschätzen vermag — nun entschlossen einer der möglichen Verhaltungsweisen zuwendete.

Allerdings darf man an die praktische Führerschaft der Ethik nicht unerfüllbare Ansprüche stellen. Man darf nicht mehr Orientierung von ihr verlangen, als etwa der Wanderer in fremdem Land von einer Landkarte, oder — um ein abstrakteres Gleichnis zu gebrauchen — nicht mehr Förderung in der Aufgabe der moralischen Abwägung, als etwa, zur Erreichung seines Zweckes, der Handwerker sie von seinen Instrumenten empfängt. Man muss die Landkarte lesen, — man muss die Instrumente handhaben können, um durch sie gefördert zu werden, und die Anpassung der Norm an den Einzelfall erfordert immer ein arbiträres Schätzungsverfahren, bei welchem Irrtümer niemals prinzipiell ausgeschlossen, sondern nur auf ein geringes Mass eingeschränkt werden können. — Und wo auch dies nicht möglich war, ist mindestens die Einsicht ein Gewinn, dass wir hier gegenwärtig noch zu keiner Klarheit zu gelangen vermögen, sowie die Angabe der Richtung des Forschens, nach der, im Vordringen, von der Zukunft erwartet werden kann, was uns heute noch mangelt.

Da die einzelnen Festsetzungen und Aufschlüsse normativer Natur in dem Werke nicht systematisch gruppiert zu finden sind, sondern, mit darstellenden Ausführungen und kritischen Auseinandersetzungen vermengt und in diese vielfach eingewoben, vorgebracht wurden, — soll nun zum Schluss noch ein s e x u a l m o r a l i s c h e r F ü h r e r zusammengestellt werden, welcher den Zweck verfolgt, dem Leser den Überblick über die Ansichten des Autors bezüglich der häufigsten sexualmoralischen Probleme und Konfliktfälle des praktischen Lebens zu erleichtern.

Sexualmoralischer Führer.

Seite

Sexuale Aufklärung der Kinder.
Richtiges Prinzip 55
Notwendige Beschränkungen 59
Vgl. auch unten den Titel „Natürliche Schamhaftigkeit".

Sexualmoral der Jünglinge.
Sexuale Askese das einzig Richtige 61

Sexualmoral der jungen Mädchen.
Gleiche Grundsätze wie bei den Jünglingen 61
Hierzu noch besonders: — Wert der Jungfernschaft . . . . . 65 ff., 96

Natürliche Schamhaftigkeit.
Schamhaftigkeit kein effemäres Produkt der Kultur, Folge der Bekleidung oder dergl., sondern in der psychophysischen Anlage des Menschen begründet 17
In erhöhtem Mass ein Erfordernis für die Frau 16
Moderne Schamlosigkeit . . . . . 60 f., 69 f., 71 f.

Keuschheit.
Altes und neues Ideal 55
Entstellung des neuen Ideals . . . . . 60 f.
Keuschheit des Weibes 16

Sexualhygiene.
Prinzipielle Anerkennung . . . . . 55 f.
Die Toleranz „unnatürlicher" Befriedigungen und ihre Grenzen . . . 56 f.
Falsche Identifizierung des Individual- mit dem Stammeshygienischen 59 f., 62

Verführung von Mädchen und Frauen.
Jede Gewinnung zum Sexualverkehr, gegen Gewissen und moralische Überzeugung der Betreffenden, fällt als schweres moralisches Übel ins Gewicht 62, 63
Vgl. auch oben den Titel „Sexualmoral der jungen Mädchen" und unten die Titel „Eheglück" und „Ausserehelicher Sexualverkehr".

Prohibitivverkehr.
Vgl. oben den Titel „Sexualhygiene" und unten den Titel „Generative Pflichten".

Selbstbefriedigung.
Prinzipielle Beurteilung . . . . . 14, 16, 56 f.
Gefahren . . . . . 61 f.

Seite

Homosexualität.

Prinzipielle Beurteilung . . . . 14, 16, 56 f.
Notwendige Grenzen der Duldung . . . . 62 f.

Prostitution.

Die Hetäre ein notwendiges Glied der Gesellschaft . . . . 15 f., 27, 69
Soziale Ächtung der Hetäre durch die Korruption unserer Fortpflanzungstriebe notwendig gemacht 76
Beseitigung dieses Widerstreites erst von der Zukunft, durch Sanierung unserer Fortpflanzungstriebe zu erhoffen. Vgl. hierzu . . . . . 84 f.
Männlicher Gebrauch von der Prostitution nach Möglichkeit zu beschränken, aber nicht absolut zu verurteilen 62, 69
Verpflichtung zum Schutz gegen Infektion mit Geschlechtskrankheiten . 56

Eheglück.

Die günstigsten Vorbedingungen für monogamisches Eheglück nach der alten Auffassung, nach der Auffassung der populären modernen Sexualreformer, und in Wirklichkeit . . . . 65 ff.
In der guten monogamischen Ehe ist das Los der Frau als Geschlechtswesen erfüllt und übererfüllt 78, 79
Erfüllung der Bedürfnisse des generativ richtigen Mannestypus in der monogamischen Ehe unmöglich . . . . 78 f.
Vgl. noch das Kapitel „Die konstitutiven Funktionen des Sexualtriebes und die natürliche Sexualmoral" . . . . 9 ff.

Ehewechsel.

Die Forderung einer weitgehenden Toleranz des Ehewechsels beruht auf Irrtümern und führt zum Hetärismus . . . . 66 ff., 73

Generative Pflichten.

Vergeudung generativer Kräfte verwerflich . . . . 14, 56 f., 70
Erwachen des generativen Gewissens gegenwärtig fast nur noch nach der negativen Seite 58
Sexuale Begehrlichkeit, Besitzgefühl und Eifersucht der Frau wegen Brachlegung wertvoller männlicher Zeugungskräfte verwerflich . 14 ff., 81
Die Dringlichkeit der positiven generativen Verpflichtungen abhängig von der „Lebensfrage" . . . . 88 ff.

Aussereheliclier Sexualverkehr.

Im Einklang mit dem Gewissen und der moralischen Überzeugung beider Teile, und im Bewusstsein der hiermit übernommenen Verantwortung, prinzipiell erlaubt 57
Zur Erfüllung generativer Verpflichtungen sogar eventuell geboten . 88 ff.
Jedoch notwendige Erwägungen . . . . 62, 63, 90 f., 96

Rassenprinzip und Allmenschheitsdienst.

Der scheinbare Widerstreit und seine Versöhnung 95
(Dieselben Direktiven gelten auch für die Behandlung des Judenproblems, insofern dieses wirklich auf Verschiedenheiten der Konstitution, und nicht — wie tatsächlich zum grossen Teil — auf relativ leicht zu behebenden Differenzen des sozialen Milieus beruht.)

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Im Vereine mit hervorragenden Fachmännern des In- und Auslandes herausgegeben von

Dr. L. Loewenfeld in München.

30. **Uebung und Gedächtnis.** Eine physiol. Studie. Von Dr. Semi Meyer in Danzig. M. 1.30
31. **Der Fall Otto Weininger.** Eine psychiatrische Studie. Von Dr. Ferd. Probst in München. M. 1.—
32. **Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart.** Von Dr. Gertrud Bäumer, Berlin. Mit einem Vorwort von Dr. Loewenfeld. M. 1.30
33. **Psychiatrie und Pädagogik.** Von Dr. Georg Wanke in Friedrichroda M. —.80
34. **Trunksucht und Temperenz in den Vereinigten Staaten.** Studien und Eindrücke von Dr. B. Laquer in Wiesbaden. M. 1.50
35. **Ueber das Bewusstsein,** seine Anomalien und ihre forensische Bedeutung. Von Dr. med L. M. Kötscher in Hubertusburg. M. 2.40
36. **Gehirn und Sprache.** Von Dozent Dr. Heinr. Sachs in Breslau. M. 3.—
37. **Zur vergleichenden Psychologie der verschiedenen Sinnesqualitäten.** Von Prof. H. Obersteiner in Wien. M. 1.60
38. **Ueber die geistige Arbeitskraft und ihre Hygiene.** Von Dr. L. Loewenfeld in München. M. 1.40
39. **Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben.** Von Professor Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg. M. 3.—
40. **Die Temperamente,** ihr Wesen, ihre Bedeutung für das seelische Erleben und ihre besonderen Gestaltungen. Von Dr. E. Hirt in München. M. 1.30
41. **Nervenleben und Weltanschauung.** Ihre Wechselbeziehungen im deutschen Leben von heute. Von Dr. Willy Hellpach in Karlsruhe. M. 2.—
42. **Alkohol und Kriminalität.** In allen ihren Beziehungen. Von Dr. Hugo Hoppe in Königsberg. M. 4.—
43. **Die individuelle und die soziale Seite des seelischen Lebens.** Von Dr. Chr. D. Pflaum in Rom. M. 1.60
44. **Gehirn und Kultur.** Von Dr. Georg Buschan. M. 1.60
45. **Die Persönlichkeit und die Bedingungen ihrer Entwicklung und Gesundheit.** Von Prof. Dr. W. D. Bechterew in St. Petersburg. M. 1.—
46. **Rechtsschutz und Verbrecherbehandlung.** Ärztlich-naturwissenschaftliche Ausblicke auf die zukünftige Kriminalpolitik. Von Dr. Emil Lobedank, Stabsarzt in Hann.-Münden. M. 2.40
47. **Der Schmerz.** Eine Untersuchung der psychologischen und physiologischen Bedingungen des Schmerzvorganges. Von Dr. Semi Meyer in Danzig. M. 2.—
48. **Die Einbildung als Krankheitsursache.** Von Professor Dr. Dubois in Bern. M. 1.—
49. **Liebe und Psychose.** Von Dr. Georg Lomer in Nieder-Schönhausen b/Berlin. M. 1.60
50. **Die abnormen Charaktere bei Ibsen.** Von Prof. Dr. G. Weygandt in Würzburg. M. —.80
51. **Geisteskrankheit und Verbrechen.** Von Medizinalrat Dr. H. Kreuser Direktor der Kgl. Heilanstalt Winnenthal. M. 1.80
52. **Das Erwachen des Geschlechtsbewusstseins und seine Anomalien.** Von Dr. L. M. Kötscher in Hubertusburg. M. 2.—
53. **Gotenburger System und Alkoholismus.** Von Dr. B. Laquer in Wiesbaden. M. 2.40

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON
Dr. L. LOEWENFELD UND Dr. H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Dr. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

LVI.

Sexualethik.

Von

Christian v. Ehrenfels,
ord. Professor der Philosophie an der deutschen Universität in Prag.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1907.

Homosexualität

und

Strafgesetz.

Nach einem in der kriminalistischen Sektion des akademisch-juristischen Vereins zu München am 17. Dezember 1907 gehaltenen Vortrage

von

L. Loewenfeld.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 57.

M. H.! Wenn wir die Geschichte der psychischen Epidemien, die in verflossenen Jahrhunderten in Europa grassierten, durchgehen, finden wir unter denselben eine Mehrzahl solcher, die sich mit Verfolgungen gewisser Klassen von Personen verknüpften. Gewöhnlich waren es, dem Geiste jener Perioden entspechend, Juden, Ketzer oder Hexen, gegen die sich, wie wir heute sagen würden, die öffentliche Meinung kehrte, und wir wissen, dass dem Hexenwahn allein, der sich da und dort bis Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt, etwa 7 Millionen Menschen in Europa zum Opfer fielen. Viele mögen nun wohl glauben, dass eine Wiederkehr derartiger Epidemien in Anbetracht unserer so viel gepriesenen Aufklärung und fortgeschrittenen Kultur bei uns ausgeschlossen erscheint; es ist dies ein Irrtum, auf den ich schon in meinem Werke über den Hypnotismus hingewiesen habe. Die Keime zu derartigen Epidemien sind tatsächlich fast noch überall in Europa vorhanden und durch jene Eigenschaft der Massen gegeben, die wir als Suggestibilität bezeichnen, eine Eigenschaft, welche sie psychischen Infektionen der verschiedensten Art zugänglich macht. Die Ereignisse der jüngsten Zeit haben für die Richtigkeit dieser Ansicht neue, aber zugleich sehr traurige Belege gebracht. Es ist bei uns wieder zum Ausbruch einer Verfolgungsepidemie gekommen und diesmal sind es nicht, wie zu Zeiten des Hexenwahns, arme hysterische, melancholische oder sonst geistesgestörte Weiber, gegen die sich die Leidenschaft der Massen richtet, sondern Männer, die das Unglück haben, in bezug auf ihre sexuelle Triebrichtung anders veranlagt zu sein als ihre Geschlechtsgenossen. Man will sie zwar nicht dem Scheiterhaufen überantworten, da wir in bezug auf das Verbrennen humaner und zurückhaltender geworden sind, aber man möchte sie doch samt und sonders hinter Schloss und Riegel bringen. Da aber auch dies in unserem Rechtsstaate nicht ohne weiteres angeht, so will man wenigstens eine möglichst grosse Zahl derselben durch Einsperren von der übrigen Menschheit absondern und zur Einsicht ihrer Lasterhaftigkeit bringen. Um dies zu erreichen, soll die ganze Schärfe des Gesetzes, das wie ein Damoklesschwert über ihnen schwebt, gegen sie angewendet werden. Sie sollen statt der Erleichterung ihrer Lage, um die sie petitionierten, jede gesetzlich mögliche Erschwerung derselben erfahren. Ob sich das mit unseren Ansichten von Humanität, mit unserem modernen Rechts- und Billigkeitsgefühl verträgt, darnach wird nicht gefragt. Und was

besonders bedauerlich ist, die gegenwärtige Epidemie ist nicht von den untersten Volksschichten ausgegangen, die an den Segnungen der Aufklärung und der Kultur am wenigsten Anteil haben, sie hat sich in den Schichten der Gebildeten entwickelt und ist auch in diesen am meisten verbreitet. Auch hat sich keine der politischen Parteien gegen die hier in Betracht kommende Infektion mit wahnhaften Vorurteilen und Unduldsamkeit genügend widerstandsfähig erwiesen. Die sonst so vorurteilsfreien Sozialisten haben ebenso in den Verdammungschorus gegen die Homosexuellen eingestimmt, wie Liberale, Konservative und Zentrumsangehörige.

Die Aufgabe, welche der Wissenschaft diesem Stande der Dinge gegenüber zufällt, ist m. E. klar vorgezeichnet. Die Wissenschaft kann sich selbstverständlich durch die öffentliche Meinung in keiner Hinsicht beeinflussen lassen. Sie wird und muss das immer wieder verkünden, was durch ihre Forschung über die Homosexualität festgestellt ist. Sie kann in ihrem Bestreben nicht nachlassen, veraltete und verhängnisvolle Vorurteile zu beseitigen und so durch Aufklärung eine Verbesserung der Rechtslage der Homosexuellen anzubahnen, wenn auch vorerst all ihr Bemühen den Charakter einer Sisyphusarbeit zu besitzen scheint.

Wir unterscheiden von Anomalien des Geschlechtstriebes 2 Arten, quantitative und qualitative. Bei den quantitiven betrifft die Abweichung lediglich die Intensität des an sich normalen Geschlechtstriebes, bei den qualitativen Anomalien — den sogenannten Perversionen — die Art der psychischen Reize, durch welche sexuelle Erregung ausgelöst wird. Die Homosexualität zählt zu den qualitativen Anomalien des Sexualtriebs und bildet unter diesen die häufigste und praktisch wichtigste. Das Wesentliche dieser Perversion besteht darin, dass bei den damit Behafteten Gegenstand der sexuellen Neigung Personen des gleichen Geschlechtes sind (daher auch die Bezeichnung gleichgeschlechtliche Liebe [1]).

Die Kenntnis der Homosexualität reicht weit in das Altertum zurück; dieselbe war ja bekanntlich schon bei den alten Kulturvölkern des Abendlandes, insbesonders bei den Griechen sehr verbreitet. Trotzdem ist von einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Perversion bis in die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts kaum die Rede. Der Grund dieses auffälligen Umstandes ist darin zu suchen, dass man

[1]) Die Bezeichnung der H. als „konträre Sexualempfindung“ stammt von Westphal. Synonyma, soweit die exklusive Homosexualität in Betracht kommt, sind auch: Uranismus und Urningtum.

früher die Homosexualität beim Manne einfach mit der Paederastie identifizierte, die von altersher nicht als Äusserung eines krankhaften oder abnormen Zustandes, sondern als widernatürliches und deshalb von den Gesetzen der meisten Staaten mit schweren Strafen belegtes Laster galt. Als solches konnte die Homosexualität nur den Juristen und den Gerichtsarzt interessieren, und letzterer beschäftigte sich mit der Sache auch nur soweit, als der Nachweis paederastischer Akte in Frage kam. Den ersten Versuchen, tiefer in das Wesen der Homosexualität einzudringen und deren psycho-pathologischen Ursprung darzulegen, begegnen wir bei 2 Gerichtsärzten, Caspar in Berlin und Tardieu in Paris.

Caspar wies schon 1852 der älteren Auffassung gegenüber, welche die homosexuellen Beziehungen lediglich als eine Form geschlechtlicher Ausschweifung bei moralisch verkommenen Individuen betrachtete, darauf hin, dass jedenfalls bei einem Teile der in Betracht kommenden Individuen eine angeborene Anomalie des sexuellen Trieblebens bestehe und infolge dieser die geschlechtlichen Bedürfnisse der Betreffenden nur auf homosexuellem Wege (aber nicht ausschliesslich durch Paederastie) sich befriedigen liessen.

Ähnlich wie Caspar gelangte Tardieu 1858 auf Grund eines sehr reichen Beobachtungsmaterials zu der Anschauung, dass es sich bei einem Teile der Paederasten um eine angeborene Abnormität der sexuellen Neigungen handle. Er konnte auch mehrfach bei Urningen weiblichen Habitus und Vorliebe für weibliche Beschäftigung konstatieren.

Die Mitteilungen der beiden genannten Autoren vermochten jedoch in den wissenschaftlichen Kreisen kein nachhaltiges Interesse für die Homosexualität zu erwecken. Von entschiedenem Einflusse in dieser Richtung war erst die Arbeit, welche Westphal im Archiv für Psychiatrie 1869 über „konträre Sexualempfindung“ veröffentlichte. Dieser Autor folgerte aus seinen Beobachtungen, dass die von ihm so benannte Anomalie der Vita sexualis nicht nur beim Manne, sondern bei beiden Geschlechtern „angeboren als Symptom eines pathologischen Zustandes auftreten kann“. Diesen Zustand als reinen psychopathischen zu bezeichnen, trug der Autor Bedenken, weil bei demselben andere Erscheinungen seitens des Zentralnervensystems die psychischen überwiegen und letztere sogar fehlen können; er hielt deshalb den Ausdruck „neuropathisch“ als umfassender, für entsprechender. Westphal betonte zugleich, dass es ihm nicht in den Sinn komme, alle Individuen, welche sich widernatürlicher Unzucht hingeben, für pathologisch zu erklären.

Durch die Westphalsche Arbeit wurde die Homosexualität dem Gebiete der Psychopathologie einverleibt und damit die Aufmerksamkeit der Psychiater und Neurologen auf dieselbe in nachhaltiger Weise ge-

lenkt. In den nächsten Dezennien wuchsen die Publikationen über konträre Sexualempfindung allmählich bedeutend an. In besonders eingehender Weise haben sich mit derselben von deutschen Autoren von Krafft-Ebing, von Schrenk-Notzing, Moll und in neuerer Zeit Magnus Hirschfeld, Iwan Bloch, Näcke und Freud beschäftigt. Von diesen Autoren hat von Krafft-Ebing, abgesehen von Detailarbeiten, auch in seiner Psychopathia sexualis der Anomalie eine sehr ausführliche Darstellung gewidmet. Durch die Forschungen der genannten und zahlreicher anderer Autoren (es seien hier nur von französischen Ärzten Laccasagne, Magnan, Chevalier, Binet und Laurent, von russischen Tarnowsky, von holländischen von Römer erwähnt), ist unsere Kenntnis der Homosexualität bei beiden Geschlechtern nach ihrer klinischen wie ätiologischen Seite sehr bedeutend gefördert worden. Auch zahlreiche nicht medizinische Schriftsteller haben sich mit der Homosexualität nach der einen oder anderen Richtung hin beschäftigt und Aufklärung über dieselbe zu verbreiten gesucht. Insbesondere hat der unter dem Schriftstellernamen Numa Numantius bekannte Assessor Ulrichs in Verfechtung der Sache der Homosexuellen eine überaus rege Tätigkeit entfaltet.

Hat die Homosexualität bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine wissenschaftliche oder überhaupt literarische Vernachlässigung erfahren, so ist seit einer Anzahl von Jahren ein Umschlag nach der entgegengesetzten Richtung eingetreten. Die literarischen Arbeiten von medizinischer und nichtmedizinischer Seite, die sich in der einen oder anderen Beziehung mit der Homosexualität befassen, sind allgemach zu einer Zahl angeschwollen, die in keinem Verhältnis zu der Bedeutung des Gegenstandes steht. Dieses Übermaß hat, wie die Vorgänge der jüngsten Zeit zur Genüge dartun, nicht zur Aufklärung über das Wesen der Homosexualität, selbst in den Kreisen der Gebildeten, in entsprechendem Maße geführt, wohl aber manche bedauerliche Auswüchse gezeitigt. Zu diesen zählt der Dünkel, der in manchen Kreisen Homosexueller sich entwickelt hat, als seien sie von der Natur bevorzugte Individuen; dann aber auch die Verwertung der Homosexualität in der schöngeistigen Literatur, in Dramen, Novellen und Romanen, welche zumeist der Förderung einer ungesunden Geschmacksrichtung dient.

Die Anomalie des sexuellen Fühlens, welche die Homosexualität darstellt, ist in den einzelnen Fällen sehr verschieden entwickelt. Man hat deshalb mehrere Grade oder Abstufungen der Anomalie bisher unterschieden, die sich jedoch nicht strenge von einander abgrenzen

lassen, da die Erfahrung lehrt, dass von den leichtesten Andeutungen bis zur fortgeschrittensten Anomalie fliessende Übergänge sich finden. Wenn ich meiner eigenen Erfahrung folge, so lassen sich nachstehende 3 Stufen unterscheiden:

I. Ein Zustand psychosexualen Zwittertums (Hermaphrodisie). Bei den betreffenden Individuen bestehen neben normalen Gefühlen für das weibliche Geschlecht homosexuelle Neigungen. Das Verhältnis der hetero- und homosexuellen Neigungen zu einander ist ein sehr wechselndes. Auf der untersten Stufe stehen die Fälle, in welchen neben einer im allgemeinen völlig normalen heterosexuellen Triebrichtung homosexuelle Neigungen sozusagen in Latenz bestehen, die sich nur im Traume und in psychischen Ausnahmszuständen[1]) (Rausch, epileptischen Anfall etc.) oder ganz vorübergehend bei besonderen Anlässen geltend machen. An diese reihen sich die Fälle, in welchen sich beide Arten sexueller Neigung nebeneinander in wechselnder Stärke zeigen, und an diese schliesst sich eine dritte Gruppe, in welcher die homosexuellen Neigungen im allgemeinen entschieden überwiegen. Der letzteren Kategorie scheint die grosse Mehrzahl der Bisexuellen anzugehören. Zu diesen zählen 2 der hervorragensten Geister aller Zeiten Michel Angelo und Shakespeare.[2])

[1]) So wurde ein Lehrer meiner Beobachtung, der seit er erwachsen ist, nie des normalen sexuellen Gefühls für das andere Geschlecht ermangelte und den lebhaften Wunsch hegte, sich zu verheiraten, der auch nie irgend einer Art homosexueller Betätigung sich hingegeben hatte, während der Unterhaltung mit Schülern mitunter plötzlich zu seinem grossen Leidwesen von Erektionen heimgesucht. Es war dies die Folge von früheren masturbatorischen Gepflogenheiten, die von gewissen Vorstellungen begleitet waren. Von besonderem Interesse ist auch eine Beobachtung Hirschfelds. Der Autor berichtet über ein Mitglied eines spiritistischen Vereins, das in seinem Normalzustande weder homo- noch heterosexuelle Neigungen zeigte, im Trancezustande dagegen sich als Indierin fühlte, und als solche in Liebe zu einem seiner Vereinsbrüder entbrannte.

Hier sind auch die Fälle zu erwähnen, in welchen homosexuelle Neigungen periodisch als isolierte psychische Störungen oder im Verlaufe von Psychosen auftreten.

[2]) Die Annahme eines Nebeneinanderbestehens hetero- und homosexueller Neigungen bei Michel Angelo stützt sich auf dessen Verhältnis zu Vittoria Colonna und Tommaso dei Cavalieri, das man wie schon früher auch in jüngster Zeit meines Erachtens mit Unrecht als eine etwas überschwängliche Freundschaft zu deuten versuchte. Michel Angelo stand im 60. Jahre als er Vittoria Colonna, die Witwe des Marchese di Pescara kennen lernte, welche damals das Matronenalter bereits erreicht hatte. Die Neigung der Witwe zu Michel Angelo war nicht minder heftig als die ihres Verehrers. Von der Leidenschaft, welche Michel Angelo erfüllte, zeugen ebensowohl die Sonette, welche er an die Marchese richtete, als der Schmerz, welchen ihm ihr Tod bereitete. Als Vittoria 1547 starb, kam M. fast von Sinnen und Condivi berichtet, dass er Michel Angelo sagen hörte, nichts schmerze ihn so sehr,

II. Ein Zustand exklusiver Homosexualität. Sexuelle Regungen werden ausschliesslich durch Personen gleichen Geschlechtes wachgerufen. Die Gefühle diesen gegenüber beschränken sich nicht auf das sexuell sinnliche Element; auch alle Nüancen erotischer Neigungen, von der einfachen Sympathie bis zur glühendsten Liebesleidenschaft und abgöttischer Verehrung für Personen des gleichen Geschlechts kommen nicht selten vor. In den vorgeschrittenen Stadien zeigt der Urning, namentlich, wenn derselbe die passive Rolle spielt, weibliche Neigungen und eine mehr minder ausgesprochene Imitation des weiblichen Wesens. Auch der Charakter kann eine Veränderung in's Weibische erfahren (Putzsucht, Gefallsucht, Klatschsucht etc.).

III. Die Veränderung des psychischen Wesens kann noch weiter gehen, so dass die ganze Richtung des Denkens, Fühlens und Wollens den weiblichen Typus annimmt. Man spricht in diesen Fällen von Effeminatio.

Mit den der 2. und 3. Stufe angehörigen psychosexualen Anomalien kann sich eine mehr oder minder ausgesprochene Annäherung der Körperform an den weiblichen Typus (Androgynie) verknüpfen. Die Körperkonturen sind abgerundeter als beim normalen Manne, die Haut zarter und heller, der Bartwuchs spärlich. Hirschfeld legt besonderes Gewicht auf das Verhältnis des Schultergürtels zum Beckengürtel. Während beim normalen Manne der Schultergürtel etwas breiter ist als der Beckengürtel, begegnet man beim urnischen Manne oft dem umgekehrten Verhältnis, wie es für das Weib normal ist. Dass es sich bei der Androgynie um eine Anpassung des Körpers an den psychischen Habitus handelt, erscheint mit Rücksicht auf die Beteiligung der Skeletteile ausgeschlossen. Die vorliegenden Beobachtungen weisen entschieden darauf hin, dass die Abweichung der Körperform vom männlichen Typus, ebenso durch angeborene Veranlagung bedingt ist wie die psychische Anomalie und beide koordinierte Erscheinungen bilden.

als dass er sie auf dem Sterbebette nicht auf die Stirne und das Gesicht geküsst habe, wie er ihre Hand geküsst.

Während demnach das Verhalten Michel Angelo's gegenüber Vittoria Colonna über das Bestehen heterosexueller Neigungen bei ihm keinen Zweifel lässt, drängen seine Beziehungen zu Tommaso dei Cavalieri, einem jungen römischen Edelmann und begeistertem Kunstfreunde zu der Annahme, dass er auch von homosexuellen Gefühlen nicht frei war. Wie aus Briefen und Gedichten Michel Angelo's sowie aus Mitteilungen seiner Freunde hervorgeht, erfüllte den Künstler eine unheimliche Leidenschaft für diesen jungen Mann, die wenige Jahre vor dem Verhältnis zu Vittoria Colonna begann und was besonders merkwürdig erscheint, durch dieses nicht beseitigt wurde. Die Beziehungen M.'s zu Tommaso dei Cavalieri erhielten sich bis zu seinem Tode.

Man hat mit Rücksicht auf die Verschiedenheiten der somatischen Charaktere der Homosexuellen einen femininen und einen virilen Typus unterschieden, doch mangelt auch bei den Vertretern des letzteren Typus ein gewisser weiblicher Einschlag zumeist nicht. Zugleich muss jedoch betont werden, dass die vollste Männlichkeit der Körperform sich mit dem ausgeprägtesten Urningtum verbinden kann. Über die relative Häufigkeit der Vertreter der beiden Typen sind die Ansichten verschieden. Meissner neigt der Ansicht zu, dass der feminine Typus erheblich überwiegt, während Bloch glaubt, dass virile und feminine Urninge sich ungefähr gleich häufig finden.

Was die Auffassung der Homosexuellen bezüglich der bei ihnen bestehenden Perversion betrifft, so kann volle Erkenntnis der Abnormität ihrer Triebrichtung bei allen Entwicklungsstufen vorhanden sein. Diese Erkenntnis fehlt bei den leichteren Formen niemals, aber auch dem Effeminierten kann der Widerspruch zwischen der Richtung seines Sexualtriebes und seiner männlichen Körperbeschaffenheit als etwas Abnormes oder Krankhaftes zum Bewusstsein kommen. Bei den typischen Urningen besteht jedoch die Auffassung sehr häufig, dass ihr geschlechtliches Fühlen, wenn auch von dem anderer männlicher Individuen abweichend, doch in seiner Art dem gewöhnlichen (heterosexuellen) gleichbegründet und gleichberechtigt und deshalb weder unmoralisch noch krankhaft sei. Die Urninge dieser Kategorie wollen nach meiner Erfahrung konsequenterweise auch von einer Behandlung ihrer Anomalie nichts wissen: sie sind mit ihrer perversen Neigung ebenso zufrieden wie der Heterosexuelle mit seiner normalen Libido.

Die Stärke des Geschlechtstriebes zeigt bei Homosexuellen ähnliche Schwankungen wie bei Heterosexuellen. Man begegnet ebensowohl Individuen, bei welchen derselbe sehr schwach entwickelt, wie solchen, bei welchen er von abnormer Stärke ist. Häufig, doch keineswegs immer, ist sexuelle Frühreife zu konstatieren.

Was die Arten sexueller Befriedigung bei homosexuellen Männern anbelangt, so ist vor allem zu betonen, dass die Paederastie (C. per anum), welche man früher als das Gewöhnliche annahm, nach den derzeitigen Erfahrungen relativ selten, nach Hirschfeld in 8%, nach Merzbach nur in 6% der Fälle geübt, und von den moralisch höherstehenden Urningen geradezu verabscheut wird. Bei der grossen Mehrzahl der aktiven und passiven Paederasten spielt das Urningtum keine Rolle. Bei ersteren handelt es sich zumeist um Befriedigung einer abnorm starken Libido bei Mangel eines weiblichen Objektes, weit seltener jedenfalls um eine durch sexuelle Ausschweifungen bedingte Abstumpfung für den normalen Geschlechtsverkehr. Die passiven Paederasten anderseits gehören zumeist der Klasse der männlichen Prostituierten an, der es lediglich um Gelderwerb zu tun ist. Diese Individuen zählen zu dem

gefährlichsten Gesindel, welches unsere Grossstädte beherbergen. Nach den Ermittlungen der kompetentesten Beobachter, mit welchen meine Erfahrungen übereinstimmen, findet bei den Homosexuellen am häufigsten mutuelle Onanie statt, neben der auch der C. inter femora und in os (Fellation) sowie der sogen. Zungenkuss figurieren. Ethisch hochstehende Homosexuelle mit geringer Libido beschränken sich auf Küsse und Umarmungen. Da sich die H. auch mit anderen Perversionen (Sadismus, Masochismus, Fetischismus) nicht selten verknüpft, fehlt es bei Urningen auch nicht an dieser Kombination entsprechenden perversen Sexualakten.

Über die Häufigkeit der Homosexualität wurden in den letzten Jahren von Hirschfeld und v. Römer Untersuchungen angestellt. Nach einer Berechnung Hirschfelds, welche sich auf die Ergebnisse einer bei den Studierenden der Charlottenburger Hochschule und 5700 Metallarbeitern angestellten Enquête, sowie auf die Resultate einer von Dr. v. Römer bei Amsterdamer Studierenden vorgenommenen Umfrage und verschiedene Stichproben stützt, sollen auf 100,000 Einwohner 5400 sexuell abweichend Veranlagte und unter diesen 1500 rein Homosexuelle, also $1^1/_2{}^0/_0$, sich finden.[1] Das Material, auf welches Hirschfeld seine Berechnungen stützte, ist jedoch, wie schon Bunke gezeigt hat, keineswegs einwandfrei. Es liegt auch nahe, dass die Berechnungen, welche für Berlin und Umgebung eine gewisse Geltung besitzen mögen, sich nicht ohne weiteres auf die Bevölkerung des ganzen deutschen Reiches und namentlich nicht auf die Landbevölkerung ausdehnen lassen. Ich möchte nach meinen Erfahrungen den Prozentsatz der Homosexuellen, speziell in München und Oberbayern, für erheblich geringer taxieren, als nach den Berechnungen Hirschfelds anzunehmen wäre. Aus letzteren können wir bei genauerer Prüfung aller in Betracht kommenden Verhältnisse nur so viel entnehmen, dass die Homosexualität erheblich verbreiteter ist, als man früher gemeinhin annahm, und die mit ihr Behafteten in Deutschland jedenfalls nach Hunderttausenden zählen. Die homosexuelle Veranlagung offenbart sich oft schon im Kindesalter. Knaben zeigen auffallende Vorliebe für weibliche Beschäftigung und Spiele, Mädchen bekunden in ihren Neigungen und ihrem Benehmen Knabennatur. In der Pubertätszeit bleibt bei Knaben der Stimmwechsel mitunter ganz aus, häufig tritt derselbe auch verspätet ein und erstreckt sich über längere Zeit, während bei homosexuellen Mädchen um die Pubertätszeit öfters eine tiefere Stimmlage eintritt. Nach Hirschfeld soll bei urnischen Knaben während der Pubertät öfters schmerzhaftes Anschwellen der Brüste beobachtet werden.

Es mangelt aber auch nicht an Fällen, in welchen die Homo-

[1] In einem in jüngster Zeit gehaltenen Vortrag taxiert Hirschfeld die Zahl der Homosexuellen in unserer Bevölkerung höher, nämlich auf $2^0/_0$.



sexualität sich scheinbar erst im späteren Lebensalter geltend macht. Von von Krafft-Ebing wurde nachgewiesen, dass in einem Teile dieser Fälle Anzeichen konträrer Sexualempfindung schon während der Pubertätszeit und selbst vor dieser bestehen. In einem weiteren Teile der hierhergehörigen Fälle handelte es sich nach dem Autor um bisexuell Veranlagte, bei welchen die ursprünglich vorherrschende heterosexuelle Neigung durch äussere Umstände (Furcht vor Ansteckung etc.) in den Hintergrund gedrängt wurde.

Die Frage nach der Entstehung der Homosexualität beschäftigte schon im griechischen Altertum denkende Köpfe, wie aus den Ausführungen des Aristophanes in Platons Gastmahl zur genüge erhellt und es ist sehr merkwürdig, dass der Mythos, den Aristophanes zur Erklärung des Urningtums heranzieht, Anklänge an eine Theorie (Bisexualitätstheorie) enthält, die in neuester Zeit in den Schriften über Homosexualität eine erhebliche Rolle spielen.

Man hat, seitdem die wissenschaftliche Erforschung der Homosexualität von einer grösseren Anzahl von Ärzten in Angriff genommen wurde, der Ätiologie dieses Zustandes besondere Aufmerksamkeit gewidmet, doch bildet in der Lehre von der Homosexualität gerade die Ätiologie z. Z. noch den strittigsten Teil. Dass die Auffassungen auf diesem Gebiete noch auseinandergehen, erklärt sich zum Teil jedenfalls aus dem Umstande, dass die einzelnen Forscher ihre Ansichten auf die Beobachtungen stützen, die sie an dem von ihnen untersuchten Homosexuellen machen konnten.

Der Irren- und Nervenarzt, an den sich Homosexuelle lediglich als Kranke wenden, muss in manchen Beziehungen über diese zu einem anderen Urteil gelangen, als Ärzte, die, wie z. B. einzelne Berliner Kollegen Gelegenheit haben, eine Menge Konträrsexualer in den verschiedensten Lebensstellungen kennen zu lernen, ohne dass hierbei ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wird. Immerhin ist nicht zu verkennen, dass in neuerer Zeit das eingehendere Studium des körperlichen und seelischen Verhaltens einer grossen Anzahl von Homosexuellen eine Annäherung der Auffassung der Mehrzahl der Forscher, die sich mit der Homosexualität beschäftigen, herbeigeführt hat.

Das Problem der Genese der Homosexualität umfasst eine Anzahl von Fragen, die eng miteinander zusammenhängen und deren Beantwortung weit über die wissenschaftliche Erklärung der Inversion hinausgeht. Es handelt sich darum: ist die Homosexualität eine an- resp. eingeborene oder eine lediglich erworbene Anomalie, oder bestehen

beide Möglichkeiten nebeneinander, oder endlich ist zur Entstehung der Homosexualität zwar eine angeborene Anlage erforderlich, deren Entwicklung jedoch von der Einwirkung besonderer okkasioneller Momente abhängt?

Soweit die mechanistische Seite des Problems, zu der die physiopathologische kommt: Ist die Homosexualität als Krankheitserscheinung oder als Äusserung der Entartung zu betrachten, oder bildet sie lediglich eine seltene Variation im Bereiche des Normalen, also eine dem heterosexuellen Triebe gleichwertige Erscheinung? Sind die Träger der Homosexualität gewöhnlich noch mit anderen Krankheits- oder Entartungssymptomen auf psychisch-nervösem oder körperlichem Gebiete behaftet oder finden sich auch unter ihnen Individuen in grösserer oder geringerer Zahl, die, abgesehen von ihrer Inversion, weder auf körperlichem noch auf seelischem Gebiete von der Norm abweichen?

Wir sehen, das Problem der Genese der Homosexualität enthält Punkte, die von der grössten Wichtigkeit für die Beurteilung der Homosexuellen als Glieder der Gesellschaft und der ihnen im Rechtsstaate zukommenden Stellung sind.

Wie wir sahen, gelangten schon Caspar, Tardieu und Westphal zu der Anschauung, dass die Homosexualität eine auf angeborene Anlage beruhende Anomalie sein kann. Mit besonderem Nachdruck hat v. Krafft-Ebing lange Zeit diese Ansicht vertreten. Die Homosexualität sollte nur in einer Minderzahl der Fälle eine meist auf Grund neuropathischer Disposition erworbene Anomalie des Geschlechtstriebes, überwiegend dagegen Äusserung einer angeborenen abnormen psychosexuellen Veranlagung, sohin ein funktionelles Degenerationszeichen sein. Für die angeborene Natur des Urningtums führte der Autor eine Reihe von Momenten an: Präkozität und abnorme Stärke des Geschlechtstriebes, auffällig frühzeitiges Hervortreten konträrsexualer Regungen, namentlich zwischen dem 5. und 15. Lebensjahre und vor Übung der Masturbation, Vorhandensein anderweitiger funktioneller und anatomischer Degenerationszeichen. Zur Erklärung des kongenitalen Charakters des echten Urningtums wurde von v. Krafft-Ebing die zuerst von Gley (1884) vertretene Annahme einer bisexuellen Anlage beim Embryo herangezogen. Nach dieser Theorie sind sowohl der periphere Sexualapparat wie die zugehörigen spinalen und zerebralen Zentren normaliter ursprünglich bisexuell veranlagt. Bei normaler Entwicklung kommt es jedoch lediglich zur Ausbildung der einem bestimmten Geschlechte entsprechenden Geschlechtsdrüsen und der dazu gehörigen Gehirnzentren. Homosexualität entsteht dadurch, dass im Laufe der Entwicklung das Gehirnzentrum, welches dem durch die Geschlechtsdrüse repräsentierten Geschlechte gegensätzlich ist, den Sieg über das korrespondierende zur Herrschaft prädestinierte davonträgt.

Die hier erwähnte frühere Auffassung v. Kraft-Ebings hat in den letzten Jahren in Möbius und Forel sehr entschiedene Verfechter gefunden. Möbius geht in seinen Ansichten noch etwas über v. Krafft-Ebing hinaus, indem er bemerkt: „Alle Abweichungen des Geschlechtstriebs sind Formen der Entartung; es gibt keinen Unterschied zwischen angeborener und erworbener Anlage.“ Die Gründe, welche man für das Vorkommen erworbener Homosexualität anführt, sind nach Möbius nicht stichhaltig. Die okkasionellen Momente, welche die Abweichung des Geschlechtstriebs bedingen sollen, äussern nur dann eine Wirkung, wenn der Mensch eine bestimmte Anlage hierfür mitbringt. Möbius betrachtet auch die bei den alten Griechen so verbreitete Knabenliebe als eine Äusserung der Entartung und glaubt, dass die Athener nach Perikles in bezug auf Degenerationserscheinungen den heutigen Parisern viel ähnlicher waren, als man gewöhnlich denkt. Er hält auch das Vorkommen von Entartung bei den sogenannten Naturvölkern für keineswegs ausgeschlossen. Zur Stütze seiner Auffassung erwähnt Möbius, dass bei den Abweichungen des Sexualtriebs stets erbliche Belastung besteht und auch ausserhalb des Gebietes des Geschlechtlichen stets körperliche und geistige Zeichen der Entartung nachzuweisen sind.

Nach Forel ist und bleibt das Urningtum wenigstens in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle das Produkt abnormer sexueller psychopathischer Anlagen. Nahezu alle Urninge sind, abgesehen von ihrer sexuellen Abnormität mehr oder minder ausgeprägte Psychopathen, deren Geschlechtstrieb in der Regel gesteigert ist.

Ähnlich ist die Auffassung anderer Irrenärzte. Für die erworbene Natur der Homosexuellen traten insbesondere v. Schrenk-Notzing und Iwan Bloch ein. v. Schrenk-Notzing bemerkt, dass zweifellos bei der grossen Mehrzahl Konträrsexualer eine angeborene (hereditäre) neuropsychopathische Belastung besteht, aber nie allein imstande ist, die perverse Richtung des Sexualtriebs zu bestimmen. Die abnorme Determination des sexualen Empfindens auf bestimmte Objekte ist nach v. Schrenk-Notzing nie angeboren, sondern durch zufällige okkasionelle Momente (Schädlichkeiten) bedingt. Der Autor betonte zugleich, dass als solche Schädlichkeiten nicht lediglich mutuelle Onanie und solitäre Masturbation mit homosexuellen Vorstellungen in Betracht kommen, sondern auch das Zusammenfallen geschlechtlicher Erregungen mit gewissen Sinneseindrücken wirksam werden kann.

Iwan Bloch bekannte sich zu der Ansicht, dass die verschiedenen Abweichungen des Sexualtriebs nicht krankhafte Äusserung einer angeborenen oder ererbten Anlage, sondern erworbene Anomalien sind. Speziell in bezug auf die Homosexualität betont er, dass dieselbe nicht immer ein Zeichen von Krankheit oder Entartung, sondern meist, wenn nicht immer, im Leben erworben sei. Als wichtigste, die homosexuelle

Triebrichtung bestimmende Momente führt Bloch an: Übersättigung. Onanie, Furcht vor Geschlechtskrankheiten, abnorme Beschaffenheit der Analgegend, Flagellation, künstliche Verweiblichung des Mannes, psychische Infektion durch das Urningtum selbst, bei Weibern auch Ekel vor der Geschlechtsgier des Mannes, falsche Emanzipationsbestrebungen. Von manchen Seiten wurden auch die Erfolge der Suggestivbehandlung bei Homosexualität gegen die angeborene Natur dieser Anomalie geltend gemacht.

In einer späteren Arbeit (Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen 1901, Bd. 3, S. 5) hat v. Krafft-Ebing seine Entartungstheorie der Homosexualität in einer Weise eingeschränkt, die einem Aufgeben gleichkommt. „Der Erkenntnis gegenüber, dass die konträre Sexualität eine eingeborene Anomalie, eine Störung in der Evolution des Geschlechtslebens qua monosexualer und der Artung der Geschlechtsdrüsenkongruenter seelisch-körperlicher Entwicklung darstellt, lässt sich der Begriff der „Krankheit" nicht festhalten. Viel eher kann man hier von einer Missbildung sprechen und die Anomalie mit körperlichen Missbildungen z. B. anatomischen Abweichungen vom Bildungstypus in Parallele stellen. Damit ist aber der Annahme einer gleichzeitigen Psychopathie nichts präjudiziert, denn Personen, welche derartige anatomische und auch funktionelle Abweichungen vom Typus (Stigmata degenerationes) darbieten, können zeitlebens physisch gesund bleiben, ja selbst überwertig sein.

Dass die konträre Sexualempfindung an und für sich nicht als psychische Entartung oder gar Krankheit betrachtet werden kann, geht u. a. daraus hervor, dass sie sogar mit geistiger Superiorität vereinbar ist. Beweis dafür Männer bei allen Nationen, deren konträre Sexualität festgestellt ist und die gleichwohl als Schriftsteller, Dichter, Künstler. Feldherren, Staatsmänner, der Stolz ihres Volkes sind.

Ein weiterer Beweis dafür, dass die konträre Sexualempfindung nicht Krankheit, aber auch nicht lasterhafte Hingabe an das Unsittliche sein kann, liegt darin, dass sie alle die edlen Regungen des Herzens, welche die heterosexuale Liebe hervorzubringen vermag, ebenfalls entwickeln kann in Gestalt von Edelmut, Aufopferung, Menschenliebe, Kunstsinn, eigene schöpferische Tätigkeit usw., aber auch die Leidenschaften und Fehler der Liebe (Eifersucht, Selbstmord, Mord, unglückliche Liebe mit ihrem deletären Einfluss auf Seele und Körper usw.).

Von den Autoren, welche die Homosexualität als erworbene Anomalie der sexuellen Triebrichtung betrachteten, hat Iwan Bloch in jüngster Zeit seine Ansicht wesentlich modifiziert. Er ist dahin gelangt eine echte und eine Pseudohomosexualität zu unterscheiden. Erstere ist nach seiner Ansicht „angeboren, originär, dauernder Wesensausfluss der Persönlichkeit, die Pseudohomosexualität dagegen eine entweder äusserlich suggerierte, vorübergehende, nicht mit dem

Wesen der Persönlichkeit verknüpfte gleichgeschlechtliche Empfindung oder gar nur eine scheinbare durch Hermaphroditismus oder andere körperliche und psychische Abnormitäten vorgetäuschte Homosexualität". Für die Entstehung der Homosexualität können nach Bloch die Geschlechtsteile und Keimdrüsen nicht bestimmend sein, da bei völlig normalen männlichen Geschlechtsapparate Homosexualität auftritt. „Auch das Gehirn an sich kann bei der echten Homosexualität nicht das Bestimmende sein, da trotz stärkster absichtlicher und unabsichtlicher heterosexueller Einflüsse auf Denken und Phantasie doch die Homosexualität nicht auszurotten ist und sich weiter entwickelt."

Mit Rücksicht auf das Auftreten homosexueller Neigungen vor der Pubertät neigt er zu der Annahme, dass die Anomalie der Triebrichtung durch eine Veränderung eines zwar mit der Sexualität aber nicht direkt mit den Keimdrüsen zusammenhängenden physiologischen Vorgangs herbeigeführt wird. Bloch glaubt, dass es sich hierbei um irgendwelche vielleicht schon embryonale Störungen des Sexualchemismus handelt und er glaubt, dass diese Annahme eine Erklärung dafür liefern würde, dass die Homosexualität so oft als vereinzelte Erscheinung in völlig gesunden Familien auftritt.

Auch Magnus Hirschfeld tritt für die angeborene Veranlagung der Homosexualität ein, aber auf Grund eines eigenartigen Ideenganges. Die Homosexualität gehört nach dem Autor zu den Übergangserscheinungen, die auf dem Gebiete der Geschlechtsunterschiede sich finden und mit der ursprünglich bisexuellen Anlage des Menschen zusammenhängen. Wenn auch die Beschaffenheit der Geschlechtsorgane über die Zugehörigkeit des einzelnen Individuums zu dem einen oder anderen Geschlechte gewöhnlich keinen Zweifel lässt, findet sich doch in jedem Manne und jedem Weibe eine Mischung von Charakteren beider Geschlechter, in welcher je nach der stärkeren oder geringeren Ausprägung des Geschlechtstypus das spezifisch männliche oder spezifisch weibliche mehr oder weniger überwiegt. Auch im Bereiche der sexuellen Neigungen finden sich, wie wir bereits gesehen haben, zahlreiche Übergänge von der rein heterosexuellen bis zur rein homosexuellen Triebrichtung, so dass die letztere nur das Endglied einer Reihe von Zwischenstufen bildet.[1]) Diese in jüngster Zeit auch von Michaëlis adoptierte Bisexualitäts- oder Zwischenstufentheorie, für welche der unglückliche Weininger die Priorität in Anspruch nahm, ist, wie Bloch mit Recht hervorhebt, keineswegs neueren Datums; sie wurde schon von

[1]) Magnus Hirschfeld hat in einem in jüngster Zeit gehaltenen Vortrag sich dahin ausgesprochen, dass die sogen. Zwischenstufentheorie im Grunde keine Theorie sei und ihre Bedeutung nicht über die einer Zusammenstellung oder Schematisierung des Tatsächlichen hinausgehe. Dieselbe ist auch nicht imstande, uns eine Erklärung für das Auftreten der Homosexualität zu verschaffen.

einem Schriftsteller des 18. Jahrh., Heinse, in seinem Werke Ardinghello vertreten.

Mit dem Problem der Inversion hat sich in den letzten Jahren auch Freud beschäftigt und dabei auf verschiedene Tatsachen hingewiesen, welche für die Erklärung der Homosexualität von grösstem Belang sind. Freud betont vor Allem, dass das Sexualobjekt, d. h. das Objekt (die Person) von dem die Libido aus angeregt und durch welches die Befriedigung derselben angestrebt wird, mit dem Sexualtrieb nicht so innig verknüpft ist, wie man sich gewöhnlich vorgestellt hat.

„Die Erfahrung bei den Invertierten lehrt, dass hier nur eine Verlötung vorliegt, die man unter normalen Verhältnissen leicht übersieht. Der Geschlechtstrieb ist wahrscheinlich zunächst unabhängig von seinem Objekte und verdankt wohl auch nicht den Reizen desselben seine Entstehung.“

An der Verursachung der Perversionen hat nach Freud in erster Linie die Verschiedenheit der angeborenen sexuellen Konstitution Anteil, die er durch Überwiegen der einen oder anderen der mannigfachen Quellen der Sexualerregung als bedingt erachtet, doch ist durch die verschiedenen Komponenten der sexuellen Konstitution die Gestaltung des Sexuallebens noch nicht einseitig bestimmt.

Unter den Momenten, welche speziell für die Entwicklung der Homosexualität von Bedeutung sind, spielt die sexuelle Frühreife keine unerhebliche Rolle; diese wird dadurch zu einer Quelle von Störungen, dass sie Sexualäusserungen veranlasst, die sowohl wegen des Mangels ausreichender Hemmungen als wegen des unentwickelten Genitalsystems nur den Charakter von Perversionen annehmen können. Verstärkt wird der Einfluss der sexuellen Frühreife durch die bei Neurotikern und Perversen nachweisbare erhöhte psychische Haftbarkeit infantiler Sexualerlebnisse. „Die Letzteren,“ schliesst der Autor, „(Verführung durch andere Kinder oder Erwachsene in erster Linie), bringen das Material bei, welches mit Hilfe der ersteren (der erhöhten Haftbarkeit) zur dauernden Störung fixiert werden kann. Ein guter Teil der später beobachteten Abweichungen vom normalen Sexualleben ist so bei Neurotikern wie bei Perversen durch die Eindrücke der angeblich sexualfreien Kindheitsperiode von Anfang an festgelegt. In die Verursachung teilen sich das Entgegenkommen der Konstitution, die Frühreife, die Eigenschaft der erhöhten Haftbarkeit und die zufällige Anregung des Sexualtriebes durch fremden Einfluss.“

Wie wir sehen, legt auch Freud okkasionellen Schädlichkeiten eine gewichtige ätiologische Bedeutung bei. Ihre Wirksamkeit ist jedoch von dem Vorhandensein anderer Momente abhängig, einer gewissen sexuellen Konstitution, deren Wesen erst noch des Näheren zu er-

forschen ist, sexueller Frühreife und der gesteigerten Fixierbarkeit der Erinnerungen infantiler Sexualerlebnisse.

Wenn wir nach dem Angeführten auf die 1. Gruppe von Fragen zurückkommen, die wir eingangs aufführten, müssen wir vor allem Klarheit darüber zu erlangen suchen, in welcher Beziehung das Sexualobjekt zum Sexualtrieb steht, wie es sich mit der Beschaffenheit des ersteren verhält und was von demselben auf angeborener (zentraler) Veranlagung beruhen kann. Hier kommt vor allem in Betracht, dass der Geschlechtstrieb (die Libido) des Mannes, des Weibes und des Urnings an sich in seinem Wesen nicht verschieden ist. Es ist nach meiner Definition der Trieb zur Erlangung der spezifisch sexuellen Wollustgefühle und zur Beseitigung gewisser in der Sexualsphäre entstandenen Unlustgefühle.[1] Verschieden ist lediglich bei beiden Geschlechtern und bei Konträrsexualen von der Norm abweichend das Sexualobjekt, das sich bei näherer Betrachtung als ein Komplex von Vorstellungen erweist.[2] Dieser Komplex ist nicht nur bei beiden Geschlechtern verschieden, sondern variiert auch bei den einzelnen Individuen in gewissem Maße. Wir wissen, dass der Geschmack in sexuellen Dingen verschieden ist, daneben sind doch unter normalen Verhältnissen wenigstens gewisse Eigenschaften des Sexualobjektes sehr konstant. Alte und sehr jugendliche Individuen bilden gewöhnlich keinen Gegenstand sexueller Attraktion, ebenso auffallend missgestaltete und schwerkranke Individuen. Jugend und körperliche Wohlgestalt erhöhen andererseits die sexuelle Attraktionskraft, der sexuelle Geschmack erfährt im Laufe der Jahre häufig Veränderungen. Was die Libido des jungen Menschen anregt, bleibt oft ohne Wirkung auf den reifen Mann. Das Sexualobjekt des Negers, der noch keine Weisse gesehen hat, ist von anderer Beschaffenheit als das des Europäers; das des Blinden setzt sich aus anderen Elementen zusammen als das des normal Sehenden.

Im Bereiche der Perversionen begegnen wir noch auffälligeren Variationen des Sexualobjektes. Das des Urnings wird oft nur durch einen bestimmten männlichen Typus gebildet. Beim Fetischisten fungiert als Sexualobjekt nur ein Teil des weiblichen Körpers oder ein von weiblichen Personen zur Bekleidung oder zu anderen Zwecken benützter Gegenstand.

---

[1] Vergl. Loewenfeld, Sexualleben u. Nervenleiden. 4. Aufl. 1906. S. 6.

[2] Wir haben hier den Einzelfall im Auge; in diesem erweist sich das Sexualobjekt immer als Komplex von Wahrnehmungen oder von Phantasievorstellungen. Bei allgemeiner Betrachtung ist das Sexualobjekt als Schema oder Begriff einer Person des anderen Geschlechtes aufzufassen, die bestimmte Charaktere besitzen muss.

Alle diese Tatsachen weisen daraufhin, dass die Gestaltung des Sexualobjektes in jedem Einzelfalle durch Vorstellungselemente zu stande kommt, welche ihren Ursprung in der individuellen Erfahrung haben.

Das Sexualobjekt und damit die Richtung des Sexualtriebes kann demnach nicht durch eine angeborene Anlage bestimmt sein, so sehr dies auch bei dem ausserordentlichen Überwiegen der heterosexuellen über die homosexuelle Triebrichtung und dem öfters schon sehr frühzeitigen Hervortreten der letzteren den Anschein hat. Diese theoretischen Erwägungen werden durch die Erfahrung reichlich bestätigt. Der Sexualtrieb des Kindes ist noch völlig objektlos, was sich speziell bei den masturbatorischen Vorgängen, an welchen es schon in den ersten Lebensjahren nicht mangelt, zeigt. In der Entwicklung des Geschlechtstriebs findet sich ferner öfters vor der und um die Pubertätszeit ein Stadium der Indifferenziertheit, in welchem das Sexualobjekt schwankt, homo- und heterosexuelle Neigungen nacheinander oder auch nebeneinander auftreten.

Diesen Erwägungen und Erfahrungen gegenüber erscheint die Annahme von Krafft-Ebings völlig unhaltbar, nach welcher entsprechend der bisexuellen Anlage des Sexualapparates auch im Gehirne eine doppelte Veranlagung des Sexualobjekts d. h. der homo- und heterosexuellen Triebrichtung entsprechende Zentren existieren sollen und die Homosexualität durch Verkümmerung des dem normalen Sexualobjekte entsprechenden Zentrums zu stande kommt.

Ebenso unhaltbar ist, wie hier vorweg bemerkt werden soll, die Annahme Blochs, nach welcher eine vielleicht schon embryonale Störung des Sexualchemismus bei den Homosexuellen die abnorme Triebrichtung herbeiführen soll. Chemische Einwirkungen können wohl die Stärke des Sexualtriebs, vielleicht auch die frühere oder spätere Entwicklung desselben beeinflussen, nie aber die Qualität des Sexualobjektes bestimmen, da diese das Resultat psychologischer Prozesse ist.

Man könnte nach dem Angeführten zu der Annahme gelangen, dass nachdem das Sexualobjekt auf einem psychischen Erwerb beruht, die Homosexualität nicht durch eine angeborene Anlage bedingt sein kann, sondern eine rein erworbene Anomalie darstellt, welche durch Einwirkung verschiedener okkasioneller Momente während der Jugend des Individuums zu stande kommt. Die Erfahrung bestätigt jedoch diese Annahme keineswegs. Unter allen den okkasionellen Schädlichkeiten, die nach den bisherigen Ermittelungen für die Ablenkung des Geschlechtstriebs in die homosexuelle Bahn in Betracht kommen können, findet sich keine einzige, die mit Regelmäßigkeit die Inversion nach sich zieht. Den gleichen Schädlichkeiten sind zahlreiche Individuen im Laufe ihres Lebens ausgesetzt gewesen, deren Geschlechtstrieb den heterosexuellen Charakter bewahrt hat. Auch bei hereditär neuropathisch

veranlagten Personen können die fraglichen Schädlichkeiten ohne Einfluss auf die Richtung des Sexualtriebes bleiben. So habe ich mit manchen Nervenleidenden zu tun gehabt, bei welchen trotz hereditär-neuropathischer Konstitution die Erziehung in Pensionaten und in der Jugend mutuell geübte Onanie keine Spur von homosexueller Perversion zur Folge hatte, während hinwiederum in einzelnen anderen Fällen Individuen mit homosexuellen Neigungen an deren Verursachung in der Jugend geübter mutueller Onanie einen wesentlichen Anteil zuschrieben.

Es ist demnach die Annahme, dass der Homosexualität (wenigstens der echten, dauernden), eine angeborene Anlage zu Grunde liegt, nicht abzuweisen. Nur dürfen wir nicht glauben, dass mit dieser Anlage allein schon die abnorme Triebrichtung organisch fixiert ist. Zur Entstehung und Fixierung dieser ist vielmehr noch die Einwirkung gewisser Momente während des extrauterinen Lebens des Individuums erforderlich.

Es erhebt sich zunächst nun die Frage, ob die in Betracht kommende Veranlagung oder Konstitution von einer Art ist, dass sie unter den Lebensverhältnissen, denen alle Individuen unterliegen, zur Entwicklung der Homosexualität führt, mit anderen Worten, dass sie an sich diese Anomalie zur notwendigen Folge hat, oder ob die Entwicklung letzterer an die Einwirkung bestimmter Schädlichkeiten gebunden ist. Die bisherigen Erfahrungen gestatten keine ganz präzise Beantwortung dieser Frage: doch will es mir scheinen, dass ohne die Einwirkung bestimmter okkasioneller Momente die Entwicklung der Homosexualität kaum zu stande kommt. Bei der anzunehmenden Veranlagung handelt es sich zweifellos um Eigentümlichkeiten der Organisation der nervösen Zentralteile, speziell des Gehirns. Über die Art dieser Eigentümlichkeiten wurden verschiedene Ansichten geäussert. Von manchen Seiten wurde hier die Bisexualitätstheorie und die Vermischung männlicher und weiblicher Charaktere in einem Individuum herangezogen. Die Erfahrung lehrt, wie wir sahen, dass viele Urninge in ihrem psychischen Verhalten, ihren Neigungen und ihrem Charakter sich sehr dem Weibe nähern, und man hat diese Erfahrung in der Behauptung einer Anima mulieris virili corpore inclusa oder weibliches Gehirn im männlichen Körper (Ulrichs) zusammengefasst. Man könnte sich daher vorstellen, dass die weibliche resp. weibische psychische Veranlagung unter der Einwirkung gewisser begünstigender okkasioneller Momente (verweiblichende Erziehung, Mangel an Gelegenheit zu natürlichem Geschlechtsverkehr bei früh auftretender Libido, Verführung zur Onanie, speziell zur mutuellen, Furcht vor Ansteckung, Verkehr mit Urningen) zur Entwicklung der Homosexualität führt. Unter den Urningen sind jedoch auch solche vertreten, die in ihrem geistigen Habitus die Züge

der Männlichkeit in vollem Maße aufweisen, für welche daher die vorstehende Annahme keine Verwendung finden kann[1]).

Wir wissen auch, dass andererseits Männer von exquisit weibischem psychischem Habitus, wie Weiber von ausgesprochenem männlichen Charakter ein völlig normales sexuelles Verhalten zeigen können. Man kann daher in der Gehirnorganisation, die dem weiblichen, resp. männlichen Typus sich nähert, nur ein die Entwicklung der Homosexualität begünstigendes Moment erblicken, das keineswegs in allen Fällen vorhanden ist. Allgemeiner verwertbar für die Erklärung der Homosexualität sind die Momente, auf welche Freud hingewiesen hat: eine gewisse sexuelle Konstitution, sexuelle Frühreife und gesteigerte Fixierbarkeit der Erinnerungen infantiler Sexualerlebnisse. Alle diese Momente müssen ihre Grundlage in Eigentümlichkeiten der nervösen Organisation des Individuums haben.

Bezüglich der sexuellen Konstitution möchte ich auf einen Punkt hinweisen, der mir von Belang zu sein scheint: die Auslösung sexueller Erregungen durch Schmerz. Bei manchen Individuen werden die ersten sexuellen Erregungen durch Züchtigungen, insbesonders Schläge auf das Gesäss, mitunter aber auch durch den Anblick solcher Vorgänge angeregt, und Äusserungen, die ich von einzelnen Männern vernahm, weisen darauf hin, dass durch derartige Vorkommnisse der Keim zu einer homosexuellen Triebrichtung gelegt werden kann. Die sexuelle Frühreife findet sich nach meinen Erfahrungen bei Homosexuellen nicht konstant. Dass dieselbe die Entwicklung der Homosexualität begünstigen kann, unterliegt keinem Zweifel. Die erhöhte Haftbarkeit von Sexualerlebnissen, die bei Homosexuellen in Frage kommt, beschränkt sich nicht auf die eigentliche Kindheitsperiode, sie erstreckt sich auch über die Pubertätszeit, vielleicht auch noch darüber hinaus. Zu derselben muss indes noch ein Moment treten, wenn sie zur Entwicklung ausgeprägten Urningtums führen soll. Erfahrungen, die ich an bisexuellen Individuen machte, weisen darauf hin, dass die erhöhte Haftbarkeit von Sexualerlebnissen im kindlichen oder jugendlichen Alter zwar zur Entwicklung homosexueller Neigungen führen kann, aber das spätere Auftreten heterosexueller Gefühle deshalb noch nicht ausschliesst.

Die Erinnerungen von Sexualerlebnissen, durch welche homosexuelle Neigungen herbeigeführt werden, müssen daher in den Fällen ausgeprägten

---

[1]) Es ist auch nicht ausser Betracht zu lassen, dass viele Urninge sich ihrem Sexualobjekte gegenüber als Mann fühlen und als Sexualobjekt Individuen von weiblichem Habitus bevorzugen. Freud hat darauf hingewiesen, dass bei den Gri chen, bei welchen die männlichsten Männer unter den Invertierten sich fanden, offenbar nicht der männliche Charakter des Knaben, sondern dessen körperliche und seelische Annäherung an das Weib die homosexuellen Neigungen anfachte. (Freud, 3 Abhandl. zur Sexualtheorie S. 9.)

Urningtums neben der erhöhten Haftbarkeit noch die Eigenschaft besitzen, dass sie zur Bildung eines Sexualobjekts führen, welches dauernd und ausschliesslich die Richtung des Sexualtriebes bestimmt, d. h. die Bildung eines anderen Sexualobjekts nicht zulässt[1].

Wir sehen, dass sich der Mechanismus der Entstehung der Homosexualität in letzter Instanz auf eine ziemlich einfache Formel zurückführen lässt: die Fixierung der Erinnerung gewisser infantiler oder juveniler Sexualerlebnisse und die dauernde Exklusivität des durch diese Erinnerungen bestimmten Sexualobjektes. Als Momente, welche die Wirksamkeit dieser Faktoren unterstützen, kommen noch in Betracht sexuelle Frühreife, eine dem weiblichen Typus sich nähernde Gehirnorganisation, gewisse Eigentümlichkeiten der Sexualkonstitution (Auslösung sexualer Erregungen durch schmerzverursachende Prozeduren[2]).

Die Beantwortung der 2. Gruppe der eben angeführten Fragen — die physiopathologische Seite des Problems — stösst zur Zeit auf weniger Schwierigkeiten.

Wir haben bisher die Homosexualität, in gewissem Maße dem Gange unserer Erörterungen vorgreifend, als Anomalie, d. h. Abweichung von der Norm und damit als nicht der heterosexuellen Triebrichtung völlig gleichwertig bezeichnet. Dies will jedoch keineswegs besagen, dass die

[1]) Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn ich das eben Dargelegte durch ein Beispiel illustriere. Nehmen wir an, ein Knabe wird durch einen Kameraden gleichen Alters oder einen Erwachsenen zur Onanie verleitet; dies hat zur Folge, dass sich bei ihm das Bild (die Vorstellung) eines männlichen Individuums mit sexueller Erregung associirt, so dass dieser Vorgang durch das betreffende Bild hervorgerufen werden kann. Ist der Knabe frei von jeder abnormen nervösen Disposition, so löst sich diese Association unter dem Einflusse späterer Eindrücke wieder, und die Entwicklung der normalen sexuellen Triebrichtung wird nicht gestört. Ist der Knabe jedoch mit der gesteigerten Fixierbarkeit für sexuelle Erlebnisse behaftet, so kann die erwähnte Association zur Bildung homosexueller Neigungen führen, allein diese schliessen, auch wenn sie sich dauernd erhalten, die spätere Entwicklung normaler heterosexueller Gefühle nicht aus. Besitzt dagegen der Knabe neben der erhöhten Haftbarkeit für infantile sexuelle Erlebnisse noch jene andere oben erwähnte Eigenschaft, so kann die in Frage stehende Association die dauernde und exklusive Ablenkung des Sexualtriebs in die homosexuelle Bahn zur Folge haben, indem sie zur Entwicklung eines Sexualobjekts führt, welches die ausschliessliche Herrschaft im Sexualleben behält. Der Knabe wird ein reiner Urning.

[2]) Wenn in neuerer Zeit die Homosexualität mehrfach, so jüngst von Näcke im „Tag" (26. 10. 07) als eine Entwicklungshemmung gedeutet wurde, so kann diese Auffassung nur als im psychologischen, nicht aber im anatomischen Sinne berechtigt anerkannt werden. Es handelt sich bei der Homosexualität nicht um Verkümmerung irgend welcher Gehirnzentren oder Leitungsbahnen, sondern um eine Störung in der Entwicklung der assoziativen Beziehungen zwischen Sexualtrieb und normalem Sexualobjekt. Diese Störung wird durch die Bildung eines abnormen (homosexuellen) Sexualobjekts herbeigeführt, nicht aber durch irgendwelche anatomische Veränderungen.

Homosexualität als Krankheitserscheinung oder Äusserung der Entartung aufzufassen ist. Wir kennen zahlreiche Anomalien sowohl auf körperlichem wie auf geistigem Gebiete, die den Träger nicht als krank erscheinen lassen. Kurzsichtigkeit, Farbenblindheit, der Besitz einer sechsten Zehe, sogenannte Muttermäler sind derartige Anomalien, die mit dem Besitze völliger Gesundheit vereinbar sind. Für die Auffassung einer Erscheinung als Äusserung einer Entartung kann andererseits nicht diese allein maßgebend sein und zwar auch dann nicht, wenn es sich um vererbbare Anomalien handelt, wie Möbius annahm. Es kommt auf die Vergesellschaftung, in der die Anomalie auftritt, die Anwesenheit oder den Mangel anderer Anomalien und die Schwere derselben an, sonst müssten wir den Kurzsichten ohne Rücksicht auf seinen sonstigen körperlichen und seelischen Zustand zu den Entarteten zählen[1].

Von den Irren- und Nervenärzten wurde früher die echte und dauernde Homosexualität zumeist als Stigma degenerationis, Äusserung einer ererbten psychoneuropathischen Veranlagung, betrachtet und es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass diese Auffassung für die grosse Mehrzahl der von den betreffenden Autoren beobachteten Homosexuellen zutraf. Diese Ansicht hat sich der erweiterten Erfahrung über Gesundheits- und Abstammungsverhältnisse der Homosexuellen gegenüber als unzutreffend erwiesen. Schon v. Krafft-Ebing hat, wie wir sahen, seine frühere Ansicht in diesem Punkte geändert und betont, dass die konträre Sexualempfindung an und für sich nicht als psychische Entartung oder gar als Krankheit betrachtet werden kann.

Iwan Bloch erklärt, dass der grössere Bruchteil der originären Homosexuellen durchaus gesund, hereditär nicht belastet, körperlich und psychisch normal ist.

Magnus Hirschfeld, der unter den Autoren der Gegenwart die grösste Erfahrung auf dem Gebiete der Homosexualität besitzt, berichtet, dass von den von ihm beobachteten Homosexuellen 75% von gesunden Eltern, glücklichen, oft sehr kinderreichen Ehen stammen. „Nervöse oder geistige Anomalien, Alkoholismus, Blutsverwandtschaft, Lues sind in der Ascendenz keineswegs häufiger, wie unter den Vorfahren normal sexueller Personen“. Von den 20—25% Homosexuller mit erblicher Belastung fand Hirschfeld bei nur 16% ausgesprochene Entartungszeichen. Hirschfeld hebt zugleich hervor, dass eine, wenn auch nicht krankhafte Familienanlage zur Homosexualität bestehen muss: er folgert dies aus dem verhältnismäßig häufigen Vorkommen homosexueller Geschwister. Iwan Bloch geht so weit, aus seinen Beobachtungen zu

[1]) Ich schliesse mich in bezug auf die Entartung völlig der Ansicht Freuds an, der erklärt, dass man von Degeneration nicht sprechen sollte, „1. wo nicht mehrere Abweichungen von der Norm zusammentreffen, 2. wo nicht Leistungs- und Existenzfähigkeit im allgemeinen schwer geschädigt erscheinen.“

folgern, dass das Verhältnis von Gesunden und Kranken bei den Homosexuellen ursprünglich das gleiche ist, wie bei den Heterosexuellen und sich nur im Laufe des Lebens infolge der sozialen und individuellen Isolierung der Homosexuellen, die wie ein psychisches Trauma wirkt, zu Gunsten der Kranken etwas verschiebt [1]).

Zu diesen Erfahrungen kommen andere. Die Homosexuellen sind in intellektueller und moralischer Hinsicht den Heterosexuellen im Durchschnitt völlig gleichwertig. Es finden sich unter ihnen Personen, welche ebensowohl durch Gaben des Verstandes wie des Gemütes ausgezeichnet sind. Manche Schriftsteller neuerer Zeit, z. B. Merzbach, gehen so weit, die Homosexuellen als psychisch feiner organisierte Menschen und somit als einen über den heterosexuell stehenden Typus zu erklären. Es sind dies Übertreibungen, die der Sache der Homosexuellen nichts nützen. Beachtenswert ist jedoch eine Beobachtung Hirschfelds, die von Bloch bestätigt wird, dass die Homosexuellen aus niederen Ständen, Arbeiter, Hausdiener etc., ihr Milieu geistig überragen.

Zu alledem kommt der Umstand, dass die Eigentümlichkeiten der nervösen Organisation, die, wie wir sahen, zur Homosexualität führen, nicht von einer Art sind, dass sie die psychische oder körperliche Leistungsfähigkeit ungünstig beeinflussen, und dergestalt eine Minderwertigkeit des Individuums, abgesehen von seinem sexuellen Verhalten, bedingen.

Wir können nach dem Angeführten nur zu dem Schlusse kommen, dass die Homosexualität eine Anomalie darstellt, die zwar mit Krankheit und Entartung auf körperlichem und seelischem Gebiete vergesellschaftet vorkommt, in der Mehrzahl der Fälle jedoch eine isoliert bestehende psychische Abweichung von der Norm bildet, die nicht als krankhafter oder degenerativer Natur betrachtet werden kann und den Wert des Individuums als Glied der bürgerlichen Gesellschaft nicht herabzusetzen geeignet ist.[2])

---

[1]) Bloch nimmt auch an, dass bei Homosexuellen ein eigenartiger Typus der Neurasthenie (eine homosexuelle Neurasthenie) vorkommt.

[2]) Ich übersehe dabei keineswegs, dass die Konträrsexualen zumeist für die Bevölkerungsvermehrung nichts leisten. Dieser Umstand kann ihnen jedoch nicht zur Last gelegt werden, da die Fruchtbarkeit der heterosexuellen Bevölkerung dieses Manco reichlich ausgleicht. Weygandt hat ebenfalls diesen Gesichtspunkt in jüngster Zeit hervorgehoben.

Wenn ich nunmehr zur Besprechung der Beziehungen der Homosexualität zum Strafgesetz übergehe, so kommt in erster Linie und hauptsächlich der ominöse § 175 in Betracht, welcher wörtlich lautet:

„Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen, auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

Gegen diesen Paragraphen haben sich, schon bevor derselbe Gesetzeskraft erlangte, höchst gewichtige Stimmen vernehmen lassen. Schon 1869, als das heute gültige Strafgesetzbuch vorbereitet wurde, hat sich die oberste preussische Medizinalbehörde (die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen), der die bedeutendsten medizinischen Kapazitäten Berlins, Männer wie Virchow und Langenbeck, angehörten, in einem von ihr eingeforderten Gutachten dahin erklärt, dass die Strafbestimmungen gegen den homosexuellen Verkehr zu beseitigen seien [1]). Der Paragraph wurde in der betreffenden Kommission auch nur

[1]) Das Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen in Preussen vom 24. März 1869 hat folgenden Wortlaut:

„Wir sind aufgefordert, uns gutachtlich darüber zu äussern, wie die medizinische Wissenschaft jene Unzuchtsfälle beurteilt.

Was zunächst die Unzucht von Menschen mit Tieren betrifft, so soll die dagegen gerichtete Strafbestimmung wesentlich auf der früheren Annahme beruhen, dass eine solche Vermischung fruchtbar sei, und Bastardarten zwischen Mensch und Tier erzeugen könne. Diese Ansicht ist in früherer Zeit entstanden durch eine ganz unrichtige Beurteilung der sogenannten Missgeburten, d. h. missgebildeter menschlicher Leibesfrüchte, bei denen man nicht ohne erhebliche Mitwirkung der Phantasie in einem oder dem anderen abnorm geformten Körperteile eine Ähnlichkeit mit entsprechenden Körperteilen irgend eines Tieres zu erkennen glaubte. Dies führte zu der Vorstellung, dass eine solche Leibesfrucht halb menschliche, halb tierische Bildung habe, und zu dem Schlusse, dass sie das Produkt einer geschlechtlichen Vermischung eines Menschen mit einem Tiere sei. Seither hat die Wissenschaft längst gezeigt, wie durch krankhafte Entwicklung der Früchte oder das Zurückbleiben gewisser Körperteile in ihrer Ausbildung die sogenannten Missgeburten zustande kommen. Anderenteils hat sie die Unmöglichkeit einer fruchtbaren Vermischung von Menschen und Tieren ausser Zweifel gestellt. Wenn hiernach der wesentliche Grund der betreffenden Strafbestimmung hinfällig wird, so sind auch andere Gründe für die Beibehaltung derselben vom medizinischen Standpunkte aus nicht beizubringen.

Die Fälle von Unzucht mit Tieren sind überhaupt nur selten und betreffen meistens auf sehr niedriger Bildungsstufe stehende Bauernburschen, Hütejungen u. s. w., welche viel mit dem Vieh lebend, durch Einsamkeit und Langeweile zu dieser unnatürlichen Art der Befriedigung des Geschlechtstriebes geführt werden. Dass ihnen aus derselben ein Nachteil für ihre Gesundheit erwachse, lässt sich nicht behaupten. Es könnte dies nur durch die Häufigkeit der Ausübung jenes Aktes geschehen und würde dann derselbe in ähnlicher Weise wie die Onanie wirken. Letztere muss als ungleich gefährlicheres Laster bezeichnet werden und ist bei der Verbreitung, die sie leider erlangt hat, ihr gegenüber die Unzucht mit Tieren als kaum der Beachtung wert anzusehen.

mit einer Stimme Mehrheit angenommen, ein Ergebnis, welches orthodoxen Einflüssen zugeschrieben wird. Die Ansicht der obersten preussischen Medizinalbehörde wurde in der Folge von zahlreichen Ärzten geteilt und fand insbesonders in v. Krafft-Ebing einen sehr energischen Verfechter. Auch zahlreiche Juristen, darunter manche gefeierte Rechtslehrer — ich nenne hier nur List, v. Lilienthal, Heimberger — sprachen sich mit Nachdruck für die Beseitigung des ominösen Paragraphen aus. Die Erfolglosigkeit all dieser Darlegungen, wie auch der an den Reichstag gerichteten Petitionen des Wissenschaftlich-humanitären Komitées, welche die Unterschrift von 5000 hochangesehenen Männern der verschiedensten Berufskreise (insbesonders von Ärzten und Juristen) trugen, führte in neuerer Zeit zu einer Agitation, welche sich nicht immer innerhalb der in einer solchen

---

Wichtiger ist jedenfalls die Unzucht unter Personen männlichen Geschlechtes und kommt bei diesem Verbrechen namentlich auch in Betracht, dass dieselbe in inniger Beziehung zu den im § 144 (Personen unter 14 Jahren) des preuss. Strafgesetzbuches vorgesehenen Handlungen steht.

Das Motiv für die im preuss. Strafgesetzbuche erlassene Strafandrohung wegen Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechtes besteht darin, dass dieselbe „eine so grosse Entartung und Herabwürdigung des Menschen bekunde und so gefährlich für die Sittlichkeit sei, dass sie nicht ungestraft bleiben könne“. Dagegen enthält der Entwurf zu dem österreichischen Strafgesetzbuche keine Strafandrohung für die in Rede stehenden Handlungen und führt in seinen Motiven aus, dass diese spezielle Art der Unzucht sich von anderen, bisher nirgends mit Strafe bedrohten nicht unterscheide, möge man dieselben nach ihrer Beschaffenheit als unzüchtige oder als gesundheitsschädliche Handlungen auffassen. Hiergegen lässt sich in Beziehung auf den letzteren Punkt von seiten der medizinischen Wissenschaft nichts einwenden, und namentlich, wenn das königliche Obertribunal in verschiedenen Entscheidungen die von Männern gegenseitig aneinander geübte Manustupration als Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechtes nicht gelten lässt, müssen wir der Auffassung des österreichischen Entwurfes völlig beistimmen. In gesundheitlicher Beziehung würde gerade auf jene Onanie allein Gewicht gelegt werden können, während eine zwischen männlichen Personen ausgeführte Nachahmung des Coitus, abgesehen von etwa zustande kommenden örtlichen Verletzungen, im wesentlichen, ebenso wie der gewöhnliche Coitus nur durch den Exzess nachteilig werden kann.

Ein Urteil darüber, ob in der zwischen Personen männlichen Geschlechts verübten Unzucht eine besondere Herabwürdigung des Menschen und eine besondere Unsittlichkeit gegenüber anderen Arten der Unzucht liegt, wie sie in widerwärtigster Weise zwischen Männern und Weibern, oder gegenseitig unter Weibern bekanntermassen zur Ausführung kommen, dürfte kaum zur Kompetenz der medizinischen Sachverständigen gehören.

Hiernach sind wir nicht in der Lage, irgendwelche Gründe dafür beizubringen, dass, während andere Arten der Unzucht vom Strafgesetze unberücksichtigt gelassen werden, gerade die Unzucht mit Tieren oder zwischen Personen männlichen Geschlechtes mit Strafe bedroht werden sollte.

Wir geben schliesslich anheim, zu erwägen, ob die eventuelle Aufhebung des § 143 vielleicht von Einfluss auf die Fassung des § 146 (gewerbsmäfsige Unzucht) des preuss. Strafgesetzbuches werden könnte.“

Sache ratsamen Grenzen hielt. Dies machte in manchen Kreisen böses Blut, ein Zündstoff, der durch den Prozess Brand-Bülow zur Explosion gebracht wurde. Diese wirkte in der Art eines intensiv infektiösen Agens auf weite Kreise und erzeugte die eingangs erwähnte Verfolgungsepidemie. Dass von dieser auch die Volksvertretung nicht unberührt blieb, hierfür liefert der jüngste Beschluss der Petitionskommission des Reichstags in betreff des § 175 einen schlagenden Beweis. Die Petitionen des Wissenschaftlich-humanitären Komitées um Beseitigung, resp. Abänderung des genannten Paragraphen waren schon früher wiederholt von der Petitionskommision des Reichstags abgelehnt worden. Dieser Beschluss wurde jedoch immer nur gegen eine Anzahl von Stimmen gefasst und man begnügte sich damit, dem Plenum den Übergang zur Tagesordnung zu empfehlen. Anders verlief die Verhandlung über die neuerliche Petition des Wissenschaftlich-humanitären Komitées in der Sitzung vom 4. Dezember lfd. Js. Die Petitionskommission beschloss dieses Mal nach längerer Verhandlung einstimmig: Dem Plenum den Übergang zur Tagesordnung sowie die Annahme einer Resolution zu empfehlen, die die Regierung ersucht, die Zivil- und Militärbehörden anzuweisen, den bestehenden Gesetzesvorschriften ohne Ansehen der Person unnachsichtlich Geltung zu verschaffen und alsbald einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den die Ausnützung des Abhängigkeitsverhältnisses zu unsittlichen Zwecken nach § 175 unter erhöhte Strafe gestellt und das Schutzalter auf 18 Jahre erhöht wird.

Dieser Sachlage gegenüber kann es nicht als überflüssig erachtet werden, wenn immer wieder von neuem auf die schweren Bedenken hingewiesen wird, die sich gegen den Paragraphen geltend machen lassen. Es sind insbesonders 4 Argumente, die bisher als Gründe für die Beseitigung des Paragraphen vorgebracht wurden und noch vorzubringen sind: Mangel an Konsequenz, Unklarheit seiner Bestimmungen, Nutzlosigkeit in bezug auf die Verhinderung homosexueller Akte, endlich last not least Züchtung eines höchst gefährlichen Erpressertums.

Ad I. Der Paragraph wendet sich lediglich gegen die widernatürliche Unzucht unter Männern und lässt die analogen von Frauen vorgenommenen Akte straffrei — eine Inkonsequenz, welche das österreichische Strafgesetz vermeidet. Es ist nicht zu ersehen, aus welchen Gründen die Homosexuellen beider Geschlechter so ungleich behandelt werden sollen. Warum das, was bei dem Manne mit schwerer Strafe geahndet wird, bei der Frau ungesühnt bleiben soll. Dies ist jedoch nicht die einzige Inkonsequenz, welche das Gesetz enthält. Wenn man schon gewisse sexuelle Akte als widernatürliche Unzucht bezeichnen will, so gibt es auch solche, die Personen verschiedenen Geschlechtes miteinander verüben. Nähere Angaben sind hierüber überflüssig und auch diese lässt das Gesetz, wie abscheulich sie auch sein mögen, straf-

frei. Es sei hier nebenbei erwähnt, dass auch sadistische Akte irgend welcher Art, sofern sie mit Zustimmung der benutzten Person geschehen und nicht eine gefährliche Körperverletzung nach sich ziehen, ungeahndet bleiben.

Ad II. Zu der Inkonsequenz kommt die Unklarheit der Bestimmungen. Was als widernatürliche Unzucht zu betrachten ist, ist im vorliegenden Falle nicht ohne weiteres zu ersehen und es waren deshalb obergerichtliche Interpretationen nötig. Diese haben jedoch nicht völlige Klarheit zu schaffen vermocht und sind überdies von einer gewissen Willkür keineswegs frei. Da unter den verschiedenen Arten homosexueller Akte sich keiner findet, den man als normal analog dem Beischlaf auf heterosexuellem Gebiete bezeichnen könnte, so sind wenigstens für den physiologisch Denkenden alle Arten homosexualer Betätigung, soferne sie auf sexuelle Befriedigung abzielen, gleich natürlich und gleich un- oder widernatürlich. Die Interpretationen des Reichsgerichts sind jedoch von keiner physiologischen Betrachtungsweise geleitet und machen daher Unterschiede, die in der Rechtspraxis zu ungeheuerlichen Konsequenzen führten. Ursprünglich beschränkte man die Anwendung des § 175 entsprechend der Auffassung in den älteren Strafgesetzbüchern auf die Paederastie, aber alsbald kam das preussische Obertribunal, dem sich das Reichsgericht anschloss, zu einer Auslegung des Paragraphen, die, von der mutuellen Onanie abgesehen, eine Bestrafung der homosexuellen Akte im weitesten Umfange ermöglichte. Man beschränkte sich nicht mehr darauf, die immissio penis in corpus (os oder anum) für die Strafbarkeit zu verlangen, sondern konstruierte beischlafähnliche oder beischlafartige Akte, als welche reibende oder stossende Bewegungen gegen den Körper des Anderen erklärt wurden. Bei Festhaltung dieser Interpretation ist es dahin gekommen, dass auch die mutuelle Onanie durch begleitende Umstände, die bei nüchterner Beurteilung als höchst irrelevant erscheinen müssen, wie geringe Friktionen des Membrum an der Hand des Anderen, zu einem Delikte werden, während sie bei Vermeidung derselben straflos bleibt. Über diese Auslegungen und ihre Folgen in der Praxis hat sich schon v. Krafft-Ebing in seiner Schrift „Der Konträrsexuale vor dem Strafrichter“ in ebenso bitteren wie treffenden Worten ausgesprochen. „Diese Rechtsanschauung,“ bemerkt der Autor, „stellt sich in Widerspruch mit der ganzen Geschichte der strafrechtlichen Verfolgung der Sodomie, ja sie geht weiter als ihre Quelle, die Carolina, die nur Paederastie verfolgte . . . . . Diese unglückliche Rechtsübung nötigt den Richter zu den peinlichsten, geradezu widerwärtigen Feststellungen eines objektiven Tatbestandes, der sich darauf zuspitzt, ob Friktionen, d. h. beischlafähnliche Handlungen in corpore viri stattgefunden haben oder nicht, wobei der einzige Zeuge der passive Teil

zu sein pflegt, dazu oft ein Chanteur, eine männliche Hetäre, ein Lump, dem es auf einen falschen Eid nicht ankommt, umsoweniger als er sonst eventuell wegen Verleumdung belangt werden könnte."

v. Krafft-Ebing hat bei seiner Beurteilung der in Frage stehenden Rechtspraxis keineswegs übertrieben, sondern nicht einmal alle gegen dieselbe sich erhebenden Bedenken hervorgehoben. Die Nebenumstände (Bewegungen), welche die mutuelle Onanie zur Straftat stempeln sollen, mögen dem Beschuldigten gar nicht zum Bewusstsein gekommen sein. Für die Feststellung derselben ist nur ein Zeuge vorhanden, dem man im bürgerlichen Leben nicht für 5 Pfennige Glauben schenkt und dessen Gedächtnis noch dazu mangelhaft sein mag, und schliesslich hängt es ganz von dem Ermessen des Richters ab, nicht nur ob er dem Zeugen Glauben schenken, sondern auch ob und inwieweit er den Nebenumständen einen beischlafähnlichen Charakter zuerkennen will. Es ist klar, dass diese Sachlage allein schon eine Änderung, wenn nicht Beseitigung des § 175 geboten erscheinen lässt.[1])

Ad III. Es ist ferner mit Recht betont worden, dass der Paragraph in bezug auf Verhinderung homosexueller Akte nichts geleistet hat und nichts leisten kann. Berücksichtigt man, dass im deutschen Reiche jedenfalls Hunderttausende Homosexueller existieren und dass unter diesen zweifellos ein sehr grosser Teil sich Befriedigung ihrer sexuellen Bedürfnisse durch homosexuelle Akte der einen oder anderen Art verschafft, so erscheint die Zahl der Verurteilungen, die auf Grund des § 175 erfolgen, ausserordentlich gering; sie beträgt im deutschen Reich im Durchschnitt 500, in Berlin 18 im Jahre, und Hirschfeld berechnet, dass von den wahrscheinlich vorkommenden homosexuellen Delikten nur etwa 0,001 %, also eine ganz verschwindende Zahl, zur gerichtlichen Ahndung gelangt.

[1]) Über die Wandlungen in den Interpretationen des § 175 seitens des preuss. Obertribunals und des Reichsgerichts äussert sich Mittermaier folgendermaßen (Vergleichende Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts, 4. Band, 1906, S. 155):

Noch die Entscheidung des preuss. Obertribunals (6. November 1873) verlangt Päderastie und nennt dafür die Motive zum R. St. G. B. als Zeugen. Aber nun kommt plötzlich die Entscheidung vom 15. März 1876 (O. 17, 200) und sagt sehr kurz, dass das Obertribunal „den Grundsatz" aufstelle, dass ein Eindringen des Gliedes in den Körper der anderen Person unnötig sei, wenn nur die beischlafähnliche Handlung an dem Körper anderer Personen vorgenommen werde! Und die Entscheidung vom 24. Oktober 1877 (O. 18, 662) redet von dem Analogon des Beischlafs, das sich aus der Beschaffenheit des konkreten Falles ergeben müsse. Dass hier einfach das Obertribunal etwas dekretierte, was ihm zweckentsprechend schien, ist wohl klar; ein Anlehnen an die geschichtliche Entwicklung ist das nicht mehr.

Nunmehr berief sich aber auch das Reichsgericht, ebenso wie ehedem das Obertribunal, auf die Geschichte, allerdings ohne sie anzuführen, als es sagte, eine Immissio seminis sei nicht nötig, es genüge das Reiben des Gliedes am Körper des anderen (II, 23. April 1880, E. 1. 395). Dabei blieb das Reichsgericht; es verlangt

Dies erklärt sich sehr einfach aus dem Umstande, dass die betreffenden Akte sich in der Regel hinter 4 Wänden, ohne weitere Zeugen und auf Grund beiderseitigen Einverständnisses abspielen und es besonderer Umstände bedarf, wenn von dem Vorgange etwas zu gerichtlicher Kenntnis gelangen soll. Diese Sachlage ist nicht geeignet, irgend einen Homosexuellen von Betätigung seines sexuellen Triebs abzuhalten. Sie mag ihn höchstens zur Vorsicht in der Wahl des Partners veranlassen, eine Vorsicht, die allerdings ebenso wie beim heterosexuellen Verkehr mit weiblichen Prostituierten nicht immer genügend geübt wird.

Ad IV. Die schlimmste Folge des § 175 ist zweifellos das Erpressertum, das durch denselben geradezu gezüchtet wird Wie gross die Zahl der an Homosexuellen verübten Erpressungen ist, lässt sich nicht entfernt abschätzen, aber sie ist jedenfalls höchst bedeutend, da die Homosexuellen, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, es peinlichst vermeiden, gegen ihre Erpresser Anzeige zu erstatten, nicht lediglich aus Furcht, auf Grund des § 175 mit auf der Anklagebank erscheinen zu müssen, sondern aus einer sehr wohl begreiflichen Scheu, etwas über ihre homosexuellen Neigungen in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Recht bezeichnend ist eine Mitteilung, die ich von Herrn Rechtsanwalt Dr. von Pannwitz erhielt. Dieser berichtete mir gelegentlich, dass er in etwa 40 Fällen einer Erpressung auf Grund des § 175 zu Rate gezogen wurde und in keinem dieser Fälle gerichtliche Anzeige erfolgte. In den Monatsberichten des Wissenschaftlich-humanitären Komitées sind in den letzten 3 Jahrgängen 176 Erpressungsfälle auf Grund des § 175, die zur gerichtlichen Aburteilung kamen, mitgeteilt. Es ist dies jedenfalls nur ein kleiner Teil der gerichtlich geahndeten Fälle und da diese wiederum nur einen geringen Bruchteil der tatsächlich

dauernd ein Eindringen des Gliedes in den Körper (auch in os, III, 25. Mai 1888), (R 10, 416; I, 3. Februar 1890, E. 20, 225; II, E. 2, 237; 3, 200). Aber höchst bedeutungsvoll ist es, dass die Entscheidung in Band 2, 237 noch ausdrücklich ein Handeln durch die Bekleidung ausschliesst, während jetzt das Urteil IV, 19. Dez. 1902 (E. 36, 32) nur von einer Entblössung des Gliedes des aktiven Teiles redet und das Urteil I, 22. Dezember 1904 (D. J. Z. 10, 316) dies ganz ausdrücklich bestätigt!

Man beachte, was da von der Beischlafähnlichkeit noch übrig geblieben ist. Nichts als etwas absolut äusserliches! Damit aber ist die Ausschliessung der Manustupratio und von ähnlichem völlig willkürlich, und man begreift es, wenn entweder eine konsequente Ausdehnung der Bestrafung auf alle Unzuchtsakte oder eine strenge Einschränkung auf die Introductio penis in anum verlangt wird.

So muss man die heutige, durch nichts als ihre Macht begründete Rechtssprechung als nach allen Seiten abwegig bezeichnen. Nur darin hat sie recht: wenn man überhaupt strafen will, dann kann man bei der eigentlichen Päderastie (Introductio penis in anum) nicht Halt machen; denn diese ist es nicht allein, die das physiologisch, psychologisch und sozial Gefährliche darstellt, mag sie auch das lasterhafteste sein. Das bestätigt auch jede Erfahrung der Kriminalpolizei.

vorkommenden Erpressungen darstellen, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der Häufigkeit dieser Verbrechen bilden. Bemerkenswert ist auch der Umstand, dass sich die Erpresser mitunter auch an Personen wagen, die keiner homosexuellen Delikte sich bewusst sind und auch von diesen die Anzeige mitunter vermieden wird, da sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, von den Erpressern eventuell des Meineids bezichtigt zu werden. Die Schädigungen, welche den Erpressern zur Last fallen, beschränken sich nicht auf finanzielle Ausbeutung, die zum völligen Ruin des Opfers führen kann; gar manche Fälle von Selbstmord bilden den Abschluss einer Kette von erpresserischen Bedrängnissen, aus der der Unglückliche keinen Ausweg sah. Von diesen Fällen abgesehen, mangelt es auch nicht an Selbstmorden Homosexueller, die durch eingeleitete oder drohende gerichtliche Untersuchung wegen Verfehlungen gegen den § 175, zum Teil aber auch durch melancholische Verstimmungen veranlasst sind, deren Quell in der derzeitigen Rechtslage und der sozialen Ächtung der Homosexuellen, sowie in durch den abnormen Trieb verursachten schweren Seelenkämpfen zu suchen ist.[1]

Man hat endlich auch darauf hingewiesen, dass es sich bei den Strafbestimmungen des § 175 um einen error legislatoris handle. Aus den Motiven, die für die Übernahme des im preussischen Strafgesetzbuche enthaltenen Paragraphen gegen die widernatürliche Unzucht in das Reichsgesetzbuch bestimmend waren, geht hervor, dass man damit dem Rechtsbewusstsein des Volkes oder der öffentlichen Meinung Rechnung tragen wollte, welches die in Frage stehenden Handlungen als verbrecherische Laster beurteilt.

Es ist zweifellos, dass diejenigen, welche auf Grund dieser Motivierung dem Paragraphen Gesetzeskraft verschafften, in einem Irrtum sich befanden, sowohl bezüglich der Quelle der homosexuellen Betätigung, als bezüglich der hauptsächlichen Art derselben, da sie nur die Paederastie im Auge hatten. Allein man darf auch nicht verkennen, dass bis in die jüngste Zeit nicht bloss Personen, welche veralteten Vorurteilen über die Homosexualität anhängen, sondern auch solche, welche über das Wesen derselben mehr oder weniger aufgeklärt sind, sich gegen die Aufhebung beziehungsweise Änderung des Paragraphen erklärten. Für die Auffassung letzterer war die Befürchtung zumeist bestimmend, dass die Beseitigung des Paragraphen ein Überhandnehmen der Homosexualität zur Folge haben könnte, durch welches der Volkskörper verseucht, die Bevölkerungsvermehrung behindert und auch die Wehrkraft der Nation geschädigt würde. Auch glaubte man, dass damit der

[1] Von Selbstmorden Homosexueller, die auf die eine oder andere dieser Ursachen zurückzuführen sind, sind in den 3 letzten Jahrgängen des W. h. K. 72 Fälle zusammengestellt. Auch diese Zahl bildet jedenfalls nur einen Bruchteil der tatsächlichen Vorkommnisse.

Verführung der Jugend Türe und Tor geöffnet werde. All diese Befürchtungen sind unbegründet. Da die Entwicklung der homosexuellen Triebrichtung eine gewisse Veranlagung erheischt, wie wir sahen, kann diese Anomalie weder durch ein Gesetz beseitigt oder eingeschränkt, noch durch die Aufhebung eines Paragraphen zur grösseren Verbreitung gelangen.

Die Erfahrung in den Ländern, in welchen Strafbestimmungen gegen homosexuelle Akte nicht mehr bestehen oder früher nicht bestanden, bestätigen dies zur Genüge. In Frankreich, Italien, Holland etc. ist von einem Überhandnehmen der Homosexualität in neuerer Zeit nichts bekannt. Es liegt auch kein Anhaltspunkt dafür vor, dass das Fehlen der fraglichen Strafbestimmungen in diesen Ländern zu einer Schädigung der öffentlichen Sittlichkeit geführt hat.

Wir brauchen aber nicht auf das Ausland unseren Blick zu richten. In Bayern bewirkte der Einfluss des berühmten Kriminalisten Feuerbach, dass in das Strafgesetzbuch vom Jahre 1813 keine Strafbestimmungen über Sodomie aufgenommen wurde und als 1861 die Staatsregierung in einem neuen Strafgesetzbuch dieses Manko zu beseitigen wünschte, lehnte die Kammer ihr Ansinnen ab.

Es liegt meines Wissens nicht der geringste Anhaltspunkt für die Annahme vor, dass in Bayern vor der Einführung des R.-Str.-G.-B. mit seinem § 175 im Jahre 1873 die Homosexualität eine grössere Verbreitung besass oder Verleitung jugendlicher Individuen zu homosexuellem Verkehr häufiger vorkam als gegenwärtig.

Ähnlich verhält es sich mit anderen deutschen Ländern, Württemberg, Hannover, welche lange Zeit der Strafbestimmungen gegen Sodomie entbehrten.

Was die Möglichkeit der Verführung der Jugend anbelangt, so wird von denjenigen, welche diese Befürchtung hegen, übersehen, dass die Homosexuellen der Jetztzeit nach den vorliegenden Erfahrungen im allgemeinen ebenso wenig Neigung zu sexuellem Verkehr mit unerwachsenen Individuen besitzen, als die geschlechtlich normal Veranlagten. Ausserdem ist keinem von allen denjenigen, die die Beseitigung resp. Änderung des § 175 verlangten, eingefallen, auf gesetzlichen Schutz der Jugend zu verzichten. Es ist selbstverständlich, dass für die homosexuellen Akte nur beansprucht werden kann, was für die Heterosexuellen gilt, d. h., dass die Homosexuellen nur straffrei bleiben sollen, wenn sie nicht mit Individuen unter einem gewissen Alter, nicht unter Anwendung von Gewalt und nicht in einer öffentliches Ärgernis erregenden Weise vorgenommen werden.

Über die Grenze des schutzbedürftigen Alters sind die Ansichten verschieden. Ich persönlich würde nichts dagegen haben, wenn dieselbe bis zum 18. Lebensjahre vorgerückt würde, also über das der weiblichen

Jugend zuerkannte Schutzalter hinausginge, wie es die Petitionskommission des Reichstags wünscht.

Es ist auch dagegen nichts einzuwenden, wenn besonders schwere Strafbestimmungen gegen den Missbrauch der Dienstgewalt zu homosexuellen Akten verlangt werden, wenn man auch der Ansicht sein mag, dass die vereinzelten bisher bekannt gewordenen Vorkommnisse in dieser Richtung eine Änderung der Gesetzgebung nicht gerade dringlich erscheinen lassen

Von denjenigen, welche in der Ausbeutung der Homosexualität eine Gefahr für die Gesundheit und Kriegstüchtigkeit unserer Nation erblicken, wird gerne darauf hingewiesen, dass der Verlust der politischen Selbständigkeit des alten Hellas durch die Duldung mit verursacht wurde, welche man der gleichgeschlechtlichen Liebe bei den Griechen gewährte Es ist dies eine Ansicht, deren Irrtümlichkeit schon von verschiedenen Seiten nachgewiesen wurde. Die gleichgeschlechtliche Liebe war in Hellas in gleicher Verbreitung in der Zeit der Blüte, wie des politischen Niedergangs und war ohne jeden Einfluss auf die Kriegstüchtigkeit des Volkes. Die dorischen Spartaner, die auf die körperliche Kräftigung und Ausbildung der Jugend für den Krieg so grosses Gewicht legten, kultivierten die gleichgeschlechtliche Liebe in besonderem Maße und unter den Verteidigern der Thermopylen taten Homosexuelle ebensogut ihre Pflicht wie Heterosexuelle. Die heilige Schar der Thebaner bestand sogar ausschliesslich aus Homosexuellen und ihr Führer Epaminondas war ebenfalls Urning. Die homosexuelle Neigung bildete bei den Griechen oft die Quelle einer Kriegskameradschaft, die in keiner Gefahr sich verleugnete und in der Schlacht oft zu heroischen Taten anregte.[1])

Was nun schliesslich die Frage anbelangt, ob und inwieweit der Vorwurf der Homosexualität als Beleidigung zu betrachten und zu ahnden ist, so scheint die Rechtssprechung der jüngsten Tage darüber

[1]) Bemerkenswert in diesem Zusammenhange ist auch der Umstand, dass Aristophanes in Platons Gastmahl die homosexuellen Jünglinge als die von Natur männlichsten bezeichnet und ihre sexuelle Neigung darauf zurückführt, dass sie mit „Mut, Kühnheit und Mannhaftigkeit das ihnen selbst ähnliche lieben". Damit möchte ich jedoch keineswegs den Glauben erwecken, als ob die Paederastie bei den Griechen eine dem Gemeinwesen förderliche Gepflogenheit bildete. Es ist nach dem derzeitigen Stande der Untersuchungen schwer, ja unmöglich zu unterscheiden, inwieweit die griechische Knabenliebe Ausfluss einer abnormen Triebrichtung oder eine Geschmacksverirrung bildete, die mit der Geringschätzung des Weibes das lediglich als Gebärmaschine betrachtet wurde, zusammenhing. Daneben kommt aber

keinen Zweifel zu lassen. Das Gericht, welches Brand verurteilte, erklärte die Insinuation der Homosexualität für selbstverständlich beleidigend. Damit ist ausgesagt, dass die Homosexualität einen Zustand bildet, der geeignet ist, seinen Träger in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Wenn wir nun den Quellen dieser Auffassung nachgehen, so glaube ich nach dem im Vorstehenden Dargelegten nicht breit ausführen zu müssen, dass dieselben nicht in dem gefunden werden können, was die wissenschaftliche Forschung bezüglich der Homosexualität definitiv festgestellt hat. Wir haben gesehen, dass die Homosexualität nicht an einen krankhaften oder abnormen Nerven- und Geisteszustand gebunden ist, sondern in der grossen Mehrzahl der Fälle bei im übrigen gesunden Individuen auftritt. Wir haben auch gesehen, dass die Homosexuellen weder in intellektueller noch moralischer Hinsicht unter dem Durchschnitte stehen und manche derselben durch Gaben des Verstandes und Gemüts gleich ausgezeichnet sind.

Es besteht demnach nicht die geringste Berechtigung, den Homosexuellen an sich wegen seiner sexuellen Anomalie als minderwertig zu betrachten. Man kann allerdings dagegen einwenden, dass die Art der sexuellen Betätigung der Homosexuellen etwas Widerwärtiges, Abscheuerregendes ist, und ich gestehe, dass ich selbst eines derartigen Gefühls den betreffenden Handlungen gegenüber mich nicht ganz erwehren kann. Wir dürfen aber nicht übersehen, dass unser Empfinden und unser Urteil in betreff der homosexuellen Akte durch unsere heterosexuelle Gefühls- und Denkweise bestimmt wird und dem Homosexuellen die Art seiner Betätigung infolge seiner Triebrichtung ebenso normal und natürlich erscheint, als dem Heterosexuellen der Verkehr mit dem

noch ein drittes Moment in Betracht, welches durch die jüngsten Untersuchungen Bethe's aufgedeckt wurde. B. erklärt, dass in den nicht dorischen Staaten die Knabenliebe ein Laster war, bei den Dorern dagegen einen derartigen Charakter nicht besass, obwohl dieselbe sinnlich betätigt wurde. Weiter bemerkt der Autor: die dorische Knabenliebe als öffentlich anerkannte, vom Staate geförderte Institution muss auf einer übernatürlichen ideellen Vorstellung beruht haben, und diese haben wir gefunden in dem Glauben, dass durch körperliche Berührung die Seele des Mannes dem Knaben in mysteriöser Weise mitgeteilt wird.

Es war also eine abergläubische Vorstellung. Die Idee, dass durch den päderastischen Akt die Seele des Mannes mit ihren Tugenden seiner ἀρετή auf den Knaben übertragen werden könne, was der Paederastie bei den Dorern eine ganz andere Bedeutung gab, als bei den übrigen Griechen. Diese Idee macht es auch verständlich, dass nach Bethe in Sparta der anerkannt tüchtige Mann bestraft wurde, wenn er keinen Knaben liebte. Die Paederastie sollte also hier dazu dienen, dem Volke seine kriegerischen Eigenschaften zu erhalten, und sie erwies sich in dieser Hinsicht allerdings nur sehr indirekt von Einfluss, soferne der Mann, dem ein Knabe von seinen Eltern überlassen wurde, in bezug auf seinen Charakter Garantien dafür bieten musste, dass er auf die Ausbildung der Mannestugenden bei dem Knaben hinwirken werde.

Weibe. Wir dürfen uns daher in unserem Urteile über die Gesamtpersönlichkeit der Homosexuellen durch die Art ihrer Betätigung ebensowenig beeinflussen lassen, als wir es dem Heterosexuellen gegenüber gewohnt sind.

Unsere Meinung über den Wert eines Mannes, über seine Bedeutung als Glied der menschlichen Gesellschaft hängt doch im allgemeinen nicht von der Art und dem Umfange seiner sexuellen Leistungen ab. Wir schätzen den Mann nach seinem Charakter, seiner Intelligenz, seinem moralischen Niveau und der Art, wie er seine Stellung im Leben ausfüllt, aber nicht darnach, ob er verheiratet oder unverheiratet ist, ob er als Ehemann eine grössere oder kleinere Familie besitzt, ob er malthusianischen Grundsätzen huldigt oder nicht. Es ist wohl nicht unbillig und dürfte auch dem Rechtsbewusstsein unseres Volkes nicht widerstreiten, wenn man diese Gepflogenheit auch den Homosexuellen gegenüber zur Geltung kommen lässt und bei ihrer Schätzung als Menschen von ihrer sexuellen Triebrichtung absieht. Würde die bisherige Rechtssprechung, welche die Homosexualität zu einem Makel für den Träger stempelt, zu einer dauernden Gepflogenheit werden, so würde dadurch in unseren Rechtsstaate eine Unterscheidung von 2 Klassen von Bürgern angenommen, eine Klasse, die wie immer auch das Einzelindividuum seelisch und körperlich beschaffen sein mag, wegen ihrer normalen Sexualität allein als vollwertig gilt und eine Klasse, die ohne Rücksicht auf ihr intellektuelles und moralisches Verhalten als minderwertig erachtet wird. Es bedarf wohl keiner längeren Ausführung, dass eine derartige Unterscheidung mit unseren modernen Rechts- und Humanitätsbegriffen nicht vereinbar ist. Von richterlicher Seite kann man sich allerdings auf die öffentliche Meinung berufen, welche eine derartige Unterscheidung nun einmal angenommen hat, die bei der Rechtsprechung nicht unberücksichtigt bleiben darf. Diese Rechtslage verschafft den betreffenden richterlichen Entscheiden zwar eine ausreichende juristische, aber damit noch keineswegs eine tatsächliche Begründung; denn die öffentliche Meinung, welcher der Richter z. Z. Rechnung zu tragen verpflichtet ist, basiert auf ganz irrtümlichen, z. T. wahnhaften Vorstellungen und bedarf daher einer gründlichen Korrektur.

Die Frage, ob die Bezichtigung der Homosexualität zum Gegenstand einer Beleidigungsklage gemacht werden darf, hat aber noch eine andere nicht minder beachtenswerte Seite. Die jüngsten Prozesse haben gezeigt, dass die bisherige Rechtspraxis nicht nur für die Homosexuellen bedrückend ist, sondern auch für den sexuell Normalen, sofern er als Kläger in einem derartigen Beleidigungsprozesse auftritt, die schwersten Nachteile mit sich bringt. Es ist, wie wir speziell in dem Prozess Harden-Moltke gesehen haben, bei derartigen Prozessen unvermeidlich, dass der Kläger über die intimsten Angelegenheiten seines Privat-

lebens sich öffentlich ausforschen und sein Gefühlsleben einer Prüfung unterziehen lassen muss, die ihm nur höchst peinlich sein kann. Es ist gewiss auch nicht erbaulich, wenn, wie in dem Falle Brand-Bülow, der höchste Beamte des Reiches darüber Erklärungen abgeben muss, dass er mit einem seiner Unterbeamten nicht anstössige Beziehungen unterhielt. Jeder Einsichtige muss doch solchen Vorkommnissen gegenüber den Wunsch hegen, dass derartige Beleidigungsprozesse nicht nur im Interesse der Kläger, sondern auch im öffentlichen Interesse vermieden werden möge. Soweit es sich um böswillige Bezichtigung der Homosexualität handelt, wäre es eine würdige Aufgabe für die Herren Kriminalisten in unserem Strafgesetzarsenal nach einem Mittel zu suchen, das eine Ahndung derartigen Vorgehens gestattet, ohne dass dabei der Angegriffene der Tortur der Ausforschung seines Sexuallebens ausgesetzt wird.

Ich muss mir zum Schlusse noch einige Bemerkungen gestatten:

Ich verkenne durchaus nicht, dass, wer heutzutage für die Sache der Homosexuellen eintritt, nicht erwarten darf, allzuviel Beifall zu finden. Die Missstimmung, welche augenblicklich gegen das Wissenschaftlich-humanitäre Komitée besteht, mag sich allzuleicht auf ihn übertragen. Indes gerade der Umstand, dass die Bestrebungen des W.-h. K. zurzeit in einen gewissen Verruf geraten sind, legt denjenigen, welche sich wissenschaftlich eingehender mit der Homosexualität beschäftigen, die Pflicht auf, zu zeigen, dass es sich hier nicht um eine Parteisache, verfochten von einer beschränkten Gruppe von Männern, handelt, sondern um eine Sache der Humanität und Gerechtigkeit, deren Vertretung von keinem persönlichen Wohlwollen, von keiner besonderen Sympathie für die Homosexuellen abhängig ist. Wir leben in einer Zeit ausgedehntester charitativer Bestrebungen, wir bemühen uns, das Los Kranker und Notleidender durch die verschiedensten Maßnahmen zu erleichtern, und suchen selbst den Tieren unnötige Qualen zu ersparen. Warum sollte in uns die Stimme der Humanität und Gerechtigkeit gerade den Homosexuellen gegenüber versagen? Augenblicklich wird diese Stimme zwar durch Leidenschaften übertäubt, sie muss sich jedoch früher oder später wieder Geltung verschaffen. Die Wogen, die jetzt so stürmisch branden, werden sich wieder beruhigen, und dann wird das Wort, das jetzt unbeachtet verhallen mag, vielleicht doch nicht ohne Einfluss bleiben.

Druck von C. Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden.

Über das
Eheliche Glück

Erfahrungen, Reflexionen und Ratschläge eines Arztes.

Preis gebunden Mk. 4.60.

Verlag von J. F. BERGMANN in Wiesbaden.

Die psychischen Zwangserscheinungen.

Auf klinischer Grundlage dargestellt

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Preis Mk. 13.60.

Auszüge aus Besprechungen:

L. hat sich ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er ausser seinen eigenen zahlreichen Beobachtungen die ganze Geschichte und Literatur der psychischen Zwangsvorgänge zusammengetragen und kritisch verarbeitet hat. Die Klinik dieses psychopathisch hochinteressanten Gebietes ist durch die mühsame Arbeit L.'s bedeutend gefördert worden. Den Zweck, den er bei der Bearbeitung im Auge gehabt hat, „die Kenntnis der Zwangserscheinungen unter den Ärzten zu fördern, lange fortgeschleppte Irrtümer definitiv zu beseitigen und für künftige Forschung eine Grundlage zu schaffen, welche die Erzielung eines stetigen Fortschrittes in der Pathologie der Zwangserscheinungen ermöglicht", hat L. in vollem Maſse erreicht.

Schmidt's Jahrbücher II. 4. 04.

Mit obigem Werke hat Verf. eine sehr empfindliche Lücke auf das beste ausgefüllt. Er verarbeitet 200 eigene Beobachtungen und gibt 142 Krankengeschichten. In 12 Kapiteln behandelt er die Geschichte, Definition, Einteilung der Zwangserscheinungen, die Zwangserscheinungen der intellektuellen, emotionellen und motorischen Sphäre, die Anfälle derselben, ihre Ätiologie, Nosologie, Verlauf und Prognose, ihre forense Bedeutung und endlich die Prophylaxe und Therapie. Nicht bloss die eigene Erfahrung ist eine imponierende, sondern auch die ruhige Kritik der vielen divergierenden Meinungen und die feine psychologische Analyse.

Zt. f. Psychiatrie LXI, 4.

Das Gebiet der psychischen Zwangserscheinungen hat aus mehr als einem Grunde in den letzten Jahren immer wieder das Interesse weiter Kreise auf sich gezogen und vielfache Bearbeitung erfahren. Doch bestehen unter den Fachleuten immer noch allerlei Differenzen, die sich auf die Einteilung, die nosologische Stellung, die psychologische Erklärung und schliesslich auch auf die praktische Behandlung der Phänomene beziehen. Es ist daher sehr zu begrüssen, dass der Verfasser sich der Aufgabe unterzogen hat, auf Grund reicher eigener Erfahrungen das ganze grosse Gebiet systematisch und gründlich zu bearbeiten, und wir dürfen hoffen, dass sein Buch dazu beiträgt, manche Streitfragen zu lösen bezw. zu einer klaren Problemstellung zu führen

. . . . Sachbeschädigungen infolge von Zwangsimpulsen sind sehr selten; dagegen hat der Wandertrieb schon oft die Gerichte beschäftigt, ebenso der Zwangstrieb zu sexuellen Vergehen (öffentliche Masturbation, sexueller Verkehr mit Kindern, manche Notzuchtsakte, Fetischismus, gewisse Fälle von Sadismus usw.). Doch muss gerade in solchen Fällen nicht nur das Vorliegen eines Zwangsimpulses nachgewiesen, sondern vor allem auch dargetan werden, welche Umstände hier die Widerstandsfähigkeit des Individuums besonders stark herabsetzen.

Auch abgesehen von solchen, unmittelbar für das praktische Leben im allgemeinen wichtigen Ergebnissen bietet das Werk Loewenfeld's für Juristen wie für Mediziner eine Menge Anregung: es fördert das Verständnis nicht bloss für die darin geschilderten krankhaften Vorgänge, sondern ebenso für die psychischen Vorgänge überhaupt und für deren Zusammenhang mit den körperlichen Erscheinungen, zeigt u. a. den ungeheuren Einfluss der psychischen Gesamtkonstitution auf die Wahrnehmung (Zeugenaussagen!), deckt überall die strenge Kausalverknüpfung des psychischen Geschehens auf u. a. m.

Monatsschrift f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform I s.

Landläufige Irrtümer

in der

Beurteilung von Geisteskranken

Von

Dr. med. **Oswald Bumke**,

Privatdozenten für Psychiatrie und I. Assistenten an der psychiatrischen Klinik in Freiburg i. B.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1908.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 58.

Inhalt.

		Seite
I.	**Einleitung**	5—12
II.	**Die Ursachen der Geisteskrankheiten**	13—24
	Erblichkeit und Entartung	13—20
	Exogene Ursachen	20—22
	Psychologische Erkennungsversuche	22—24
III.	**Die Erkennung des Irreseins**	25—32
	Grenzen der geistigen Gesundheit	25—26
	Überschätzung der rein intellektuellen Störungen	27—30
	Dissimulation und Simulation	30—32
IV.	**Melancholie und Manie. Manisch-depressives Irresein**	33—43
V.	**Die chronische Paranoia** (Querulantenwahnsinn und hypochondrische Verrücktheit)	44—48
VI.	**Verblödungsprozesse im jugendlichen Alter** (Dementia praecox, Hebephrenie)	49—51
VII.	**Hysterie und Epilepsie**	52—55
VIII.	**Die Erkennung organischer Gehirnkrankheiten**	56—63
	Dementia paralytica	56—62
	Dementia senilis	62—63
IX.	**Prognose und Therapie**	64—69
X.	**Die Beurteilung von Geisteskranken vor Gericht**	70—80
	§ 51 St. G. B.	74—75
	Verminderte Zurechnungsfähigkeit	75—78
	§ 6, § 1910, § 1569 B. G. B.	78—80

Druck von C. Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden.

I.

Einleitung.

Die Klage ist alt, dass das meiste von dem, was Nicht-Ärzte über ärztliche Dinge denken und äussern, irrtümlich, geradezu falsch oder wenigstens ungenau, schief ist. Es ist aber auch bekannt, dass diese Laien-Ansichten zu einem grossen Teile aus Lehrmeinungen der wissenschaftlichen Medizin entstanden sind, und dass jede Generation von Ärzten der nächstfolgenden die Aufgabe hinterlässt, in der Diskussion mit ihren Patienten Irrtümer zu zerstreuen, die, in vergröberter oder verflachter Gestalt freilich, die Anschauungen der eben abgelösten medizinischen Epoche wiederspiegeln.

Selbstverständlich ist die Zeit, in welcher die Auffassungen des grossen Publikums der Entwickelung der wissenschaftlichen Heilkunde zu folgen pflegen, abhängig von dem allgemeinen Interesse, das einer bestimmten Frage zukommt, und von der Möglichkeit, sie weiteren Kreisen verständlich darzustellen. Die Bazillenfurcht der Laien nimmt in nur wenig verspäteter zeitlicher Folge schon jetzt in demselben Tempo ab, in dem die einseitige Überschätzung der bakteriellen Ätiologie der Krankheiten auch in ärztlichen Kreisen neueren Anschauungen Platz gemacht hat. Der Begriff der Infektion konnte seiner Natur nach ebenso leicht populär werden wie der der Erkältung.

Andere Disziplinen sind darin weniger glücklich. Besonders die Irrenärzte haben zu allen Zeiten mit Grund über ein besonders hohes Maß von Missverständnissen geklagt, denen sie in Laienkreisen begegnen und die ihnen ihre Tätigkeit erschweren. Das ist in unserer Zeit nicht anders geworden Von den mystischen und phantastischen, jedenfalls fast immer verkehrten Anschauungen, welche die Laien über Geisteskrankheiten auch heute noch haben, zu den Ergebnissen der modernen wissenschaftlichen Psychiatrie führt gar keine Brücke.

Freilich hat sich die Psychiatrie besonders spät und besonders schnell entwickelt, und es ist schon deshalb nicht wunderbar, wenn auch gebildete Laien diesen wissenschaftlichen Fortschritten nicht haben folgen können. Noch 1863 hat ein deutscher Arzt, Joh. Aug. Schilling, der für „alle geistesgesunden und vernünftigen Deutschen“ das Irresein „in klassischen und naturgetreuen Beispielen“ zu schildern vermeinte, eine Erläuterung zu dem bekannten Kaulbachschen Gemälde „Das

Narrenhaus" gegeben, die für das Bewusstsein des modernen Irrenarztes des Erschreckenden und Unbegreiflichen übergenug enthält. Gewiss eine Mahnung, mit der Entrüstung über irrtümliche Auffassungen von Laien sparsam zu sein!

Und doch können unmöglich historische Gründe allein die oft ungeheuerlichen Vorstellungen erklären, die, sobald von seelischen Störungen die Rede ist, selbst bei sonst wirklich gebildeten Menschen zu Tage treten. Es wäre vieles anders, wenn nur wenigstens die Neigung verbreiteter wäre, sich über diese Dinge belehren zu lassen und wenn der Irrglaube fehlte, nach welchem dem „gesunden Menschenverstande" das Verständnis der Seelenstörungen ohne weiteres eröffnet sein soll. Laien aller Art, auch Richter und selbst Ärzte, nehmen an, sie könnten ihre aus der Erfahrung des täglichen Lebens geschöpfte, vermeintliche Kenntnis der Erscheinungen des normalen Seelenlebens auch auf krankhafte Vorkommnisse übertragen und die Gesetze der Psychopathologie aus den Elementen dieser praktischen Normal-Psychologie einfach ableiten. Die bekanntesten Beispiele von solchen am Schreibtisch konstruierten, höchst unwirklichen Gestalten angeblich geisteskranker Menschen sind in vielen Dramen und Romanen zu finden, die dann, weil ihre Urheber sonst mit Grund für realistisch gelten, zu einer neuen Quelle zahlreicher und schnell verbreiteter Irrtümer zu werden pflegen.

Die Fehler, die in allen Fragen der Psychiatrie, nicht nur in Dichtungen, sondern ebenso oft in der Tagespresse, in gerichtlichen Urteilen und in allen Laienäusserungen überhaupt immer wiederkehren, erklären sich im Prinzip alle aus derselben Ursache. Im Erfolge werden sie nur durch den Bildungsgrad, durch Takt und Geschmack des einzelnen oder durch die zufällige Bekanntschaft mit dem einen oder dem andern Fall einer wirklichen Psychose modifiziert und gemildert.

Da das Auftreten prinzipiell neuer Gesetze für das kranke Seelenleben, ein qualitativer Unterschied also zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit fast niemals vorausgesetzt und meist für unmöglich gehalten wird, vermutet man das sicherste Zeichen psychischer Abnormität folgerichtig in dem quantitativ Ungewöhnlichen. So entsteht ein Zerrbild, in dem alle Erscheinungen, die das normale Seelenleben bietet, und von diesen wiederum die auffälligsten und seltensten, ins Maßlose und Ungeheuerliche vergrössert und übertrieben werden. Alles, was Geisteskranke sagen, soll inhaltlich falsch und absurd, jede Handlung von durchaus falschen Voraussetzungen diktiert, jede vernünftige Überlegung überall und immer ausgeschlossen und jede Gemütsregung, jeder Affekt über alles Maß hinaus gesteigert sein. Alle moralischen Gebrechen, welche die menschliche Gesellschaft kennt, werden bei Geisteskranken ohne weiteres erwartet und, wo ein besonders

scheussliches Delikt die öffentliche Meinung erregt, da wird es am liebsten gleich zur „Tat eines Verrückten“ gestempelt.

Es liegt auf der Hand, welchen Erfolg diese Vorstellungen von dem Wesen der Psychosen für die soziale Stellung der Geisteskranken haben müssen. Wen das Unglück trifft zu erkranken, der gilt als unheilbar und als dauernd aus der Gesellschaft ausgeschaltet, als stets gefährlich und somit als das Objekt einer Behandlungs- und Überwachungsform, die, wenn dieses Bild zuträfe, mehr für Raubtiere als für Menschen eingerichtet sein müsste. Deshalb die Scheu vor dem Irrenhause und deshalb das Misstrauen gegen die Ärzte, die sich einen so grauenvollen Beruf erwählt haben.

Die Konsequenzen aus diesen irrtümlichen Voraussetzungen wären harmloser, als sie es in Wirklichkeit sind, wenn nicht fast alle Laien, die mit wirklichen Geisteskranken in Berührung kommen, die Neigung zeigten, dieses Bild ihrer Phantasie als Vergleichsobjekt, als Maßstab zu benutzen und daraufhin bei jedem Menschen, der das eine oder andere dieser vermeintlichen Kriterien unerfüllt lässt, die Diagnose der Geisteskrankheit zu bestreiten. Jeder Irrenarzt weiss, wie ungemein bescheiden die meisten Angehörigen den psychischen Leistungen ihrer kranken Familienmitglieder gegenüber zu sein pflegen, wie oft sie aus der Beobachtung, dass irgend ein Gedankengang verständig und folgerichtig entwickelt, irgend eine Erinnerung zutreffend reproduziert, irgend ein berechtigter Wunsch geäussert wird, mit der grössten subjektiven Sicherheit den Schluss herleiten: dass es sich doch nicht um „wirkliche“ Geisteskrankheit handeln könne. Hinter den Erwartungen, die ihre Phantasie und eventuell ihre Lektüre in ihnen erzeugt hatten, bleibt das Bild selbst des hochgradig erregten oder des tief verblödeten Patienten noch weit zurück.

Infolgedessen werden alle möglichen Zustände, die in Wirklichkeit längst jenseits der Grenze der geistigen Gesundheit gelegen sind, als Nervosität oder als Hysterie bezeichnet und was schlimmer ist, der für sie passenden Behandlungsweise entzogen. Und wo Nicht-Ärzte wirklich einmal von Geisteskrankheit oder, wie es lieber geschieht, von Verrücktheit sprechen, da kommt in dieser Bezeichnung viel seltener ein wirkliches Verständnis der Sachlage zum Ausdruck, als ein moralisches Werturteil von besonderer Schärfe. Freilich dürfen wir auch hier wieder nicht vergessen, dass vor noch nicht 100 Jahren ein deutscher Irrenarzt mit einem grossen Aufwande von Gelehrsamkeit die Lehre verfochten hat, alle Seelenstörungen entstünden aus ungezügelten Leidenschaften und der Wahn sei die Vorfrucht des Lasters.

So wie die Dinge heute liegen, ist ein wirksames Zusammenarbeiten von Laien und Ärzten zum Wohle der Geisteskranken und zum Schutze der durch geistig abnorme Persönlichkeiten bedrohten Gesellschaft fast

nirgends möglich. Dieser Mangel einer Verständigung verhindert die Erledigung zahlreicher sozialer Aufgaben, deren Dringlichkeit durch das Gewicht der Tatsachen mit genügendem Nachdruck gepredigt wird.

Eine vom deutschen Verein für Psychiatrie eingesetzte statistische Kommission hat vor kurzem festgestellt, dass in Deutschland in einem einzigen Jahre 340 Geisteskranke Selbstmord verübt haben, von denen sich 27 noch im kindlichen Alter, 40 im Greisenalter befanden. Ein nicht geringer Prozentsatz der Suicide und Selbstverstümmelungen war in den kleinen Krankenhäusern, den Armenhäusern, Zellen oder ähnlichen begangen worden, in denen Geisteskranke vorläufig untergebracht worden waren. Suicid mit Tötung anderer Personen wurde 48 mal festgestellt; von 118 gemütskranken Frauen nahmen 28 ihre Kinder in den Tod mit, im ganzen sind 52 Kinder diesem Schicksal verfallen. (Die Tötung von Neugeborenen ist dabei nicht mitgezählt.) Für die überwiegende Mehrzahl aller dieser Unglücksfälle liess sich feststellen, dass sie sicher zu vermeiden gewesen wären, wenn rechtzeitige Aufnahme in die Irrenanstalt erfolgt (und nach Lage der gesetzlichen Bestimmungen möglich gewesen) wäre.

Zu diesen Fällen kommt dann eine grosse Zahl von anderen, in denen besonders eklatante Verbrechen, wie Mord, Sittlichkeitsdelikte, Brandstiftung von solchen Geisteskranken begangen waren, deren Psychose schon vorher erkannt, deren rechtzeitige Aufnahme in eine Anstalt aber von den Angehörigen nicht gestattet oder, wenn sie erfolgt war, wieder rückgängig gemacht worden war.

Diese Daten bedürfen kaum eines Kommentars. Es ist selbstverständlich, dass eine derartige im grössten Umfange vorgenommene statistische Untersuchung nur die allergröbsten Missstände aufdecken kann. Wer einen annähernden Maßstab für die Unzulänglichkeit der jetzt bestehenden Verhältnisse gewinnen will, wird zu diesen Resultaten die unvergleichlich grössere, aber zahlenmäßig nicht feststellbare Summe der Fälle hinzufügen müssen, in denen Geisteskranke im Beginn ihrer Psychose Zeit fanden, sich und ihre Familie um Vermögen und guten Ruf zu bringen, ehe sie, viel zu spät, in zweckmäßige Behandlung gebracht, entmündigt oder für strafrechtlich nicht verantwortlich erklärt wurden.

Für den Psychiater von Fach, der im täglichen Beruf diese Dinge vor Augen hat, ist es kaum begreiflich, wenn aus dem Publikum heraus statt der dringenden Forderung, diese Verhältnisse zu bessern, immer wieder Vorschläge an die Öffentlichkeit gebracht werden, die statt einer Erleichterung eine Erschwerung der Aufnahmebedingungen für die Irrenanstalten, statt einer Vermehrung eine Verminderung der Entmündigungsmöglichkeiten verlangen. Es erscheinen jahraus jahrein Broschüren und Artikel, deren Urheber von der Situation, die infolge

des plötzlichen Ausbrechens einer akuten Psychose für die Familie, für die Berufstätigkeit des Erkrankten — man denke an militärische und andere Vorgesetzte, an Kaufleute, Ärzte usw. — und für die Öffentlichkeit entstehen, so wenig eine Ahnung haben, dass sie ein förmliches Aufnahmeverfahren vorschlagen, das von einem Amtsrichter und mehreren Laien durchgeführt werden soll, ehe die Aufnahme in eine geschlossene Anstalt für zulässig erklärt werden kann. Gewiss stammen manche solcher Vorschläge von Geisteskranken, von verrückten Querulanten, die mit psychiatrischen Anstalten in unliebsame Berührung gekommen sind, aber doch lange nicht alle. Und die Erfahrung der neuesten Zeit hat gelehrt, dass selbst der unverständigste Inhalt einer solchen Schrift nicht verhindern kann, dass sie durch ein lobendes Geleitwort von der Hand eines angesehenen Arztes, eines bekannten Vertreters einer der Psychiatrie noch dazu benachbarten klinischen Disziplin, der Öffentlichkeit empfohlen wird.

Derartige Erscheinungen haben symptomatische Bedeutung. In dem gänzlichen Mangel an psychiatrischem Wissen auch in manchen ärztlichen Kreisen, der sich in solchen Äusserungen einzelner Mediziner dokumentiert, werden wir mit Recht die letzte und wichtigste Quelle der Irrtümer sehen müssen, die wir eben zu schildern versucht haben. Man darf voraussetzen, dass es keiner hier zuständigen Instanz an dem guten Willen fehlt, erkannte Missstände zu beseitigen. Damit erhebt sich die Frage, wo der Fehler liegt, wenn trotz reichlicher literarischer Erörterung gerade die Angelegenheiten des Irrenwesens dauernd das Opfer fortgesetzter Missverständnisse und Irrtümer geblieben sind. Die Antwort heisst: zum grossen Teile wenigstens in der ungenügenden Sachkenntnis der praktischen Ärzte.

Die Informierung des Publikums über alle Fragen, die öffentliches Interesse beanspruchen können, erfolgt einmal durch die Tagespresse und ferner durch die mündliche Aufklärung durch die Vertreter desjenigen Berufs, um dessen Sache es sich in jedem Falle handelt. Man darf sagen, dass der grösste Teil der Tageszeitungen dieser ihrer Aufgabe, soweit psychiatrische Verhältnisse in Frage kommen, heute noch nicht gerecht wird. Immerhin haben doch die grössten und einflussreichsten Organe der Presse den Anfang damit gemacht, auch psychiatrische Fachvertreter als ständige Referenten dieses Teiles der Literatur und als sachverständige Berater bei aktuellen Fragen dieser Art mit heranzuziehen. Wenn dabei gelegentlich auch solche Ärzte das Wort ergreifen, die sich durch eigene psychiatrische Wirksamkeit die erforderliche sachliche Kompetenz nicht erworben haben, und die deshalb selbst Entgleisungen nach allen Richtungen hin ausgesetzt sind, so ist das nur die Teilerscheinung der sehr viel allgemeineren Tatsache, dass die zweite wichtigste Instanz, dass eine grosse Anzahl der heute praktizierenden Ärzte

in dieser Beziehung versagt und dass ganze Altersklassen von Medizinern in allen Fragen der Psychiatrie Laien und nicht Sachverständige sind.

Das ist kein Vorwurf, sondern die Feststellung einer Tatsache, die ihre sehr einfache Erklärung in der besonderen Entwickelung findet, welche gerade die Psychiatrie als Wissenschaft und als Lehrfach genommen hat. Bis vor nicht allzu langer Zeit hat sich in diesem Fache alles wissenschaftliche Leben in Irrenanstalten abgespielt, die weitab von den Zentren des öffentlichen Lebens und fern von den Lehrstätten gelegen waren, an denen die deutschen Ärzte ihre Ausbildung erwarben. Das ist heute anders, aber bis in die unmittelbare Gegenwart hinein hat der eigentümliche Zustand bestanden, dass die Mehrzahl aller Ärzte, die im Publikum und bei den Behörden doch als die natürlichen Berater auch bei allen geistigen Erkrankungen gelten, tatsächlich niemals eine Vorlesung über Psychiatrie besucht, niemals selbst Geisteskranke untersucht hatte. Ja manchen hatte die Universität, denen sie ihre klinische Ausbildung verdankten, nicht einmal die Möglichkeit dazu geboten, weil sie kein psychiatrisches Institut und keinen psychiatrischen Lehrer besass. Das alles war um so unerträglicher, als der Staat, der in dieser Beziehung jede Fürsorge versäumt hatte, nicht selten diese selben Ärzte zwang, als Sachverständige vor Gericht über psychiatrische Fragen zu urteilen.

Durch die Neuregelung des medizinischen Studienganges und des Hauptexamens ist diesem Zustande ein Ende gemacht worden. Immerhin wird es noch lange dauern, bis die Mehrzahl der überhaupt praktizierenden Ärzte auch in dieser Beziehung über ein Maß von Fachwissen verfügt, das allein instande ist, ihnen in der Diskussion mit den Laien, in der Beratung ihrer Klientel und in der Beurteilung psychiatrischer Probleme in foro die subjektive Sicherheit zu verleihen, die durch die tief in die Rechte des einzelnen eingreifenden Folgen ihrer Entscheidung in dem einen oder anderen Sinne unbedingt geboten ist. Die Irrtümer, die heute noch an allen Orten gerade von Ärzten begangen werden, sind praktisch deshalb so schwerwiegend, und pflegen deshalb so weite Kreise zu ziehen, weil bei ihnen ein genügendes Wissen um diese Dinge als selbstverständlich vorausgesetzt und ein gelegentlicher Widerspruch zwischen zwei derartigen „Sachverständigen“ auf die gern geglaubte Unzulänglichkeit der psychiatrischen Wissenschaft als solcher zurückgeführt wird.

An Versuchen, die wichtigsten Ergebnisse der modernen wissenschaftlichen Psychiatrie allen Ärzten zu vermitteln, hat es nicht gefehlt. Es existiert eine ganze Reihe klar geschriebener Lehrbücher und Monographien, an vielen Orten werden Fortbildungskurse eingerichtet oder Vorträge gehalten, welche die Beziehungen des ärztlichen Praktikers zu diesem Teile der Medizin enger gestalten sollen. Der Erfolg aller

dieser Bemühungen aber ist, wie die tägliche Erfahrung lehrt, verhältnismäßig klein geblieben. Der Psychiater vom Fach findet auch heute noch wenig Interesse, wenn er wichtige Ergebnisse seiner Disziplin einem grösseren Kreise anderer Kollegen vorzutragen versucht, und was wichtiger ist: er hat bei der praktischen Ausübung seines Berufes tagtäglich Gelegenheit, ärztliche Irrtümer festzustellen, denen seine Patienten meist lange Zeit, ehe sie in sachgemäße Behandlung kamen, zum Opfer gefallen waren.

Der Ursachen dieser Verhältnisse gibt es mehrere. Es muss zugegeben werden, dass die Psychiatrie unter den übrigen Disziplinen der klinischen Medizin eine Sonderstellung einnimmt, und dass ihr Lernstoff auf wesentlich anderen Grundlagen aufgebaut ist, als der der anderen medizinischen Fächer. Mit diesen teilt er aber die Eigenschaft, dass er nicht ausschliesslich durch Bücher, sondern nur an der Hand eines geeigneten Krankenmaterials gelehrt werden kann. Das alles erschwert dem Arzt, der auf der Universität ohne Fühlung zu dieser Disziplin geblieben ist, den nachträglichen Erwerb psychiatrischer Kenntnisse. Wichtiger ist wohl noch das Hemmnis, das in der weit verbreiteten Meinung gelegen ist, psychiatrisches Wissen sei für den Praktiker deshalb entbehrlich, weil es ihm therapeutische Aussichten fast niemals gewähre. Diese Auffassung wäre schon dann unrichtig, wenn der Begriff der ärztlichen Hilfe mit der Anwendung von Arzneien und mit dem Gebrauch des chirurgischen Messers erschöpft wäre: sie wird absurd, sobald die soziale Fürsorge für den Kranken und die Beratung der Angehörigen eines psychisch Gestörten in den Kreis der ärztlichen Tätigkeit mit einbezogen wird. Hier eröffnen sich dem psychiatrisch geschulten praktischen Arzte Möglichkeiten, deren Bedeutung und Zahl nur der richtig bemessen kann, der aus eigener Erfahrung weiss, was in dieser Hinsicht heute versäumt und geschadet zu werden pflegt.

Es ist zwecklos, über Verhältnisse bewegliche Klage zu führen, für die von den heute Lebenden kaum jemand verantwortlich gemacht werden kann; und wenn die bisherigen Bemühungen, diese Dinge zu bessern, keinen genügenden Erfolg gehabt haben, so muss dasselbe noch einmal — oder noch oft — auf anderem Wege versucht werden. Der Herausgeber dieser „Grenzfragen" ist der Meinung gewesen, eine offene Aussprache über die häufigsten Irrtümer, die in allen Fragen des Irrenwesens von Ärzten und Laien begangen werden, sei am besten geeignet, ihre Wiederholung für die Zukunft zu verhindern; richtig ist wohl, dass dieser Weg bisher nur selten und kaum je ganz zielbewusst beschritten worden ist.

Es entspricht der Sachlage, wenn wir die Stellung der praktischen Ärzte zur Psychiatrie in den Mittelpunkt dieser Erörterungen stellen und die irrtümlichen Auffassungen von Nichtmedizinern, speziell die

von Richtern und Verwaltungsbeamten nur nebenbei streifen oder doch erst in zweiter Linie berücksichtigen. Das Übel muss an der Wurzel bekämpft werden und wenn sich die relativ geringfügigen Irrtümer der Mediziner aufklären und beseitigen liessen, dann würden die Anschauungen des grossen Publikums allmählich ganz von selbst richtiger werden und der Wirklichkeit nahe kommen.

Freilich sind die Schwierigkeiten, die gerade einer solchen Aufgabe gegenüberstehen, recht gross. Es ist niemals ein erfreuliches und selten ein dankbares Geschäft, andern ihre Irrtümer vorzuhalten und diese Schwierigkeit wächst, wenn das Publikum, an das sich eine solche Schrift wendet, so ungleichmäßig zusammengesetzt ist, wie hier.

Ich darf versichern, dass alles, was in diesem Hefte von irrtümlichen Auffassungen bei Ärzten berichtet werden wird, von mir erlebt worden ist. Aber es ist selbstverständlich, dass von den psychiatrisch ausgebildeten Spezialisten bis zu den Ärzten, die von Psychiatrie so gut wie gar nichts wissen, alle denkbaren Übergänge existieren. So wird der eine diese, der andere jene Bemerkung unangebracht und ungehörig finden und mancher das Niveau, das bei den folgenden Ausführungen ins Auge gefasst ist, für zu niedrig oder für zu hoch gewählt halten.

Vielleicht genügt es, diese Schwierigkeiten anzudeuten. Was hier versucht werden soll, ist eine Darstellung und zugleich eine Aufklärung derjenigen Irrtümer, die erfahrungsgemäß besonders häufig von Ärzten und von Laien dann begangen werden, wenn psychiatrische Fragen in irgend einer Form an sie herantreten. Da eine Beschränkung des Stoffes der Ausdehnung nach geboten erscheint, so wird bei der Auswahl der zur Erörterung kommenden Dinge lediglich der praktische Gesichtspunkt Berücksichtigung finden. Alle rein wissenschaftlichen Probleme sollen grundsätzlich ausgeschaltet und auch differentialdiagnostische Schwierigkeiten nur dann gestreift werden, wenn sich aus ihrer Entscheidung in dem einen oder anderen Sinne wichtige Konsequenzen für die Therapie oder für die Prognose ergeben. Der praktischen Bedeutung der gerichtlichen Psychiatrie entspricht es, wenn sie in einem Schlusskapitel noch eine besondere Behandlung erfahren wird.

II.

Die Ursachen der Geisteskrankheiten.

In den meisten Fragebogen, deren Ausfüllung bei der Einweisung eines Geisteskranken in eine Anstalt von dem behandelnden Arzte verlangt wird, findet sich die Rubrik: Mutmaſsliche Ursache der Erkrankung. Für den, der die recht kärglichen Ergebnisse der bisherigen ätiologischen Forschungen in der Psychiatrie im allgemeinen und die besonderen Schwierigkeiten der Entscheidung dieser Frage für den einzelnen Fall kennt, erscheint es selbstverständlich, dass sie in der Mehrzahl der Fälle unbeantwortet bleiben müsste. Die Erfahrung lehrt, dass das Gegenteil der Fall ist. Die meisten Ärzte unterliegen demselben Irrtum über die Zuverlässigkeit und Richtigkeit der älteren ätiologischen Behauptungen und Anschauungen, der zu der Aufnahme dieser Frage in alle offiziellen Statistiken den Anlass gegeben hat. Es mag deshalb gestattet sein, hier in aller Kürze darzustellen, was wir über die Ursachen der Psychosen wissen, was wir vermuten, und was uns durchaus unbekannt ist.

Vor noch nicht allzu langer Zeit konnte die Lehre von der Entstehung der Geisteskrankheiten insofern für in mancher Hinsicht abgeschlossen gelten, als sich aus zahlreichen statistischen Untersuchungen die Tatsache zu ergeben schien, dass die meisten Geisteskrankheiten in letzter Linie erblichen Einflüssen zuzuschreiben wären. Man stützte diese Annahme auf den Nachweis, dass etwa dreiviertel aller Patienten — in manchen Statistiken waren es sogar 90 und mehr Prozent — „erblich belastet“ waren. Wie die psychiatrische Literatur einer bestimmten Epoche zeigt, haben zahlreiche Autoren in dieser Feststellung, je nach der Höhe der von ihnen gewonnenen Prozentzahlen, eine mehr oder weniger vollkommene Lösung des Rätsels der Entstehung der Psychosen erblicken wollen. Die Psychosen waren nach dieser Auffassung die schwerste Form der psychischen Entartung, die von Geschlecht zu Geschlecht zunehmen und die ausser in psychischen auch in zahlreichen körperlichen Anomalien zum Ausdruck kommen sollte.

Wir sehen heute die Reflexe dieser Anschauungen in gelegentlichen Äusserungen der Presse, die nicht ganz selten die Begriffe: „Geisteskrankheit“ und „Erbliche Belastung“ geradezu gleichsetzt, und in den

gerichtlichen Gutachten mancher Ärzte, die bei ihrer Tätigkeit in foro nicht sowohl auf die Analyse der psychischen Persönlichkeit des Angeschuldigten als auf die Darstellung seiner hereditären Verhältnisse und auf die Beschreibung körperlicher Degenerationszeichen den Nachdruck legen.

Dass eine solche Beweisführung wertlos und nicht gestattet ist, bedarf keiner weiteren Begründung; es ist selbstverständlich ein grober logischer Fehler, wenn die Tatsache, dass die Voraussetzungen für eine mögliche psychische Erkrankung in einem gegebenen Falle erfüllt sind, mit dem Nachweis der Erkrankung selbst verwechselt wird. Auch wenn wirklich 75% aller Geisteskranken lediglich infolge ihrer erblichen Belastung erkranken würden, so müsste vor Gericht immer noch für jeden einzelnen bewiesen werden, dass die Folgen seiner angeborenen Disposition in einer ausgesprochenen Seelenstörung bereits manifest geworden sind.

Die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Untersuchungen haben diese Auseinandersetzungen, die allerdings angesichts mancher Vorkommnisse in der ärztlichen Praxis auch heute noch zeitgemäß erscheinen, längst überholt. Das grosse Gebäude, das die Erblichkeitslehre einst errichtet hatte, ist in den letzten Jahren Stück für Stück abgetragen worden, und was übrig geblieben ist, sind einzelne Trümmer, die sich eben jetzt erst langsam zu dem Fundament einer neuen Lehre zusammenzuschliessen scheinen.

Zunächst hat sich ergeben, dass man aus den älteren Statistiken die Fälle nicht vorsichtig genug ausgeschieden hatte, in denen sicher einer äusseren Ursache, wie der Syphilis oder dem Alkohol, die Hauptschuld an der Entstehung der Psychose zukam. Ausserdem konnte man schon aus den Differenzen, die zwischen den Resultaten der einzelnen Untersucher bestanden, ohne weiteres folgern, dass der Begriff der „erblichen Belastung" von dem einen weiter, von dem andern enger gefasst worden war.

Wer ist erblich belastet? Manche sagen, jeder, in dessen Familie überhaupt nervöse Entartungszeichen aufgetreten sind. Dahin gehören also alle Schwachsinnsformen und alle Geisteskrankheiten, alle endogenen Nervenleiden, wie die Epilepsie z. B., alle Missbildungen des Nervensystems, ferner aber auch alle abnormen Charaktere, alle Fälle von sozialem Schiffbruch, von unmotiviertem Berufswechsel, von Selbstmord, von Trunksucht, von Verbrechen, von moralischen Entgleisungen überhaupt. Auch das sind wieder alles dehnbare Begriffe; weder für den der abnormen Charaktere noch für den der Trunksucht lassen sich bestimmte Definitionen geben.

Noch schwerer als über diese Dinge ist eine Einigung darüber zu erzielen, wie weit man den Kreis der Familienangehörigen ausdehnen

darf, deren Anomalien belastende Bedeutung besitzen sollen. Es ist klar, dass in der Geisteskrankheit eines Vetters nicht dieselbe Gefahr zum Ausdruck kommen kann, die vielleicht in der Psychose des Vaters oder der Mutter gelegen ist.

Diese Erwägungen sind zum Ausgangspunkt der Forschungen geworden, welche die ganze ältere Erblichkeitslehre erschüttert und von Grund auf umgestaltet haben. Sie haben zunächst den Kardinalfehler jener statistischen Arbeiten aufgedeckt, die fast alle versäumt hatten, die Gegenprobe vorzunehmen. Als man sie nachholte, ergaben sich überraschend geringe Unterschiede zwischen den hereditären Verhältnissen von Geistesgesunden und Geisteskranken; ein Forscher fand z. B. 77 % erbliche Belastung bei den Insassen einer Irrenanstalt und 66,9 % bei einer gleich grossen Gruppe von gesunden Menschen.

Damit war hinlänglich bewiesen, dass den bisherigen Anschauungen wesentliche Fehler zugrunde gelegen hatten, und so war der Boden für eine ganz neue Forschungsrichtung vorbereitet. Den Anstoss für diese brachte der Psychiatrie die wissenschaftliche Genealogie, die ganz allgemein gezeigt hatte, dass über die hereditären Beziehungen eines Individuums niemals Stichproben und niemals auch die blosse Kenntnis seiner direkten Ascendenten Auskunft zu geben vermögen. Die Tatsache der geistigen Erkrankung eines Menschen wird für seine Anverwandten selbstverständlich dann eine ganz andere Bedeutung besitzen, wenn das kranke Individuum der einzige Vertreter einer Generation, als wenn es das allein abnorme unter zahlreichen gesunden Geschwistern gewesen ist. Und die schädigenden Einflüsse, die ein belasteter Mensch auf seine Nachkommen überträgt, werden natürlich grösser sein, wenn der andere Ehegatte ebenfalls aus abnormer Familie hervorgegangen oder gar selbst abnorm ist, als wenn sich in dieser Beziehung alles günstig verhält.

Das sind die Gründe, aus denen diese älteren Statistiken heute so sehr in Misskredit gekommen sind. An ihre Stelle sollten Familiengeschichten und Stammbäume treten, die allein eine zutreffende Auskunft über die Schicksale eines belasteten Geschlechtes zu geben vermöchten. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, dass das noch ein frommer Wunsch ist. Von kleinen Anfängen abgesehen, ist fast nichts vorhanden, und es wird lange dauern und viel Arbeit erfordern, bis die Saat, die auf diesen Boden heute gestreut wird, aufgegangen ist und Früchte tragen wird.

Immerhin lässt sich manches doch auch jetzt schon bestimmt sagen: Irrtümlich ist zunächst alles, was in allen möglichen literarischen Erzeugnissen, aber auch gelegentlich in ärztlichen Ausserungen in den schwärzesten Farben als die zunehmende Entartung unseres Geschlechtes geschildert zu werden pflegt. Dem liegen meist unzulässige Ver-

allgemeinerungen von vereinzelten Beobachtungen oder aber theoretische Spekulationen zugrunde, die gewöhnlich grobe Fehler enthalten. Der bekannteste besteht darin, dass der regenerative Einfluss übersehen wird, der durch die immer wieder erfolgende Verbindung des kranken mit gesundem Blute gewährleistet wird, und der die zunehmende Degeneration eines ganzen Geschlechtes gewöhnlich verhindert. Ohne diesen Ausgleich hätte die allgemeine Entartung, die jetzt so häufig prophezeit wird, ja längst eintreten müssen.

Ungünstiger liegen natürlich die Bedingungen, wenn zwei Menschen, die beide krank oder schwer belastet sind, eine Familie begründen. In solchen Fällen sehen wir in der Tat nicht selten gehäufte Erkrankungen bei den Kindern auftreten, Geisteskrankheit, Blödsinn, Epilepsie usw. Aber auch diese Familien haben meist nicht das Schicksal, das ihnen nach manchen Darstellungen zu Teil werden müsste. Auch in ihnen finden wir gesunde und selbst tüchtige Mitglieder, und die anderen vererben ihre nervöse Disposition meist deshalb nicht weit, weil ihre Keime in denen von gesunden Gatten ein genügendes Gegengewicht finden, oder aber — im schlimmsten Falle — weil alle schwer degenerativen Familien, namentlich bei gehäufter Belastung und wenn in ihnen Verwandtenehen geschlossen werden, die Neigung haben auszusterben. Die Gründe dafür liegen natürlich nicht immer und vielleicht nicht einmal besonders häufig in physiologischen Verhältnissen allein (Totgeburten, nicht lebensfähige oder wenig widerstandsfähige Kinder); häufiger noch wird ein solches Geschlecht zugleich durch die sozialen Bedingungen zerstört, in die es durch die psychischen Qualitäten seiner Mitglieder versetzt wird. Aber die Tatsache als solche besteht, und sie scheint in ganz ähnlicher Weise auch für manche Formen der erworbenen Entartung zu gelten: bei schweren Alkoholisten hat man neuerdings in München festgestellt, dass die Gesamtzahl ihrer Nachkommen schon zu ihren Lebzeiten nicht einmal die Zahl der Eltern erreichte.

Die übertriebene Bedeutung, welche der erblichen Belastung heute in der Öffentlichkeit beigelegt zu werden pflegt, findet eine besonders grelle Illustration in dem gelegentlichen Bestreben mancher Behörden, Personen, die in dieser Hinsicht gefährdet erscheinen, der ihnen unterstellten Beamtenkategorie grundsätzlich fernzuhalten. Es ist Sache der Ärzte, dem gegenüber zu betonen, dass ein derartiges, von durchaus falschen Voraussetzungen diktiertes Verfahren eine harte Ungerechtigkeit gegen die enthält, deren hereditäre Verhältnisse zufällig irgendwie bekannt geworden sind. Würden alle erblich belasteten Menschen prinzipiell von solchen Beamtenstellungen ausgeschlossen, so würde es bald unmöglich sein, für manche von diesen Posten überhaupt noch geeignete Bewerber zu finden. Zu bedauern ist diese Praxis auch deshalb, weil sie die ohnedies genügend starke Neigung des Publikums

unterstützt, über die Heredität absichtlich unzutreffende Angaben zu machen. Schon heute ist jedem Irrenarzt die Erfahrung geläufig, dass die erbliche Belastung eines Menschen von seinen Angehörigen ganz anders dargestellt zu werden pflegt, wenn es gilt, mit Rücksicht auf ein von ihm begangenes Delikt seine Unzurechnungsfähigkeit zu beweisen, als wenn etwa seine Qualifikation zum Heiraten erörtert werden soll.

Wenn wir von der forensischen Tätigkeit absehen, so ist diese zuletzt erwähnte Frage diejenige, zu der sich das Problem der erblichen Belastung in der ärztlichen Praxis am häufigsten zuspitzt. Ausserdem wird relativ oft eigentlich nur noch eine Entscheidung darüber verlangt, ob ein bestimmtes Kind durch seine Abstammung so sehr gefährdet erscheint, dass bei seiner Erziehung besondere Vorsichtsmaßregeln geboten sind.

Die Gesichtspunkte bei der Beantwortung dieser Fragen sind für alle die gleichen. Die Tatsache der erblichen Belastung als solche beweist für die geistige Gesundheit eines Menschen garnichts. Die Chancen, selbst krank zu werden, sind für den, dessen Eltern aus endogener Ursache geisteskrank geworden sind, etwas grösser als für den aus gesunder Familie stammenden — das wird man dem, der heiraten will und gewissenhaft genug ist, vorher zu fragen, nicht vorenthalten können —; eine Nötigung, zu erkranken, liegt aber auch für den selbst schwer Belasteten nicht vor. Kinder geisteskranker Eltern bedürfen selbstverständlich einer besonders vorsichtigen Erziehung nach den Grundsätzen, die für nervöse Individuen überhaupt gelten. Das sind aber auch nahezu die einzigen praktischen Folgen, die der blossen Tatsache der erblichen Belastung nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse gegeben werden dürfen.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn das betreffende Individuum selbst schon Zeichen psychischer Anomalien aufweist. Diese erhalten dann durch den Nachweis, dass bereits mehrere Familienmitglieder krank waren, natürlich ein ganz besonderes Gewicht, ähnlich wie ein Lungenkatarrh in einer tuberkulösen Familie mehr besagen will, als bei dem Kinde gesunder Eltern.

Damit erhebt sich die Frage: An welchen Anzeichen sind psychopathische Kinder und erblich disponierte Menschen überhaupt zu erkennen? Ihre Beantwortung ist in jedem praktisch vorkommenden Falle sehr viel dringender und wichtiger als die Untersuchung der hereditären Verhältnisse.

Wir können hier von den groben Äusserungsformen der ererbten nervösen Disposition, von Imbecillität, Epilepsie, Hysterie und von aus-

gesprochenen Geistesstörungen absehen. Ihre Verkennung ist nur bei gröblicher Unwissenheit möglich, und die Fälle, in denen erkannten Hysterischen z. B. mit der Begründung, davon sei eine günstige Beeinflussung ihres Leidens zu erwarten, von ihrem Hausarzt zur Heirat zugeraten wird, werden glücklicherweise zusehends seltener.

Die Aufgabe, die „Stigmata hereditatis", die auf psychischem Gebiete bekannt geworden sind, auch nur annähernd erschöpfend zu schildern, wäre innerhalb des Rahmens dieser Schrift selbstverständlich nicht ausführbar. Ihre blosse Aufzählung aber würde mehr bedenklich als nützlich sein, weil die Gefahren einer übertriebenen Bewertung eines einzelnen Symptomes in diesem Zusammenhang besonders gross erscheinen. Gerade für die Erkennung der angeborenen nervösen Disposition gilt der Satz, dass nur die Analyse der gesamten Persönlichkeit, nicht aber die Feststellung irgend einer auffallenden Eigenschaft Schlüsse von praktischer Brauchbarkeit zulässt.

Einiges mag immerhin kurz erwähnt werden. Die beste Definition, die von dem Wesen der psychischen Entartung nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse gegeben werden kann, ist diejenige, die auf die Disharmonie in der Ausbildung der einzelnen psychischen Qualitäten, auf die Ungleichmäßigkeit der geistigen Entwickelung den Nachdruck legt. Freilich ist dieser Mangel an Gleichmaß bei Kindern und jungen Menschen, die für unsere Fragestellung doch zunächst in Betracht kommen, meist noch schwerer zu beweisen, als bei Erwachsenen, deren Entwickelungsgang viel eher einen Rückschluss auf die abnormen Züge ihrer Persönlichkeit zuzulassen pflegt. Indessen sollte eine abnorme Phantasietätigkeit oder irgend ein anderes, besonders auffallendes Missverhältnis in der Ausbildung der einzelnen intellektuellen Fähigkeiten — erinnert sei an urteilsschwache Gedächtnis-Künstler z. B. — bei belasteten Kindern die Aufmerksamkeit des Hausarztes ebenso erregen, wie die häufigere Verbindung von frühzeitig entwickelten, besonderen Talenten (für Musik, Malerei etc.) mit allgemeiner Verstandesschwäche. Das Gleiche gilt für alle Abweichungen nach der gemütlichen Seite hin: abnorme Kühle im Verhältnis zu den nächsten Angehörigen, unmotivierte Verstimmungen meist depressiver Art, schnell anschwellende oder abnorm lange nachklingende Affekte u. a.

Ganz allgemein lässt sich sagen, dass wenn über intellektuelle Unfähigkeit, abnormes Ermüden, über unausrottbare Unarten, wie Lügen usw., kurz über die Unerziehbarkeit eines Kindes in irgend einer Form oder über periodische Schwankungen der Stimmung z. B. geklagt wird und wenn zugleich ungünstige erbliche Verhältnisse nachgewiesen sind, eine Vorsicht am Platze ist, die heute noch nicht aller Orten geübt wird. In erster Linie ist in allen solchen Fällen die dringende Mahnung an die Eltern geboten, dass sie ihre Ansprüche an die Ent-

wickelung des betreffenden Kindes auf ein Maß zurückschrauben, das seiner nervösen Disposition gerecht wird.

Leichter ist die Entscheidung, wenn greifbare Funktionsstörungen eine abnorme Anlage des Nervensystems sicher beweisen. Genannt seien: nächtliches Bettnässen, Nachtwandeln, plötzliches Aufschrecken und Aufschreien aus dem Schlaf, Migräne, kurz-dauernde Krampfanfälle oder Ohnmachten in früher Kindheit, abnorm frühe oder späte Geschlechtsreife, frühzeitige Masturbation, deliriöse Zustände bei kleinem oder ohne äusseren Anlass. Mehrere von diesen Symptomen haben eine Zeit lang für ziemlich sichere Anzeichen einer epileptischen Gehirnanlage gegolten — wie die weitere Forschung gelehrt hat: mit Unrecht. Richtig ist, dass eines oder mehrere von diesen Krankheitszeichen, soweit sie episodisch auftreten, in der Anamnese vieler Epileptiker vorkommen; sie finden sich aber, und zwar bei Berücksichtigung aller Fälle häufiger, auch bei allen anderen Formen der nervösen Entartung. In jedem Falle bilden sie sichere Kennzeichen der ererbten Disposition zu nervösen Erkrankungen überhaupt, und insofern ist ihre Kenntnis von ganz besonderer Wichtigkeit.

Sehr viel weniger eindeutig als diese funktionellen Störungen sind die körperlichen Anomalien zu beurteilen, die mit ihnen die Eigenschaft als Entartungszeichen, als Stigmata hereditatis teilen. Es handelt sich dabei um Entwickelungsstörungen oder -hemmungen, bei deren Verwertung natürlich in jedem Falle die Möglichkeit zufälliger, nicht eigentlich „ererbter“ Schädigungen (amniotische Abschnürungen, Rachitis, Syphilis, Geburtsverletzungen) ausgeschlossen werden muss. Besondere Beachtung verdienen in erster Linie Veränderungen am Schädel selbst (fliehende Stirn, wenig ausgebildetes Hinterhaupt, Asymmetrien) und Störungen innerhalb nervöser Organe (Tics, Muskeldefekte, Nystagmus, angeborene Augenhintergrundsveränderungen); andere Anomalien fordern die Aufmerksamkeit durch die Universalität ihres Auftretens heraus, wie z. B. die als Infantilismus bezeichnete allgemeine Entwickelungshemmung; von geringerem Wert sind Eigentümlichkeiten der Behaarung, Missbildungen an den Genitalien, an den Extremitäten, abnorme Ohrformationen und ähnliches.

Alle diese Dinge sind eine Zeit lang in ihrer Bedeutung weit überschätzt worden. Die Lehre von den Degenerationszeichen hat ein ähnliches Schicksal gehabt, wie die Lehre von der erblichen Entartung, von der sie ja einen Teil bildet. Man hört gelegentlich noch jetzt Staatsanwälte und Richter im voraus dagegen protestieren, dass diese Anomalien etwa in dem Gutachten eines psychiatrischen Sachverständigen verwertet werden könnten. Derartige Befürchtungen sind heute ziemlich unbegründet. Es ist doch nahezu allgemein bekannt, dass alle diese Degenerationszeichen, auch wenn sie bei einem Individuum gehäuft auf-

treten, an und für sich garnichts gegen seine geistige Gesundheit beweisen; vereinzelt finden sie sich sogar bei einem überwiegend grossen Teil aller gesunden Menschen. Und auch besonders schwere Entwickelungsstörungen enthalten, ähnlich wie die direkte und die gehäufte erbliche Belastung, nur den Hinweis, dass auch das Gehirn an dieser Entwickelungshemmung teil haben könne, und die Aufforderung, besonders sorgfältig nach Abweichungen vom normalen psychischen Geschehen zu fahnden; nichts mehr. Jeder weitere Schluss, der aus ihrem Vorhandensein gezogen wird, ist unzulässig.

Ich möchte diese Besprechung nicht abbrechen, ohne einer Tatsache zu gedenken, auf die Fournier vor einigen Jahren die Aufmerksamkeit gelenkt hat und die das allgemeine Interesse der Ärzte beanspruchen darf. Danach kommen fast alle Zeichen, die wir als die Folgen der endogenen nervösen Entartung kennen, auch in den späteren (3.) Generationen von syphilitischen Familien vor. Über die relative Häufigkeit dieser Syphilis-Wirkung besitzen wir noch keine genügende Kenntnis; die Tatsache ihres Vorkommens jedoch besitzt neben der praktischen eine so hohe theoretische Bedeutung, dass weitere Untersuchungen dieser Frage dringend erwünscht wären. Sie auszuführen sind naturgemäß in erster Linie die praktischen Ärzte berufen.

Im übrigen enthalten die Erfahrungen Fourniers nur einen neuen Beleg für das allgemeinere Gesetz, dass auch die erworbene Entartung vererbbar ist, und dass manche Schädlichkeiten, die das einzelne Individuum nach der Geburt treffen, von verderblichem Einfluss auch für seine Descendenz sein können.

Wenn vorhin ausgeführt wurde, die Bedeutung der echten endogenen Entartung würde gemeinhin überschätzt, so lässt sich für die erworbene Degeneration eher das Gegenteil behaupten. Es ist das überraschend, weil ein unwiderleglicher Beweis für ihr Vorkommen für jeden, der sehen will, in dem Schicksal der zahllosen Familien geliefert wird, die durch den Alkoholmissbrauch ihrer Begründer nicht nur wirtschaftlich, sondern auch physisch und psychisch zu Grunde gerichtet werden.

Es ist zweifellos die unerwünschteste Folge des bedauerlichen Streites zwischen Abstinenten und Temperenzlern und zugleich die betrübendste Konsequenz aus den Übertreibungen einer allzu fanatischen Abstinenzbewegung, dass zahlreiche Ärzte wichtigen und gesicherten Tatsachen aus der Alkoholfrage auch heute noch gleichgültig oder gar ablehnend gegenüberstehen. Es wäre sonst nicht möglich, dass gerade schwer belastete, schwächliche und psychisch abnorme Kinder, die leicht ermüden oder übermäßig reizbar sind, schon im zartesten Alter zu ihrer „Kräftigung“ schwere Weine verordnet erhalten. Und ebensowenig, dass der alte Aberglaube, Wein und Bier machten stark und seien bei

körperlicher Arbeit unentbehrlich, durch autoritative Äusserungen beschäftigter Ärzte immer neue Nahrung bekäme.

Der Hauptfehler, der in dieser Beziehung gemacht wird, liegt freilich auf anderem Gebiete. Es wird allzu häufig übersehen, dass chronische Alkoholisten Geisteskranke sind, deren Versprechungen für wertlos gelten und deren Absichten und Entschlüsse unverbindlich sein sollten, psychisch Kranke, die, wenn überhaupt, nur in geschlossenen Anstalten und nur bei sehr lange fortgesetzter Abstinenz genesen können. Zudem wird der Kreis, der die degenerativen Trinker umfassen soll, gewöhnlich viel zu eng gezogen; mancher Philister, der sich für den solidesten Menschen von der Welt hält, gefährdet durch die Zahl der regelmäßigen Schoppen, die er täglich zu sich nimmt, nicht nur seine eigene Gesundheit, sondern auch die seiner Kinder.

Tatsächlich ist der Alkoholmissbrauch eine im Verhältnis zur Zahl aller Fälle zwar nicht besonders häufige, aber eine der wenigen Ursachen von Geistesstörungen, deren Bedeutung im allgemeinen und zumeist auch für den einzelnen Fall nachgewiesen werden kann. Mit der gleichen Sicherheit lässt sich das nur von sehr wenigen ätiologischen Faktoren behaupten. Nahezu steht fest, dass niemand paralytisch wird, der nicht vorher syphilitisch gewesen ist. Sicher ist ferner, dass die senile und die arteriosklerotische Gehirnveränderung Psychosen hervorruft, aber damit erhebt sich wieder die noch nicht beantwortete Frage nach der Ätiologie eben dieser Gehirnerkrankungen. Die relative Häufigkeit von Geistesstörungen, die im Rückbildungsalter entstehen, weist auf einen Zusammenhang zwischen dem Klimakterium und der Involution überhaupt und diesen Psychosen hin; auch hier aber wissen wir wieder nicht, weshalb manche erkranken, wo doch die Mehrzahl unter den gleichen Bedingungen gesund bleibt. Für die periodischen Störungen bleibt wohl nur die Annahme übrig, dass sie endogenen Faktoren, ererbten Einflüssen ihre Entstehung verdanken. Psychosen nach Kopfverletzungen, nach Blutverlusten, nach Geburten sind verhältnismäßig so selten, dass diese Momente ätiologisch nur wenig in Betracht kommen können. Die gleiche Erwägung gilt für körperliche Krankheiten, für Infektionen, für einmalige schwere körperliche Anstrengungen sowohl wie für dauernde Überarbeitung mit Nachtwachen u. s. f.; bei allen diesen Schädlichkeiten kommt aber ausserdem hinzu, dass ihr kausaler Zusammenhang mit einer ihnen zeitlich folgenden Psychose im allgemeinen sehr schwer und im einzelnen Falle fast niemals erwiesen werden kann.

Gerade das wird heute noch vielfach übersehen. Das Bedürfnis nach einer Erklärung für eine plötzlich ausbrechende Psychose lässt, wie viele ärztliche Berichte beweisen, nicht selten das post hoc mit

dem propter hoc verwechseln und Zusammenhänge konstruieren, die durch die Tatsachen sehr wenig gerechtfertigt sind. Das Schulbeispiel für einen derartigen Irrtum bildet die bekannte Überschätzung der Masturbation, die auch heute noch recht oft als die Ursache geistiger Störungen genannt zu werden pflegt. Dabei ist durch nichts bewiesen, dass selbst exzessive Onanie überhaupt je ausgesprochene Seelenstörungen hervorzurufen vermag. Im Gegenteil, alles spricht gegen diese Annahme. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Onanie so sehr verbreitet ist, dass, wenn auch nur der zehnte Teil von dem wahr wäre, was in einer bekannten Schundliteratur als ihre gesetzmäßige Folge geschildert zu werden pflegt, ein grosser Teil aller Männer auf diese Weise krank geworden sein müsste. Wenn diese naheliegende Erwägung ärztliche Irrtümer in dieser Frage nicht immer zu verhindern vermag, so hat das mehrere Ursachen. Die eine liegt in der Tatsache, dass gerade exzessive Onanisten und solche, die ihr Laster bis über die übliche Altersgrenze hinaus behalten, sehr oft Psychopathen, sehr oft zu nervösen Erkrankungen disponiert sind, und dass in manchen anderen Fällen die Masturbation eines der ersten Symptome einer beginnenden Psychose darstellt. Dazu kommt, dass ein überwiegend grosser Teil aller Masturbanten, und zwar gerade auch die Angehörigen der beiden eben genannten Kategorien, zu hypochondrischen Befürchtungen neigen und diese — zumeist unter dem suggestiven Einfluss der schon erwähnten Schriften — mit ihren onanistischen Exzessen selbst in Verbindung bringen wollen. Übrigens bieten gerade diese Fälle eine selten günstige Gelegenheit für den Arzt, durch Aufklärung, und zwar durch frühzeitige Aufklärung Gutes zu wirken.

Wie mit der Beurteilung der Masturbation, so geht es mit den meisten derartigen Erklärungen für die Entstehung der Psychosen: Die Laien konstruieren sie und die Ärzte, denen sie als Tatsachen vorgetragen werden, nehmen sie an und halten sie für wahr. Jeder Irrenarzt weiss, dass die Verwandten und Bekannten eines Geisteskranken beinahe immer ganz bestimmte Gründe mit einer subjektiven Sicherheit für die Erkrankung verantwortlich machen, die jeden Versuch einer Diskussion darüber aussichtslos erscheinen lässt. In manchen Fällen sind die scheinbaren Ursachen des Leidens seine ersten Symptome gewesen, wie die angeblichen Verfolgungen, die auf Sinnestäuschungen oder Wahnvorstellungen, oder die dienstlichen oder geschäftlichen Schwierigkeiten, die auf beginnender Leistungsunfähigkeit oder auf Reizbarkeit, Empfindlichkeit und ähnlichem beruht haben. Dass eine beginnende Psychose den davon Betroffenen in mehr als einer Hinsicht in Differenzen und Konflikte mit der Aussenwelt zu bringen vermag, ist so selbstverständlich, dass die Verwechslung von Ursache und Wirkung, der die Laien in solchen Fällen fast immer unterliegen, kaum begreif-

lich erscheint. Umso überraschender ist die Leichtgläubigkeit, die viele Ärzte diesen Erklärungen gegenüber an den Tag legen.

Man begegnet in ärztlichen Aufnahmeattesten, wenn auch seltener und zumeist in gemilderter Form, fast allen den psychologischen Erklärungsmöglichkeiten für die Entstehung der Psychosen, die den heutigen allgemeinen Vorstellungen der Laien über die Seelenstörungen überhaupt entsprechen. Junge Mädchen sollen durch unglückliche Liebe, Männer durch geschäftliche Sorgen und dienstliche Aufregungen, Schwermütige durch traurige Erlebnisse oder seltener durch gerechtfertigte Selbstvorwürfe, Patienten mit religiösen Wahnvorstellungen durch übertriebene Religiosität, andere, deren Ideen eine sexuelle Färbung haben, durch Ausschweifungen oder durch Mangel an geschlechtlicher Befriedigung, Hypochonder infolge falscher ärztlicher Behandlung krank geworden sein und so fort.

Es braucht kaum noch angedeutet zu werden, dass diese psychologischen Erklärungen fast immer falsch sind. Wenn wir die letzten Ursachen vieler Psychosen auch nicht kennen, soviel ist gewiss, dass diese accidentellen persönlichen Verhältnisse bei ihrem Zustandekommen so gut wie gar keine Rolle spielen, und dass sie höchstens einmal einer Wahnidee, einer Sinnestäuschung, die als solche unter anderen Bedingungen auch aufgetreten wäre, einen bestimmten Inhalt, eine besondere Färbung zu geben vermögen. Für die Diagnose, wie für den Verlauf einer Psychose sind diese zufälligen Gestaltungsformen ganz und gar gleichgiltig, und die Zeit, die dem Psychiater durch die restlose Darstellung dieser angeblichen Zusammenhänge von den Laien täglich geraubt wird, ist beinahe immer verloren. Sie ist es umsomehr, als sich gewöhnlich über die wichtigen Prodrome der Krankheit, über die ersten gemütlichen und sonstigen Eigentümlichkeiten präzise Angaben eben deshalb nicht extrahieren lassen, weil die Bilder, welche diese Zustände in der Erinnerung der Angehörigen eigentlich hätten hinterlassen müssen, stets längst vorher im Sinne solcher Erklärungen retouchiert worden sind.

Eine Angabe kehrt in den Anamnesen geisteskranker Männer so oft wieder, dass sie mit zwei Worten noch besonders besprochen sein mag, die nämlich, der betreffende Patient sei durch geistige Überarbeitung krank geworden. Es handelt sich dann meistens um Männer in der zweiten Hälfte des Lebens, die im Beginn ihres Leidens durch mangelhafte Leistungen aufgefallen sind oder auch nur selbst unter dem subjektiven Gefühl einer zunehmenden Leistungsunfähigkeit gearbeitet und darüber geklagt haben. Für den, der die häufigsten Krankheiten dieses Lebensalters kennt, sind das die gewöhnlichen Vorboten der progressiven Paralyse, der arteriosklerotischen Gehirn-

erkrankung oder eines mit psychomotorischer Hemmung verbundenen Depressionszustandes. Selbstverständlich sind geistige Anstrengungen, namentlich wenn sie unter dem Druck einer schweren Verantwortung notwendig werden, in den Anfangsstadien dieser Störungen vom Übel; dass aber irgend eine Form einer ausgesprochenen Seelenstörung durch geistige Überarbeitung ausgelöst werden könne, das ist durch keine einzige Tatsache bewiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht.

III.
Die Erkennung des Irreseins.

Wenn wir uns jetzt den Erscheinungsformen des Irreseins zuwenden und dabei zunächst einige Gesichtspunkte allgemeinerer Art berücksichtigen wollen, so darf wohl an erster Stelle die grundsätzliche Frage nach den Grenzen der geistigen Gesundheit kurz gestreift werden. Die Tatsache besteht, dass diese Frage in ärztlichen Kreisen täglich Schwierigkeiten verursacht, Schwierigkeiten, die nicht so käufig auf der falschen Beurteilung eines gegebenen Zustandsbildes als vielmehr auf unklaren Vorstellungen über die prinzipielle Möglichkeit dieser Grenzbestimmung überhaupt beruhen. Selbstverständlich werden Menschen, die unter der sichtbaren Einwirkung von Sinnestäuschungen stehen, die an inhaltlich unmöglichen Wahnvorstellungen leiden oder die blödsinnig geworden sind, zu Meinungsverschiedenheiten niemals Anlass geben. Wir werden dieser Tatsache Rechnung tragen, indem wir von diesen Zuständen bei der folgenden Darstellung ganz absehen. Umso eingehender sollen diejenigen leichteren Formen der Geisteskrankeiten behandelt werden, die gelegentlich von Ärzten verkannt werden, obwohl sie ebenfalls unzweifelhafte und für den Fachmann wohlbekannte Seelenstörungen darstellen. Die Stufenleiter, die von den schwersten Erscheinungsformen des Irreseins bis zur völligen geistigen Gesundheit führt, ist aber damit noch nicht geschlossen; hier wie überall in der Medizin ist die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit keine scharfe. Sie wird verwischt und verdeckt durch eine grosse Gruppe von Individuen, die einzelne oder mehrere abnorme psychische Züge in allen denkbaren Graden der Stärke und in allen möglichen Formen der Verteilung neben gesunden Eigenschaften aufweisen und die überdies in dieser Mischung von gesunden und kranken Qualitäten noch zu verschiedenen Zeiten Schwankungen durchmachen können.

Auch diese Kategorie kann hier nicht besprochen werden; sie umfasst in erster Linie die vielgestaltigen Typen der angeborenen psychischen Entartung, die Haltlosen, die Psychopathen im

engeren Sinne, die Dégénérés, oder wie man sie sonst genannt hat. Ihr Wesen auch nur annähernd erschöpfend zu schildern würde im Rahmen dieser kleinen Schrift ganz und gar unmöglich sein; die Zahl der kompendiösen Darstellungen zu vermehren aber liegt kein Grund vor, denn gerade die Schilderung dieser Zustände erfordert besondere Gründlichkeit, wenn sie Nutzen und keinen Schaden bringen soll. Überdies ist kein Mangel an vorzüglichen Schriften dieser Art. Hier mögen nur einige allgemeinere Erwägungen, die nicht nur für diese Psychopathen, sondern mehr oder weniger für die Beurteilung aller Grenzfälle gelten, Platz finden.

Manche von ihnen sind zu Zeiten in jedem Sinne, also auch im sozialen „Geisteskranke", für andere lässt sich trotz einzelner Eigentümlichkeiten mit der gleichen Bestimmtheit das Gegenteil behaupten: für das Gros aber, das zwischen ihnen liegt, ist die Entscheidung in letzter Linie abhängig von dem persönlichen Maßstabe, den sich der einzelne Arzt für die Beurteilung der Frage: geisteskrank oder nicht? auf Grund seiner Erfahrung gebildet hat. Es liegt also kein sachlicher Widerspruch darin, wenn zwei Psychiater in solchen Fällen nicht einig werden können. Untrügliche und zugleich allgemeingültige Kennzeichen der Seelenstörungen gibt es nicht, und jeder Versuch einer scharfen Grenzbestimmung muss etwas Künstliches und Gezwungenes in das fliessende natürliche Geschehen hineintragen, weil uns kein klinisches Wissen lehren kann, ob man Psychopathen mit diesen oder jenen Krankheitszeichen die Etikette geisteskrank anheften soll oder nicht.

Der Arzt, an den derartige Entscheidungen in irgend einer Form herantreten, kann sich viel Unannehmlichkeiten und sehr lästige Erörterungen ersparen, wenn er diese grundsätzliche Unmöglichkeit dem Publikum und den Behörden gegenüber mit allem Nachdruck betont. Damit wendet er die Verantwortung für Aufgaben von sich ab, die an sich unlösbar sind, und kämpft zugleich gegen die Verwirrung, die eine derartige falsche Fragestellung in Laienkreisen nach sich zu ziehen pflegt.

Gewiss muss die Gesellschaft in manchen Fällen eine präzise Entscheidung in dem einen oder dem anderen Sinne fordern, und deshalb mögen die allgemeinen Grundsätze noch kurz erörtert werden, die dann beachtet werden sollten. Der wichtigste ist der, dass über das Vorhandensein einer Geisteskrankheit niemals ein einzelnes Symptom, sondern stets nur die Analyse der gesamten geistigen Persönlichkeit entscheiden kann. Diese wird eine Diagnose dann am ehesten lassen, wenn sie ein in sich geschlossenes, klinisch wohl abgegrenztes Krankheitsbild aufdeckt, zu dessen Erkennung freilich gewisse Fachkenntnisse unentbehrlich sind.

Ausdrücklich gewarnt sei vor einer allzu einseitigen Überschätzung der rein intellektuellen Störungen. Die Erscheinung ist ganz allgemein, dass psychologisch nicht genügend geschulte Menschen zu einer rationalistischen Betrachtungsweise neigen und dabei gewöhnlich den wesentlichen Anteil übersehen, der bei dem Zustandekommen aller menschlichen Entschlüsse und Handlungen den Gemütsbewegungen und den Gefühlen zukommt. Auch die wissenschaftliche Psychiatrie hat sich, wie ihre geschichtliche Entwickelung zeigt, von diesem Irrtum erst allmählich loslösen müssen, und seine letzten Reste sind wohl noch heute nicht ganz und nicht an allen Orten beseitigt. Den Niederschlag dieser älteren Anschauungen finden wir in den Bestimmungen mancher Strafgesetzbücher, die nur für solche Geisteskranken Ausnahmeparagraphen enthalten, die das Unerlaubte einer strafbaren Handlung nicht mehr einzusehen vermögen, ganz ähnlich, wie auch unser geltendes deutsches Recht die Verantwortlichkeit eines Kindes zwischen 12 und 18 Jahren von eben dieser Einsicht in die Strafbarkeit des Reates abhängen lässt. In analoger Weise schliesst übrigens der § 56 der Strafprozessordnung nur solche Menschen von der Zulassung zum Eide aus, die wegen mangelhafter Verstandesreife oder wegen Verstandesschwäche keine genügende Vorstellung von dem Wesen und der Bedeutung dieses Aktes besitzen. Einzig das Bürgerliche Gesetzbuch hat alle diese irrtümlichen und unvollständigen Umschreibungen der Seelenstörungen zum erstenmale ganz beseitigt und sie generell durch unverbindliche Ausdrücke wie „geisteskrank“ oder „geistesschwach“ ersetzt. Wie wenig Verständnis jedoch diese erfreuliche Neuerung bisher in manchen ärztlichen und juristischen Kreisen gefunden hat, geht aus zahlreichen Gutachten, Urteilen und Beweisbeschlüssen hervor, in denen alle Irrtümer der früheren Zeit wieder aufleben. Ich bin kürzlich um ein Gutachten darüber ersucht worden, ob ein Mann zu einer bestimmten Zeit geschäftsfähig gewesen wäre, d. h., so hiess es weiter, „ob er hinreichende Einsicht besessen hätte, um die rechtlichen Folgen eines ihm zugestellten Gerichtsbeschlusses zu erkennen“. Ein Vorgutachter hatte beide Fragen schlechthin bejaht. Nun liess sich bei dem leicht schwachsinnigen, sehr ängstlichen und sehr beeinflussbaren, schweren Psychopathen, um den es sich handelte, das Vorhandensein dieser Einsicht allerdings nachweisen, seine Geschäftsfähigkeit musste aber trotzdem entschieden bestritten werden, weil sie durch Störungen der gemütlichen und der Willensqualitäten aufgehoben war.

Diese Proben aus der forensischen Psychiatrie mögen zeigen, wie verbreitet derartige irrtümliche Anschauungen gewesen sind und wie fest sie noch heute wurzeln. Man wird es darnach nicht wunderbar finden, wenn die Laien alles krankhafte psychische Geschehen auf eine

gestörte Verstandestätigkeit zurückführen wollen, und wenn das Hauptargument der Geisteskranken: „Ich kann nicht krank sein, denn ich weiss alles“ bei ihren Angehörigen ein so lautes Echo zu finden pflegt. Leider zeigen vielfache ärztliche Äusserungen, dass ein grosser Teil der Mediziner demselben Irrtum unterliegt und dass viele Psychosen in letzter Linie deshalb verkannt werden, weil die betreffenden Patienten über eine Intelligenz verfügen, die nach der Ansicht zahlreicher Ärzte bei Geisteskranken schlechterdings nicht vorhanden sein soll. Aus diesem Grunde gelten melancholische Kranke immer nur für „neurasthenisch“ und kommen statt in geschlossene Anstalten in Sanatorien, in denen sie ihre Selbstmordabsichten ausführen können.

Die Wirkung dieses sehr allgemeinen Irrtums wird noch dadurch verschärft, dass die Intelligenzprüfung in allen nicht ganz einfachen Fällen zu den schwierigeren Aufgaben der psychiatrischen Untersuchungstechnik gehört. Der Unerfahrene ist viel zu sehr geneigt, sich mit der Feststellung des rein gedächtnismäßig erworbenen Besitzstandes an Kenntnissen zu begnügen und in eine Untersuchung der Urteilsfunktionen garnicht erst einzutreten. Und doch ist das Urteilsvermögen der feinste Gradmesser für die Höhe des intellektuellen Niveaus und der einzige, der wenigstens bei nicht ganz groben Störungen, überhaupt praktische Brauchbarkeit besitzt. Freilich ist seine Anwendung nicht leicht. Eine gewisse Erfahrung gehört schon dazu und ausserdem Takt und Verständnis für den Gesichtkreis anderer Menschen. Es ist klar, dass ein Bauer über andere Dinge zutreffend urteilen wird, als ein Kaufmann der Grosstadt, und dass Irrtümer, die dem Schreibtischarbeiter vielleicht unterlaufen mögen, bei einem praktisch tätigen Menschen bedenklich sein können und umgekehrt. Deshalb bringen Fragebogen und Tabellen hier gar keinen Nutzen und die Pseudoexaktheit, mit der manche Ärzte in zahlenmäßigen Angaben über richtige und falsche Antworten beim Rechnen usw. ein Bild der geistigen Persönlichkeit eines Patienten zu liefern glauben, ist ganz wertlos. Man kann sehr schwachsinnig sein und doch ausgezeichnet rechnen; es gibt sogar Imbecille, die dreistellige Zahlen ohne Besinnen ins Quadrat erheben. Und umgekehrt kann das Gedächtnis von vorneherein schlecht entwickelt sein oder später aus krankhafter Ursache schwer geschädigt werden, ohne dass das Urteilsvermögen Not zu leiden braucht. Deshalb muss den Hauptteil jeder Intelligenzprüfung eine Unterhaltung bilden, deren Gegenstand dem Interessenkreis des Patienten entnommen ist; notwendig ist dabei freilich bei dem Untersucher eine hinlängliche Erfahrung über das, was in bestimmten Berufs- und Altersklassen an Irrtümern und Fehlschlüssen vorkommen darf und was nicht.

Die Schwierigkeiten werden, und zwar nicht blos bei Angehörigen der gebildeten Stände, dadurch noch grösser, dass zahlreiche Begriffe

und Urteile nur scheinbar erworben, d. h. rein gedächtnismäßig und äusserlich erlernt werden können, aus dem einfachen Grunde, weil die Sprache sie in bestimmten Ausdrücken und gebräuchlichen Redewendungen, Sprichwörtern usw. fertig überliefert. So können Schwachsinnige über allerhand Verhältnisse, die in ihrem Kreise häufiger besprochen worden sind, ganz zutreffende Bemerkungen machen, und der Nachweis, dass hinter ihren Worten kein rechter Sinn, kein wirkliches Verständnis steckt, gelingt nicht immer und nicht jedem Untersucher.

Auf der Fähigkeit zu einem einigermaßen selbständigen eigenen Urteil beruht aber zum guten Teil die soziale Brauchbarkeit jedes Menschen. Bei vielen Imbecillen tritt der Schwachsinn erst recht zu Tage, wenn sie aus dem alten Gleis heraus in neue Verhältnisse kommen; dann versagen sie und schädigen sich und andere durch die Folgen ihrer Torheit. Darauf beruht die alte Regel, die leider viel zu wenig beachtet wird, dass man bei allen leichten Schwachsinnsformen, welche die Gedächtnisfunktionen intakt lassen, nicht den momentan gewonnenen Eindrücken, nicht dem „Querschnittsbilde“ einer Persönlichkeit vertrauen, sondern ihre bisherigen Lebensschicksale erforschen und daraus seine Schlüsse ziehen soll. Das gleiche gilt übrigens für die allermeisten Formen der angeborenen und erworbenen psychischen Entartung überhaupt.

Es fehlt nicht an praktischen Beispielen, die diesen Grundsatz predigen. Die Entmündigungsakten dieser „Grenzfälle“ enthalten fast immer Gutachten von Ärzten, die auf Grund einer einmaligen Untersuchung das Vorhandensein einer guten Intelligenz hervorgehoben und dem Kranken völlige geistige Gesundheit bescheinigt haben. Imbecille Soldaten werden sehr oft nicht von den Militärärzten, wohl aber von ihrem Hauptmann, vom ausbildenden Leutnant und Unteroffizier oder von ihren Kameraden als Trottel erkannt. Einfach deshalb, weil ihre Unfähigkeit, Neues zu begreifen, besser beim täglichen Umgang und im Dienst, in der Instruktionsstunde und im Gliede zu Tage tritt, als wenn ihnen eine Anzahl alter Schulkenntnisse abgefragt wird. — In der besseren Gesellschaft werden überdies viele Defekte durch äussere Formen verdeckt und erfahrungsgemäß können sehr schwachsinnige Menschen, die in dieser Beziehung erziehbar waren, lange unerkannt bleiben. Es ist wichtig, das zu wissen, weil manche Zeugenaussagen in Entmündigungs- und in Erbschaftsprozessen z. B. durch diese Tatsache eine sehr eigentümliche Beleuchtung erfahren. Mir ist ein Fall dieser Art bekannt, in dem eine (an cerebraler Kinderlähmung leidende) hochgradig schwachsinnige Dame jahrelang von ihrer Umgebung ausgenutzt und dann schliesslich zu einem ganz offenbar ungerechten Testament bestimmt worden war, ohne dass ein Notar und mehrere Ärzte, die sie ein halbes Leben lang gekannt und die viel bei ihr verkehrt hatten,

von ihrer Störung etwas gemerkt hatten. — Häufig überraschen derartige Individuen ihre Familie plötzlich durch irgend eine unüberlegte Handlung, und es wäre falsch, wenn man aus einem nicht recht motivierten Selbstmordversuch, einer unbegreiflichen Liebesaffäre, aus törichten geschäftlichen Entschlüssen oder ähnlichen Vorkommnissen in solchen Fällen auf den Ausbruch einer akuten Psychose schliessen wollte. Es handelt sich dann gewöhnlich um die abnorme, aber an sich folgerichtige Reaktion eines kranken Gehirns auf die gewöhnlichen Reize des Lebens.

So schwer in manchen Fällen die Erkennung eines vorhandenen Schwachsinns sein kann, wichtiger und notwendiger ist, wie gesagt, die Einsicht, dass zur Diagnose einer Geisteskrankheit der Nachweis einer Intelligenzstörung überhaupt nicht erforderlich ist. Es gibt ja Krankheiten genug, die das ohne weiteres beweisen: die Melancholie und die Manie sind reine Gemütskrankheiten, bei denen wohl der Gedankenablauf verändert, niemals aber die Verstandeskräfte vermindert zu sein pflegen, und bei der chronischen Paranoia, der „Verrücktheit" im eigentlichen Sinne, können Wahnvorstellungen und eventuell Sinnestäuschungen Jahrzehnte lang bestehen, ohne dass ihnen eine merkliche Einbusse an Urteilsvermögen zu folgen brauchte. Bei manchen Kranken dieser Art, besonders bei den echten Querulanten, ist es gerade die formale Korrektheit ihres Denkens, die wohlerhaltene Logik, der zu Liebe so viele Ärzte greifbare Symptome der Krankheit übersehen und verkennen.

Freilich kommt in diesen Fällen noch etwas anderes hinzu, das ist die Fähigkeit dieser Patienten zu dissimulieren, d. h. ihre Krankheitssymptome in Abrede zu stellen. Die meisten Menschen lernen es mehr oder weniger gut, solche Gedanken und Überzeugungen, die in einer bestimmten Umgebung Anstoss erregen würden, dieser gegenüber zu unterdrücken oder selbst zu verleugnen. Dieselbe Lebensklugheit betätigen viele Geisteskranke, die nach mannigfachen, meist für sie unangenehmen Berührungen mit Ärzten oder Behörden eingesehen haben, was man an ihnen für krank hält, und die sich nun bemühen, ihre Wahnideen in Abrede zu stellen. Es gelingt ihnen nicht immer, aber doch häufig, und besonders gut dann, wenn sie in ärztlichen Gutachten die ganze Symptomatologie ihres Leidens dargestellt und analysiert gefunden haben. In solchen Fällen ist es für den einzelnen Gutachter unter Umständen schlechterdings unmöglich, im Moment ein zutreffendes Bild der betreffenden Persönlichkeit zu gewinnen, und nur eine genaue Kenntnis der Vorgeschichte des Falles und ein genügendes klinisches Wissen über das, was hinsichtlich der Heilbarkeit oder Un-

heilbarkeit und bezüglich der Verheimlichung der in Frage stehenden Krankheit überhaupt möglich ist, kann ihn vor groben Irrtümern schützen. Dass es falsch ist, solchen Leuten ein Gesundheitsattest auszustellen, bedarf keiner weiteren Ausführung. Erwähnt sei nur ein eigentümliches Missgeschick, das gelegentlich vorkommt und das einem beschäftigten Arzte dann passieren kann, wenn er an die Möglichkeit einer psychischen Störung überhaupt nicht denkt: es wird gelegentlich ohne weiteren Zusatz bescheinigt, dass jemand „von seiner Krankheit wieder hergestellt, durchaus gesund und dienstfähig sei", lediglich auf Grund des körperlichen Befundes, während der Kranke das Attest später zu dem Zwecke benutzt, zu dem er es sich erschlichen hat: zum Beweise seiner angeblichen geistigen Gesundheit.

Praktisch wird die Dissimulation psychischer Anomalien dadurch am bedenklichsten, dass sie sich sehr häufig auch auf krankhafte Stimmungen und Gemütsbewegungen erstreckt. Auch das hat seine Analogie in Erscheinungen der normalen Psychologie. Vielen gesunden Menschen, denen nichts unangenehmer ist, als wenn ihre inneren Erlebnisse und besonders ihre Gemütsbewegungen für ihre Umgebung durchsichtig und erkennbar werden, verschafft diese Scheu allmählich ein grosses Geschick, Affekte und Stimmungen, namentlich solche depressiver Art, wie Angst und Traurigkeit, zu verheimlichen und hinter einer ewig gleichmäßigen Maske zu verbergen. Das gleiche finden wir ausserordentlich häufig bei krankhaften Verstimmungen: sehr viele melancholische Kranke dissimulieren ihre Angst und ihre verzweifelte Stimmung, und die Täuschung ihrer Umgebung gelingt ihnen nur allzu häufig. Zahlreiche Selbstmorde, die jedes Jahr vorkommen, sind nur möglich, weil die Angehörigen und die Ärzte von der wahren Gemütsverfassung dieser scheinbar fröhlichen und lebhaften Kranken keine Ahnung gehabt haben.

Es ist deshalb wichtig zu wissen einmal: dass die Versicherungen deprimierter Patienten, sie litten nicht an Angst und sie dächten nicht an Selbstmord, vollkommen wertlos sind; und ferner: dass objektive körperliche Zeichen der Angst existieren, die uns in vielen Fällen von ihrem psychologischen Nachweise unabhängig machen. Genannt seien weite Pupillen, beschleunigter kleiner Puls bei kontrahierten peripheren Arterien und frequente oberflächliche Atmung, die gelegentlich von tiefen, stöhnenden Inspirationen unterbrochen wird.

Die Dissimulation psychischer Störungen ist wie gesagt sehr häufig, und sie ist jedenfalls viel häufiger als die Simulation geistiger Krankheit. Bekanntlich nehmen viele Ärzte das Gegenteil an. In zahlreichen Gutachten nimmt die Erörterung dieser Frage einen so breiten

Raum ein, dass man glauben möchte, es sei eine Kleinigkeit willkürlich Seelenstörungen vorzutäuschen. In Wirklichkeit sind alle Psychiater darüber einig, dass keine einzige Form psychischer Störung in naturgetreuer Weise nachgeahmt werden kann. Die Hauptgründe liegen darin, dass zu jeder Simulation eine Kenntnis des gesetzmäßigen Verlaufes der betreffenden Seelenstörung gehört, über die überhaupt nur erfahrene Irrenärzte verfügen; und dass weiter alle psychischen Zustandsbilder, die dabei in Frage kommen können, mit physischen Begleiterscheinungen verbunden zu sein pflegen, die niemand künstlich herzustellen vermag. Erinnert sei z. B. an die eben genannten Symptome der Angst und an den Mangel an Schlafbedürfnis bei manischen Kranken.

Dem entspricht die Erfahrungstatsache, die wenigstens bei Berücksichtigung aller überhaupt vorkommenden Fälle Geltung hat, dass die Simulation geistiger Störungen ausserordentlich selten versucht wird. In bestimmten Verbrecherkreisen der Grossstadt mögen sich diese Dinge aus naheliegenden Gründen etwas anders gestalten, aber auch hier pflegen die Simulanten ihr Vorhaben sofort aufzugeben, wenn sie in die Beobachtung wirklich sachverständiger Ärzte kommen. Die Entlarvung echter Simulanten gehört zu den leichteren Aufgaben der psychiatrischen Untersuchungstechnik, wenn sie von einem Arzte vorgenommen wird, dem die Verlaufsformen des Irreseins geläufig sind, und der deshalb die unmöglichen Bilder richtig beurteilen kann, die diese Schwindler künstlich hervorbringen.

Freilich kommen auch unreine Fälle vor, und diese sind es, die in der Praxis Schwierigkeiten machen. Die meisten Simulationsversuche werden von psychisch abnormen Individuen verübt, und die hysterisch-degenerativen Patienten, deren Schauspielerei eben die Hauptäusserung ihrer Krankheit darstellt, und die Imbecillen, die allen Ernstes auf diesem Wege ihre Freisprechung betreiben, verbinden in dieser Beziehung alle möglichen Übergänge. Hier ist die Entscheidung schwer und sie erfordert soviel Erfahrung, dass sie niemals von Ärzten versucht werden sollte, die sich dabei auf eine langjährige psychiatrische Praxis nicht zu stützen vermögen. Deshalb lässt sich die Frage der Simulation im Zusammenhange dieser Schrift ganz allgemein dahin beantworten: dass die Überführung eines Simulanten ausserhalb der Irrenanstalt (also im Gefängnis z. B.) fast niemals und dass sie für den praktischen Arzt überhaupt nicht möglich ist; in jedem Falle, der in dieser Beziehung Verdacht erregt, ist das Urteil eines Spezialisten erforderlich und zumeist sogar die Beobachtung in einer geschlossenen Anstalt geboten.

IV.

Melancholie und Manie. Manisch-depressives Irresein.

Der schwerste Kunstfehler, der auf psychiatrischem Gebiete begangen werden kann, ist der, dass einem melancholischen Kranken die Möglichkeit zur Ausführung seiner Selbstmordabsichten gelassen wird. Wir haben schon erwähnt, wie häufig das geschieht, und auch die Gründe für diese Erscheinung sind bereits gestreift worden.

Die Zahl dieser Suicide würde gewiss kleiner sein, wenn jeder einzelne das ärztliche Gewissen ebenso beunruhigen und das Verantwortungsgefühl ebenso schärfen würde, wie dies bei anderen Missgriffen von gleicher Tragweite, in der Geburtshilfe z. B., der Fall ist. Heute ist das noch nicht so, entweder weil die pathologische Entstehung dieser Selbstmorde auch nach dem Tode noch verkannt oder aber weil die Tatsache übersehen wird, dass gerade diese Kranken die besten Aussichten gehabt hätten, vollkommen gesund zu werden.

Das Wesentliche bei der Melancholie ist eine in äusseren Ursachen nicht begründete, traurige Verstimmung, ein schwerer depressiver Affekt, aus dem heraus eine trübe Auffassung der eigenen Lage, Versündigungsideen, soweit es die Vergangenheit und ängstliche Befürchtungen, soweit es die Zukunft angeht, erwachsen. Der spezielle Inhalt dieser Wahnbildungen ist, wie immer in solchen Fällen, ebenso zufällig und von den persönlichen Lebenserfahrungen des Patienten abhängig, wie er für die Diagnose und Prognose des Falles gleichgiltig und unerheblich ist. Wichtig ist es dagegen, die Entstehung dieser kranken Vorstellungen aus Erinnerungsfälschungen zu kennen. Die veränderte Stimmungslage und die Angst veranlassen den Kranken, nach entsprechenden Motiven dafür in seinem früheren Leben zu suchen, und er findet sie, weil ihn seine Krankheit zwingt, alle Erlebnisse und Handlungen im Lichte dieser pessimistischen Auffassung rückläufig zu betrachten. So werden aus harmlosen Dingen schwere Verfehlungen, und je länger der Zustand dauert, umso gründlicher werden alte Er-

innerungen umgestaltet und zu schweren Selbstanklagen verkehrt. Es beweist also garnichts gegen den pathologischen Charakter einer traurigen Verstimmung, wenn der Kranke sie mit scheinbar schweren Sünden, die ihn bedrücken, erklärt. Meistens sind ja diese Selbstvorwürfe für das normale Bewusstsein ohne weiteres als ungerechtfertigt oder doch als unerheblich erkennbar; in anderen Fällen erweist sich die Schilderung des Patienten dadurch als falsch, dass er dieselben Dinge Jahre lang ohne jede Qual mit sich herumgetragen haben will, die ihn jetzt plötzlich in lebhafte Angst versetzen. Gleich hier sei erwähnt, dass jede Diskussion über diese Ideen, soweit sie über das Maß des zur Diagnose Nötigen hinausgeht, vom Übel ist, weil sie erfahrungsgemäß die Angst noch erhöht; selbstverständlich können melancholische Versündigungsideen durch logische Gründe ebensowenig korrigiert werden, wie alle Wahnvorstellungen überhaupt.

Das äussere Verhalten der melancholischen Kranken ist nicht immer das Gleiche. Sehr häufig geht der traurigen Verstimmung eine psychomotorische Hemmung parallel: alle Bewegungen werden langsam ausgeführt, jede Lageänderung wird vermieden, die Sprache ist leise, schwerfällig und auf das absolut Notwendige beschränkt. Daneben besteht eine vom Patienten als solche empfundene, aber auch objektiv nachweisbare Verlangsamung der Denkvorgänge; die Kranken müssen sich mühsam auf das, was sie sagen wollen, besinnen, und sie klagen darüber, dass ihnen gar nichts mehr einfallen wolle.

Die Kenntnis dieser motorischen und Denkhemmung ist deshalb so notwendig, weil Kranke dieser Art nicht ganz selten für schwachsinnig gehalten werden. Das ist besonders dann verhängnisvoll, wenn die Krankheit im mittleren Lebensalter beginnt und der Arzt nun auf der irrtümlichen Annahme einer Gedächtnis- und Urteilsschwäche die Diagnose einer progressiven Paralyse aufbaut; die Gefahr liegt umso näher, als solche Patienten aus hypochondrischer Ursache gelegentlich alle Fragen nach den körperlichen und psychischen Prodromen der Paralyse zu Unrecht bejahen können. Wir kommen darauf gleich noch zurück.

Die andere Form, in der die Melancholie äusserlich in die Erscheinung tritt, ist die einer lebhaften Agitation, einer oft hochgradigen ängstlichen Erregung. Auch sie hat, wie die eben erwähnte, Analogien in Vorkommnissen des normalen Seelenlebens; als Unterscheidungsmerkmal kann hier wie dort der Nachweis dienen, dass die traurige Verstimmung und die Angst objektlos auftreten, oder wenigstens dass sie in genügenden Anlässen reeller Art nicht begründet sind. Verkannt werden diese Fälle seltener als die mit Hemmung verbundenen; aber auch diese Kranken können sich vorübergehend zusammennehmen und den Arzt und die Angehörigen über die Grösse ihrer Angst

täuschen. Gerade bei ihnen sind deshalb die objektiven körperlichen Zeichen der Angst, die oben schon besprochen wurden, von ganz ausserordentlichem Wert.

Selbstmordgefährlich sind alle melancholischen und alle deprimierten Patienten überhaupt. Es ist eine unabweisliche Forderung, dass sich jeder Arzt in dieser Beziehung das allergrösste Misstrauen gegenüber den Versicherungen des Kranken sowohl wie seiner Angehörigen zur Regel macht. Das letzte und einzige Argument der Familie pflegt immer das zu sein, ein Selbstmord laufe den Grundsätzen des betreffenden Menschen so sehr zuwider, dass man darüber ausser Sorge sein könne. Das ist selbstverständlich falsch, denn die Krankheit gestaltet die Persönlichkeit von Grund auf um, und gegen die zwingende Gewalt der melancholischen Angst hilft keine moralische oder religiöse Überzeugung und erst recht keine Philosophie irgend welcher Art.

Die Selbstmordgefahr ist diejenige, die den Dienst in den Irrenanstalten so anstrengend und so verantwortungsvoll macht, dass die meisten Ärzte diese Sorge als eine ständige, drückende Last empfinden. Es ist auch zuzugeben, dass selbst die beste psychiatrische Anstalt in dieser Beziehung keine absoluten Garantien gewährt: von Zeit zu Zeit kommt es überall einmal vor, dass eine kleine Nachlässigkeit irgend eines Pflegers einem Kranken gestattet, seine Suicidabsichten auszuführen. Aber diese Unglücksfälle sind doch vergleichweise selten, und in jedem Falle lehren sie das, was Ärzte und Laien immer nicht einsehen wollen: dass energische Selbstmordkandidaten ausserhalb der Anstalt stets Gelegenheit zum Suicid finden müssen. Man braucht nicht einmal an die Beobachtungen zu erinnern, in denen sich Kranke unter der Bettdecke erdrosselt haben, während eine Pflegeperson neben ihnen sass, um das zu beweisen; die Zeitungen berichten täglich von Patienten, die von ihrer Familie und von ihren Freunden schon seit Wochen »nicht aus den Augen gelassen“ wurden und die sich schliesslich doch umgebracht haben. In der Praxis genügt meistens die einfache Frage, wie denn der Kranke auf dem Klosett beaufsichtigt werde, um die Versicherung der Familie, er sei ständig überwacht, in das rechte Licht zu setzen.

Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als jedesmal, wenn Selbstmordtendenzen vorliegen, die sofortige Überführung in eine Anstalt zu verlangen, und wenn diese verweigert wird, die Behandlung mit der Begründung niederzulegen: man wolle an der Verantwortung für das Unglück, das voraussichtlich eintreten werde, nicht teilnehmen.

Nun gibt es gewiss Fälle von leichter Melancholie, die ausserhalb der Anstalt behandelt werden können, weil die Suicidgefahr nicht allzu gross ist; es sind das vornehmlich Kranke, bei denen die Hemmung über die Angst überwiegt. Aber auch hier ist zu bedenken einmal, dass

die Hemmung jeden Augenblick durch den Affekt durchbrochen werden kann, und ferner, dass zur richtigen Beurteilung dieser Zustände eine persönliche Erfahrung gehört, die nur durch langjährige psychiatrische Wirksamkeit erworben werden kann. Deshalb soll hier von der Therapie der Melancholie, bei der Opium und Brom und ausserdem Bäder die Hauptrolle spielen, nicht weiter die Rede sein.

Erwähnt sei dagegen, dass es durchaus empfehlenswert und gerechtfertigt ist, in dieser Hinsicht suspekte Kranke direkt nach ihren Selbstmordabsichten zu fragen. Wenn das mit dem nötigen Takt geschieht, pflegt es den Patienten recht häufig zu einer offenen Aussprache zu bewegen, ganz ähnlich, wie es die Exploration wesentlich erleichtert, wenn man dem Kranken das Vorhandensein von Angst auf den Kopf zusagt. Zu beobachten ist dabei, dass die Angst sehr häufig lokalisiert empfunden wird, gewöhnlich in der Herzgegend oder auf der Brust überhaupt, seltener an irgend einer anderen Stelle des Körpers.

Was bisher gesagt ist, gilt für die typischen, einfachen und vollausgebildeten Melancholien. Auch diese werden verkannt und jedenfalls oft genug falsch behandelt; die Schwierigkeiten, die sie bieten, sind aber vergleichweise gering, wenn man an die grosse Zahl der unreinen und der nicht voll entwickelten Fälle denkt. Ein grosser Teil von ihnen verdankt seine Entstehung der Tatsache, dass die Melancholie sehr häufig nur eine Phase im Verlaufe des zirkulären (manisch-depressiven) Irreseins bedeutet; ein anderer gehört überhaupt nur scheinbar hierher, weil die Depressionszustände, um die es sich dabei handelt, Teilerscheinungen einer organischen Gehirnerkrankung, wie der senilen Demenz oder der progressiven Paralyse, darstellen. Auf diese Krankheitsbilder wird nachher noch in anderem Zusammenhange eingegangen werden müssen, und sie können deshalb jetzt ebenso übergangen werden, wie die gleichfalls nur symptomatischen Depressionszustände im Beginn der Dementia praecox. Dagegen mag wenigstens eine Verlaufsart der echten Melancholie noch kurz erörtert werden, die, gleichviel ob es sich um eine periodische oder um eine andere Form dabei handelt, relativ häufig beobachtet wird.

Es sind das Fälle, in deren Krankheitsbilde hypochondrische Züge eine relativ grosse Rolle spielen. Hypochondrische Gedanken stehen ja den Versündigungsideen psychologisch ausserordentlich nahe, und es ist schon deshalb natürlich, dass beide Gruppen von Vorstellungen in allen möglichen Krankheitszuständen, die zu einer depressiven Verstimmung führen, vereint vorkommen. Bei der Melancholie gibt es in dieser Beziehung sehr zahlreiche Varianten: von dem von jeder

hypochondrischen Zutat freien, rein melancholischen Wahn führen zahllose Mischzustände zu jenen nicht ganz seltenen Verlaufsformen herüber, in denen hypochondrische Vorstellungen das Bild ganz beherrschen. Diese werden erfahrungsgemäß am häufigsten verkannt. Nicht nur in dem Sinne, dass in ganz schweren Fällen zwar die Diagnose der geistigen Erkrankung überhaupt gestellt und nur die Zugehörigkeit des Symptombildes zu den melancholischen Psychosen übersehen wird, das wäre praktisch ziemlich unerheblich; sondern viel häufiger werden unzweifelhaft melancholische Kranke wochen-, monate- und selbst jahrelang wegen ihrer angeblichen körperlichen Leiden ärztlich behandelt, von Sanatorium zu Sanatorium und von Bad zu Bad geschickt, ohne dass der Verdacht auf eine Seelenstörung überhaupt auftauchte. Der einzige Erfolg dieser Kuren ist natürlich der, dass die hypochondrischen Ideen bei dem Kranken umso fester wurzeln, je länger sie auch von Ärzten als begründet angesehen worden sind. Ausser Kopfschmerz und Kopfdruck kommen dabei namentlich Magen- und Herzstörungen in Betracht, weil die funktionelle Abhängigkeit dieser Organe von nervösen Einflüssen nicht genügend gewürdigt wird und weil deshalb Präkordialangst und Magendruck falsch beurteilt werden; aber auch Schmierkuren bei Hypochondern, die nie luetisch waren, sind keine Seltenheit.

In einer anderen, übrigens kleineren Gruppe von Fällen wird der melancholische Charakter der Störung deshalb übersehen, weil sich den echten Versündigungsvorstellungen Beeinträchtigungsgedanken beimengen. An sich gehören ja Verfolgungs- und Kleinheitsideen durchaus verschiedenen Krankheitsprozessen an, und eigentlich paranoische Wahnbildungen sind der echten Melancholie so fremd, dass gewisse Verlaufsformen der Rückbildungspsychosen vielleicht eben dieser Züge wegen von den übrigen rein depressiven Spielarten abgetrennt werden sollten. Auf der anderen Seite muss aber hervorgehoben werden, dass im Beginn wie in der Rekonvalescenz der Melancholie Beachtungswahn und Beziehungsideen vorkommen, wieder in Analogie zu der Tatsache, dass auch geistesgesunde Menschen in Zuständen gemütlicher Depression eher geneigt sind, sich von anderen zuviel und in unfreundlicher Weise beachtet zu glauben, als sonst.

Nicht ganz so häufig und auch nicht ganz so bedenklich wie die Verkennung der Melancholie ist die unrichtige Beurteilung derjenigen Psychose, die sich ihr in allen Stücken entgegengesetzt verhält: der Manie. In ausgebildeten Fällen bringen es die abnorme, heitere Stimmung, das gehobene Selbstgefühl, der Bewegungs- und Rededrang, die ideenflüchtige Art des Denkens mit sich, dass wenigstens die Tatsache der geistigen Erkrankung als solche nicht übersehen wird.

Höchstens kommt bei ganz oberflächlicher Betrachtung ein Irrtum in der Richtung vor, dass diese Kranken einfach für betrunken gehalten werden; zum Teil deshalb, weil Rausch und manische Erregung in der Tat eine gewisse äussere Ähnlichkeit besitzen; zum Teil aber auch, weil der Alkoholmissbrauch, in dem in solchen Fällen zu Unrecht die Ursache der krankhaften Verstimmung gesehen wird, in Wirklichkeit eine ihrer häufigeren Folgen darstellt.

In der Hemmungslosigkeit dieser Kranken liegt die Gefahr, in welche sie sich und ihre Familie bringen, wenn nicht rechtzeitig von aussen eingegriffen wird. Ausschweifungen aller Art, unüberlegt herbeigeführte dienstliche und ausserdienstliche Konflikte, Streitigkeiten, Beleidigungen oder Gewalttätigkeiten, leichtsinnige geschäftliche Unternehmungen, unzweckmäßige Verlobungen usw. sind die natürlichen Ausflüsse der abnormen Stimmungslage, des gesteigerten Selbstgefühls und des lebhaften Dranges nach irgendwelcher Betätigung.

Die Erfahrung lehrt, dass die meisten manischen Patienten, deren Psychose nicht ganz akut und gleich mit sehr stürmischen Erscheinungen eingesetzt hat, Zeit zu irgendwelchen Entgleisungen der genannten Art finden, ehe sie als krank erkannt und entsprechend behandelt werden. Auch nachher wird das Unglück selten wenigstens auch nur soweit gut gemacht, als es nach Lage der Dinge noch möglich wäre.

Selbstverständlich sind diese Kranken geschäftsunfähig und alle Rechtsgeschäfte, die sie in ihrer Krankheit abgeschlossen haben, sind nichtig; und, was noch selbstverständlicher ist, alle moralischen Verirrungen, alle Zwistigkeiten mit der Familie und mit Vorgesetzten, alle Konflikte mit den Behörden und den Gesetzen fallen nicht dem Menschen, sondern der Krankheit zur Last. Es ist trivial, das hervorzuheben, aber es ist notwendig; denn hier die Rechte des Patienten zu wahren, ist eine dringende ärztliche Pflicht, die allzu oft unerfüllt bleibt.

Verhüten lassen sich die sozialen Folgen einer einigermaßen ausgeprägten Manie nur selten anders als durch die Internierung der Kranken in einer geschlossenen Anstalt. Nur die leichtesten Formen verlaufen, ohne dass diese Maßregel überhaupt in Frage kommt, und schon bei den mittelschweren setzt die Behandlung ausserhalb der Anstalt eine Summe von Takt und Verständnis bei den Angehörigen voraus, auf die man selten wird rechnen können. Es ist geradezu überraschend, wieviel Schwierigkeiten dieselben manischen Kranken, die in den Kliniken zu den lenkbarsten und harmlosesten Patienten gehören, innerhalb ihrer Familie oder in ihrer sonstigen nächsten Umgebung hervorzurufen pflegen, Schwierigkeiten, die fast immer durch den Versuch einer psychologischen oder einer körperlichen Beeinflussung, durch Moralpredigten also oder durch mechanisch beschränkende Maßnahmen, ausgelöst werden. Das sind Dinge, die diese selbstbewussten und motorisch

unruhigen Kranken schlechterdings nicht ertragen und auf die sie gewöhnlich mit Erregungszuständen antworten, deren Spuren ihr Körper oft genug noch bei der Einlieferung in die Anstalt aufweist. Sobald man ihnen eine gewisse Bewegungsfreiheit lässt — und das ist für die Dauer allerdings kaum ausserhalb einer Klinik möglich, — sind diese Patienten, auch in voll ausgebildeten Fällen, die ungefährlichsten von allen. Wir kommen übrigens auf diese Frage noch kurz zurück, wenn wir die Aufgaben des Arztes bei der Überführung psychisch kranker Menschen in eine Anstalt erörtern.

Die Prognose der Manie wie der Melancholie ist, soweit sie den einzelnen Anfall angeht, absolut gut, und der Arzt, der seiner Diagnose sicher ist, kann den Verwandten in dieser Hinsicht durchaus beruhigende Versicherungen geben. Freilich darf er sich über die voraussichtliche Dauer der Erkrankung nicht äussern, wenn er nicht desavouiert werden will, und ausserdem muss er wissen, dass gerade diese Störungen in sehr ausgesprochener Weise zur Periodizität neigen. Wer eine Manie oder eine Melancholie überstanden hat, ist gefährdet, von der einen oder von der anderen Psychose wieder befallen zu werden. Man spricht dann von periodischer Manie oder Melancholie, oder wenn beide Krankheiten bei demselben Individuum abwechseln, von zirkulärem Irresein. Kraepelin fasst alle diese Formen, auch die „einfache" Manie oder Melancholie, unter dem Namen des manisch-depressiven Irreseins zusammen. Das hat den Nachteil gehabt, dass heute viele Ärzte die Heilungsaussichten eines einmal an Manie oder Melancholie erkrankten Patienten entschieden zu ungünstig beurteilen, — denn ein Rezidiv ist möglich, aber nicht notwendig —: und den Vorzug, dass in den Kreis der periodischen Psychosen auch die Mischzustände und die habituellen Formen hineinbezogen worden sind; gerade diese machen in der Praxis am meisten Schwierigkeiten und sie verdienen deshalb besondere Beachtung.

Wir wollen versuchen, die Möglichkeiten, die in dieser Beziehung vorliegen, kurz und darum etwas schematisch darzustellen. Sie sind deshalb sehr mannigfaltig, weil die beiden Grundstörungen bei der Manie sowohl wie bei der Melancholie, die gemütliche Verstimmung und die psychomotorische Anomalie, nicht so unlöslich an einander gekettet sind, dass nicht jede von der anderen losgelöst und in anderer Verbindung vorkommen könnte. Schon dass es agitierte Melancholische gibt, stimmt nicht recht mit den scheinbar innigen psychologischen Beziehungen überein, die zwischen depressiver Stimmung und psychomotorischer Hemmung ebenso bestehen wie zwischen Euphorie und Erregung. Aber es gibt auch Manische, deren Körperbewegungen gehemmt und deren Gedanken doch ideenflüchtig sind.

Daraus resultieren Bilder, die von dem einfachen Schema der Melancholie oder der Manie weit abweichen; nur das Prinzipielle kehrt jedesmal wieder: eine Gemütskrankheit ohne Intelligenzstörung und ohne Sinnestäuschungen, verbunden mit einer Störung der psychomotorischen Energie.

Die Erkennung dieser Zustände wird oft genug noch durch manches andere erschwert. Zuweilen durch den schnellen Wechsel der Symptome, der freilich dem Kundigen die Diagnose erleichtert; zuweilen auch durch das Gegenteil, dadurch, dass manische oder melancholische Züge bei einem Menschen dauernd, habituell bestehen, sodass niemand etwas anderes als eine persönliche Eigentümlichkeit darin sehen möchte; und endlich erwachsen auf demselben Boden der angeborenen psychischen Entartung, dem das manisch-depressive Irresein seine Entstehung verdankt, nicht selten zugleich auch andere psychopathische Züge, Zwangsvorstellungen, Phobien, hysterische Stigmata und ähnliche Dinge, die den ursprünglichen Charakter der zirkulären Psychose vollkommen verdecken. Auch die Mischung von manisch depressivem Irresein und angeborenem Schwachsinn ist nicht ganz selten.

Diese Fälle, die jedem Fachmann Schwierigkeiten machen, klinisch richtig zu analysieren, ist selbstverständlich nicht Aufgabe des praktischen Arztes. Notwendig ist aber, dass sie überhaupt als krankhaft erkannt werden; denn gerade diesen abnormen Persönlichkeiten, denen Stimmungsschwankungen als Launen, Erregung als Leichtsinn und Hemmung als Faulheit gedeutet zu werden pflegen, wird im allgemeinen Urteil ein Unrecht zugefügt, vor dem sie sachverständige Ärzte schützen könnten und sollten. Freilich ist dazu die Einsicht notwendig, dass sich viele manisch-depressive Menschen von der Grenze der geistigen Gesundheit niemals allzu weit entfernen, dass viele niemals anstaltsbedürftig werden, und dass sie darum doch krank und für ihre Handlungen nicht verantwortlich sind; weder für Unterlassungen, die der Hemmung, noch für Ungehörigkeiten, die der manischen Erregung zur Last gelegt werden müssen. Noch einmal sei übrigens erwähnt, dass gerade diese periodischen Formen psychischer Erkrankung, auch wenn sie dem Grade nach während des ganzen Lebens milde auftreten, besonders bedenkliche Folgen der psychischen Entartung darstellen, weil sie wie wenige andere dazu neigen, direkt vererbt zu werden. Manisch-depressiven Kranken sollte, wenn die Diagnose feststeht, immer vom Heiraten abgeraten werden.

Zu einer Fehldiagnose geben wenigstens die leichten und die mehr habituellen Formen der zirkulären Psychosen so häufig Veranlassung, dass sie kurz noch eigens besprochen werden muss: das ist die Verwechselung mit der Neurasthenie. Wenn es sich dabei um die ererbte (endogene), habituelle Nervosität handelt, so ist der Irrtum viel-

fach sehr naheliegend, wie das oben schon angedeutet wurde; denn diese beiden Folgen der angeborenen Entartung stehen in der Tat in sehr engen Beziehungen zu einander: ihre Gebiete berühren sich vielfach und an manchen Orten fallen sie sogar ganz zusammen. Alle diese nervösen Zustände neigen zur Periodizität, die ja auch in dem Leben gesunder Menschen eine grössere Rolle spielt, als vielfach zugegeben wird, und zu jähem Wechsel der Symptome und zu gelegentlichen Exacerbationen; sie führen fast immer zu gemütlichen Verstimmungen und zeigen darin Schwankungen nach oben und nach unten; wie die Manisch - depressiven unterliegen auch die meisten Psychopathen hypochondrischen Befürchtungen und einer gelegentlichen trüben Auffassung ihrer eigenen Lage; und wie bei jenen endlich zeugt ihre unstete Lebensführung von den vielfachen Schwankungen ihres Befindens.

Es ist übrigens auch praktisch ziemlich unerheblich, ob ein Grenzfall dieser Art so oder so gedeutet wird, denn die sozialen Konsequenzen sind in beiden Fällen fast die gleichen. Wichtig ist nur, dass eine wirkliche Melancholie, mit Angst und Selbstmordtendenzen, nicht deshalb übersehen wird, weil ihr im Beginn vage nervöse Beschwerden beigemengt waren.

Sehr viel leichter, aber auch sehr viel notwendiger ist die Differentialdiagnose zwischen dem zirkulären Irresein und der echten, erworbenen Erschöpfungs-Neurasthenie. Wer die Lehrbuchschilderungen dieser beiden Krankheiten vergleicht, würde danach eine Verwechselung kaum für möglich halten; die Erfahrung zeigt aber, dass Manisch-depressive oft lange Zeit unter der Etikette Neurasthenie behandelt und meist recht falsch behandelt werden. Gewiss haben auch diese beiden Leiden gemeinsame oder wenigstens ähnliche Symptome; auch Neurastheniker leiden an Insufficienzgefühlen und klagen über die mühsame und armselige Produktion ihres Geistes; auch bei ihnen wechseln Zeiten der Schlaffheit und Hemmung mit solchen von lebhafter Erregung, und Phasen von Müdigkeit und Apathie mit Angstzuständen ab, und auch ihr Befinden ist ohne erkennbare äussere Ursache bald besser, bald schlechter. Noch mehr als alles dieses erschweren hypochondrische Störungen die Differentialdiagnose, die ja bei der Neurasthenie so sehr häufig sind. Aber es werden doch niemals wirkliche Wahnvorstellungen melancholischen oder hypochondrischen Inhalts gebildet, die körperlichen Beschwerden sind in abnormen Sensationen begründet und nicht in wahnhaften Einbildungen; und die Leistungsunfähigkeit der Kranken beruht, wie die objektive Untersuchung zeigt, garnicht auf einer Hemmung der psychischen Vorgänge, sondern auf der abnormen Ermüdbarkeit des Gehirns. Die gemütlichen Schwankungen hängen viel

mehr von äusseren Ursachen ab, als es bei den melancholischen Depressionszuständen der Fall ist, und Stimmung und Affekte sind, wie alle Symptome der Neurasthenie überhaupt, wie die Insufficienz- und die hypochondrischen Ideen, wie die körperlichen Missempfindungen und die geistige Leistungsunfähigkeit, suggestiven Einflüssen, mögen sie von aussen oder von innen kommen, in hohem Maße zugänglich. Auch die körperlichen Zeichen der Neurasthenie können die Diagnose stützen, freilich nicht unbedingt, denn man findet sie gelegentlich auch bei melancholischen Depressionszuständen. Viel sicherere Anhaltspunkte für die Entscheidung bietet dagegen eine sorgfältig aufgenommene Anamnese, die Betrachtung des gesamten Lebenslaufes: die meisten zirkulären Psychosen lassen sich bis in ein relativ frühes Lebensalter, etwa bis zur Pubertät zurückverfolgen, während die erworbene Neurasthenie, ausser wenn sich die gleiche Schädlichkeit (Überarbeitung, Sorgen, körperliche Erkrankungen, Infektionen, z. B. Influenza) mehrmals wiederholt hat, fast immer als etwas Neues in das Leben des Erkrankten hineingetreten ist. Erwähnt sei in diesem Zusammenhange noch die alte Erfahrung, dass zirkuläre Kranke sehr häufig nur für die depressiven Phasen ihrer Psychose Krankheitseinsicht gewinnen, während sie und nicht selten auch ihre Angehörigen in den manischen Attacken, wenn sie nicht allzu schwer waren, gewöhnlich Zeiten besonderer Gesundheit sehen wollen.

Ein Wort noch über die habituellen Formen. Es wurde schon gesagt, dass in manischen oder melancholischen Verstimmungen, die mit kleinen Schwankungen den grössten Teil des Lebens überdauern, zumeist Eigentümlichkeiten von nicht pathologischem Charakter gesehen werden. Die Überlegungen, die vor diesem Irrtum schützen können, ergeben sich aus dem oben Gesagten von selbst. Hier seien nur noch zwei Fälle besonders erwähnt, die erfahrungsgemäß oft Schwierigkeiten machen.

Der eine betrifft die nicht seltene Mischung von habituell melancholischen und alkoholistischen Zügen, eine Mischung, deren Entstehung einfach zu deuten ist. Einmalige Alkoholdosen sind für diese menschenscheuen, vereinsamten Individuen oft das einzige wirksame Mittel, das ihnen gegen ihre innere Angst zur Verfügung steht, und es ist nicht wunderbar, wenn sie es zu viel und zu häufig anwenden. Nicht selten wird aber über dem Alkoholismus die Melancholie übersehen und davor sollte hier eigens gewarnt werden.

Die chronische Hypomanie dagegen täuscht, wie viele Gutachten beweisen, dem Unkundigen gelegentlich eine chronische Paranoia, einen Fall von Querulantenwahnsinn vor. Es liegt auf der Hand, dass manische Patienten leicht in Schwierigkeiten aller Art geraten müssen,

und ebenso, dass ihr Selbstbewusstsein und die oberflächliche Art ihres Denkens sie daran verhindert, die Berechtigung und die Notwendigkeit etwaiger Repressalien einzusehen. So können sich habituell Manische allmählich in Gedankengänge hineinsteigern und hineinreden, die den Wahnvorstellungen der Querulanten recht ähnlich sehen. Als Unterscheidungsmerkmal dient dann der Nachweis, der sich in jedem Falle führen lässt, dass es sich nicht um unkorrigierbare Wahnideen dabei handelt, sondern um irrtümliche Auffassungen, die, aus der Stimmungsanomalie erwachsen, auch mit ihr verschwinden, und die logischen Erwägungen zugänglich sind.

V.

Die chronische Paranoia.

(Querulantenwahnsinn und hypochondrische Verrücktheit.)

Auch der echte Querulantenwahnsinn, von dem eben die Rede war, wird erfahrungsgemäß sehr häufig verkannt und insbesondere im Gerichtssaal, in den er diese Kranken so häufig führt, von den begutachtenden Ärzten unrichtig beurteilt.

Bekanntlich handelt es sich dabei um eine Form der chronischen Paranoia, der „Verrücktheit“ im ärztlichen Sinne, und zwar um diejenige, deren Symptome dem Bewusstsein des Laien am seltensten auffallen und am wenigsten als krankhaft imponieren. Von den anderen Verlaufsarten der chronischen Paranoia bedarf hier nur noch eine zweite einer gesonderten Besprechung, weil die Verkennung der übrigen nur bei gröblicher Unwissenheit oder bei ganz oberflächlicher Untersuchung möglich ist.

Der Querulantenwahnsinn stellt also wie alle chronischen Paranoiaarten eine Psychose dar, bei der in einer exquisit chronischen Entwickelung allmählich Wahnvorstellungen im Sinne der Verfolgung oder der Selbstüberschätzung auftreten, die sich im weiteren Laufe der Erkrankung zu einem System zusammenschliessen. Auch das hat diese Form mit allen verwandten gemein, dass diese krankhaften Vorstellungen ohne primäre Mitwirkung eines Affektes und bei erhaltener Besonnenheit ausgebildet, und dass die Verfolgungsideen, die einmal vorhanden sind, niemals aufgegeben werden; sie beherrschen im zunehmenden Grade das ganze Denken des Kranken, der späterhin möglichst alle neuen Erfahrungen, die er macht, seinem Wahnsystem einordnet und beinahe alles nur unter diesem Gesichtswinkel betrachtet. Das ist das Wesen des Systems und das ist zugleich der Grund für die prinzipielle Unheilbarkeit dieser Psychose. Selbstverständlich ist auch das eine den paranoischen wie allen Wahnbildungen eigentümliche Erscheinung, dass sie jedem Versuch einer psychologischen Beeinflussung trotzen, und dass es sich nicht um Einbildungen, sondern um felsenfeste Überzeugungen handelt, an deren Richtigkeit die Kranken ebensowenig zu zweifeln vermögen, wie an der Realität etwaiger Sinnestäuschungen.

Was den Querulantenwahnsinn von den anderen Spielarten der Paranoia unterscheidet, sind einmal der spezielle Inhalt dieser krankhaften Vorstellungen, denen immer die Idee einer rechtlichen Benachteiligung zugrunde liegt, und ferner das Fehlen der Sinnestäuschungen, die in den anderen Fällen häufig zum Ausgangspunkt der Wahnbildungen werden. Hält man dazu den ganz chronischen Verlauf der Psychose und die wohlerhaltene formale Logik des Kranken, so werden die diagnostischen Schwierigkeiten, welche diese Patienten erfahrungsgemäß machen, verständlich: alles was sie vortragen, liegt gewöhnlich im Bereich des an sich Möglichen und jede Behauptung wird in scheinbar klarer und zusammenhängender Weise begründet; alle grob sichtbaren und handgreiflichen Merkmale des Irreseins fehlen, und Intelligenz und geistige Energie können sogar ausgezeichnet sein.

Tatsächlich gibt es wohl kaum einen Querulanten, dem nicht einmal oder mehrfach seine geistige Gesundheit von Ärzten attestiert worden wäre. Das eklatanteste Beispiel dieser Art, das ich erlebt habe, war das auf Grund der Akten erstattete Obergutachten eines hochgestellten Medizinalbeamten, der als technischer Berater eines Ministeriums behauptete: in den Vorgutachten (eines Psychiaters) sei ausdrücklich hervorgehoben, dass der „angebliche Kranke vollkommen besonnen und exakt orientiert sei“; damit sei ja seine geistige Gesundheit bewiesen. Besonnen und orientiert sind natürlich alle Paranoiker; von der wohlerhaltenen formalen Logik und von der oft ausgezeichneten Dialektik der Querulanten speziell war eben schon die Rede.

Zum grossen Teile verdanken diese ärztlichen Zeugnisse ihre Entstehung der Gewohnheit, sich lediglich auf Grund einer einmaligen Untersuchung und ohne Kenntnis der Akten eine Überzeugung zu bilden und diese schriftlich niederzulegen. Auf diese Weise machen sich manche Ärzte nicht selten geradezu die wahnhaften Vorstellungen ihrer Klienten zu eigen, und zwar selbst dann, wenn diese inhaltlich noch sehr viel unwahrscheinlicher sind, als es die Ideen der Querulanten gewöhnlich zu sein pflegen. In einem solchen Falle war einer älteren Frau (nach halbstündiger Untersuchung) bescheinigt worden, sie sei vollkommen geistig gesund und durchaus glaubwürdig; sie befinde sich nur noch in begreiflicher Erregung infolge eines Notzuchtsattentats, dem sie zum Opfer gefallen sei. Die Frau hatte das Zeugnis gefordert, um dadurch der Anzeige gegen den angeblichen Attentäter mehr Nachdruck verleihen zu können. Schon das hätte dem Arzte auffallen sollen, wie es dem zuständigen Amtsrichter auffiel; dieser hat festgestellt, dass die chronisch-paranoische Patientin bereits 2 Jahre in einer Irrenanstalt gewesen war, und weiter, dass der von ihr beschuldigte Herr sie gar nicht kannte und sie zu der in Rede stehenden Zeit auch nicht gesehen

haben konnte; auf Grund dieser Feststellungen hat dann der Richter die Kranke dahin gewiesen, wohin sie der Arzt hätte weisen sollen: in eine Irrenanstalt.

Jeder Irrenarzt wird zugeben, dass solche Fälle, so sehr man sie bedauern muss, doch typisch sind, und dass sie alle Tage vorkommen. Sie sind nur möglich, wenn alles ohne Kritik geglaubt wird, was diese Kranken erzählen, und wenn zugleich der Irrglaube besteht, man könne jedem Geisteskranken sein Leiden unbedingt, ohne Fachkenntnisse und ohne weitere Feststellungen, anmerken. Jede weitere Auseinandersetzung darüber ist nach allem, was früher schon gesagt ist, entbehrlich; erinnert sei nur daran, dass gerade die Querulanten wie alle Paranoiker eine besondere Fähigkeit zum Dissimulieren zu erwerben pflegen.

Diese Andeutungen über die Irrtümer, die in dieser Beziehung vorkommen, mögen genügen. Zum Schluss mag nur noch einer sachlichen Schwierigkeit gedacht werden, die auch dem Psychiater von Fach gelegentlich begegnet und die jeder Arzt kennen sollte, damit er sie, wenn auch nicht lösen, so doch vermeiden lernt. Sie liegt in dem Vorkommen der sogenannten Pseudo-Querulanten.

Das Maß von Vertrauen, das der einzelne seinem Mitmenschen entgegenzubringen geneigt ist, unterliegt ja ausserordentlich grossen individuellen Schwankungen, und Menschen, die ihr Leben lang überall unfreundliche Gesinnungen voraussetzen und feindliche Maßnahmen wittern, ohne doch je eigentlich geisteskrank zu werden, sind jedem bekannt. Auch das ist eine allen geläufige Teilerscheinung dieser Tatsache, dass viele sonst ganz verständige Menschen, sobald sie mit einer staatlichen Behörde in eine irgendwie unliebsame Berührung geraten, ihre Objektivität verlieren und zugleich die Fähigkeit, ihren persönlichen Vorteil der Ordnung des Ganzen freiwillig zu opfern. So bilden sich bei Leuten, die durch Zufall oder von Berufswegen viel mit den Gerichten zu tun gehabt haben, gelegentlich Vorstellungen und Auffassungen heraus, die den wirklichen Verhältnissen sehr wenig entsprechen Besonders auffallend werden diese Charaktere für den, der nicht ihres Geistes ist, dann, wenn sie schliesslich gar nicht mehr reelle Vorteile, sondern nur noch die Anerkennung eines ideellen Rechtes verlangen, und wenn ihr Kampf gegen die Behörden nicht mehr von materiellen Interessen, sondern nur noch von dem Bestreben, ein verfeinertes Rechtsgefühl zu befriedigen, diktiert wird. Dass unser kompliziertes Gerichtsverfahren dem Laien, der seine Notwendigkeit nicht einsieht, dazu reichlich Anlass geben kann, lehren die Bemühungen ungebildeter Menschen, einen durch alle Instanzen verfo gten und deshalb endgiltig erledigten Prozess trotz der formalen Unmöglichkeit doch wieder aufnehmen zu lassen.

Aber diese Irrtümer sind im Prinzip korrigierbar, so schwer sie auch im einzelnen Falle beseitigt werden können; sie sind nicht aus krankhafter Ursache entstanden, sondern von normalen, wenn auch falschen Voraussetzungen aus gebildet worden, und sie sind deshalb keine Wahnideen. Freilich kann die Entscheidung sehr schwer sein und sie sollte, sobald sich die Frage überhaupt in dieser Richtung zuspitzt, grundsätzlich den Spezialärzten überlassen werden. An der Hand des Aktenmaterials und auf Grund einer eingehenden, sachverständigen Untersuchung des betreffenden Menschen ist sie in jedem Falle möglich.

Die zweite Form der chronischen Paranoia, die ihrer Natur nach in der ärztlichen Praxis besonders häufig Schwierigkeiten verursacht, ist die hypochondrische Verrücktheit. Auch diese stellt nur eine Spielart dar, deren Wesen durch den zufälligen Inhalt der Wahnvorstellungen und durch den besonderen Charakter der Sinnestäuschungen bestimmt ist. Im übrigen gelten alle allgemeinen Grundsätze für die Beurteilung der chronischen Paranoia auch für diese Fälle.

Ihre praktische Bedeutung beruht, wie gesagt, auf der speziellen Richtung der Wahnbildungen, die stets den Glauben an eine unheilbare körperliche Krankheit zum Gegenstande haben. Das schwere Krankheitsgefühl, das diese Patienten quält und das durch zahlreiche Sensationen, durch Sinnestäuschungen über die Vorgänge im eigenen Körper, genährt wird, treibt sie von Arzt zu Arzt, und die Kuren, die mit ihnen vorgenommen werden, beweisen gewöhnlich schon durch ihre Anzahl, dass sie von falschen Diagnosen diktiert gewesen sind. Auch diese Patienten gelten vielfach für neurasthenisch oder für hysterisch, obwohl ihre absolute Unzugänglichkeit allen suggestiven Maßnahmen gegenüber deutlich gegen diese Diagnosen sprechen sollte. Allerdings halten verrückte Hypochonder selten lange bei einem Arzt aus, und bei einer einmaligen Untersuchung sind sie nicht immer zu erkennen. Aber an die Möglichkeit dieses Leidens sollte mehr gedacht werden, als es gewöhnlich geschieht; wenn Kranke dieser Art, die doch offenbar nicht sowohl ihre Genesung als die blosse Anerkennung ihrer eingebildeten Krankheit wünschen und betreiben, allen Belehrungen des Arztes von vorneherein kein Ohr leihen, und statt dessen schon eine ganze Reihe fertiger Erklärungen für ihr Leiden mitbringen, dann ist Vorsicht am Platze. Alle anderen Hypochonder diskutieren doch wenigstens über die Möglichkeit einer Heilung und nur die Paranoiker unter ihnen sind von den Vorgängen, die sie an ihrem Körper gefühlt, und von den Ideen, die sie sich darüber zurecht gelegt haben, so felsenfest überzeugt, dass von einer Besserung gar keine Rede sein kann.

Diese Kranken sind es, deren Rache gelegentlich Ärzte zum Opfer fallen, die gewöhnlich keine Ahnung davon haben, dass sie in dem Wahnsystem eines Hypochonders eine so grosse Rolle spielen. Irgend ein therapeutischer Eingriff oder auch nur eine Untersuchung wird von dem Kranken zu einer feindlichen oder jedenfalls schädlichen Maßnahme umgestaltet und für die weitere Entwicklung seiner Krankheit verantwortlich gemacht. Der Hass, der daraus entsteht, macht sich dann eines Tages in Attentaten Luft, von denen die Zeitungen hin und wieder berichten.

Die praktischen Konsequenzen, die sich aus dem eben Gesagten ergeben, liegen so klar zu Tage, dass sie hier nur angedeutet zu werden brauchen. Zu heilen ist an diesen Kranken nichts, wohl aber kann ihnen und anderen durch unzweckmäßiges Verhalten (Kritik an früheren Ärzten!) ausserordentlich viel geschadet werden. Ihr Schicksal ist schliesslich die Internierung in der Anstalt.

VI.

Verblödungsprozesse im jugendlichen Alter.

Die grosse Mehrzahl derjenigen Psychosen, die heute vielfach unter der gemeinsamen Bezeichnung Dementia praecox zu einer grossen Krankheitsgruppe zusammengefasst zu werden pflegen, erzeugt schon im ersten Beginn so schwere Störungen und so stürmische Erscheinungen, dass ihre Verkennung schlechterdings unmöglich ist. Deshalb sollen die paranoischen und die katatonischen Formen dieses Leidens hier gar nicht berücksichtigt werden; erwähnt sei nur, dass beiden Psychosen nicht selten länger dauernde Depressionszustände vorausgehen, die denn doch hin und wieder übersehen werden, und die dem Arzte auch deshalb bekannt sein müssen, weil er sonst Gefahr läuft, sie als Melancholien zu deuten und prognostisch danach zu beurteilen. Die keineswegs leichte Differentialdiagnose dieser Fälle können wir hier nicht einmal streifen, und es mag statt dessen nur als Regel hingenommen werden, dass über die Heilungsaussichten eines Depressionszustandes, der erstmals im jugendlichen Lebensalter auftritt, nur psychiatrisch ausgebildete Spezialärzte bindende Versicherungen abgeben sollten.

Viel wichtiger als die genannten Formen erscheint im Zusammenhange dieser Schrift die dritte Verlaufsart der Dementia praecox, die Hebephrenie. Ihre ersten Anfänge bleiben fast immer unbemerkt, und auch die späteren Phasen ihres Verlaufes werden oft weder von der Familie noch vom Hausarzt erkannt und richtig behandelt.

Die Gründe dafür liegen in dem ganz eigentümlichen Verlaufe dieses häufig freilich nahezu unmerklich fortschreitenden Verblödungsprozesses. Die Erfahrung ist ja jedem Laien geläufig, dass die geistige Entwicklung ursprünglich tüchtiger junger Menschen zuweilen plötzlich stehen bleibt oder gar Rückschritte macht, dass Musterschüler versagen, hoffnungsvolle Studenten auf der Universität total entgleisen, dass junge Kaufleute auf einmal unbrauchbar werden u. s. f. Die richtige Erklärung aber wird selten gefunden; sie liegt für die grosse Mehrzahl dieser Fälle in dem Eintreten einer Psychose, die sehr häufig

gar keine irgendwie auffallenden Symptome hervorruft, und die doch allmählich die geistige Energie vernichtet oder wenigstens vermindert.

Allerdings kann auch die Hebephrenie durch stürmische Erscheinungen eingeleitet werden; die Patienten äussern dann eigentümlich phantastische und unklare Ideen oder sie begehen ganz unsinnige Handlungen und erweisen sich damit ohne weiteres als krank. In anderen Fällen aber geht die Umgestaltung der Persönlichkeit so allmählich vor sich, dass die Umgebung gar nichts davon merkt; erst wenn sich dann später Misserfolge, in der Schule etwa, einstellen, fällt es den Eltern auf, dass der Kranke schon seit längerer Zeit stiller, verträumter, dass er interesselos und gleichgiltig, kühl und gefühlsarm geworden war. Damit kann das Bild vollständig gekennzeichnet sein: es gibt Fälle derart, deren intellektuelles Niveau in dieser milden, unmerklichen Weise um ein paar Stufen gesunken ist, ohne dass je schwerere Symptome aufzutreten brauchten. So laufen viele Hebephrenien ausserhalb der Anstalt ab, und die Angehörigen sehen davon nur das eine, dass der betreffende Mensch nicht hält, was seine erste Entwicklung versprochen hatte.

Die Erkennung dieser Fälle wird dadurch noch schwieriger, dass die wenigen Krankheitszeichen, die im Beginn des Leidens überhaupt einigermaßen in die Augen fallen könnten, den Eigentümlichkeiten der normalen Pubertät so ähnlich sind, dass man sie gar nicht ohne weiteres von Ungezogenheiten der Flegeljahre und von Schwärmereien des Backfischalters unterscheiden kann. Möglicherweise sind diese Züge, das läppische, alberne Wesen, das gesteigerte Selbstgefühl, die Neigung, sich mit den tiefsten Problemen des Daseins zu beschäftigen, Erfindungen zu machen oder zu dichten, die Freude an grossen Worten und an stereotypen Redewendungen und Manieren, überhaupt nur aus dem Grunde so häufig, weil die Kranken auf der Entwicklungsstufe dieses jugendlichen Alters stehen bleiben und seine Merkmale in ihre Psychose mit herübernehmen.

Auch diese Patienten werden, wenn sie überhaupt zur ärztlichen Untersuchung kommen, zumeist für Neurastheniker gehalten. In der Tat ist die Unterscheidung wenigstens der endogenen Nervosität gegenüber nicht immer leicht, und zwar besonders deshalb, weil auch die Hebephrenen wieder zu hypochondrischen Befürchtungen neigen und gelegentlich ganz ähnliche Dinge über Folgen der Masturbation usw. äussern, wie jugendliche Psychopathen. Sie kommen gerade deshalb auch relativ oft spontan in die Sprechstunde von Nervenärzten. Für die Differentialdiagnose ist in solchen Fällen der Nachweis von Wert, dass diese Individuen früher anders gewesen waren, und ganz besonders die Feststellung einer gemütlichen und intellektuellen Stumpfheit, die vorher nicht bestanden hatte. Ausserdem bringt ein genaues Krankenexamen auch in den schwierigsten Fällen fast immer Vorgänge ans

Licht, die kaum anders als durch eine beginnende Hebephrenie erklärt werden können; in einem der letzten Fälle dieser Art, die ich gesehen habe, berichtete z. B. der dem Kranken vorgesetzte Bürovorsteher von plötzlich hingeworfenen, beleidigenden Äusserungen, die der Patient ohne jede oder doch aus minimaler Veranlassung im Dienst getan hatte. Als das Büro an einem Feiertage der evangelischen Gemeinde nicht, wie der katholische Schreiber gehofft hatte, geschlossen worden war, hatte er etwas von „religiösem Hass" gemurmelt; ein anderes Mal sich plötzlich, ohne dass dem irgend eine Auseinandersetzung vorausgegangen war, darüber beklagt, dass ein Mensch von seinen Fähigkeiten unter so verständnis- und bildungslosen Idioten arbeiten müsste. Das Charakteristische war, dass der Kranke diese und noch zahlreiche ähnliche Äusserungen ruhig zugab, aber gar nicht begreifen wollte, dass man darin etwas Ungehöriges sehen könnte.

Das ist nahezu die wesentlichste Eigentümlichkeit dieser Hebephrenen- und der meisten Dementia-praecox-Patienten überhaupt: die Stumpfheit und die Gleichgiltigkeit, mit der sie ihren eigenen Verfall, ihre Misserfolge in der Schule und im Amt, die Schwierigkeiten und die Sorgen, die sie ihren Eltern machen, und selbst strafrechtliche Konflikte ruhig und ohne Gemütsbewegungen als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Das gibt auch ihren hypochondrischen Klagen ein sehr charakteristisches Gepräge: sie erzählen von den ungeheuerlichsten Krankheiten, von verfaulten Gedärmen und erstarrten Lungen, von dauerndem Herzstillstand und von erweichtem Rückenmark ohne jede Angst und mit der gleichmütigsten Miene.

Auch diese Kranken gehören, wenn sie nicht von sehr günstigen äusseren Verhältnissen umgeben werden, zunächst in die Anstalt, damit sie das finden, was sie am nötigsten gebrauchen: vollkommene Ruhe. Die muss unbedingt gefordert werden, auch wenn die Eltern eine Anstaltsbehandlung nicht zugeben wollen, und deshalb besteht die dringendste Aufgabe des Arztes in solchen Fällen darin, dass er den Kranken von allen Anstrengungen und von allen Aufregungen befreit, welche der Schulunterricht, die Hänseleien der Mitschüler und die pädagogischen Bemühungen der Lehrer und der Eltern gewöhnlich mit sich bringen. Dagegen muss dringend vor einer allzu ungünstigen Prognose gewarnt werden; das Schicksal, das der leidige Name Dementia praecox diesen Kranken androht, trifft lange nicht alle, und, wenn auch die meisten nicht ganz ohne Einbusse an Intelligenz und besonders an Gemüt davon kommen: geringere Defekte bemerken die Angehörigen nicht oder sie wollen sie nicht bemerken. Der Arzt aber, der dann eine schwere Verblödung vorausgesagt hat, gilt — nicht ganz mit Unrecht — als desavouiert.

VII.

Hysterie und Epilepsie.

Ganz kurz mag noch ein Grenzgebiet der Psychiatrie gestreift werden, auf dem sich interne Mediziner und Psychiater begegnen, dem aber gerade vom psychiatrischen Standpunkte aus eine so grosse praktische Bedeutung beigelegt werden muss, dass es hier nicht ganz vernachlässigt werden kann. Es ist das Gebiet der sogenannten Neurosen, der Epilepsie und der Hysterie.

Die Hysterie ist ja, streng genommen, eine rein psychische Störung, und das Verständnis der meisten hysterischen Zustände ist ohne allgemeine psychiatrische Kenntnisse schlechterdings unmöglich. Alle hysterischen Symptome beruhen in letzter Linie auf der Idee des Patienten, krank zu sein; Hysterische sind blind, weil sie glauben, sie könnten nicht sehen, sie sind gelähmt, weil sie meinen, sie vermöchten ein Glied oder eine Seite nicht mehr zu bewegen, und wenn sie aphonisch, taub oder ohne Gefühl sind, so hat das ganz analoge Gründe. Gewiss gehen die Erscheinungen der Hysterie nicht insgesamt und rein in dieser Erklärungsformel auf; es bleibt ein Rest übrig, der sich zu diesen psychogenen Störungen verhält, wie der Angstschweiss und die Pulsbeschleunigung zur Angst selbst: es sind die körperlichen Folgen bestimmter psychischer Störungen. Aber im Prinzip hat Moebius Recht, welcher der Meinung ist, dass alle hysterischen Symptome zuvor in der Vorstellung der Kranken existiert haben müssen.

Das brauchte hier nicht noch einmal auseinandergesetzt zu werden, wenn nicht in allen möglichen Zweigen der Medizin zahlreiche sogenannte Simulationsproben angewandt würden, mit denen Schwindler entlarvt werden sollen und denen tagtäglich Hysterische zum Opfer fallen. Seit es eine Unfallgesetzgebung gibt, sind diese Dinge besonders aktuell geworden. Hier möge ein Beispiel genügen, um zu zeigen, wo der Fehler liegt, der in dieser Beziehung nicht selten begangen wird. Manche Augenärzte lassen Menschen, die auf einem Auge schlecht oder gar nicht zu sehen behaupten und die nach dem objektiven Befund volle Sehschärfe haben müssten, durch ein Stereoskop Bilder ansehen und beschreiben, deren Gegenstände zum Teil nur für das angeblich blinde Auge sichtbar sind. Natürlich fallen viele Simulanten darauf hinein, aber ebenso natürlich auch alle hysterischen Kranken. Die anatomischen

und physiologischen Voraussetzungen des Sehaktes sind ja bei ihnen wie bei Gesunden gegeben und die psychische Ursache ihrer Blindheit, die Vorstellung, das Bild nicht in allen seinen Teilen sehen zu können, die wird durch die erwähnte Versuchsanordnung beseitigt und aus dem Bewusstsein des Patienten ausgeschaltet; sie glauben, das ganze Bild mit dem gesunden Auge erkennen zu können und deshalb erkennen sie es nun wirklich. So geht es mit vielen ähnlichen Proben.

Dann noch ein Wort über den sogenannten hysterischen Charakter. Im Volksmunde besitzt das Adjektiv „hysterisch" einen sehr üblen Beigeschmack, es ist fast zu einem Schimpfwort geworden, und nur wenn die Eventualität der Geisteskrankheit in Frage steht, wird die Hysterie als das kleinere Übel vorgezogen. Nun ist zuzugeben, dass viele Hysterische moralisch sehr bedenkliche Eigenschaften besitzen, dass sie lügen, verleumden, heucheln und andere quälen, wo sie nur können. Aber es gibt auch andere, die ethisch durchaus intakt sind, und es ist sehr fraglich, ob in den zuerst genannten Fällen der schlechte, degenerative Charakter und die Hysterie wirklich so eng zusammen gehören, dass sie identifiziert werden dürften. Die Möglichkeit hat viel für sich, dass beide Störungen voneinander unabhängig sind, und dass sie nur deshalb so oft bei einem und demselben Individuum angetroffen werden, weil ethische Degeneration und Hysterie auf einem Boden, dem der psychischen Entartung erwachsen.

Ob es Hysterische oder Dégénérés sind, praktisch besteht die Tatsache, dass alle Ärzte ohne Ausnahme gelegentlich von solchen Leuten — es sind ja meistens Frauen — getäuscht werden. Es ist das möglich, weil diese Kranken, wenn es die Situation erfordert, nicht bloss ausserordentlich liebenswürdig und formgewandt, sondern auch durchaus klar und besonnen erscheinen können; dass sie das, was sie sagen, fast immer selbst glauben, und dass ihnen dieser Glaube eine grosse subjektive Sicherheit verleiht, die leicht suggestiv wirkt, ist so bekannt, dass es hier nur angedeutet zu werden braucht. Die Warnung, die aus alledem abgeleitet werden muss, bezieht sich besonders auch auf die forensische ärztliche Tätigkeit und gilt namentlich für Ehescheidungs- und Entmündigungsprozesse.

Auf die Epilepsie und ihre hauptsächlichsten Erscheinungsformen näher einzugehen, hiesse die Grenzen dieser Schrift weit überschreiten; auch die oft verfehlte Differentialdiagnose zwischen dieser Neurose und der Hysterie muss hier ganz übergangen werden. Dagegen dürfen wir die sogenannten epileptischen Äquivalente, speziell die länger dauernden Dämmerzustände wohl kurz erörtern. Auch ihre Bedeutung liegt zum guten Teile auf forensischem Gebiete; die

Entscheidung, ob eine Straftat im epileptischen Ausnahmezustand begangen worden ist oder nicht, ist eine von den wichtigsten und zugleich schwierigsten, die in der ärztlichen Praxis überhaupt verlangt werden.

In jedem Falle dieser Art muss der doppelte Nachweis geführt werden: einmal dass überhaupt eine epileptische Gehirnanlage vorliegt, und zweitens, dass in einem bestimmten Zeitabschnitt eine epileptische Bewusstseinstrübung wahrscheinlich bestanden hat. Die Gesichtspunkte, die für die Beantwortung der ersten Frage maßgebend sind, können hier übergangen werden. Erinnert sei nur an die körperlichen Residuen früherer Anfälle und daran, dass alte Epileptiker schwere psychische Veränderungen, Charakter-Eigentümlichkeiten, Gedächtnis-Störungen, Schwerfälligkeit des Denkens und Umständlichkeiten beim Sprechen und Handeln, grosse Reizbarkeit usw. selten vermissen lassen. Die Kenntnis der epileptischen Psyche ist leider, namentlich in richterlichen Kreisen, noch sehr wenig verbreitet; es wäre sonst nicht möglich, dass den Aussagen gerade dieser Kranken im Strafverfahren so oft ein grosses Gewicht beigelegt wird. Epileptiker sind nahezu die schlechtesten Zeugen, die es gibt.

Für die nachträgliche Feststellung, ob jemand zu einer bestimmten Zeit einen Dämmerzustand durchgemacht hat, besitzen wir leider nicht ganz so viele sichere Kriterien, als vielfach geglaubt wird. Die Annahme ist sehr verbreitet, dass in diesen epileptischen Äquivalenten Auffälligkeiten des äusseren Benehmens, in der Haltung oder in der Sprache so regelmäßig angetroffen würden, dass negative Zeugenaussagen in dieser Beziehung bindende Schlüsse zuliessen. Das ist nicht richtig; sehr viele Kranke benehmen sich auch in Zuständen schwerer Bewusstseinstrübung scheinbar durchaus besonnen und korrekt, und auch der erfahrene Arzt kann darin nicht jedesmal Abweichungen vom normalen Geschehen feststellen. Freilich kommt auch das andere vor: dass die Patienten schwanken oder lallen oder dass sie blass oder sonst verändert aussehen: die Laien halten sie daraufhin meist für betrunken, eine Behauptung, die man auch dann nicht ohne weiteres glauben soll, wenn der Genuss von einigem Alkohol wirklich nachgewiesen worden ist.

Übrigens ist diese Laienmeinung nicht ganz zufällig entstanden. Der epileptische Dämmerzustand und der Rausch weisen in der Tat ziemlich viele Analogien auf. Dahin gehört schon der Anschein der Besonnenheit in Haltung und Rede, der bekanntlich auch vielen schwer Betrunkenen verbleiben kann. Ausserdem können Dämmerzustände bei Epileptikern durch Alkoholmissbrauch ausgelöst werden und umgekehrt schon vorhandene Bewusstseinstrübungen zu starkem Trinken den Anlass geben. Endlich aber bestehen in dem *Verhalten der Erinnerung* nach beiden Arten von Bewusstseinsstörung recht weitgehende Parallelen.

Im allgemeinen gilt ja der Satz, dass solche Zustände eine um so intensivere Amnesie zu hinterlassen pflegen, je stärker das Bewusstsein getrübt war; von dem grossen epileptischen Anfall wissen die Kranken garnichts; an eine leichte epileptische Verstimmung (wie an eine mäßige Betrunkenheit) erinnert man sich nur summarisch; die Situation wird behalten, Einzelheiten gehen verloren. Aber diese Beziehungen zwischen der Tiefe des Bewusstseinsverlustes und der Grösse des Erinnerungsdefektes sind nicht so gesetzmäßig, als dass nicht Ausnahmen qualitativer und quantitativer Art vorkämen.

Besondere Schwierigkeiten macht es in der forensischen Praxis, wenn Kranken unmittelbar nach einem Dämmerzustande, also z. B. bei der ersten Vernehmung über ein in diesem begangenes Delikt, eine sehr präzise und detaillierte Erinnerung zur Verfügung steht, die später, etwa bis zum folgenden Tage, vollständig verloren geht. Dass ein solches Verhalten bei dem Richter zunächst Vermutungen erwecken muss, die für den Beschuldigten ungünstig sind, liegt auf der Hand; umsomehr ist es Sache des ärztlichen Experten auf die Möglichkeit dieser Vorkommnisse hinzuweisen. Er kann seine Ausführungen in solchen Fällen durch den Vergleich mit Erfahrungen aus dem Traumleben unterstützen: auch Träume entfallen unserem Gedächtnis zuweilen noch nach Stunden, nachdem wir sie ursprünglich behalten hatten. Die Parallele lässt sich noch weiter durchführen: wie die Erinnerung an einen inzwischen vergessenen Traum durch den Anblick eines Menschen oder eines Gegenstandes, der darin eine Rolle gespielt hat, gelegentlich wieder geweckt wird, so kann eine vom Gericht angeordnete „Inaugenscheinnahme“ des Tatortes in das Bewusstsein des epileptischen Täters Vorgänge zurückrufen, die er zunächst vergessen und deshalb abgeleugnet hatte. Er ist also der bewussten Täterschaft nicht überführt, wenn er in solcher Lage plötzlich Angaben macht, die seinen früheren Behauptungen zuwiderlaufen.

Diese, freilich sehr spärlichen, Andeutungen mögen genügen; auch für die psychischen Störungen bei der Epilepsie gilt die Erwägung, dass unvollständige Darstellungen mehr Schaden als Nutzen bringen werden; deshalb muss auch hier wieder auf die Lehrbücher der Psychiatrie und der gerichtlichen Psychiatrie verwiesen werden. Nur eine Bemerkung sei noch angefügt, dass nämlich zahlreiche Epileptiker in ihren Dämmerzuständen die gefährlichsten Kranken darstellen, die wir überhaupt kennen, Kranke, die unter der Einwirkung massenhafter Sinnestäuschungen und infolge ihrer hochgradigen inneren Angst sinnlos gegen die Umgebung antoben und nur ausserordentlich schwer beruhigt und unschädlich gemacht werden können. Patienten, die zu diesen Zufällen neigen, gehören im Interesse ihrer eigenen und der öffentlichen Sicherheit unbedingt in eine Anstalt.

VIII.
Die Erkennung organischer Gehirnkrankheiten.

Eine fast noch grössere Unsicherheit als bei der Erkennung der bisher besprochenen funktionellen Seelenstörungen legen viele Ärzte dann an den Tag, wenn die Frühdiagnose organischer Gehirnkrankheiten von ihnen verlangt wird. Diese setzt ausser der Fähigkeit, auch kleinere Abweichungen vom normalen psychischen Geschehen zu beobachten und zu bemerken, eine Summe von neurologischen Kenntnissen und eine Erfahrung in den neurologischen Untersuchungsmethoden voraus, die leider allzu viele Mediziner ebenso vermissen lassen, wie den praktischen Blick für seelische Anomalien. Das müsste hingenommen werden, wenn diese neurologische Untersuchungstechnik den Ruf besonderer Schwierigkeit, in dem sie steht, wenigstens verdiente; aber in Wirklichkeit sind doch die Prüfung der Pupillen- und der Sehnenreflexe und die Untersuchung der Sensibilität viel leichter als analoge Methoden in anderen Disziplinen.

Wie viel Schaden durch eine zu späte Diagnose der Paralyse angerichtet werden kann, ergibt sich einmal aus dem Symptomenbild und aus dem Verlaufe dieser Krankheit und ferner aus ihrer relativen Häufigkeit: etwa jeder sechste oder siebente Kranke, der in eine Irrenanstalt aufgenommen wird, ist paralytisch. Und kaum einer von ihnen kommt rechtzeitig herein.

Die Irrtümer, die in dieser Beziehung begangen werden, sind so zahlreich und so vielgestaltig, dass hier nur das Wichtigste erörtert werden kann. Auf die jedem Psychiater bekannten Fälle, in denen tief verblödete Paralytiker mit nahezu allen körperlichen Zeichen ihrer Krankheit als Neurastheniker in Sanatorien oder in die Sprechstunde von Nervenärzten geschickt werden, vermögen wir nicht einzugehen: das Maß von Wissen, das diese oft recht folgenschweren Fehldiagnosen verhüten könnte, würde sich aus jedem Lehrbuch unschwer schöpfen lassen.

Auf der anderen Seite der Reihe stehen die Patienten im allerersten Beginn der Gehirnerweichung, die so wenige sichere Zeichen ihrer Krankheit aufweisen, dass die erste Untersuchung auch den Erfahrenen nicht über eine Wahrscheinlichkeitsdiagnose hinausbringt. Die Tatsache ist nur scheinbar paradox, dass die Zahl dieser Fälle in dem-

selben Tempo zunimmt, in dem sich mit der Untersuchungstechnik auch die Kenntnis der allerfrühesten psychiatrischen und neurologischen Krankheitszeichen der Paralyse feiner und vollkommener gestaltet; denn diese ersten Anzeichen können nicht eindeutig sein und ihre Beurteilung erfordert viel Erfahrung und zum mindesten ebensoviel Vorsicht.

Vom praktischen Arzte eine richtige Beurteilung dieser Zustände verlangen, hiesse den wirklichen Stand der Dinge und die dringendsten praktischen Bedürfnisse gröblich verkennen; die Ziele, die zunächst erreicht werden müssen, sind viel weniger hoch gesteckt. Zunächst sollte der unerträgliche Missstand beseitigt werden, dass täglich Leute von ihren Ärzten für gesund, für zum Heiraten geeignet, für dienstlich brauchbar, für geschäftsfähig und für strafrechtlich verantwortlich erklärt werden, in denen jeder Kundige in kürzester Frist die Paralytiker erkennt.

Gewiss bestehen gerade für die Paralyse grosse sachliche Schwierigkeiten. Ihr Bild ist so vielgestaltig, dass es nicht rein empirisch gewonnen werden kann; es prägt sich nicht ein, wie das einer Radiusfraktur. Aber wer einmal das Prinzipielle an den Erscheinungen zu sehen gelernt hat, der wird es immer wieder finden müssen, sobald er nur danach sucht.

Der progressiven Paralyse liegt ein anatomischer Prozess zu Grunde, der stets das ganze Zentralnervensystem ergreift und der ausser zu entzündlichen Veränderungen zu einem fortschreitenden Ausfall von funktionstragender Nervensubstanz in der Hirnrinde und im übrigen Gehirn und zugleich auch im Rückenmark führt. Dem Untergang der nervösen Bestandteile des Cortex entspricht der grundsätzlich wiederkehrende Verfall der Verstandeskräfte, während die Zerstörung von anderen cerebralen und von spinalen Systemen das Auftreten der Lähmungen bewirkt, denen die Dementia „paralytica“ ihren Namen verdankt. Und wie diesen Paresen gelegentlich Krämpfe und überhaupt motorische und sensible Reizsymptome vorausgehen können, wenn die Lokalisation und die Art des anatomischen Prozesses das so mit sich bringen, so wird auch die Demenz, die psychische Schwäche nicht selten durch die stürmischeren Symptome einer mehr oder weniger akut verlaufenden Seelenstörung eingeleitet oder von ihnen begleitet.

Der Psychiater vom Fach kann heute nahezu alle psychischen Zustandsbilder, die im Verlaufe der progressiven Paralyse beobachtet werden, durch eine genaue psychologische Untersuchung von den funktionellen Psychosen unterscheiden, denen sie etwa ähnlich sehen. Für die Verhältnisse (und für die Bedürfnisse) der allgemeinen Praxis ist daran festzuhalten, dass diese organische Gehirnkrankheit nahezu jede Form psychischer Störung vorzutäuschen vermag. Die Differentialdiagnose gestatten die neurologischen Symptome, auf die schlechthin alle Geisteskranken unbedingt untersucht werden müssen.

Alle Psychosen, die wir bisher besprochen haben, verlaufen, ohne dass den psychischen Krankheitszeichen körperliche, neurologische parallel gehen; zum Wesen der Paralyse gehört es, dass diese Anzeichen einer diffusen Erkrankung des gesamten Nervensystems niemals vermisst werden.

Diese Zeichen sind untereinander nicht gleichwertig. Einzelne von ihnen erbringen, notabene wenn ausser ihnen psychische Störungen vorliegen, den Beweis der Paralyse ohne weiteres. Wenn sich ein tabischer Symptomenkomplex mit reflektorischer Pupillenstarre oder mit Augenmuskellähmungen, mit Fehlen der Sehnenreflexe, mit Opticusatrophie, mit Analgesien oder mit neuralgischen Schmerzen, mit Gürtelgefühl, mit Krisen, mit Blasenstörungen oder mit Abnahme der Potenz bei einem Manne mittleren Lebensalters rasch entwickelt und wenn dann zugleich seelische Veränderungen irgend welcher Art auftreten, so ist die Diagnose so gut wie sicher. Die Rückenmarksschwindsucht findet sich mit psychischen Störungen nicht paralytischer Art so ausserordentlich selten vereint, dass diese Möglichkeit kaum in Frage kommt. Sie wird nur dann näher gerückt, wenn zu einer viele Jahre alten Tabes später — etwa infolge des Seniums — geistige Veränderungen hinzutreten; oder aber natürlich dann, wenn eine wohl charakterisierte Psychose, vielleicht eine zirkuläre Form, schon lange vor der Tabes bestanden hatte.

Was aus dieser wie aus vielen anderen Schwierigkeiten am leichtesten heraushilft, ist die Berücksichtigung des Lebensalters. Die Paralyse ist eine Erkrankung des mittleren Alters, die (vorwiegend bei Männern) und selten vor dem 28. bis 30. und eben so selten nach dem 55. Jahre zu beginnen pflegt. Die Gründe dafür liegen bekanntlich in den Beziehungen des Leidens zu der syphilitischen Infektion, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Von den tabischen Symptomen, die oben genannt wurden, ist — wie bei der Tabes selbst — das diagnostisch wichtigste die reflektorische Pupillenstarre. Ist diese sicher und einwandfrei festgestellt, dann kommen überhaupt nur noch Tabes und Paralyse in Betracht, oder, wenn psychische Störungen zur Untersuchung den Anlass gegeben haben, die Dementia paralytica allein. Die Ausnahmen von dieser Regel sind so selten, dass sie praktisch kaum Berücksichtigung verdienen; ihre Anzahl würde noch kleiner sein, wenn der Begriff der reflektorischen Starre enger gefasst und das charakteristische Aussehen der tabisch-paralytischen Pupillen mehr beachtet würde. Diese Pupillen reagieren nicht auf Licht, was natürlich nur mit einer starken Lichtquelle festgestellt werden kann, wohl aber bei der Konvergenz; und sie sind in typischen Fällen immer eng und zwar gewöhnlich auf beiden Seiten verschieden, und sie sind ausserdem nahezu stets verzogen und ausgezackt. Absolut (also auch bei der Konvergenz) starre und weite

Pupillen werden bei der Paralyse allerdings auch relativ häufig beobachtet, aber da sie sich auch bei anderen Krankheiten (Syphilis, Alkoholismus) finden, können bindende Schlüsse aus ihrem Vorkommen nicht gezogen werden. Der reflektorischen Starre geht (wohl immer) ein Stadium der reflektorischen Trägheit voraus, deren Beurteilung gelegentlich Schwierigkeiten verursacht. Am häufigsten in dem Sinne, dass dieses Symptom durch eine unzweckmäßige Untersuchungstechnik (Prüfung bei Tageslicht) vorgetäuscht und deshalb zu oft diagnostiziert wird.

Die isolierte Lichtstarre ist nun — und das gilt für alle diese paralytischen Symptome — keineswegs in allen Fällen der Krankheit vorhanden, und es ist falsch, wenn die Diagnose gelegentlich mit dem Hinweis auf eine gute Irisinnervation bestritten wird. Wer nicht gerade Endzustände betrachtet, wird dieses Krankheitszeichen, das gelegentlich auch einseitig vorkommt, in nahezu der Hälfte aller Fälle vermissen.

Die Lichtstarre ist übrigens nicht nur der eigentlich tabischen Verlaufsform der Paralyse eigentümlich, und nicht etwa an das gleichzeitige Fehlen der Sehnenreflexe gebunden: sie findet sich, freilich seltener, auch bei den spastischen Typen des Leidens. In der Praxis wird die relative Häufigkeit der Tabes-Paralysen erfahrungsgemäß überschätzt; man übersieht häufig, dass die Hinterstränge des Rückenmarks nicht die einzigen Bahnen des Nervensystems sind, die von dem paralytischen Prozess ergriffen werden können.

Deshalb ist es ein Irrtum, wenn, wie es oft vorkommt, das Fehlen der (Patellar-) Sehnenreflexe für typisch und für zur Diagnose notwendig gehalten wird. Das könnte nur für die tabischen Fälle gelten und gilt auch für diese nur dann, wenn der Prozess das Lendenmark ergriffen hat. Zumal im Beginn der Krankheit finden wir ebenso häufig gesteigerte Reflexe und selbst Patellar- und Fussklonus als den Ausdruck der Erkrankung der corticomotorischen, der Pyramidenbahn.

Dieser Degenerationsprozess kann allmählich und doppelseitig eintreten und das Bild der spastischen Spinalparalyse, einer spastischen Lähmung also beider Beine, hervorbringen. Zuweilen aber nimmt er an der Ursprungsstelle der Bahn, in der Hirnrinde seinen Anfang, und dann bleibt die Parese, die er verursacht, häufig einseitig oder ist doch auf beiden Seiten verschieden stark ausgebildet. Das sind die Fälle, in denen sich durch ein genaues Krankenexamen gewöhnlich ein plötzlicher Beginn der Lähmung nachweisen und ihre Entstehung aus einem sogenannten paralytischen Anfall wahrscheinlich machen lässt.

Diese Anfälle, als deren allgemeine Ursache ein sehr schneller Zerfall von nervösen Elementen in der Hirnrinde angesehen werden darf, besitzen eine ganz besondere diagnostische Bedeutung. Für die eine Erscheinungsform, die sie annehmen können, die epileptiforme, beruht diese Bedeutung auf der Tatsache, dass die genuine Epilepsie in

dem Alter, das für die Paralyse in Betracht kommt, so gut wie niemals mehr einsetzt, sodass nur noch die übrigen Ursachen der symptomatischen Epilepsie (Tumor cerebri, Hirnlues, Hirnabszess, Alkoholismus, Encephalitis u. s. f.), die viel weniger häufig sind, als die progressive Paralyse, ausgeschlossen werden müssen.

Eine ganz ähnliche Erwägung gilt für die apoplektiformen Anfälle: im übrigen hinterlassen diese zwar auch, wie echte Apoplexien, Lähmungen von cerebralem Charakter, doch sind diese Paresen ausserordentlich flüchtiger Art, und sie bilden sich gewöhnlich auch dann noch zurück, wenn mehrere Insulte schnell nacheinander erfolgt sind. Die Freude der Angehörigen über die schnelle Besserung dieser „Schlaganfälle“ ist also wenig gerechtfertigt. Leider wird sie von manchen Ärzten geteilt. Ich kenne Fälle, in denen Paralytiker, die schon wochenlang an den Folgen ihrer apoplektiformen Anfälle in Behandlung gestanden hatten, noch heirateten, weil ihre Verlobten von den betreffenden Ärzten über diese „harmlosen“ Zufälle vollkommen beruhigt worden waren. Es sei ja nur ein Äderchen geplatzt gewesen, hatte es einmal geheissen.

Die epilepsieähnlichen Anfälle können nahezu jede Gestalt annehmen, die wir von der genuinen Epilepsie her kennen. Schwere totale Anfälle, isolierte Zuckungen in einem Gliede oder auch blosse Absencen kommen vor, und wahrscheinlich gehören auch die paralytischen Ohnmachten und die Schwindelfälle, über die in der Anamnese dieser Kranken gelegentlich berichtet wird, hierher.

Auch die epileptiformen Anfälle hinterlassen, wenigstens wenn sie schwerer Natur waren, nicht selten motorische Ausfallserscheinungen, ebenso wie durch gehäufte Insulte dieser Art — es gibt einen paralytischen Status wie es einen Status epilepticus gibt — gewöhnlich eine weitere Verschlechterung des psychischen Befindens herbeigeführt wird. Die bekannteste und auch wohl die wichtigste von diesen motorischen Störungen ist die der Sprache. Die eigentümliche artikulatorische Sprachanomalie der Paralytiker, die übrigens viel besser bei einer blossen Unterhaltung als bei der Prüfung durch die bekannten Paradigmata zu Tage tritt, kann ebenso wie eine aphasische oder paraphasische Störung das Residuum von einem oder mehreren derartigen Anfällen darstellen. Allerdings geradeso häufig entwickeln sich diese Dinge ganz unmerklich und allmählich, ebenso wie die verwandten Schwächesymptome auf motorischem Gebiete, der Tremor, die schwankende Haltung, der unsichere Gang und die charakteristische zittrige Schrift, die eine oder die andere Entstehung haben können. Alles dieses kann hier nur angedeutet und auf die Darstellung der sensiblen Reiz- und Ausfallserscheinungen vollends muss ganz verzichtet werden. Besonderen Wert haben in dieser Beziehung die kleinen analgetischen Zonen (auf er Brust z. B.) erlangt.

Da sich alle diese körperlichen Störungen in allen möglichen Kombinationen miteinander verbinden können, so ist auch das neurologische Symptomenbild der Paralyse ausserordentlich vielgestaltig. Trotzdem gestatten diese somatischen Krankheitszeichen die Diagnose wie gesagt in jedem Falle, in dem ihnen psychische Anomalien parallel laufen.

Jede Veränderung auf psychischem Gebiete, die bei einem bis dahin gesunden Manne im mittleren Lebensalter zum erstenmale auftritt, muss den Verdacht auf den Beginn einer Dementia paralytica erwecken. Der Kranke braucht deshalb nicht gleich vergessen zu haben, dass dreimal drei neun ist; er muss nicht einmal von vorneherein reizbar, launisch, vergesslich oder leicht ermüdbar und ebensowenig gleich salopp im Umgang oder nachlässig in seiner Toilette geworden sein: es genügt, dass er in der Familie oder im Amt Schwierigkeiten findet, die ihm früher nicht begegnet waren, oder auffallend rasch in geschäftlichen Unternehmungen zurückkommt, die er früher gleichmäßig gefördert hatte; es ist schon verdächtig, wenn einer unsolide wird, wo er vorher pedantisch, oder menschenscheu, wo er vorher gesellig gewesen war, und wenn früher selbstbewusste Menschen plötzlich schüchtern und scheu, wenn zurückhaltende unternehmend und lustig oder wenn decente unfein und equivoc werden. Kurz jede Charakterveränderung genügt, und man braucht es ihr nicht einmal gleich anzumerken, dass es sich um eine Entwicklung nach der ungünstigen Seite hin handelt.

Die Angehörigen haben in solchen Fällen natürlich immer eine Erkläruug zur Hand, und ihre Darstellung kann man nicht skeptisch genug aufnehmen. Die Kranken sind dann gereizt und nervös geworden, weil sie zuviel Arbeit oder weil sie Misshelligkeiten irgendwelcher Art bedrücken; sie sind gemütlich stumpf und roh, weil sie trinken, selbstbewusst, weil sie gerade in letzter Zeit so Ausgezeichnetes geleistet, oder deprimiert, weil sie viel Misserfolge gehabt haben, und so fort nach dem Prinzip der Verwechslung von Ursache und Wirkung.

Hilft das alles nicht, kann man sich der Tatsache der geistigen Veränderung garnicht mehr verschliessen, dann sind die Patienten „neurasthenisch". Dass die Unterscheidung der erworbenen nervösen Erschöpfung und der beginnenden Paralyse nicht immer leicht ist, kann zugegeben werden, aber das gilt nur für einen Bruchteil der Fälle und wie gesagt nur für den ersten Beginn, in dem die körperlichen Symptome noch fehlen oder nur leicht angedeutet sind. Später ist die Differentialdiagnose doch recht leicht. Der Neurastheniker glaubt intellektuell leistungsunfähig und gedächtnisarm zu sein, aber er ist es nicht, der Paralytiker bemerkt selbst grobe Defekte nicht oder er setzt sich gleichgiltig darüber hinweg, wenn man ihn darauf aufmerksam macht; der Nervöse beobachtet sich bis ins Kleinste und saugt aus

jeder Missempfindung allerhand Befürchtungen; der Paralytiker erinnert sich kaum an so beunruhigende Ereignisse wie an den ersten epileptischen Anfall, und die Beobachtungen, auf die er seine schweren hypochondrischen Annahmen stützt, sind so vager Natur, dass man über diese Sensationen gar keine oder zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Beschreibungen von ihm extrahieren kann. Sehr im Gegensatz zu den hypochondrischen Virtuosen, den Neurasthenikern.

Die soziale Bedeutung gerade dieser ersten Stadien der progressiven Paralyse beruht auf der Gleichgiltigkeit, mit der diese Kranken Vermögen und guten Ruf schwinden und untergehen sehen, ohne sich irgendwie aktiv dagegen zu wehren. Da ist es einfach Pflicht des Hausarztes, die Angehörigen nach geschäftlichen Schwierigkeiten, nach dienstlichen Verweisen, nach strafrechtlichen Konflikten zu fragen und den Kranken und seine Familie vor diesen Folgen seines Leidens zu schützen.

Von dem jüngst verstorbenen Mendel stammt die Warnung, bei beginnender Paralyse nicht zu früh Lärm zu schlagen. Sie stützt sich auf eine sehr grosse Erfahrung und verdient gewiss Beachtung. Nur darf man nicht vergessen, was Mendel unter Frühdiagnose der Paralyse verstanden hat, und dass einem so erfahrenen Neurologen manches erlaubt ist, woran andere besser nicht einmal rühren. Gewiss, wer aus den allerfrühesten neurologischen und psychiatrischen Merkmalen den Verdacht auf eine beginnende Paralyse ableitet, der tut gut, nicht gleich die ganze Familie zu beunruhigen; denn diese Zeichen können trügen, und in jedem Falle wird es voraussichtlich noch lange dauern, bis ihnen praktisch bedenkliche Symptome folgen werden. Die Dauer der Dementia paralytica wird immer länger bemessen, je mehr ihre Frühdiagnose verfeinert wird: die 6 Jahre der Lehrbücher reichen für das Material von Spezialärzten schon lange nicht mehr aus. Für die Verhältnisse der allgemeinen Praxis aber darf wohl daran festgehalten werden, dass wenn eine Paralyse sicher vorhanden ist, ein zuverlässiger Mensch den Kranken ständig im Auge haben muss. Sind die Verhältnisse an einem Orte so klein, dass der Arzt dieses Vertrauensamt selbst versehen kann, umso besser: dann kann er die Sorge für die Familie noch etwas hinausschieben. Aber zumeist wird doch irgend ein geeignetes Familienmitglied verständigt werden müssen, wenn kein Unheil entstehen soll.

Wird, was eigentlich selten vorkommt, eine progressive Paralyse zu Unrecht diagnostiziert, so handelt es sich gewöhnlich um die Verkennung einer senilen Demenz, die ja auch in Laienkreisen als „Gehirnerweichung“ bezeichnet zu werden pflegt. Die Unterscheidung erleichtern könnte wieder eine grössere Berücksichtigung des Lebensalters, die freilich auch nicht immer vor Irrtümern schützt. Es gibt

Spät-Paralysen (wenn nämlich die Infektion spät erfolgt war), und es gibt ein Senium praecox. Der Grund für dieses liegt in einer vorzeitigen Erkrankung der Gehirngefässe und die Grenzen zwischen diesen Frühformen des Altersblödsinns auf der einen und der arteriosklerotischen Gehirnerkrankung auf der anderen Seite sind wieder keine ganz scharfen. Auch das erschwert gelegentlich die Differentialdiagnose der Paralyse gegenüber; denn auch die Arteriosklerose erzeugt natürlich eine Reihe von cerebralen Ausfallserscheinungen, die in ganz ähnlicher Gestalt bei Paralytikern angetroffen werden.

Aber diese diagnostisch schwierigen Fälle sind doch verhältnismäßig sehr selten, und sie lassen sich überdies bei längerer Beobachtung so gut wie immer aufklären. Den Ausschlag geben dabei die echten paralytischen Symptome, wie z. B. die isolierte reflektorische Pupillenstarre, die bei Greisen niemals vorkommt.

Praktisch unangenehmer ist die Tatsache, dass das normale und das krankhafte Senium durch fliessende Übergangsformen verbunden werden, die scharfe Grenzen auch nach dieser Seite nicht zulassen. Ganz frisch und ungeschädigt bleibt die geistige Energie bei wenigen alten Menschen, und wir finden bei ihnen die meisten Krankheitssymptome der eigentlichen Dementia senilis, andeutungsweise freilich und in der mildesten Form, in zahlreichen Eigentümlichkeiten wieder. So die Unfähigkeit, neues Gedächtnismaterial zu erwerben, und das Festhalten am Alten, die Starrheit der Ansichten, den engen Horizont, die Interesselosigkeit, den Egoismus.

Was dem normalen Senium aber immer fehlt, das ist die charakteristische Urteilsschwäche, von der der Altersblödsinn seinen Namen hat; ausserdem sind alle anderen Krankheitszeichen, insbesondere die Merkfähigkeitsstörungen, dort wie gesagt nur angedeutet, während sie hier die schwersten Grade erreichen.

In Wirklichkeit beruhen die ärztlichen Irrtümer, zu denen die Dementia senilis gelegentlich den Anlass gibt, auch viel seltener auf diesen Schwierigkeiten ihrer Abgrenzung, als vielmehr darauf, dass an ihr Vorliegen nicht oft genug gedacht wird. Die Tatsache ist unbestritten, dass man in Deutschland jedes Jahr zahlreiche alte Männer für Sittlichkeits- und andere Delikte bestraft, an denen die krankhafte Veränderung ihres Gehirns allein die Schuld trägt, und dass man täglich Zeugen vernimmt und ihnen glaubt, die aus der gleichen Ursache ausser Stande sind, objektiv richtige Angaben zu machen. Die falschen Voraussetzungen bei den Juristen, die diesen Missgriffen zugrunde liegen, sind doch schliesslich nur die Reflexe von analogen Irrtümern in medizinischen Kreisen.

IX.

Prognose und Therapie.

Was die Angehörigen eines an einer Psychose frisch erkrankten Menschen von ihrem Hausarzt in erster Linie verlangen, sind einmal eine möglichst genaue Auskunft über die Heilungsaussichten und ausserdem selbstverständlich Ratschläge für die Behandlung des Patienten. Die Erfahrung lehrt, dass gerade diese Aufgaben in der Praxis als besonders lästig und schwierig empfunden werden.

Die Gründe liegen nahe genug. Therapie und Prognose sind heute noch die Stiefkinder der wissenschaftlichen Psychiatrie; eine kausale Behandlung der Geisteskrankheiten ist so gut wie niemals möglich, und unser Wissen über ihren Verlauf und Ausgang ist noch recht unvollkommen. Dem entspricht die unleugbare Tatsache, dass im klinischen Unterricht sowohl wie in den Lehrbüchern den psychiatrischen Behandlungsarten verhältnismäßig wenig Raum und Zeit gewidmet zu werden pflegt, und dass die Auseinandersetzungen über die allgemeine Prognose der verschiedenen Krankheitsformen zwingende und klare Schlussfolgerungen für den einzelnen Fall nicht immer zulassen.

Dazu kommt, dass unter den klinisch-psychiatrischen Forschungsrichtungen gerade diejenige, die heute die meisten Ärzte zu ihren Anhängern zählt, ungeachtet ihrer grossen wissenschaftlichen Vorzüge in dieser praktischen Beziehung Schattenseiten besitzt; sie hat bei vielen Ärzten Irrtümer über die Prognose der Seelenstörungen erzeugt, die rechtzeitig aufgeklärt werden sollten. Die Kraepelinsche Schule legt den Nachdruck bei ihrer Arbeit mit guten Gründen nicht auf die Betrachtung einzelner Zustandsbilder, sondern auf das Studium von Verlauf und Ausgang der Psychosen, und sie verfolgt deshalb, wo es irgend möglich ist, die Schicksale jedes Kranken durch sein ganzes Leben. Das vorläufige Ergebnis dieser Untersuchungen ist die grundsätzliche Unterscheidung von zwei grossen Krankheitsgruppen, die beide zusammen die überwiegende Mehrzahl aller funktionellen Seelenstörungen umfassen; es sind das die periodischen Formen im weitesten Sinne auf der einen und die meist im jugendlichen Alter einsetzenden Krankheitsprozesse der Hebephrenie, Katatonie und Dementia paranoides auf der anderen

Seite. Die Gebiete beider Formenkreise haben sich von Jahr zu Jahr vergrössert, weil sich die Unterscheidungsmerkmale, die einzelne anscheinend selbständige Krankheitsbilder ursprünglich aus ihnen ausschliessen sollten, bei weiterer Forschung nicht haben aufrecht halten lassen.

Wer, ohne epileptisch oder hysterisch zu sein, an einer funktionellen Psychose erkrankt, leidet nach dieser Auffassung, von verhältnismäßig nicht häufigen Ausnahmen abgesehen, entweder an „manisch-depressivem Irresein" oder an „Dementia praecox". Dass diese letzte Bezeichnung im Adjektiv und im Hauptwort falsch ist, darüber sind sich heute so ziemlich alle Autoren einig; die Verblödung tritt bei den Kranken, für die sie geprägt ist, weder so gesetzmäßig noch immer so frühzeitig ein, dass sie diese Benennung rechtfertigte. Aber auch der neue Name, den das alte circuläre Irresein erhalten hat, ist in dieser Beziehung nicht ganz unbedenklich; seit in das Gebiet des manisch-depressiven Irreseins alle Fälle von einfacher Manie und Melancholie nicht bloss, sondern ebenso auch die als Cyklothymie bezeichneten leichten Störungen des gemütlichen Gleichgewichts hineinbezogen werden, sind die prognostischen Möglichkeiten dieses Leidens so zahlreich geworden, dass die blosse Diagnose Schlüsse darüber kaum noch gestattet. Eine Nomenklatur jedoch, die alle diese Formen als die Zustandsbilder eines chronischen und unheilbaren Leidens zusammenfasst, ist wieder geeignet, in dieser Hinsicht allzu ungünstige Auffassungen wenigstens bei dem hervorzurufen, der die wissenschaftlichen Gründe, die für diese Namensänderung maßgebend gewesen sind, nicht selbst verfolgt hat; und das ist doch nur relativ wenigen Ärzten möglich gewesen.

Wenn man berücksichtigt, dass den genannten Krankheitsgruppen in der Hauptsache nur noch organische und eben darum ungünstig verlaufende Psychosen gegenüber stehen, so wird es verständlich, dass der Glaube an die prinzipielle Unheilbarkeit aller Seelenstörungen in ärztlichen Kreisen eher zu- als abnimmt. Den Niederschlag dieser Anschauungen in grober Form finden wir in dem Misstrauen, mit dem früher Geisteskranke nach ihrer Entlassung so oft von ihren Angehörigen empfangen werden. Davon war ja schon früher die Rede.

Es mag deshalb diesen pessimistischen Auffassungen gegenüber noch einmal betont werden, dass die Heilungsaussichten eines Menschen, der an Manie oder an Melancholie erkrankt ist, absolut gute, und dass seine Chancen, später wieder zu erkranken, keine grösseren sind, als bei vielen körperlichen Krankheiten. Erinnert sei nur an den Gelenkrheumatismus, der in dieser Beziehung zweifellos viel ungünstigere Aussichten gewährt. Bei den sehr verschiedenartigen Patienten, deren Psychosen nach modernen Anschauungen der Dementia praecox zugerechnet zu werden pflegen, ist die Sachlage allerdings insofern eine

andere, als wir bei ihnen eine Heilung, auch für den einzelnen Anfall, niemals versprechen können; ihre Möglichkeit aber ist jedenfalls, und zwar etwa für ein Drittel aller Fälle, vorhanden. Freilich von psychischen Defekten leichtester Art, die wohl wissenschaftliches Interesse, aber keine soziale Bedeutung besitzen, ist dabei abgesehen; der Arzt, der ihretwegen den Angehörigen die Diagnose Dementia praecox auch in diesen leichten Fällen verdeutschen wollte, würde sich ihren Dank nur selten erwerben.

Ganz allgemein steht fest, dass dem ärztlichen Ansehen kaum etwas mehr zu schaden vermag, als eine pessimistische Fehlprognose bei psychisch Kranken. Verständnis für die theoretische und prinzipielle Zugehörigkeit eines Zustandes zu einem an sich unheilbaren Leiden dürfen wir in Laienkreisen niemals voraussetzen; die Angehörigen verstehen unter Prognose immer eine Auskunft über die nächste und unmittelbare Entwickelung der Krankheit, und da sie überdies kleinere Defekte stets übersehen, so halten sie einen Arzt auch schon für desavouiert, wenn er die Remission eines Paralytikers nicht vorausgesagt hat. Deshalb ist sogar bei der Beurteilung dieses organischen Leidens eine gewisse Vorsicht am Platze; keineswegs alle Kranken dieser Art versinken so schnell in körperliches und geistiges Siechtum, als manche Lehrbuchdarstellungen glauben machen könnten.

Zu warnen ist endlich noch vor einer falschen Deutung mancher Stuporzustände, die nicht ganz selten zu Unrecht für die Folgen einer rapiden Verblödung gehalten werden. Neben den katatonischen sind es die zirkulären und ganz besonders auch die epileptischen Zufälle von stuporöser Gebundenheit, die das Bild einer weit vorgeschrittenen Demenz vorzutäuschen vermögen. Für die Epilepsie gilt übrigens wie für die Dementia praecox ganz allgemein der Satz, dass die Unsinnigkeit des augenblicklichen Verhaltens eine wirkliche und endgiltige Verminderung der Intelligenz niemals beweist.

Es wurde oben schon gesagt, dass wir eine spezifische, kausale Therapie in der Psychiatrie so gut wie gar nicht besitzen. Trotzdem ist gerade hier noch häufiger als in manchen anderen Fächern der klinischen Medizin die Prognose des einzelnen Falles direkt von der Schnelligkeit abhängig, mit der eine zweckmäßige Behandlung eingeleitet wird. Die Tatsache steht ganz fest, dass Geisteskranke umso mehr Aussicht haben gesund zu werden, je früher sie in ein für sie passendes psychiatrisches Institut verbracht werden.

Die Laien denken darüber bekanntlich ganz anders. Die Anstaltsinternierung bedeutet in ihren Augen eine Art von bürgerlichem Tod, von dem es keine Auferstehung mehr gibt. Und der Arzt, der dazu

rät, erreicht sehr häufig nichts weiter, als dass man auf seine Hilfe in Zukunft verzichtet. Die Kranken müssen für die Anstalt erst „reif", das heisst in die wirklichen Verhältnisse übersetzt: sie müssen unheilbar werden, ehe sie „hinter den Mauern des Irrenhauses begraben" werden sollen, oder wie man sich das sonst ausmalt.

Wir haben diese Anschauungen und die zahlenmäßigen Nachweise für ihre sozialen Folgen schon in der Einleitung erwähnt; hinzuzufügen wäre nur noch, dass die meisten Behörden und die meisten maßgebenden Instanzen überhaupt an dieser irrtümlichen Auffassung des grossen Publikums teilnehmen. Sobald die Regelung der Aufnahmebestimmungen für Irrenanstalten irgendwo, in der Presse oder im Parlamente, öffentlich diskutiert wird, tritt das deutlich zu Tage. Die uralte Legende von ungerechtfertigten Internierungen geistesgesunder Personen wird, obgleich sie jeder tatsächlichen Unterlage entbehrt, immer wieder hervorgeholt; von dem einzigen Gesichtspunkte dagegen, der vernünftigerweise für alle diese Aufnahmen maßgebend sein sollte, von dem der Heilung, ist so gut wie niemals die Rede.

Dass die Irrenanstalten Krankenhäuser sind wie andere auch, Asyle, die sich von anderen Spitälern auch äusserlich kaum noch unterscheiden, dass noch kein Mensch in Deutschland je widerrechtlich in eine solche Anstalt eingesperrt worden ist, dass viele Geisteskranke nur deshalb dauernd krank bleiben, weil sie zu spät in diese Krankenhäuser kamen, das sind Dinge, von denen kaum ein Laie etwas weiss, und es wird vieler Arbeit bedürfen, bis darin Wandel geschaffen ist.

Praktisch kommen diese Anschauungen in den Aufnahmebestimmungen der meisten deutschen Irrenanstalten zum Ausdruck, die oft genug von dem Misstrauen zeugen, das sie diktiert hat. An den meisten Orten besteht der für die ärztliche Betrachtungsweise geradezu unerträgliche Zustand, dass erst eine ganze Reihe von oft zeitraubenden und peinlichen Formalitäten erledigt werden muss, ehe ein frisch Erkrankter der Behandlung, die sein Arzt und seine Angehörigen für die richtige halten, zugeführt werden kann. Und das alles, um für die persönliche Freiheit Garantien zu schaffen, die in letzter Linie doch immer nur in der sachlichen Kompetenz und in der moralischen Integrität des verantwortlichen Anstaltsleiters gegeben sein können.

Natürlich ist es die Aufgabe aller Ärzte, an der Besserung dieser Zustände mitzuarbeiten; fürs erste aber ist durch diese Sachlage die Forderung geboten, dass sich jeder einzelne Arzt über die Aufnahmebestimmungen, die für seinen Bezirk Geltung haben, informiert. Allgemeine Andeutungen an dieser Stelle wären, da die Materie nicht einheitlich für das Reich geregelt ist, zwecklos. Jedenfalls gibt es kaum eine Situation für den Psychiater, die peinlicher wäre, als die, dass er einen frisch erkrankten Menschen, der von seinem Arzte in die Klinik

oder Anstalt geschickt ist, abweisen muss, entweder weil nach der regionären Einteilung, die darin vielfach besteht, eine andere Anstalt zur Aufnahme zuständig, oder aber weil irgend ein vorgeschriebenes Zeugnis oder dergleichen nicht zur Stelle ist und im Moment nicht mehr beschafft werden kann.

Von den Indikationen, welche für die Überführung eines Patienten in eine Irrenanstalt gelten, ist die einzige, für die auch bei den Behörden immer Verständnis vorausgesetzt werden kann, die der Gemeingefährlichkeit; schon die direkte Lebensgefahr für den Kranken, wie sie z. B. durch Selbstmordabsichten bedingt ist, wird keineswegs regelmäßig als Grund zum Einschreiten anerkannt. Deshalb sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass alle suicidalen Patienten grundsätzlich auch für andere gefährlich sind, weil niemand wissen kann, ob das Mittel, das sie zur Verwirklichung ihrer Pläne wählen werden, nicht, wie die Brandstiftung, mit ihrem eigenen auch fremdes Leben vernichten wird. Im übrigen muss in dieser Hinsicht auf das bei der Besprechung der Melancholie Gesagte verwiesen werden.

Eine dritte Indikation, die absolute Geltung hat, ist die der Nahrungsverweigerung. Innerhalb der Irrenanstalten hat die Bekämpfung dieses direkt lebensgefährlichen Symptomes mittels der Sondenernährung eine sehr wesentliche Bedeutung erlangt; unter den häuslichen Verhältnissen der Privatpraxis lässt sich diese Form der zwangsweisen Fütterung in Anbetracht des peinlichen Anblicks, den die Prozedur gewährt, erfahrungsgemäß kaum jemals durchführen. Nährklystiere und Ölinjektionen bleiben aber bei den Zuständen, um die es sich dann handelt, ganz wirkungslos, und Zuwarten bedeutet einen Kunstfehler, dem nur zu viele Patienten, die, beinahe verhungert, zu spät in die Anstalt kommen, zum Opfer fallen.

Endlich sei der Transport von Geisteskranken besprochen. Wie er nicht von statten gehen soll, das lässt sich in den Aufnahmezimmern der Irrenanstalten sehr häufig demonstrieren, wenn selbst harmlose und ruhige Kranke in einer Zwangsjacke oder gar gefesselt und in Begleitung von uniformierten Beamten herangeschleppt werden. Die moderne Psychiatrie hat alle Zwangsmittel beseitigt, Zwangsjacken existieren in deutschen Irrenanstalten nur noch als historische Schaustücke, jede mechanische Beschränkung der Kranken ist streng untersagt und durch Bett- und Bäderbehandlung oder allenfalls durch die Anwendung von chemischen Medikamenten ersetzt. Das alles ist doch nur möglich gewesen, weil es ohne Zwang ebensogut oder vielmehr weil es so viel besser geht, und was für den Aufenthalt in der Anstalt zutrifft, das gilt mit kleinen Änderungen auch für den Transport.

Gewiss kann nicht jeder motorisch unruhige Kranke so, wie er ist, auf die Bahn gebracht werden; aber wir besitzen chemische Mittel,

die den Zweck der Beruhigung viel wirksamer erreichen, als alle mechanischen Zwangsmaßnahmen. Gaben von 4—6 Gramm Paraldehyd, die, ausser bei schweren Herzleiden, nach 2 Stunden ruhig wiederholt werden können, genügen für die leichteren Fälle (manischer, alkoholistischer, melancholischer, paralytischer Erregung); und bei schwerer Agitation führt Scopolamin (in Dosen von 0,0005 bis 0,001, die eventuell wiederholt werden können) so gut wie immer zum Ziel. Dieses Mittel teilt das Schicksal von manchen anderen, die für gefährlich gelten, weil Dezimilligramme von ihnen schon wirksam sind. Tatsächlich sind frische Lösungen des reinen Präparates ganz ungefährlich; alle üblen Folgen, die dem Scopolamin zugeschrieben werden, sind in Wirklichkeit nach der Anwendung des älteren Hyoscins, das heute nicht mehr hergestellt wird, beobachtet worden. — Wirkliche Narkosen und ebenso die Darreichung von Opiaten in Dosen, die hier ausreichen würden, sind natürlich höchstens dann zulässig, wenn der Arzt die Überführung selbst leitet.

Für die grosse Mehrzahl aller Aufnahmen sind diese Maßnahmen ebenso entbehrlich, wie die Anwendung von Gewalt oder von List, zu der ja die Angehörigen besonders gern ihre Zuflucht nehmen. Die bestimmte Erklärung, man halte den Patienten für krank und werde ihn, eventuell auch gegen seinen Willen, in eine Anstalt bringen, genügt bei besonnenen Kranken in der Regel, um jeden Widerstand aufzuheben. Dazu kommt, dass den Irrenärzten ihre Tätigkeit wesentlich erleichtert werden würde, wenn man ihnen das Vertrauen ihrer Patienten durch die Art und Weise, in der sie ihrer Behandlung zugeführt werden, nicht so häufig von vorneherein raubte.

Erwünscht wäre endlich in allen Fällen ein genauer ärztlicher Bericht, der den Begleitern der Patienten mitgegeben oder der betreffenden Anstalt direkt zugestellt werden sollte. Über die Gesichtspunkte, die bei seiner Abfassung maßgebend sein müssen, braucht hier nicht mehr die Rede zu sein; der Nachdruck ist auf eine möglichst vollständige Darstellung des früheren Lebens des Kranken und der ersten Vorboten des jetzigen Leidens zu legen; ausserdem sollte aus naheliegenden Gründen nie versäumt werden, auch frühere körperliche Krankheiten (Herzfehler, Magenleiden, Tuberkulose) zu erwähnen. Eher kann schon, in vielen Fällen wenigstens, eine detaillierte Beschreibung des augenblicklichen psychischen Zustandsbildes entbehrt werden, da der Anstaltsarzt den Status praesens ja doch selbst aufnehmen muss.

X.

Die Beurteilung von Geisteskranken vor Gericht.

Der Ort, an dem sich jedes Defizit an psychiatrischem Können am fühlbarsten und am schnellsten zu rächen pflegt, ist der Gerichtssaal. Es ist deshalb eine für den psychiatrischen Fachmann geradezu unbegreifliche Erscheinung, dass niemals von Ärzten berichtet wird, die ein psychiatrisches Gutachten in foro mit dem Hinweis auf ihren Mangel an sachlicher Kompetenz abgelehnt hätten. Eine grosse Anzahl von beamteten und nicht beamteten Ärzten, die heute noch als Sachverständige über zweifelhafte Geisteszustände vor Gericht gehört werden, ist dafür genau so wenig zuständig, wie etwa ein Augenarzt für die Beurteilung eines kriminellen Aborts.

Der Erfolg ist das, was dann in der Presse als der „Bankerott der Psychiatrie" bezeichnet zu werden pflegt. Unlösliche Widersprüche zwischen zwei verschiedenen „Sachverständigen", die über dieselbe Frage vernommen werden; die Unfähigkeit, eine Behauptung, wie etwa die „jemand sei schwachsinnig", Einwänden gegenüber mit Gründen zu belegen; die Neigung, statt die Frage der Zurechnungsfähigkeit zu beantworten, sich in langen Auslassungen über die Psychologie und über die Entschuldbarkeit der Tat zu verlieren, oder sich gar über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer Bestrafung zu äussern — das alles sind nicht seltene Entgleisungen solcher Ärzte, bei denen die einfache Frage: geisteskrank oder nicht? deshalb kein Echo findet, weil sie sich bei ihrer Beantwortung auf klinisches Wissen nicht zu stützen vermögen.

Es gibt Autodidakten — wenn das Wort hier anwendbar wäre — unter diesen „Sachverständigen", bei denen sich durch langjährige Gewohnheit ganz bestimmte Gedankengänge eingeschliffen haben, die in ihren Gutachten immer wiederkehren. Das eine Extrem ist sehr selten geworden, die Ärzte nämlich, die ihre Aufgabe darin sahen, den Angeklagten à tout prix „freizumachen", und die dadurch die populäre Meinung von der Humanitätsduselei der Irrenärzte erzeugt haben; das andere, das an den Staatsanwalt der Witzblätter erinnert, nimmt heute eher zu: der Typus des alten beamteten Arztes, der in jedem abnormen psychischen Zuge den Tric eines Simulanten und das Zeichen einer besonderen moralischen Verkommenheit vermutet. Ich kenne Beispiele

derart, in denen das Gutachten in der Bitte um besondere harte Bestrafung des ganz verstockten Verbrechers gipfelte — es handelte sich das eine Mal um einen hochgradig schwachsinnigen Imbecillen, in dem andern Falle um einen Epileptiker in der Verstimmung.

Was in solchen Fällen neben dem Mangel an psychiatrischem Fachwissen noch besonders zutage tritt, das ist die oft recht geringe Kenntnis von der Stellung, die dem gerichtlichen Sachverständigen zukommt, und eine unzutreffende Auffassung der Fragen, deren Beantwortung von ihm verlangt wird.

Ärztliche Irrtümer in der forensischen Psychiatrie haben eine Bedeutung, die über den Misserfolg im einzelnen Falle weit hinausgeht. Sie verschärfen den Gegensatz, der lange Zeit zwischen der Justiz und der Psychiatrie bestanden hat und der in gewisser Weise immer bestehen wird, und sie säen ein Misstrauen zwischen den Vertretern beider Disziplinen, das durch die wirkliche Lage der Dinge in keiner Weise gerechtfertigt ist. Gewiss, die letzten sachlichen Ursachen dieses alten Gegensatzes lassen sich niemals beseitigen; es ist unmöglich, die Lehrmeinungen von zwei so grundverschiedenen Wissenschaften, wie es die vornehmlich auf logischen Prinzipien aufgebaute Jurisprudenz und die Erfahrungswissenschaft der Psychiatrie nun einmal sind, eine Strecke lang parallel laufen zu lassen. Für die gegenseitige Verständigung würde es jedoch vollkommen ausreichen, wenn man hüben und drüben den Standpunkt des anderen zu würdigen gelernt hätte: wenn der Arzt das Bedürfnis des Richters nach scharfen Grenzbestimmungen (zwischen Verantwortlichkeit und Unzurechnungsfähigkeit z. B.) verstehen würde, und der Richter die Zwangslage des Psychiaters, der diesem logischen Bedürfnisse zu Liebe innerhalb der zahllosen fliessenden Übergänge zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit künstliche Grenzen errichten soll, die der Natur durchaus fremd sind. Die letzten Jahre haben gezeigt, dass eine solche Verständigung sehr wohl erreicht werden kann; und in demselben Tempo, in dem sie erfolgt, bessert sie auch die Stellung des wirklich Sachverständigen vor Gericht so sehr, dass aus diesen Kreisen heute nur noch ganz ausnahmsweise Klagen laut werden. Seitdem besteht der eigentümliche Zustand, dass zwischen einzelnen Juristen und einzelnen Ärzten alle Augenblicke Missverständnisse wieder auftauchen, die unter den berufenen und führenden Vertretern beider Fächer längst ausgeglichen und aufgeklärt worden sind. Die Fehler, die in dieser Beziehung im richterlichen Lager begangen werden, lassen sich hier nicht einmal andeuten; sie beruhen zum grösseren Teile darauf, dass der juristische Studiengang den Unterricht in der forensischen Psychiatrie nicht allgemein vorschreibt, und zum kleineren auf der irrtümlichen Ansicht vieler Gerichte, alle Ärzte seien zu psychiatrischen Sachverständigen qualifiziert. Die Ärzte aber schaden

nicht nur durch sachlich und formell unzulängliche Gutachten in einzelnen praktischen Fällen, sondern fast noch mehr durch einen bedauerlichen Mangel an Zurückhaltung bei der Diskussion forensisch-psychiatrischer und kriminal-psychologischer Probleme mit Juristen, einer Zurückhaltung, die doch manchen von ihnen ihr eigenes Verhältnis zu diesen Fragen auferlegen sollte. So entstehen zahllose Missverständnisse, die später schwer beseitigt werden können; die „Siege", die bei derlei Erörterungen von dem Juristen erfochten zu werden pflegen, sind ebenso billig, wie sie in ihren Folgen bedenklich sind.

Die Stellung des psychiatrischen Experten ist wie die aller Sachverständigen vor Gericht für das Strafverfahren und für die bürgerliche Rechtspflege grundsätzlich dahin geregelt, dass ihm die Rolle eines Beraters des Richters in technischen Fragen zukommt. Die Entscheidung selbst liegt beim Richter, und es gehört viel Kurzsichtigkeit dazu, wenn man daran gelegentlich etwas ändern möchte. Die freie Beweiswürdigung, auf Grund deren das Gericht aus dem Gesamtergebnis der Beweisaufnahme nach eigener Überzeugung seine Schlüsse zieht, ist eine der wichtigsten Voraussetzungen unserer Gerichtsverfassung überhaupt, und es wäre unmöglich, dieses Prinzip an irgend einem Punkte zu durchbrechen, selbst wenn es sonst zweckmäßig wäre. Der Richter ist an keine beeidete Zeugenaussage gebunden und ebenso wenig an das Gutachten irgend eines Sachverständigen. Die Irrenärzte haben keine Veranlassung, für sich eine Ausnahmestellung zu wünschen und die Entrüstung auf sich zu lenken, die bei der Freisprechung geisteskranker Verbrecher noch oft genug in breiten Kreisen der Öffentlichkeit auszubrechen pflegt.

Die Aufgabe des Psychiaters ist somit die eines unparteiischen Gehilfen der Rechtspflege, der am Ausgang des Prozesses und an seinen Folgen durchaus uninteressiert und von jeder persönlichen Anteilnahme am Täter oder am Verletzten gänzlich unbeeinflusst sein soll. Gewiss kann es den einzelnen kränken, wenn sein Gutachten keine Beachtung findet; es darf aber gesagt werden, dass dieses Missgeschick dem wirklich Sachverständigen, der seine Ausführungen dem Niveau der richtenden Laien anzupassen versteht, so gut wie niemals begegnet.

Freilich ist dazu mancherlei notwendig. Es genügt nicht, dass der Arzt überhaupt über Geisteskrankheiten Bescheid weiss, er muss ausserdem noch die besonderen Fragestellungen und -Bedürfnisse der gerichtlichen Psychiatrie kennen und beachten. Manche Misserfolge tüchtiger und sachkundiger Ärzte vor Gericht sind einfach auf Missverständnisse zurückzuführen und auf die ungenügende Kenntnis der besonderen juristisch-psychiatrischen Begriffe, die ihrer Vernehmung zu Grunde gelegt zu werden pflegen. Ich bin selbst Zeuge

gewesen, wie ein Kollege die von ihm nicht erwartete Frage des Richters, ob eine bestimmte Gehirnverletzung „Siechtum“ zur Folge gehabt hätte, mit Unrecht, aber ohne Besinnen mit Ja beantwortete, einfach weil er von den schwerwiegenden Folgen dieses Gutachtens und von der gerichtlich-medizinischen Umgrenzung dieses Begriffes nicht einmal eine Ahnung besass. Natürlich liegt in solchen Fällen ein grosser Teil der Schuld auch bei dem vernehmenden Richter.

Ein anderer Fehler ist in einem kürzlich verhandelten Mordprozess, der gerade wegen der Nichtbeachtung der psychiatrischen Gutachten viel Staub aufgewirbelt hat, zutage getreten. Der betreffende Experte hatte sich aus der mündlichen Verhandlung ein Bild von den Vorgängen bei dem in Rede stehenden Morde selbst zurecht gemacht und auf diesem angeblichen Tatbestande sein Gutachten aufgebaut. Das Gericht machte ihn darauf aufmerksam, dass einzelne seiner Prämissen bestritten seien, und bat um ein Eventual-Gutachten für den Fall, dass die Geschworenen die Voraussetzungen des Sachverständigen nicht akzeptieren und eine andere Entwicklung der Ereignisse vor dem Morde annehmen sollten. Anhaltspunkte für diese Möglichkeit waren in den Widersprüchen zwischen mehreren Zeugenaussagen gegeben. Der Sachverständige lehnte diese Aufforderung mit der Begründung ab, er hielte die von dem Gericht herangezogene Möglichkeit für allzu hypothetisch und seine eigene Auffassung des Tatbestandes für unwiderleglich richtig. Der Erfolg war, dass die Geschworenen — wahrscheinlich mit Unrecht — wegen dieses vielleicht unwesentlichen Teiles der ärztlichen Voraussetzungen das ganze Gutachten fallen liessen und seine Schlussfolgerungen verwarfen.

Andere Verstösse mehr formaler Art bedeuten fehlerhafte Ausdrücke, durch die sich wenigstens junge Richter zuweilen verstimmen lassen und die deshalb einigermaßen bedenklich sind, weil auch sie einen gewissen Mangel an technischer Gewandtheit verraten. Ich meine die Schlussformulierung, die man so häufig liest und hört; der Angeklagte ist also freizusprechen oder der Kranke ist zu entmündigen. Das Freisprechen und Entmündigen ist selbstverständlich Sache des Gerichts.

Ähnliche Folgen hat gelegentlich der übrigens ziemlich häufige Fehler, dass im Gutachten auch solche Tatsachen verwertet werden, die nicht gerichtskundig, d. h. die in der (mündlichen) Verhandlung nicht erörtert worden sind. Der Arzt muss alle Einzelheiten, die er für sein Votum verwenden will, also auch die Aussagen von Angehörigen, Lehrern, Vorgesetzten u. s. w. durch das Gericht in einer formell ausreichenden Form feststellen lassen, und er darf Dinge, die ihm ausserhalb seiner amtlichen Tätigkeit als Sachverständiger bekannt geworden sind, ohne diese Vorsichtsmaßregel als Beweismaterial nicht benutzen. Selbstverständlich werden aber die Beobachtungen, die der Irrenarzt an

dem in seine Anstalt Eingewiesenen macht und über die er dem Gerichte berichtet, eben dadurch „gerichtskundig“.

Folgenschwerer als die bisher besprochenen Irrtümer sind für die begutachteten Kranken häufig diejenigen, die auf einer ungenügenden Kenntnis der Rechte des ärztlichen Sachverständigen beruhen Unerfahrene glauben zuweilen durch ihre Ernennung zum Sachverständigen zu einem irgendwie präzisierten Gutachten gezwungen zu sein. Das Gegenteil ist natürlich richtig, und es ist jedenfalls besser, seine Inkompetenz hervorzuheben und im Notfalle sein Gutachten auf ein: „Ich weiss es nicht“ hinauslaufen zu lassen, als ohne feste eigene Überzeugung ein Urteil in dem einen oder anderen Sinne abzugeben. Es verrät immer einen Mangel an Wissen oder doch wenigstens an Routine und Sicherheit, wenn Sachverständige auf ein häufiges Ansinnen mancher Gerichte eingehen und lediglich aufgrund einer mündlichen Verhandlung über die geistige Gesundheit eines Menschen urteilen. Der Arzt ist selbstverständlich berechtigt, die Überlassung der Akten und ausreichende Gelegenheit zur Untersuchung des betreffenden Angeklagten zu verlangen. Wird ihm das eine oder das andere verweigert, so bleibt ihm nur übrig, im Gutachten ein Non liquet zu äussern.

Man kann nicht sagen, dass die Gerichte, wenn sie über die Schwierigkeiten derartiger Entscheidungen aufgeklärt werden, solche Situationen oft herbeiführten. Viel häufiger ist der Hergang der, dass die betreffenden Ärzte den § 81 der Strafprozessordnung nicht kennen, der, wenn ein Angeklagter zum Zwecke der Beobachtung auf seinen Geisteszustand in eine Irrenanstalt eingewiesen werden soll, den Antrag des Arztes erforderlich macht. Es bedarf nicht ganz selten mehrerer Winke durch den Richter, bis dieser Antrag endlich erfolgt. Erwähnt sei nebenbei, dass diese Beobachtungszeit die Dauer von 6 Wochen nicht übersteigen darf, und zwar auch dann nicht, wenn innerhalb eines Verfahrens verschiedene Sachverständige mit derselben Sache befasst werden.

Diesen Bemerkungen über die wichtigsten Formalitäten seien einige sachliche Hinweise gleich angeschlossen.

Der § 51 des Strafgesetzbuches bestimmt:

„Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Täter z. Zt. der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewusstlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“

Aus dem Wortlaut dieser Bestimmung, die allen psychiatrischen Sachverständigen geläufig sein sollte, geht ohne weiteres hervor, dass keineswegs jede seelische Anomalie einen Strafausschliessungsgrund

darstellt. Soll der Paragraph Anwendung finden, so muss der Nachweis erbracht werden, dass das Quantum der psychischen Störung seinen Voraussetzungen entspricht, dass also die Bewusstseinstrübung oder dass die dauernden Abweichungen vom normalen psychischen Geschehen dem Grade nach ausreichen, um die normale Bestimmbarkeit durch normale Motive aufzuheben. (Diese Formel ist wohl die beste von mehreren die vorgeschlagen sind, um den juristisch-philosophischen Begriff des — aufgehobenen — freien Willens in das Naturwissenschaftliche zu übersetzen.) Dass die Bedeutung dieses einschränkenden Zusatzes dem Arzte bekannt und vor Gericht stets gegenwärtig ist, das ist wichtig und notwendig, nicht bloss, um ihn selbst vor Entgleisungen zu schützen, sondern noch mehr, um ihm für die Diskussion mit manchen Verteidigern die nötige Sicherheit zu verleihen. Die Anwälte sind nicht ganz selten, die einem nicht exkulpierenden Gutachten gegenüber einzelne, vielleicht vom Sachverständigen selbst hervorgehobene, abnorme Züge bei dem Angeklagten heraussuchen und zu seinen Gunsten ausspielen. Besonders beliebt scheint diese Praxis dann zu sein, wenn es sich um die Beurteilung von Sexualdelikten handelt, für die ja zahlreiche Laien aufgrund ihrer Privatlektüre hinreichend kompetent zu sein glauben. Der Arzt kann solchen dialektischen Bemühungen leicht die Spitze abbrechen, wenn er einfach hervorhebt, dass die Begriffe Geisteskrankheit und Unzurechnungsfähigkeit nicht identisch sind, und dass noch weniger irgend eine einzelne psychische Eigentümlichkeit, wie etwa eine Anomalie des Trieblebens, die strafrechtliche Verantwortlichkeit aufhebt.

Dagegen braucht ein psychologischer Zusammenhang zwischen bestimmten Symptomen der Geisteskrankheit und der Art des in Frage stehenden Delikts kekanntlich nicht nachgewiesen zu werden; das Vorhandensein einer quantitativ erheblichen Geistesstörung genügt. Ein Paranoiker muss nicht nur dann als unzurechnungsfähig angesehen werden, wenn er einen seiner Verfolger verletzt, sondern ebenso bei jedem anderen, von seinen Wahnideen nicht abhängigen Verbrechen, also auch bei einem Diebstahl u. s. f. Es gibt keine partielle Zurechnungsfähigkeit, weil es keine partiellen Geisteskrankheiten gibt. Die Lehre von den Monomanien, die vor mehr als 100 Jahren in der wissenschaftlichen Psychiatrie eine Rolle gespielt hat, ist längst abgetan, und es ist bedauerlich, dass sie in den Anschauungen vereinzelter Ärzte, die in diesem Sinne an fixe Ideen und an die Erkrankung von einzelnen seelischen Gebieten glauben, noch fortlebt.

Aus sachlichen Gründen schwierig ist die Stellung des ärztlichen Sachverständigen, wenn die Frage der „verminderten Zurechnungsfähigkeit“ an ihn herantritt.

Es ist das ein Begriff, dessen Inhalt sich in den letzten Jahren wesentlich verschoben hat, ohne dass ein rechtzeitig eingeführtes neues

Wort die Missverständnisse verhindert hätte, die heute in weiten juristischen und ärztlichen Kreisen die Verständigung erschweren.

Unser deutsches Strafgesetzbuch kennt nur die totale Aufhebung der strafrechtlichen Verantwortung, auf die verminderte Zurechnungsfähigkeit von psychisch abnormen, krankhaft erregbaren oder intellektuell und moralisch minderwertigen Menschen ist keine Rücksicht genommen worden. Darin liegt eine Härte, weil scharfe Grenzen zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit selbstverständlich nicht existieren, und weil nun zahlreiche Psychopathen den allgemeinen Strafbestimmungen verfallen, obwohl ihre Widerstandsfähigkeit kriminellen Antrieben gegenüber und damit also auch ihre subjektive Schuld geringer ist als die von vollwertigen Personen. Es wäre billig, wenn in einem zukünftigen Strafgesetzbuche diesen Übergangsformen Rechnung getragen werden könnte und wenn dann die Affektverbrechen und die Alkoholdelikte von abnorm erregbaren und die unbesonnenen Handlungen von intellektuell schwach veranlagten Menschen milder bestraft werden dürften. Übrigens werden die schroffen Bestimmungen, die das geltende Strafrecht in dieser Hinsicht enthält, praktisch dadurch etwas gemildert, dass dem Richter bei der Strafzumessung ein breiter Spielraum gelassen ist, und dass er bei vielen Delikten den „vermindert Zurechnungsfähigen“ mildernde Umstände zubilligen kann. Schon deshalb tut der ärztliche Sachverständige in solchen Fällen gut, wenn er nicht nur die Frage nach der Anwendbarkeit des § 51 beantwortet, sondern, darüber hinausgehend, auch die Punkte in seinem Gutachten genügend hervorhebt, die für eine Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit bei dem Angeklagten sprechen.

Diese Menschen sollten also gerechterweise milder bestraft werden als andere, das ist der eine Sinn, der dem Schlagwort von der „verminderten Zurechnungsfähigkeit“ heute beigelegt zu werden pflegt. Es hat sich als ein wahres Missgeschick erwiesen, dass es nicht der einzige geblieben ist.

Unter der gleichen Überschrift wird in zahlreichen literarischen Äusserungen ein Problem erörtert, das sich mit dem eben besprochenen nur in den Wurzeln berührt, das aber in seinen letzten Konsequenzen soweit wie nur irgend möglich von ihm abweicht: das ist das der Behandlung der „geistig Minderwertigen“ im engeren, im kriminalpsychologischen Sinne.

Die Erfahrung lehrt, dass zahlreiche belastete Menschen aufgrund ihrer angeborenen psychischen Anlage auf die Bahn des Verbrechens getrieben werden und sich so als geborene Feinde der Gesellschaft erweisen. Eine Besserung dieser Menschen durch gesetzliche Strafen ist ebenso unmöglich, wie ihre dauernde Internierung in einer Irrenanstalt der heute bestehenden Art. Sie sind auch nicht unzurechnungsfähig im

Sinne des § 51, sie sind nur „vermindert zurechnungsfähig“. Das ist das einzig Gemeinsame, das sie mit den harmlosen Angehörigen der oben besprochenen Kategorie haben. Trotzdem wünscht für diese geborenen Verbrecher kein verständiger Mensch, dass man sie milder bestrafen und dann laufen lassen möchte. Sie sind antisozial und gerade deshalb so gefährlich, weil alle Strafmittel ihnen gegenüber wirkungslos bleiben. Deshalb die Forderung der modernen Kriminalpsychologie und ihrer bekannten Führer, Aschaffenburg und v. Liszt: man solle diese Elemente dauernd aus der Gesellschaft ausschalten, sie nicht bestrafen, aber ihre Mitmenschen vor ihnen schützen. Das liesse sich in besonderen Anstalten von kolonialem Charakter durchführen, in denen diese „geistig Minderwertigen“ festgehalten, beschäftigt und sozial so weit brauchbar gemacht werden könnten, als es ihre Eigenart zulässt. Man müsste ihnen jedes Maß von Freiheit gewähren, das ohne Gefahr für die Aussenwelt möglich wäre, und grundsätzlich alles vermeiden, was dieser neuen Behandlungsart den Charakter einer Strafform verleihen könnte.

Trotzdem würde die Einrichtung an und für sich eine grosse Härte bedeuten. Eine derartige Ausschaltung aus der Gesellschaft, die oft genug eine dauernde sein würde, wäre ein Eingriff in die Rechte des einzelnen, der ziemlich ohne Vorbild dastände. In der Tat ist es die Scheu vor diesen Folgen eines solchen Gesetzes, die seine Einführung voraussichtlich noch lange verhindern wird, so lange, bis die Überzeugung gesiegt hat, dass das Recht des einzelnen Rechtsbrechers nicht in Frage kommen kann, wenn wichtige Interessen der Allgemeinheit auf dem Spiele stehen. Der heutige Zustand, nach dem diese auf der Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit stehenden Individuen zwischen Zuchthaus und Irrenanstalt hin- und herpendeln, um schliesslich doch immer wieder genau so lange in die Freiheit entlassen zu werden, bis sie ein neues Verbrechen begangen haben, ist schlechterdings unerträglich.

Man sieht, von einer „Humanitätsduselei“ zu Gunsten der „geistig Minderwertigen“ ist diesen Bestrebungen nicht viel anzumerken. Und doch ist das der Vorwurf, der den Führern und den Anhängern dieser Bewegung in allen Kreisen, auch in juristischen und ärztlichen, fast jeden Tag gemacht wird. Das ist nur auf Grund eines Missverständnisses möglich, an dem der Ausdruck „verminderte Zurechnungsfähigkeit“ die Schuld trägt. Bei der Erörterung dieser Dinge in der Öffentlichkeit werden immer wieder zwei Gedankenreihen vermischt, die nur den Ausgangspunkt gemeinsam haben, um dann ganz verschiedenen Zielen zuzustreben. Man hört nicht selten — auch von Ärzten — die Kriminalpsychologen bekämpfen, die alle geborenen Verbrecher für geisteskrank erklären und dann straffrei ausgehen lassen möchten, und spricht ent-

rüstet von den Rechten der Gesellschaft, die durch diese Bestrebungen gefährdet würden.

Kein Vorwurf kann weniger gerechtfertigt sein als dieser. Er ist nur möglich, wenn man die geborenen Verbrecher, die antisozialen geistig Minderwertigen mit den Psychopathen verwechselt, die vermöge ihrer seelischen Anomalien ausnahmsweise einmal entgleist sind und die füglich milder beurteilt und weniger bestraft werden sollten als andere, die sich trotz vollkommener psychischer Widerstandsfähigkeit das gleiche Delikt zu Schulden kommen lassen.

Die Bekämpfung dieses Irrtums, dessen Folgen ziemlich schwere sein können, wäre Sache der Ärzte. Das ist der Grund, weshalb diese Fragen hier so ausführlich erörtert worden sind. Sie stehen augenblicklich so sehr im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, dass eine wirksame Teilnahme der praktischen Ärzte bei ihrer Erörterung dringend erwünscht wäre. Die Erfahrung aber zeigt, dass zahlreiche Mediziner in diesen Dingen selbst nicht genügend informiert sind.

Wiederholt sei noch daran erinnert, dass es sich bei alledem um Erwägungen de lege ferenda handelt und dass das geltende deutsche Recht den Begriff der verminderten Zurechnungsfähigkeit nicht kennt.

Von den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches, bei deren Anwendung die Mitwirkung des Arztes regelmäßig erforderlich ist, sind von praktischer Wichtigkeit besonders diejenigen, welche die Entmündigung beziehungsweise die Pflegschaft und ferner die, welche die Ehescheidung wegen Geisteskrankheit betreffen.

Der **§ 6 B. G. B.** bestimmt in seinem 1. Absatz:

„Entmündigt kann werden, wer infolge von Geisteskrankheit oder von Geistesschwäche seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag.“

Der Paragraph enthält mehrere Punkte, die dem ärztlichen Sachverständigen klar sein müssen und die ohne Kommentar doch nicht gleich verständlich sind. Die Entmündigung kann vom Gericht dann angeordnet werden, wenn eine vorhandene Seelenstörung auf das Handeln des davon Betroffenen von so grossem Einfluss ist, dass er seine Interessen nicht mehr selbst wahrzunehmen vermag. Entscheidend ist dabei der praktische Gesichtspunkt. Ein geisteskranker Querulant kann von zahllosen Wahnideen beherrscht werden, ohne dass er deshalb die medizinischen Voraussetzungen dieses Paragraphen zu erfüllen brauchte. Das ist erst der Fall, wenn seine Krankheit ihn an der Besorgung seiner „Angelegenheiten“ hindert. Darunter versteht das Gesetz nicht, wie vielfach angenommen wird, bloss die Vermögensinteressen des Erkrankten, sondern den ganzen Kreis seiner Beziehungen zur Aussenwelt, deren Vertretung ihm normalerweise obliegt. So z. B. die

Erziehung seiner Kinder, die Wahrung seiner sozialen Stellung u. s. f. Das Gutachten darf sich also nicht mit dem Nachweis der Seelenstörung überhaupt begnügen, sondern es muss ihre möglichen praktischen Konsequenzen im Sinne dieses Paragraphen beleuchten.

Nun unterscheidet das Bürgerliche Gesetzbuch die Begriffe „Geisteskrankheit“ und „Geistesschwäche“, und da diese Trennung nach rein juristischen Kriterien erfolgt ist, so ist ihr Wesen nicht allen Ärzten bekannt geworden. Die Schwierigkeit liegt darin, dass zwei inhaltlich verschiedene medizinische und juristische Begriffe zufällig denselben Namen erhalten haben. Geistesschwäche im psychiatrischen Sinne ist ein Endzustand, ein Zustand von intellektueller Schwäche, der entweder angeboren oder aber als Folge einer Seelenstörung während des Lebens entstanden sein kann. Unter Geisteskrankheit dagegen versteht der ärztliche Sprachgebrauch eine nach Zeit und Verlauf begrenzte, akute oder chronische Psychose.

Die Terminologie des Bürgerlichen Gesetzbuches ist eine ganz andere. Danach ist geistige Schwäche der geringere Grad einer Seelenstörung, deren schwerere Form als Geisteskrankheit bezeichnet wird. Es geht das u. a. daraus hervor, dass dem wegen Geistesschwäche Entmündigten einige Rechte verbleiben, die dem „Geisteskranken“ entzogen werden.

Für die Praxis ergeben sich aus diesen juristischen Voraussetzungen die folgenden Konsequenzen. Der Arzt, der in einer Entmündigungssache vernommen wird, hat sich zu äussern:

1. ob der betreffende Mensch an einer Seelenstörung leidet;
2. ob diese Psychose ihn hindert, seine Angelegenheiten zu besorgen;

und endlich erst an 3. Stelle, ob die vorliegende Störung dem Grade nach der „Geisteskrankheit“ oder „Geistesschwäche“ im Sinne des § 6 B. G. B. entspricht.

Kranke, auf welche sich die Bestimmungen dieses Paragraphen nicht anwenden lassen, können übrigens nach § 1910 einen Pfleger zur Besorgung eines bestimmten Kreises ihrer Angelegenheiten erhalten, wenn sie entweder mit dieser Form der Fürsorge einverstanden sind, oder aber auch ohne das, wenn eine Verständigung mit ihnen nicht möglich ist.

Noch mehr Unklarheit als über diese Bestimmungen pflegt über die Möglichkeiten einer Ehescheidung wegen Geisteskrankheit zu herrschen.

Der **§ 1569 B. G. B.** lautet:

„Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte in Geisteskrankheit verfallen ist, die Krankheit während der Ehe mindestens 3 Jahre gedauert und einen solchen Grad erreicht hat, dass

die geistige Gemeinschaft aufgehoben, auch jede Aussicht auf Wiederherstellung dieser Gemeinschaft ausgeschlossen ist."

Wer sich an die Entstehung dieses Paragraphen erinnert, weiss, dass gegen seine Einführung gewichtige Stimmen laut geworden sind und dass mächtige politische Parteien die Ehescheidung wegen Geisteskrankheit nur unter Bedingungen zugelassen haben, die praktisch äusserst selten erfüllt werden. Der Erfolg geht ja aus dem Wortlaut dieses Ehescheidungsparagraphen ohne weiteres hervor und man muss diesen Wortlaut ganz aus dem Gedächtnis verloren haben, wenn man, wie das gelegentlich geschieht, bei den Ehegatten geisteskranker Personen Vorstellungen und Hoffnungen in dieser Beziehung erweckt, die nur in verhältnismäßig seltenen Fällen gerechtfertigt sind. Als einigermaßen typisch für die Gedankengänge, die zu diesem Irrtum am häufigsten führen, ist mir die Äusserung eines Kollegen in der Erinnerung geblieben, der die Erörterung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, in einem bestimmten Falle den Tatbestand des § 1569 in foro als gegeben zu bezeichnen, durch die Bemerkung abschneiden zu können glaubte: Der Frau kann doch unmöglich zugemutet werden, mit dem Manne verheiratet zu bleiben.

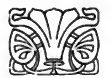
Im übrigen bedürfen die Bestimmungen des § 1569 kaum eines Kommentars; erwähnt sei nur, dass das Reichsgericht den Begriff der geistigen Gemeinschaft in einer Weise interpretiert, dass ihre Aufhebung nur ausserordentlich selten behauptet werden kann. Damit werden die Möglichkeiten für die Anwendung des § 1569 auf einen noch engeren Kreis beschränkt, als es durch seine übrigen Bestimmungen ohnedies der Fall ist.

Konrad Ferdinand Meyer.

Eine pathographisch-psychologische Studie.

Von

Dr. J. Sadger,
Nervenarzt in Wien.



Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 59.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	1
Abstammung, Ursprünge der Belastung	2
Kindheit und erste Jugend bis zum Tode des Vaters. Früheste Belastungssymptome und erste Erotik	6
Der Dichter und seine Mutter bis zum ersten Aufenthalt in der Irrenanstalt. Die Belastungssymptome der Pubertät	9
Bis zum Tode der Mutter	23
Das erste Wanderjahr. Die Schwester und ihr Verhältnis zu Mutter und Bruder	29
Die erste italienische Reise. Vergebliches Tasten nach einem Berufe. Das Werden des Dichters	35
Vom Dichter Meyer. Die Belastungssymptome der Mannesjahre. Die Schwester als Schutzengel	38
Die Eheschliessung und ihr Einfluss auf den Dichter. Sein Charakterbild nach Adolf Frey	44
Langes Kränkeln. Alterserscheinungen und Geisteskrankheit	56
Schlussbetrachtung	63

Einleitung.

Es ist ein seltsames Dichterleben, von dem ich nachfolgend erzählen will. Dieser Spross aus Alt-Züricher Patrizierhäusern war beinahe vierzig Jahre alt, bevor er überhaupt literarisch hervortrat, fast fünfzig beim ersten grösseren Erfolg, ein halbes Jahrhundert, ehe er sich ein Weib nahm, den eigenen Herd zu gründen sich entschloss. Man kann es dreist und kühn aussprechen: kein zweiter Poet ist so spät zur Entwickelung und Reife gelangt, wie der Schweizer Konrad Ferdinand Meyer, doch gab auch dafür kein zweiter von vornherein ausschliesslich nur so Gediegenes der Welt, wie unser Dichter. Ihm vergingen Jahrzehnte im inneren Kampf um seinen Beruf, Jahrzehnte mit zeitweise völligem Verzweifeln an seinem Ich, Jahrzehnte, bis er sich selber gefunden. Ein zweiter Jakob, hat er mehr als vierzehn Jahre geworben um die Liebe seiner Mutter, darob die selbstlose Liebe der Schwester beinahe übersehend, die vergötternd zum grossen Bruder aufblickte. Noch mehr als an seiner schweren Belastung krankt er bis zur Schwelle des Greisenalters an unerwiderter Mutterliebe. „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumrätseln!“ meinte der Dichter prophetisch zu Betsy. „Nur Du könntest ihn erzählen und Du tust es nicht.“ Die Schwester hat es später dann doch getan, und zwar ganz ihrem Vorsatz getreu: „Ich möchte einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung wiederspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit grösster Treue und in ruhigem Lichte“. Mit grösster Treue, wie ein lauterer, unbehauchter Spiegel hat sie sein heimlichstes Wesen erzählt und sein inneres Werden, wie und warum er ein Dichter wurde, so auch an sich das Wort wahrmachend, das Sainte-Beuve von Pascals Schwester sprach: „Je n'ai point assez dit, combien cette soeur, comparée au frère, l'explique, le complète et peut-être à quelques égards le surpasse.“

Abstammung, Ursprünge der Belastung.

Die Wurzeln von Konrad Meyers Belastung sind beiderseits mindestens von den Grosseltern ab streng nachzuweisen, wenn auch vom Vater her in minderem Grade. Da hat der Grossvater väterlicherseits die leibliche Base sich heimgeführt, wozu erst vor dem Ehegerichte die Dispensation erwirkt werden musste. Also eine Verbindung zwischen nahen Verwandten mit allen Belastungsfolgen derselben. In 12jähriger Ehe schenkte die Frau dem Gatten nicht minder als neun Nachkommen, von denen jedoch drei in zartester Kindheit und zwei andere in bester Jugendkraft verblichen. Von den Überlebenden zeigen mindestens zwei der Söhne, von welchen genauere Kunde uns ward, ganz unverkennbare Belastungssymptome. So besonders Friedrich Meyer, mit welchem der berühmte Neffe und Dichter nach dem Zeugnis seines Hauptbiographen Adolf Frey „neben der entschiedenen Familienähnlichkeit einige Besonderheiten teilte. Beide gelangten spät zum inneren Durchbruch, spät auf den rechten Weg, spät zum eigenen Herd; beiden setzte strenge, anhaltende Arbeit dergestalt zu, dass durch sie leicht eine Schädigung der Nerven eintrat, beide konnten sich, namentlich in jungen Jahren, bei der Arbeit nicht genug tun und brachten vor lauter Ändern und Übergehen schwer etwas fertig; beide machten langsame, aber stete Fortschritte; beide nahmen es mit der Kunst ausserordentlich ernst und beide fanden auch in ihr nur die eigentliche Befriedigung." Dem Onkel „mangelte die Leichtigkeit des Hervorbringens, wie er denn auch langsam und etwas mühsam, obgleich vorzüglich erzählte." Nehmen wir dazu noch seinen besonders in jungen Jahren vortretenden Wanderdrang, sowie endlich den mehrfach, oft urplötzlich vollzogenen Berufswechsel, so haben wir eine Fülle mehr und weniger schwerwiegender Belastungssymptome.

Minder pathologisch scheint der Vater unseres Dichters gewesen. Als Zwilling eines bald nach der Geburt verstorbenen Schwesterchens „war und blieb er nach Art so vieler Zwillinge zart und schmächtig. Schon früh verriet das stille, ernste Kind eine auffallende Ordnungsliebe (trotzdem die Mutter gestorben, ehe es ein Jahr erreichte. A. d. V.); ein sorgfältiges Einräumen des Spielzeugs galt ihm mehr als das Spiel selbst; er füllte ein Heft lediglich der Namen wegen, um deren möglichst vollständige Einordnung ihm zu tun war, mit Tierfiguren. Dieser Neigung zum Einteilen und zur Anfertigung von Übersichten entsprang die Vorliebe für Geographie; der Knabe zeichnete die Umrisse der europäischen Länder aus dem Schulatlas nach, wobei er die betreffende Zahl der Quadratmeilen und Einwohner, die Hauptprodukte und Naturmerkwürdigkeiten notierte, sowie allfällige Grenzänderungen sorgfältig nachtrug." Wir wissen heute, dass hinter den vorgenannten Dingen,

wie in all solchen Fällen, etwas anderes sich birgt: eine kindliche, gut verdeckte Erotik, die zumal auf dem Boden der Belastung gedeiht. In späteren Jahren wird er geschildert als ein übermittelgrosser, aufrechter, aber schmaler Mann, dem es einigermassen an physischer Kraft gebrach, von tief religiösem Sinn und ein Paar grossen, leuchtenden Augen, die auch bei dem Sohne sehr häufig auffielen. Er und seine Gattin „hatten etwas fast jungfräulich Zartes und Feines", berichtete uns Bluntschli. Eine andere Besonderheit war ein Wahrheitssinn von solcher Empfindlichkeit, dass er ihm das Theater fast unleidlich machte, trotz seiner Liebe für die Dichter und namentlich für Schiller, weil er den Abstand zwischen dem, was der Schauspieler ist und was er darstellt, nicht verwinden konnte. Wir erkennen in dieser Überempfindlichkeit ein charakteristisches Belastungssymptom, wie andrerseits auch in der masslosen Arbeitsamkeit des Vaters. „Seine einzige, verzehrende Leidenschaft war," erzählte die Gattin häufig den Kindern, „seine Arbeitsliebe." Der Dichter nennt ihn einen unglaublich gewissenhaften Arbeiter und ein bedeutendes organisatorisches Talent," die Tochter ganz ähnlich „einen Mann von strengster Gewissenhaftigkeit und grösster Pflichttreue." Um das Übermass von Arbeitslast, die er sich aufgebürdet, bewältigen zu können, erhob sich der Rastlose oft zwischen 3 und 4 Uhr früh, begab sich ohne Not kaum vom Schreibtisch weg und gönnte sich zum Spazierengehen nur selten Zeit. „Ihn bedrohte die ständige Gefahr, durch die Leidenschaft zur Arbeit vorzeitig aufgerieben zu werden. Den Untergang beschleunigten zweifellos die politischen Stürme, weil jede Aufwallung der damals erstarkenden und zuweilen tumultuarisch vorschreitenden Demokratie, die an anderen spurlos abglitt, ihm sozusagen körperlich wehtat." „Er erlag," wie Bluntschli behauptet, „der natürlichen Scheu vor den wilden Volkskräften [1]) und war überhaupt mehr dazu gemacht, in Zeiten des ruhigen Fortschritts zu führen; in den Zeiten der Revolution war seine Natur zu feinfühlig und sein Charakter zu wenig hart und energisch, um durchzugreifen." „Dies scheue Zurückweichen, das, wie seine Leidensthaftslosigkeit, der körperlichen Schwäche entsprang, war das Einzige, was man ihm vorzurücken wagte, denn vor seinem schlichten, makellosen Wesen verstummte jeder andere Vorwurf."

Man wird in der physischen und psychischen Zartheit — „jung-

[1]) Wie die Tochter erzählt, wurde er „mit kaum 40 Jahren von einem schnellen, anscheinend leichten Typhus hingerafft". Frey ergänzt, es hätten sich schon über ein Jahr vor seinem Tode „mit einem hartnäckigen Husten grosse Mattigkeit und periodisch wiederkehrende Fieber eingestellt. Ein Badeaufenthalt schien leidliche Herstellung verschafft zu haben, und Meyer arbeitete mehr als je. Dann brach er unter dem gehäuften Tagewerk zusammen: die schlanke Gestalt wurde mager, die Stimme immer leiser, das ohnehin bleiche Antlitz immer durchsichtiger, der von Natur Schweigsame noch stiller." Nach dieser Schilderung hat es sich wohl um Tuberkulose gehandelt.

fräulich zart und fein“ hat ihn sehr treffend Bluntschli genannt — in der masslosen Arbeitssucht, die auch den andern als eine verzehrende Leidenschaft erschien und die Möglichkeit gewährte, sein Ich stets neu zu assoziieren, in seiner unglaublichen Gewissenhaftigkeit, in der Überempfindlichkeit gegen starke Eindrücke, in seinem schon krankhaften Wahrheitssinn die Zeichen der Belastung ausgesprochen finden. Ja, selbst seine Leidenschaftslosigkeit ist dahin zu deuten. Denn sie war nicht etwa wie beim Phlegmatiker Temperamentsache, sondern Zeichen der Schwäche, die einzige Form, in welcher er heftiger anstürmenden Eindrücken standhalten konnte. Immerhin sind alle Belastungssymptome nicht allzu tragisch, meist mehr als Angestochenheit zu bezeichnen, wie sie Mitgliedern alter Patrizierhäuser fast immer eigen. Wenn sein Sohn, der Dichter, imstande war, die schwere Belastung von Mutters Seite solange zu dämpfen und zu unterjochen, dankt er es vornehmlich der relativen Gesundheit des Vaters, die als besserndes Erbteil ihm zugefallen.

Verhängnisvoll, sagte ich, ist seine Erbschaft von mütterlicher Seite. Da war zunächst der Grossvater „sein echter und rechter Vorfahr im Geist. Von ihm erbte er den gross und fest gebildeten Kopf und Nacken, von ihm das reizbare Temperament, von ihm die ganze Art und den Zug, der ihn über das stillere und im Grunde ruhige Wesen seiner Sippe hinaushob.“ Auch der Grossvater war der Spross eines Alt-Züricher Geschlechtes, das nur mit Glücksumständen übel gesegnet. „Nach harten, für seine empfindliche Art wohl allzuharten Jugend- und Lehrjahre schritt er aufrecht und sicher durch das Leben, mit der Wärme einen klaren Blick und praktische Klugheit vereinend. Seinem reizbaren, dem Wechsel der Stimmungen leicht unterworfenen, von Gut und Böse rasch entflammten Temperament hielten Kraft und frühe Selbstzucht die Wage.“ Schon am Jüngling fiel „der männliche, zuweilen an Düsterheit grenzende Ernst auf.“ Späterhin vermochte er, „unter häufig erschütterten Nerven leidend, sich melancholischer Anwandlungen nicht zu erwehren, obgleich er im Bewusstsein erfüllter Pflicht und vor allem in der Religion einen Halt suchte. Den Lebensabend verdüsterte dem durch vielfache körperliche Leiden heimgesuchten Manne der Tod des einzigen hoffnungsvollen Sohnes,“ der wieder als Abbild der gesunden Mutter seinem frühen Sterben mit heiterer Gelassenheit entgegensah.

Die ganze schwere Belastung des Vaters, die dieser noch durch Selbstzucht hatte zügeln können, ging ungeschmälert auf die Tochter über, die Mutter unseres Dichters. „Von früh auf hatte sie die Anfechtungen einer zarten, oft gestörten Gesundheit zu dulden. Nicht selten befiel sie die Gesichtsrose, hartnäckiger, schwerer Husten, Nervenkopfweh und Migräne, und wenn sie von diesen Leiden in den

späteren Jahren auch in grösseren Abständen und mit geringerer Heftigkeit heimgesucht wurde, so genoss sie doch fast niemals einen ganz freien Tag. Als grösste Bitternis und ernste Hemmung empfand sie die reizbaren, überzarten Nerven. Der Tod des Bruders griff die Fünfzehnjährige dermassen an, dass der bange Vater auch für ihr Leben fürchtete, und stürzte sie in eine ängstliche Melancholie, gegen welche sie in Lavaters Werken Halt und Schirm suchte." Im allgemeinen jedoch „war sie nichts weniger als eine Kopfhängerin, so dass sie mit Fug und Recht von sich zu sagen pflegte: ‚Ich habe wohl ein trauriges Herz, aber einen heitern Geist.' Da sie sich selbst unter den Anfällen der Migräne ausserordentlich zusammennahm, war sie fast immer imstande eine liebenswürdige und feine Konversation zu führen, deren Zauber sich nicht leicht jemand entzog. Sie verstand reizend und angenehm zu erzählen, besass Witz und ohne jemand zu verletzen, einen ausgeprägten Sinn für das Lächerliche. Ihr heller und beweglicher Geist ergriff das Gute und Schöne, wo er es fand. Was sie aber hauptsächlich ungewöhnlich machte, das war eine liebenswürdige, leicht entzündliche, wenn auch unschöpferische Phantasie, in deren Licht sie Menschen und Dinge rückte, und die sie, so hochgebildet er war, ihrem Mann an Geist überlegen erscheinen liess. Schon der Vater, von dem sie nebst den reizbaren Nerven dieses Erbteil überkam, hatte sie vor dem Träumen und dem Hang zum Idealisieren gewarnt, ihr einschärfend, für die Oberherrschaft des Verstandes zu sorgen."

„Die geistvolle Frau war aber in erster Linie eine tüchtige, untadelige Hauswirtin, die nicht das Kleinste übersah, so dass sie mit gutem Recht von sich sagen durfte, Ordnung gehöre zu ihrem Atemholen. Gefälligkeiten zu erweisen, Aufmerksamkeiten auszudenken, Wohltaten nach Vermögen zu vergelten, die unbedeutendste Freundlichkeit freundlich zu erwidern, für andere zu sorgen und an sich selbst zuletzt zu denken — so war sie, es lag eine Art späterer Sorge über ihr, es möchte an gebührenden Rücksichten etwas versäumt werden, an Erkenntlichkeit zu wenig geschehen." Und Bluntschli, dem der Dichter nachrühmte, er hätte das Bildnis seines Vaters und besonders seiner Mutter mit Meisterhand entworfen, er selber hätte kein Wort dazu und keines davon zu tun, dieser nämliche Bluntschli hält ihr Bild in seinen „Denkwürdigkeiten" mit den Worten fest: „Sie erschien mir wie das lebendig gewordene Ideal der Weiblichkeit. Geistreiche Frauen, die mit den Männern wetteifern, waren mir unangenehm. In ihr aber fand ich die edelsten Eigenschaften des Geistes, schnellen und klaren Verstand, tiefen Durchblick, feines sittliches Gefühl mit lieblichster Anmut, Sanftheit und Milde gemischt. Sie war eine treue, sorgende Gattin, eine gute Mutter, eine aufopferungsfähige Freundin der Armen, eine anspruchslose Hausfrau und eine freundliche Wirtin. In ihrer Gegen-

wart fühlte ich mich gehoben und reiner als sonst. Es war etwas Ungewöhnliches und daher Unberechenbares in ihr. Dadurch war sie ihrem Manne, so hochgebildet er war, doch geistig überlegen. Seine Tugend war schulgerechter als die ihre. Sie konnte wagen, wozu ihm der Mut schwankte. Am Ende ihres schweren Lebens und am Schluss eines langen Witwenstandes wurde sie noch ein Opfer ihrer kranken Stimmung und ihrer leidenden Nerven."

Ich gebe absichtlich ihre mannigfaltigen grossen Vorzüge derart genau und ausführlich wider, weil später in ihrem Verhältnis zum Dichter gar manches zur Sprache gelangen muss, was einen Kernschatten in diese Lichtfülle zu werfen vermöchte. Von Belastungssymptomen hebe ich hervor die anhaltende Migräne, die Masslosigkeit des Fühlens schon mit 15 Jahren, die stete Neigung zur Melancholie, die schliesslich zu Psychose und Selbstmord führte, das reizbare Temperament, die überzarten Nerven und die stete, peinliche Rücksichtnahme und Sorge für andere, die entschieden etwas Zwangsmässiges hatte. Mit Langmesser lässt sich zusammenfassend sagen: „Von der Mutter ererbte K. F. Meyer die mächtige Gemütsfülle, die lebendige Phantasie, aber auch die Reizbarkeit seiner Nerven. Eigenschaften, die durch des Vaters verhaltenes, stilles Wesen glücklich ergänzt wurden. Seiner Mutter geistige Erbschaft wurde durch seines Vaters Art in Schranken gehalten, geordnet und geklärt. Unterlag die letztere, so walteten der Mutter reizbare und unberechenbare Stimmungen verhängnisvoll über dem Sohne."

Kindheit und erste Jugend bis zum Tode des Vaters. Früheste Belastungssymptome und erste Erotik.

Der kleine Konrad war ein wohlgestalteter Knabe von seltener Anmut und verriet, obgleich kein Wunderkind, früh Züge eines feinen geweckten Geistes, so dass er, noch nicht zwei Jahre alt, durch allerlei originelle Einfälle den Seinen hundert Freuden bereitete. Daneben gab es freilich schon früh auch manche pathologische Züge. So zählte er noch nicht ganz zwei Jahre, alle seine Reinlichkeitsliebe sich so entschieden regte, dass er sogar im Bettchen und halb im Schlafe sein abbute (abputzen) rief und nie vergass, jedes Tröpfchen Wasser sorgfältig abzuwischen." Sechsjährig zeigte er einen stark-grüblerischen Hang: „Du, Mama, ich muss viel bei mir selber denken; wer bin ich auch eigentlich? Und was ist auch die Welt? Aber ich finde keine Antwort." Dies Grübeln über metaphysische Dinge ist ebenso wie jene Reinigungssucht zwangsmässiger Art und, wie wir jetzt wissen, auf unterdrückte Kindererotik zurückzuführen. In dem nämlichen Alter konnte die Grossmutter an dem Knaben eine Beobachtung machen, die

all sein Lebtag für den Dichter bezeichnend blieb, dass nämlich „schmerzliche Ereignisse im Augenblick ihres Eintretens seine Seele anscheinend wenig oder gar nicht berührten, hernach dagegen um so stärker wirkten.“ Wie dies zu verstehen, soll später des Näheren dargelegt werden. Während der ersten Lebensjahre war er von mutwilliger Unbändigkeit, dergestalt, dass er selber sich im Bette Püffe versetzte, und weil er beim Umhertollen allenthalben anstiess und hinpurzelte, alle Farben an der Stirne aufwies.“ Man wird auch in dieser Unbändigkeit und unvernünftigen Masslosigkeit ein frühes Belastungssymptom erkennen, eine Folge der abnormen Ansprechbarkeit der Körperfühlsphäre.

Dem Kinde setzten allerlei Krankheiten nicht wenig zu. „Einmal befielen ihn starke Gichter, so dass der Arzt in Anbetracht der schwachen Nerven verbot, ihm fernerhin Geschichten zu erzählen.“ Und Betsy berichtet, mit 3 oder 4 Jahren sei er von den Märchen, die ihm Frau Pfister erzählte, so bezaubert und hingenommen gewesen, dass er wachend und schlafend davon träumte. Der Vater musste ernstlich verlangen, dass seinen Kindern weder Märchen noch freie Erfindungen erzählt würden, sondern nur wahre Begebenheiten, damit nicht hinter den unkritischen Stirnen Wirklichkeit und Dichtung durcheinandergerate. Auch hier also wieder als ausgesprochenes Belastungssymptom die krankhafte Masslosigkeit des Empfindens (wohl noch unterstützt durch erotische Momente), die Tag- und Nachtträume einfach beherrscht, ja angeblich Fraisenanfälle hervorruft. Als Kinderkrankheiten werden weiters vermeldet: Flussfieber, Schleimfieber, Masern, Bräune und Röteln. Nach der letztgenannten Krankheit, die ihn mit 6 Jahren etwa befiel, magerte der Knabe sichtlich ab und büsste sein frisches Aussehen ein. Auf eine roborierende ärztliche Behandlung kehrte die Gesundheit zwar allmählich wieder, „allein die kräftige Munterkeit, vielleicht von Anfang eher den erregten Nerven, als wirklicher Kraft entsprossen, verlor sich so ziemlich. Der Knabe wurde mitunter so lenksam, dass man ihn, wie die Mutter schrieb, um den Finger wickeln konnte. Zuweilen aber brauste er auf, in seltsamem Gegensatz zu seinem eher sanften und gutmütigen Wesen. Vor allem zeigte sich eine auffallende Weichheit und Reizbarkeit des Gemütes: ein Lob, das ein Brief der Mutter den Kindern einer befreundeten Familie spendete, erpresste dem Sechsjährigen Tränen und vier Jahre später brach er regelmässig in Weinen aus, wenn er auf den damals abwesenden Vater zu sprechen kam.“

In diesen letztgenannten Dingen wirkt gleich wie in manchem früher Berichteten neben der zugrunde liegenden Belastung ein zweites Moment spezifisch infizierend. Ein Moment, das viele Beziehungen und Rätsel, zumal im Verhältnis des Knaben zur Mutter, überhaupt erst erklärlich und durchsichtig macht. Ich meine die Liebe mit einem starken Beisatz von Sinnlichkeit. Viel mehr als man gemeinhin ahnt,

spielt eine bald gröbere, bald feinere Erotik in der Liebe der Eltern zu ihren Kindern, wie in der Geschwisterliebe mit, wenn dies den Beteiligten auch meistens unbewusst bleibt, ja mit Entrüstung zurückgewiesen würde, falls man versuchte, es bewusst zu machen. Gar manches ist derart, dass auch der intelligente Laie nicht selten stutzt, während anderes wieder erfahrnen Erziehern längst schon bekannt ist. Man höre z. B., wie sich die frühe Liebe des Knaben zu seinem Schwesterchen Betsy äussert. Als man die letztere sechs Wochen nach der Geburt zum ersten Male ins Freie trug, begleitet sie Konrad, der damals noch nicht ganz sechs Jahre zählte, „wobei sich seine Freude und Zärtlichkeit soweit erstreckte, dass er, der Wärterin folgend, den Zipfel des Tragkissens nicht aus der Hand liess. Im Sommer, da man das Auftreten der Cholera befürchtete, sagte er: ‚Wenn Du, Mama, tot bist und Papa auch und die Grossmama, so will ich noch für das Schwesterchen sorgen, und wenn ich auch nur noch ein einziges Brötchen hätte, so würde ich es ihm gewiss geben und lieber selbst verhungern.'" Hier wünschte der Knabe die Rolle der Eltern an dem Wurm zu spielen, wie Betsy später das Sorgen derselben tatsächlich übernimmt für ihren unbeholfenen Bruder. Als ganz kleines Kind „durfte sie den Vater zum Essen holen, aber nicht bevor die Suppe auf dem Tische dampfte; dann trug er die kleine Botin freundlich die Treppe hinauf. An seine stille, sanfte Heiterkeit erinnerten sich die Kinder immer, wenn sie des früh Entrissenen gedachten." Der Vielbeschäftigte fand wenig Musse für seine Sprösslinge. Desto höher schätzten diese es stets, wenn sie einmal mit ihm ausgehen durften. Der Tochter blieb es unvergesslich, wie er einst bei einem Spaziergang über einen Graben sprang, um ihr blühende Winden zu holen. „Er war für uns die grösste Autorität," schrieb Betsy in ihren Erinnerungen. „Ich erinnere mich nicht, dass er mich je gestraft hätte; aber es lag etwas in seiner edeln, schlanken Erscheinung, in der hohen Stirn und dem lautern Blick seiner grossen blauen Augen, das uns in Zucht hielt. Dabei war er uns sehr lieb. Machte ich einen Streich, so war es für mich die fürchterlichste Strafe, wenn das Wort erging: ‚Das ist zu arg! Das müssen wir dem Papa sagen.' Ich wusste, er würde dann sehr traurig werden." Und unter den mannigfachen Motiven, die den Dichter noch in späten Jahren zum Freien bewogen, war nicht das kleinste, dass der präsumptive Schwiegervater, Oberst Ziegler, ein Jugendkamerad des Vaters gewesen. „Mein Bruder schätzte es als ein Glück," berichtet Betsy, „ihn noch während sechs Jahren mit der dankbaren Liebe zu umgeben, die er dem eigenen, früh verstorbenen Vater nie mit vollem Bewusstsein hatte bezeugen können."

Für Pädagogen vollständig durchsichtig ist endlich die Exotik in einem andern Verhalten des Knaben. In der Schule nämlich kam er anfangs gut vorwärts, ja sein Lehrer erklärte ihn im ersten Jahre „als

einen sehr fähigen Knaben, der mit regem Eifer ein treffliches Gedächtnis verbinde, so dass er mit älteren Schülern Schritt zu halten vermöge." Es gelang ihm sehr bald fast sämtliche Mädchen zu überholen, was ohne Anstrengung und ohne häusliche Nachhilfe geschah. „Mit der Zeit aber trat er allmählich zurück und liess andern den Vorrang. Ein verträumtes, zerstreutes Wesen, die Unfähigkeit sich zu konzentrieren, griffen hemmend ein, vielleicht die erste Regung des schlummernden Talentes, vielleicht körperliche, während und infolge der raschen Entwickelung vermehrte Schwäche, vielleicht beides zugleich. Freunde des Hauses wunderten sich, dass der Sohn solcher Eltern anscheinend aus der Art schlagen und nicht mehr zu werden versprach."

Ein jeder seelenkundige Schulmann wird diesen Wandel zu deuten wissen. Es ist weder ein erstes Talentsymptom, noch ein Zeichen von Schwäche, dass Konrad verträumt, zerstreut und unfähig zum Aufpassen wird. Vielmehr sind es immer sexuelle Gedanken, die zum Nachlassen zwingen. Der Knabe merkt nicht auf, ist nicht mehr imstande, sich zu konzentrieren, weil seine Gedanken ganz anderswo weilen, bei Dingen, die weitaus lustvoller sind als der vorgetragene Lehrstoff. Auch die mächtige Wirkung, welche Märchen schon auf den Dreijährigen übten, ist nicht Effekt der Belastung allein, so sehr dieselbe Vorbedingung bleibt. Es spielen da sicher auch erotisch gefärbte Übertragungen mit, sonst würde der Vater nicht immer befürchten, der Knabe könnte Wirklichkeit und Dichtung verwechseln. Dass vollends endlich nur die Liebe vermag, ein Kind so überaus lenksam zu machen, so förmlich um den Finger zu wickeln, liegt auf der Hand, wie dass sie allein dem Zehnjährigen heisse Tränen erpresst, wenn er vom abwesenden Vater spricht. Dies treiben Erwachsene auch nicht gescheiter, wenn sie verliebt sind. Wird andrerseits wieder die Eifersucht des Knaben rege, dann braust er in loderndem Zorne auf oder bricht in bitteres Weinen aus ob gekränkter Liebe.

Im ganzen sehen wir die Kindheit und erste Jugend des Knaben von zwei Faktoren gelenkt und beherrscht, die dann bis tief ins Mannesalter entscheidend bleiben: der Belastung auf der einen Seite, der Erotik auf der andern. Man darf jene erste Periode des Dichters als eine durchaus glückliche bezeichnen und Betsy beipflichten, die also zusammenfasst: „Wir hatten es gut. An Licht und Luft und Freiheit litten wir keinen Mangel. Bis zum Tode unseres Vaters war unsere Jugend eine bevorzugt helle, beschützte und sorglose."

Der Dichter und seine Mutter bis zum ersten Aufenthalt in der Irrenanstalt. Die Belastungssymptome der Pubertät.

Das wurde mit einem Schlage anders, als der Vater starb, da der Sohn erst fünfzehn Jahre zählte. Am Sterbetag ihres Gatten schrieb

die Mutter in ihr Haushaltungsbuch ein einziges Wörtlein: „Todesstoss!“ „Niedergeworfen von Schmerz um den Dahingeschiedenen hatte sie sich auch viel zu kümmern wegen ihrer äusseren Lage, die ihr eine wohlerwogene Sparsamkeit zur Pflicht zu machen schien und wegen der Zukunft des Sohnes. Den Kindern gegenüber beklagte sie oft, wieviel dieselben an treuem Schutz und Rat und an Lebensglück durch den Tod des Vaters eingebüsst hätten, denn sie entbehrte ebensosehr wie seine milde Nähe in täglichem Schmerz sein immer wohlbegründetes Urteil und seine überlegene, sichere Ruhe.“ „Wir Kinder,“ fährt Schwester Betsy fort, „trugen damals an diesem Leiden weniger schwer, da uns doch die treueste Mutter geblieben war. Jetzt aber, K. F. Meyers Leben als Ganzes überschauend, sehe ich doch nach dem Tode unseres Vaters die Spur sich abzweigen, die meinen Bruder auf einsame Pfade bringen musste und zu jahrelanger fruchtloser Anstrengung, sich eine unbeschrittene Bahn zu brechen. Damals mag es gewesen sein, dass seine Leistungen in der Schule zu Klagen veranlassten. Er arbeitete ungleich, hinterbrachte man der Mutter. In den einen Fächern mit Vorliebe, in den andern so wenig wie immer möglich. An Talent fehle es ihm nicht, aber er dauere nicht aus. Dem damals Fünfzehnjährigen wurden von wohlmeinenden Familienfreunden Vorhalte gemacht: Er sei nun die einzige Stütze der zartfühlenden trauernden Mutter. Seine Pflicht sei, durch Fleiss und geordnetes Studium eine feste Stellung zu erringen um ihretwillen.

Das hätte er gerne, ohne dazu ermahnt zu werden, aus freiem Willen getan. Doch, davon bin ich heute überzeugt, er konnte es nicht. Er empfand den Zuspruch Fernstehender als Verletzung, empfand als tiefes Leid andererseits die Enttäuschung und die Sorge, die er seiner Mutter, die ihm das Teuerste war, verursachte. Er verschloss sich in sich selbst und vertrotzte sich in dumpfem Schmerz.

Unsere Mutter erschien mir als das Zarteste, Lieblichste und Beste auf Erden. Die Liebe zu ihr hob meine Mittelschlagsnatur. Von früh an, schon seit dem Tode der sorgsamen Grossmutter, der dem unseres Vaters in der Frist von zwei Jahren folgte, war ich weniger darauf bedacht, ihr zu gehorchen — das gab sich von selbst — als sie, die verwitwet und betrübt war, vor der Unbill des täglichen Verkehrs und vor dem Kummer zu schirmen, den unsere Unbändigkeiten und Missgeschicke in der Schule oder auf dem Schulwege ihr machen konnten. Ich bin ganz davon überzeugt, dass mein Bruder innerlich nicht anders zu ihr stand und schwer darunter litt, dass seine damalige Sturmwindsanlage, verbunden mit einer für jede Verletzung empfindlichen, jeden Druck doppelt fühlenden und dagegen reagierenden Reizbarkeit, ihn seiner

Mutter gegenüber nicht rücksichtsvoll und stützend, wie er gerne gewollt hätte, sondern nicht selten unzugänglich und schroff erscheinen liess.

Schon oft habe ich mich gefragt, zu welcher Zeit eigentlich und durch welche Veranlassung mein überlegener, lustiger und erfindungsreicher Spielkamerad mit dem dichten braunen Ringelhaar sich in einen träumerisch in sich verschlossenen, von der Aussenwelt verzichtend sich abwendenden, mich hauptеshoch überragenden, mageren jungen Mann verwandelt habe.

Solange K. F. Meyer unter dem Schutze der ruhigen Autorität seines Vaters sich geborgen sah, beschlich ihn kein Zweifel, dass auch für ihn das Rechtsstudium die fest vorgezeichnete Laufbahn sei. Später, als er seiner Aufgabe allein gegenüberstand, wurde er an diesem Berufe, zu dem er keine Anlage hatte, irre, liess sich aber, innerlich von Zweifeln und Unsicherheiten jeder Art bestürmt, durch die Verhältnisse weitertreiben. Lust und Liebe zu einem trockenen Fachstudium gingen ihm dabei verloren. Er las unendlich viel und orientierte sich überall, ohne irgendwo, die neueste Literatur vielleicht ausgenommen, wirklich zu Hause zu sein und seines Lernens froh zu werden.

In späteren glücklichen Zeiten fragte ich ihn selbst einmal: ‚Konntest Du eigentlich oder wolltest Du damals Deine Rechtsstudien nicht fortsetzen?‘ — ‚Beides,‘ sagte er und lenkte das Gespräch auf erfreulichere Dinge.“

Wir hörten oben von der allerkompetentesten Quelle, wie sehr beide Kinder an der Mutter hingen. Auch was uns sonst noch berichtet wird, lässt keinem Zweifel an der Wahrheit dieser Worte Raum. Und doch muss man sagen, dass jene hochgebildete, edelste Mutter die schlechteste Erzieherin ihres Sohnes war. Der sehr viel wissende Adolf Frey sagt freilich nur kurz: „Ängstlich und zart besaitet, wie sie war, entbehrte sie wohl in etwas die leichte Gelassenheit, nicht um den Sohn zu halten, da er sich nachgiebig fügte, wohl aber, um ihm nötigenfalls Freiheit und Spielraum zu gewähren. Es bewahrheitete sich auch hier der alte Satz, dass ungewöhnliche Menschen allenthalben Erziehungstragödien und pädagogischen Missverständissen ausgesetzt sind, weil sie eben über eine gewisse Schwelle weg nicht zu führen sind, mag die geleitende Hand sein, welche sie will.“ Und Schwester Betsy meint ebenso beschönigend: „Vielleicht wurden wir etwas zu wenig erzogen. Wer vermag es zu sagen? Ich fürchte, die weiseste Pädagogik hätte den seelischen Naturanlagen meines Bruders gegenüber versagt. Nur einer konnte ihn erziehen, und das war er selbst.“ Langmesser endlich, der jüngste Biograph, fasst sein Urteil in die Worte zusammen: „In das Wesen ihres Sohnes vermochte sie sich nie recht zu finden; denn es war ihr, so geistvoll sie war, ein Rätsel. Seine Exzentrizität, Verträumtheit, Energielosigkeit und innere Kämpfe waren ihr ebenso un-

verständlich wie schmerzlich. Das mag uns wundernehmen, da sie keineswegs eine Durchschnittsnatur war. In ihren Briefen an Louis Vulliemin erscheint sie als Mutter, die ängstlich jede Regung der eigentümlichen Art ihres Sohnes fürchtet und darin nur Hochmut und Unerträglichkeit sieht. Dem dichterischen Schaffenstrieb Konrads stand sie ratlos gegenüber und seine religiösen Zweifel, die ihm als tiefangelegten Menschen nicht erspart blieben, waren ihr fremd. So fühlte sich der eigenartige Knabe und vollends der Jüngling in seinem innersten Ringen, sowie in dem Tasten nach seinem eigentlichen Lebensberuf unverstanden. Die Folge davon war, dass er sich in sich selber verschloss. Weil sich ihm aber kein Ziel und keines Kampfes Ende zeigte, verzehrte er sich in der Zermarterung seiner Seele. So führte er Schatten über sich herauf, die ihn bleibend zu verdunkeln drohten. Er wurde zum menschenscheuen Einsiedler, der selbst in den engen Grenzen des Seidenhofes (seiner damaligen Wohnung) die Menschen floh."

Warum aber konnten diese beiden Menschen, die einander liebten, wie nicht anzuzweifeln, doch auf keinerlei Weise zusammenkamen trotz aller leidenschaftlichen Bemühung? Was war der letzte Endgrund des Zwiespalts, der die beiden immer von neuem schied, ja die Mutter manchmal direkt bis zum Hasse trieb? Dies Verhältnis zwischen Mutter und Sohn ist nie zu begreifen, wenn die Erotik vergessen wird. Nur meine ich damit nicht die vielgepriesene, sanktionierte Liebe des Kindes zu seiner Gebärerin und vice versa, sondern weitaus mehr. Was suchte die Witwe gewordene Mutter fortab in dem Sohne, was sollte ihr dieser eigentlich bieten? Etwa den fürderen Inhalt ihres Lebens, mit dem einzigen Ziel: seine sämtlichen Anlagen zur möglichsten Entfaltung zu bringen? Ich glaube mit nichten. Diese edle, hochgemute Frau hat die Liebe des nunmehr verstorbenen Gatten nie vergessen können, der stets für sie sorgte trotz ihrer geistigen Überlegenheit und mit seiner milden und heiteren Art die trefflichste, sicherste Stütze bot für ihr allzu feuriges Temperament. Drum hielt sie den Kindern auch stets wieder vor, was sie am Vater verloren hätten, und schreibt von ihnen an einen Freund: „Sie sind für mich eine Quelle von Glück und Sorgen. Meine Tochter entwickelt sich sehr vorteilhaft und erinnert mich immer mehr an ihren Vater, dem ich nachtrauere. Aber der arme Konrad: wie weit ist er davon entfernt, von sich aus zu begreifen, was er verloren hat — ihn, der ihm das Vorbild aller Tugenden gab". Um es kurz zu sagen in Einem Satze: nicht sie wollte sorgen für ihren Konrad, nur ein Ziel im Auge: sein höchstes Gedeihen, sondern ganz im Gegenteil, er sollte ihr alle Liebe des toten Gatten ersetzen, mit seinen jungen 15 Jahren die Reife und Klarheit des Vaters besitzen und sich doch andererseits willig fügen ihrer höheren Weisheit. Drum hielt sie die Zügel meist viel zu straff, wie ihr die Freunde mit Recht vorwarfen, oder

suchte ihm ihre eigenen Überzeugungen mit allzuviel Eifer aufzudrängen. Weil Konrad diesem ihrem Ideal so gar nicht entsprach, ja geradezu passiven Widerstand leistete, drum gab es zwischen beiden unaufhörlich Misshelligkeiten. Wenn der Knabe in jenen Flegeljahren mit Meinungen und Worten ungehemmt herausfuhr, zum nicht geringen Schreck seiner Mutter, die selber verkörperte Rücksicht war, wenn er menschenscheu wurde, reizbar und verbittert, sich obendrein öfters darin gefiel, alles zu verachten, was gute Manieren, Toilette usw. hiess, so sah sie in allen diesen lässlichen Dingen nur Hochmut, Unerträglichkeit und rücksichtslosestes Gebaren. Als sie einmal verzweifelt darob an Hess schrieb, kam von dem klugen Manne die Antwort: „Liebe, gute Frau Meyer! Wie ist es möglich, dass Sie sich so ohne Not selbst quälen können, und zwar eines Sohnes wegen, der Sie zu schönen Erwartungen berechtigt! Wissen Sie denn nicht, dass junger Most gären muss, wenn er Wein werden soll. Im praktischen Leben stossen sich in der Folge die Hörnlein von selbst ab. Wenn Sie fortfahren sollten, so ängstich jedes Wort Ihres Sohnes abzuwägen, so werden Sie darüber hypochondrisch und halten am Ende jede Frühlingsmücke für einen langberüsselten Elefanten. Sollte Konrad in einzelnen Momenten über die Schnur hauen, dann, glaube ich, werden Sie mit sanfter, aber sicherer Ironie weit mehr ausrichten, als mit einem langen ernsten Sermon."

Wen der Mutter Verhalten rätselhaft dünkt, mit ihrer Intelligenz kaum noch zu vereinen, wem endlich die Deutung aus unbewusst-erotischen Tiefen nicht gefällt, möge sich erinnern, wie häufig Witwen die Zukunft ihren noch jüngeren Söhnen aus solchen Gründen zu verderben pflegen. Wie oft lässt eine solche Mutter ihren Sohn nicht heiraten, weil sie dessen Liebe selber beansprucht, in jeder möglichen Schwiegertochter die Räuberin sieht, welche ihr das Herz des Sohnes stiehlt. Gelingt's dem letzteren aber schliesslich doch, diesen Bann zu brechen, wird jene zur fürchterlichen Schwiegermutter, der die junge Frau schon gar nichts zu Dank macht, nicht etwa weil sie unfähig ist, sondern weil sie die Mutter um ihren letzten Liebhaber brachte. Dass hier die blanke Erotik treibend, wird just der Hauptbeteiligten am seltensten klar und würde von ihr wahrscheinlich entrüstet zurückgewiesen werden.

Wie aber sah es in Konrads junger Seele aus? Wir haben vernommen, was die Mutter von dem Sohne begehrte, und auch den Vorhalt der alten Freunde, er sei die einzige Stütze der Mutter, habe also die Pflicht, schon um ihretwellen sich so rasch als möglich eine Stellung zu schaffen. Auch hätte das Konrad gerne getan und aus freien Stücken, vermeldet die Schwester, wie dass er den Zuspruch der Fremden direkt verletzend empfand, und dass er trotz alledem es einfach nicht konnte. Ja, warum aber nicht, wenn er die Mutter so glühend liebte? Wenn ein Jüngling in solcher Lage zurückbleibt, wie

Konrad Meyer, dann stehen zwei Möglichkeiten ihm offen. Die eine ist, dass der junge Mann sich durchaus an Stelle des Vaters setzt, hinfort nur ein Ziel kennt: der Mutter den verlorenen Gatten zu ersetzen. Solche Söhne lieben dann ihre Mütter wirklich über alles und setzen mit eisernem Willen sich durch, auch gegen den Widerstand einer ganzen Welt. Ja, sie werden geradezu eifersüchtig, wenn die Mutter sich nochmals verheiraten will und einen andern Versorger nehmen, um nicht zu sagen einen anderen Liebhaber. Dies war der Fall unseres Konrad nicht, vielmehr die andere Alternative. Da der Vater verstorben, der einzige ernsthafte Konkurrent in der Liebe der Mutter, so hatte die letztere zeitlebens einzig für ihn zu sorgen, je mehr desto besser. Ein solcher Mensch wird niemals fertig, solange die Mutter am Leben bleibt, und will es auch gar nicht, will niemals auf eigenen Füssen stehen und sie aus der Sorge um sich entlassen. Sie muss sich zeitlebens auch für den Erwachsenen immer noch plagen, ihm unablässig stets neu beweisen, wie sehr sie ihn liebt, um seine Neigung stets Opfer bringen, für sie bleibt er immer der hilflose Knabe, der vor allem Betreuung und Sorgfalt braucht, das ewige Sorgenkind ihres ganzen Lebens. Daher die komplette Energielosigkeit, die sich niemals entscheidet, weil sie sich im Grunde nicht entscheiden will. Dies sind die unbewussten Gründe für Konrads Verhalten. Seine heischende Liebe war also geradezu unersättlich, unendlich die Fähigkeit, von der geliebten, vergötterten Mutter Opfer zu nehmen. Am besten hat dies die Schwester erfühlt, wenn auch vielleicht nur im Unbewussten. Sie hat sich in weiblicher Selbstlosigkeit dem Bruder geopfert und doch sein unstillbares Liebebedürfnis nicht sättigen können. In der lyrischen Probe „Fülle“ betitelt, die Meyer bezeichnend der Sammlung seiner Gedichte vorsetzte, heisst die letzte Strophe:

„Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen
Schlürft Dichtergeist am Borne des Genusses,
Das Herz, auch es bedarf des Überflusses,
Genug kann nie und nimmermehr genügen!“

Wenn wir dazu noch die schwere Belastung von Muttern her nehmen, sowie die natürliche Flegelhaftigkeit der Pubertätszeit, so wird uns alles sofort verständlich in jener stürmischen Lebensepoche.

Legen wir an die neugewonnene Erkenntnis die Sonde der Tatsachen und prüfen wir, ob da alles gut stimmt. Von Betsy haben wir oben vernommen, wie nach dem Tod des verehrten Vaters der Wandel begann und Konrads Leistungen in der Schule ganz ungleichmässig wurden. Nur zu sehr begreiflich nach allem, was ich vorhin sagte. Die Freunde setzten ihm heftig zu, sich schon um der hilflosen Mutter willen besonders zu mühen, und erzielen damit gerade das Gegenteil. Ob auch sein Bewusstsein beipflichten muss, des Unbewussten Wider-

stand ist weitaus grösser und macht, dass er sich nur störrisch vertrotzt. Dem Jüngling ist nichts weniger als wohl, da er sich innerlich Schuld geben muss. Nach aussen aber zeigt er sich doppelt reizbar, wird gegen die Mutter rücksichtslos-schroff und unzugänglich und verträumt sich nach innen, während er von der Aussenwelt verzichtend sich abkehrt.

In den Tagphantasien schaute er die Mutter, wie er sich sie wünscht, nicht die strenge, Liebe und Opfer heischende der traurigen Wirklichkeit. „Er kehrte sich von der Aussenwelt ab" will nichts anderes heissen, als er wendet sich ab von der wirklichen Mutter, die seinen Wünschen so wenig entsprach. Eine Reihe von Zügen entwickelt er direkt im Gegensatz zu ihr. Wenn sie die verkörperte Rücksichtnahme für alle Welt ist, liebt er es hinwieder, herauszufahren mit anstossender Rede, respektverletzend und ärgernisstiftend. Und er, der zu Vaters Lebzeiten nie zweifelte, das Rechtsstudium wäre die ihm fest vorgezeichnete Laufbahn, begann jetzt irre zu werden auch daran, weil diese Karriere — bald selbständig machte. „Tiefer als Mutter und Schwester ahnten, wühlten Weh und Bangen in ihm, er erklärte später, viel mehr als jemand denke, in den ‚Leiden eines Knaben' Jugendstimmungen niedergelegt zu haben. Zuweilen befiel ihn eine nervöse, ängstigende Hast, so dass er, völlig unbegreiflich für die Nächsten, in Tränen ausbrach, meistens ohne sich zu erklären, was ihn bedrücke." „Er hatte die Gewohnheit, sich selten oder fast nie öffentlich zu zeigen, einzig im einsamen, geräumigen Garten spazierte er öfters mit seiner Schwester Betsy, oft aber auch allein, wobei er sich dann stets im sogenannten Wäldli ins Gebüsch zurückzog und sich dabei so menschenscheu zeigte, dass jedesmal, wenn er sich allein im Garten wähnte, er sofort rechtsumkehrt machte, wenn ihm unverhofft auf dem gleichen Gartenwege jemand entgegenkam." Aus seinem innern Verhältnis zur Mutter, seinen Tagphantasien, die so wenig stimmten zur tief betrüblichen Wirklichkeit, und endlich noch aus der schweren Belastung mit ihrem Grundsymptom des steten Assoziationswiderwillens sind alle diese Dinge sehr wohl zu begreifen. Seine einzige Lust, behauptete er nachmals in einem Gedicht, war in jener Zeit das Schlittschuhlaufen, welches er wie das Baden leidenschaftlich trieb. Auch dem Klettern oblag er, der richtige Belastete, damals so masslos und verwegen, „dass seine Waghalsigkeit sogar die der Hirtenbuben übertraf, wie es dann an Schrammen und zerissenen Kleidern nicht fehlte."

Drei Jahre etwa nach dem Tode des Vaters kam die Witwe zum Entschluss, das letzte Gymnasialjahr des Sohnes zu unterbrechen und ihn zum Studium der französischen Sprache nach Lausanne zu schicken. Allmählich hatte die Erkennsnis doch in ihr Wurzel geschlagen, die sie Vulliemin mit den Worten gestand: „Ich bin trotz oder eher wegen meiner mütterlichen Zärtlichkeit die Person, die ihm am meisten schadet."

Auch Konrads Abneigung, das väterliche Haus zu verlassen, schmolz endlich dahin, als das Züricher Gymnasium in Lehrern und Schülern ihn immer mehr abstiess und vollends die Mutter mit allzuviel Eifer ihm ihre eignen religiösen Überzeugungen aufzudrängen suchte. So ward es schliesslich auch sein eigener Wunsch, irgend anderswo zu sein und er akzeptierte den Vorschlag der Mutter.

In der Freiheit der Fremde und fern von allem meisternden Druck fühlte er zum ersten Male sich selber. Jetzt kann sich sein Selbstbewusstsein ungehemmt entfalten, und er wendet sein ganzes Sinnen und Trachten der eigenen poetischen Arbeit zu, die damals in Fluss kam. Der Glaube an seinen Dichterberuf erwachte in ihm, an welchem er später so oft verzweifelte, und daneben wohl auch ein heimliches Hoffen, durch die Kunst das Herz der Mutter zu erobern. Nun beginnt das grosse Gären und Brausen in Konrads Seele, sowie stets mächtiger die unverkennbaren Belastungssymptome, die des Dichters Leben für immer beherrschen. „Die Elemente seines Lebenskampfes, der wahrlich kein kleiner war, lagen in ihm selbst," erklärt seine Schwester. „‚Ich bin kein starker, aber ein durchaus unabhängiger Charakter,' sagte er einmal. Das ist kein glückliches Material zur Selbsterziehung. Die weit vorherrschende unter seinen geistigen Anlagen war seine weltumfassende, in die Ferne greifende, rastlos schaffende, von einem Bild zum andern übergehende Phantasie. So ruhelos schwebte sie, dass er als Knabe kaum vermochte, sie auf einem Gegenstand festzuhalten, um eine grössere Arbeit, eine Zeichnung zum Beispiel oder eine ihm aufgetragene schriftliche Arbeit gleichmässig auszuführen und zu vollenden. Was nicht im ersten Wurf gelang, liess er unfertig liegen und fing neues an. Dabei hatte er eine scharfe Beurteilung seiner Fehler und stellte an sich grosse Forderungen. Erfüllte er sie nicht, so sanken ihm entmutigt die geistigen Schwingen. Er entwarf in scharfen, charakteristischen Umrissen, die er nicht füllen konnte. Diesen unsteten Zug seines Wesens kannte er wohl. Er verglich sich selbst mit dem nie rastenden Winde."

Hier schildert die Schwester, die beste Kennerin seiner Psyche, in einer wahrhaft klassischen Art ein kardinales Belastungsstigma. Ich habe als die beiden Grundsymptome der schweren Belastung die dauernde Verstimmung erkannt, sowie als zweites den ständigen Assoziationswiderwillen, d. h. den Widerstand, sein Ich für die Dauer mit irgend etwas zu verknüpfen. Dies zweite Symptom beut Konrad Meyer in prächtiger Weise. Der Knabe, der Jüngling und selbst der Mann, teilweise sogar bis ins Greisenalter, zeigt eine unstete, ruhelose Art, Unfähigkeit, seine Einbildungskraft bei irgendeinem Gegenstand festzuhalten, eine grössere Arbeit auch zu vollenden. Was nicht im ersten Wurfe gelingt, lässt er unfertig liegen. Von anderen früher erwähnten Symptomen nenne ich des Dichters Berufs- und Menschenscheu, die freilich in

unserem Fall auch noch erotische Mitgründe besitzt, das Masslose ferner seines Handelns und Tuns, die Masslosigkeit endlich auch seines Empfindens. Auf einige restliche Belastungssymptome werde ich dann später noch hinweisen können.

Die relativ freudige Stimmung des Dichters nahm mit seiner Rückkehr in die Vaterstadt ein jähes Ende. „Nicht als ein gesellschaftlich schmeidig gewordener junger Mann, der das unsrer Mutter liebe Französisch fliessend und gern gesprochen hätte, kam er zurück, wie sie es vielleicht gehofft hatte, da diese Freude anderen Müttern widerfahren war, sondern als ein Kopf voll gärender Ideen mit breiter, stark ausgeprägter, von üppigem Haar umkrauster Stirn auf einem, meinte sie, ‚unbeugsamen' Nacken, der, wie ihr schien, im täglichen Leben noch weniger Raum hatte, als da er fortging.“ — „Er blieb nach wie vor das Sorgenkind seiner Mutter, die bald nach seiner Heimkehr Vulliemin schrieb: ‚Sie ersparen mir den Bericht aller extravaganten Ideen, die in seinem Kopfe spucken, und seiner Sonderbarkeiten, die ihn immer mehr von seiner Familie und seinen wahren Freunden scheiden. Es genügt Ihnen, wenn Sie erfahren, dass ich für meinen Sohn nichts anderes tun kann, als beten, hoffend, dass der gute Gott früher oder später einen gnadenvollen Blick auf ihn werfe.'“ So wenig verstand diese geistreiche Frau die Seele ihres Sohnes. „Vuillemin freilich sah in jenen Besonderheiten nichts Arges und war der Meinung, man müsse den Wein gären lassen; denn er hatte und behielt immer die Zuversicht, das Gewächs sei von guter Sorte.“

Die nächste Sorge Conrads war, sein Maturitätsexamen zu machen. Um beim Lernen ungestörter zu sein und wohl auch um der Nachhilfe willen, ging er vorerst zum Dekan Benker, wo er schon vor Jahren einmal gewesen. Allein dort hielt er's nicht lange aus. Unvermutet erschien er eines Tages daheim zum nicht geringen Schrecken der Mutter. So sehr hatte ihn die Liebe zu dieser zurückgetrieben. Indessen bestand er ein gutes Examen und immatrikulierte sich an der juridischen Fakultät in Zürich. Die Vorlesungen freilich besuchte er ohne Neigung und inneren Beruf, nur der Mutter zuliebe, und blieb dann gar bald vollständig weg. Nun versuchte er das Zeichnen unter Leitung eines Malers, rückte aber auch da nicht merklich vom Fleck, da er die Sache ziemlich lässig betrieb. „Was ihn lähmte und peinigte, das waren die beständigen Zweifel, ob er zum Maler oder Dichter geboren,“ Zweifel, die bekanntlich auch Goethe und Otto Ludwig, Gottfried Keller und Scheffel hatten. Als er sich dann wieder auf die Dichtkunst warf, sandte einmal die Mutter, der das Zeugnis nicht versagt werden kann, dass sie alles aufbot, dem Sohne eine Zukunft zu schaffen, Conrads Gedichte an Gustav Pfizer, der freilich trostlose Antwort gab.

Am besten schildert auch hier die Schwester die Stimmung des

Jünglings: „Die rastlose innere Schwungkraft der Jugend gab ihm die Zuversicht eines grossen Könnens, der seine Leistungen damals in keiner Weise entsprachen. So verzehrte er sich in schweigender Ungeduld und Ohnmacht. Neben sich sah er Minderbegabte ruhig ihren Weg gehen, von Stufe zu Stufe steigen und ihr nahegestecktes, von ihm allerdings unbeneidetes Ziel, den bürgerlichen Beruf und Broterwerb, sicher erreichen. Er aber aber geriet nach und nach ausser Reih und Glied seiner Altersgenossen und sah sich in der ihn tief beschämenden schmerzlichen Lage, wie alle, die in einem achtenswerten, regelrecht geordneten Gemeinwesen nicht klassifiziert und jedem einleuchtend untergebracht werden können, missachtet, bemitleidet und verleumdet zu werden.

Hätte nur einer, hätte er nur selbst damals seinen künstlerischen Beruf erkannt, so deutlich und unwidersprechlich erkannt, dass er mit ganzem Entschluss ihn ergriffen hätte, er wäre alles Druckes und aller Zweifel ledig geworden. Die Liebe seiner Mutter hätte die äusseren Hemmnisse um jeden Preis weggeräumt. Um ihm freie Bahn zu öffnen, hätte sie sich mit Freuden eingeschränkt, ja, mit heiterem Mute gedarbt, wenn es nötig geworden wäre. *Doch es war gerade sein Mangel an Wahl und Willen, der damals wie ein Bann auf ihm lag. Er war höchst unzufrieden mit sich selbst und wäre doch gerne von anderen hochgehalten worden.* ‚Ich zürne es jungen Leuten nicht sehr,‘ sagte er mir einmal viel später halb im Scherz, ‚wenn sie überall pädagogisch gedehmütigt und an ihr Örtchen hinuntergedrückt, sich ihrerseits zu hoch schrauben und sich aufzupuffen versuchen. Ich weiss aus Erfahrung, es ist gleichsam ihre Notwehr gegen die Aussenwelt. Gelingt einem eine gute Leistung, dann wird man bescheiden, wie ein Glücklicher es sein darf.‘

Damals erschien er sich als ein Rätsel, und was er niederschrieb, dürftig, weit entfernt von dem, was er mit heissem Streben suchte. ‚Sieh,‘ sagte er zuweilen, ‚wenn ich morgens mit einer Fülle von Ideen erwache und ich will meinem Gedankengeschmeide die dazu passende Fassung geben, so komme ich mir vor, wie jener arme Hirtenjunge, dem der Berggeist Rübezahl erlaubte, seine Taschen mit Gold zu füllen. Als er heimkam und sie umwandte, um sein Glück vor sich auszuschütten, fiel nichts heraus als dürres Laub.‘

So verlernte er es, seine Gedankengänge niederzuschreiben, so verlor er mit der Gewohnheit die Leichtigkeit und die Freude, sich schriftlich auszudrücken. Das deutsche Sprachgefühl ging unter in der Masse seiner vielsprachigen Lektüre, aus Mangel an Übung, da er ein Einsamer war und damals vielleicht überhaupt nicht immer in Worten dachte. Verse hat er immer geschrieben, doch alle verschwanden im Feuer. Zu jener Zeit der Selbstkritik, da ihn nichts befriedigte, be-

kamen seine Handschrift und sein Stil jene Gedrängtheit, die seiner Schreibweise eigentümlich geblieben ist.“

Hier haben wir von der Schwester durchschaut die Elemente seines Verhaltens. Es lag wie ein steter Bann auf ihm, dass er nicht wählen und wollen konnte. Doch je unzufriedenerer mit sich selbst, desto heisser verlangte er, von anderen hochgehalten zu werden, oder richtiger von einer, an der ihm weitaus am meisten gelegen: von seiner Mutter. Gilt doch im Grunde jene Unzufriedenheit nicht der eigenen Person, sondern dieser Geliebten, die ihn so gar nicht begreifen will. Und dann die Unfähigkeit, trotz innerlicher Kraft, sich einen Lebensberuf zu küren mit einem nährenden Ziel am Ende und einer Entlastung der armen Mutter. Ja, sogar wozu er Anlage hatte und Gottestalent, durfte noch nicht zur Entwickelung kommen, so lange diese am Leben war. Drum erstickte er sein deutsches Sprachgefühl in massenhaft fremdsprachlicher Lektüre und vernichtet restlos, was sein Genius trotz alledem noch schuf. Ich darf es schon jetzt ganz dreist aussprechen, was später voll durchsichtig werden wird: Der arme Conrad konnte nicht eher zum Dichter werden, als bis ihm die geliebte Mutter durch den Tod genommen!

In einer autobiographischen Skizze sagt der Dichter selber von dieser Zeit: „Ich begann ein einsames Leben, kein untätiges, aber ein zersplittertes, willkürliches. Ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. Dieses zurückgezogene Leben habe ich jahrzehntelang weitergeführt, da meine Mutter mir volle Freiheit liess.“ Wie sehr litt sie freilich unter diesem Dasein ihres Sohnes! Im Jahre 1849, da Konrad 24 Jahre zählte schrieb sie an Vulliemin: „Mein armer Sohn ist immer beinahe im gleichen Zustand, eine schwermütige Anlage und eine unbezwingbare Unfähigkeit, eine regelmässige Arbeit zu übernehmen, beibehaltend. Er ist traurig, oft für seine Gesundheit besorgt, dazu geneigt, sich als Gegenstand des Übelwollens der anderen zu glauben und bisweilen Hirngespinste in der Art seiner Gedanken zu schmieden. Er leidet, dass er kein Ziel und keine Karriere hat und keinen Entschluss fassen kann. Seltene Spaziergänge, das Lesen und einige Studien füllen seine Zeit aus, ohne seinem Leben den geringsten Erfolg zu geben. Auch kann ich sagen, dass ich von ihm nichts mehr in dieser Welt erwarte.“

„Hoffnungsloser kann sich eine Mutter nicht äussern,“ bemerkt sehr richtig August Langmesser. „Diese Hoffnungslosigkeit teilte sich auch dem Sohne mit. Er verlor das Vertrauen zu sich selber. Was war da natürlicher, als dass er die Menschen floh? Und diese

mieden auch ihn. Man hielt ihn in Zürich allgemein für einen unbrauchbaren Menschen und eine verfehlte Existenz. Er geriet nach und nach ausser Reih und Glied seiner Altersgenossen. Während diese zu gesicherten Existenzen und zu Rang und Ansehen sich emporschwangen, blieb er berufllos; ein bemitleideter und missachteter junger Mann; ja der Menschenscheue wurde totgesagt. Und doch war er nur im Traum erstarrt. Über seinem Wesen und Gemüt lag der Schlafbann des Winters."

Wir erkennen in der schwermütigen Anlage, der unbezwingbaren Unfähigkeit eine regelmässige Arbeit zu übernehmen, im masslosen Lesen, das doch jedes Zieles und Zweckes entbehrt und nur dazu dient, eine Dauerassoziation zu verhindern, die altbekannten Symptome der Belastung. Noch deutlicher wird dies in der Schilderung Freys, die auch die Abkehr von der Mutter gut darstellt: . . . „Er war viel zu schüchtern, um irgend einen Verkehr zu suchen oder zu wagen. Allgemach steigerte sich diese Schüchternheit, und er begann die Menschen zu meiden, so dass er, nachdem sein liebster Freund unter die österreichischen Fahnen getreten war, fast ganz vereinsamt dastand. Sein Benehmen nahm etwas Gereiztes und Scharfes an; er vermochte einen Zug der Verbitterung nicht zu bemeistern, namentlich wenn er gewahr wurde, wie die Gleichalterigen sich anschickten, in Stellung und Würden einzurücken, während sich seine Zukunft immer ungewisser und aussichtsloser gestaltete. Auch empfand die um ihn bangende Mutter ein merkbares Schwinden des gewohnten rücksichtsvollen Gebahrens; so stand er spät auf, nicht früh genug zum Morgenkaffee. Er hatte es ungern, wenn man ihn nahe auf den Leib rückte, nnd bot zum Gruss immer nur zwei Finger der rechten Hand. An einem kleinen Familientee, der jeden Montag Abend stattfand, beteiligte er sich zuweilen: sonst floh er Gesellschaft, namentlich weibliche . . . Der Vereinsamte warf sich auf eine Unmenge Bücher und las im Laufe der Jahre unendlich viel. Aber er betrieb jede Lektüre ohne Plan und Methode, da es sich nicht um die Erreichung irgendeines gesteckten, sicheren Zieles handelte, vielmehr alles oder doch das meiste der Laune und Stimmung anheimgegeben sein durfte."

Die gute Mutter liess den Sohn gewähren, zumal sie gleich den Freunden und Anverwandten keinen anderen Rat wusste, als den eines liebevollen, weichen Herzens und brünstige Gebete. „Die Entscheidung reifte nach und nach von selbst aus den Verhältnissen heraus. Die zersplitterte und willkürliche Tätigkeit, der stetig sich vertiefende innere Zwiespalt, die gänzliche Ratlosigkeit, die anscheinende Verbauung und Absperrung jeden Ausweges und die andauernde Zurückgezogenheit begannen dem Gemüte des Dichters verhängnisvoll zu werden. Mehr und mehr schauderte ihn vor dem unentwirrbar verschlungenen Knäuel seines Daseins und vor den Rätseln des Menschenlebens überhaupt, und langsam

beschlich ihn der Wunsch, aus Welt und Verworrenheit herauszukommen". Hierzu kamen dlich noch die Wirkung eines literarischen Werkes. Vischers „Kritische Gänge" mit ihrem gesunden Realismus liessen seine bisherigen romantischen Ideale plötzlich zusammenstürzen. „Ihn übermannte das Gefühl im Leeren zu stehen. Er lebte eigentlich kein reales Leben, sondern webte nur in Hirngespinsten, er hatte keine Pflichten, keine Geselligkeit keine Tagesordnung, die ihn, den ausschliesslich künstlerisch Begabten, im Gleichgewicht zu halten vermochten. Er verzweifelte an sich selbst, und die Versuchung, ein verhängnisvolles Ende zu machen, trat eng an ihn heran."

Ohne die Bedeutung all dieser Dinge verkleinern zu wollen, dünken sie mich bestenfalls Hilfsmomente, doch nimmer entscheidend. Entscheidend war seine stets tiefer fressende Verzweiflung, die Mutter jemals erobern zu können, die ihm den Gedanken an Selbstmord aufzwang. Dies wird eine später zu erzählende Episode ganz durchsichtig machen.

In diesen qualvollen Tagen „beschränkte er den Verkehr beinahe auf Mutter und Schwester, sowie jenen Studenten, dem er im Lateinischen nachhalf. Über Tag die Strassen scheuend, spazirte er nachts mit Betsy auf öffentlichen Wegen oder um den Rasenplatz im Garten des Familienhauses, wobei er immer den gleichen Schlangenweg durchmass. Hier erging er sich aber nur, wenn der Mond schien; denn, pflegte er zu sagen, der Mondenschein zieht alles ins Grosse und verwischt mit seinen sanften Lichtern die Grenzen der engen Eingeschlossenheit. Dagegen ruderte und schwamm er nach wie vor. Gewöhnlich nahm er am nahen Gestade ein Schiffchen, fuhr mitten in den See hinaus, sprang in die Flut und schwamm oft so lang und weit, dass er das Schiffchen ganz aus den Augen verlor. Allmählich begann er von diesen Wasserfahrten erst in später Nacht heimzukehren, worüber sich Mutter und Schwester um so mehr ängstigten, als er Äusserungen, die seinen Lebensüberdruss verrieten, hatte fallen lassen. Eines Tages, da er sich beim Fortgehen besonders melancholisch ausgedrückt hatte und Stunde um Stunde verrann, ohne dass er erschien, war die Lage der Seinigen besonders qualvoll. Gegen Mitternacht kam er dann freilich zurück, doch fühlte er am nächsten Tage sich unwohl, so dass ein Arzt geholt werden musste, der ihm gegen ein Erkältungszahnweh Blutegel verordnete. Der Blutverlust und die Seelenqualen führten eine Ohnmacht herbei. Nachher fühlte er sich ruhiger und wohler, so dass der Dämon verscheucht schien. Aber während der Sommerhitze, die er in der Eingeschlossenheit seines Zimmers aushielt, stellten sich die dunklen Gedanken und die Mutlosigkeit wieder ein und steigerten sich dergestalt, dass sie zum physischen Eindruck wurden, er sei den Menschen unangenehm und was wohl mit seinen nicht seltenen Zahngeschwüren zusammenhing, mit einem üblen Atem behaftet."

Wir finden in dieser Schilderung zunächst die grosse Menschenscheu des Jünglings, seinen hochgradigen Assoziationswiderwillen. Auch von Mutter und Schwester entfernt er sich gern und verbindet damit ein Bangemachen, um so deren Liebe herauszufordern, ja zu erzwingen. Daneben aber setzt sich allmählich auch der Gedanke schon fest, er sei den Menschen unangenehm, will sagen der Mutter, und als prosaische Erklärung hierfür, da die wahren Gründe im Unbewussten bleiben, er sei mit üblem Atem behaftet.

Im Jahre 1852, da Konrad 27 Jahre zählt, kommt es zu einem kritischen Ausbruch. Da war eines Tages ein altes pockennarbiges Fräulein zur leidenden Mutter auf Besuch gekommen, das sich unter anderem auch nach Konrad erkundigte. „Mit mehr Eifer zu trösten, als barmherzigem Takt" erzählt uns Betsy, „verstieg sie sich zu Fragen und hoffnungsvollen Erwähnungen, die der armen Mutter bitter wehtaten. Es überquoll in ihr die Wehmut. Sie, die sonst so Tapfere, brach in Worte aus, die ungefähr lauten mochten: ‚Schonen Sie meiner! Mein erstes, mein begabtes Kind ist für solche Zukunftshoffnungen einer Mutter verloren! Er begräbt sich selbst. Er ist für dieses Leben nicht mehr da....‘ Und mein armer Bruder hörte das", als er zufällig, um ein Buch zu holen, just über den Gang kam. „Still und unbemerkt war er wieder davongegangen. Aber die Wunde, die er empfangen hatte, war so tief, dass es mir nachher, als ich den Ausbruch seines Schmerzes sah, vorkommen wollte, sie sei unheilbar. Ich erschrak bis ins Herz hinein für beide, für ihn und die arme Mutter. Auch sie konnte sich nicht trösten über das, was sie gesagt hatte, obschon ihrem Gefühl und ihren Gedanken fernlag, was sich wie ein Dolch in seine Seele gesenkt hatte: Sie sagte einer Fremden, ich sei für sie tot! — Was ist denn nur an mir, dass man mich nicht liebgewinnen kann....? Inwiefern bin ich denn nicht wie die anderen...? Warum beklagt denn jene Hässliche, dass meine Mutter mich zum Sohne habe...? Sage mir auf dein Gewissen, um deiner Wahrheitsliebe willen, sage mir, ob ich irgend einen körperlichen Fehl habe, der abschreckend ist!‘ So drang er auf mich ein, als wir auf diese Vorfälle zu reden kamen. Mit einer leidenschaftlichen Seelengewalt, die mir den Mut gab, der eigentlich der natürliche Rückschlag eines grossen Erschreckens ist. ‚Ach keine Spur!‘ sagte ich. ‚Ich will dir's beschwören bei allem, was du willst. Du bist gesund und normal, wenn du es sein willst. Aber so, wie du jetzt sprichst, bist du auf dem Punkte, krank zu werden. Komm doch nur heraus aus deiner Folterkammer! Heute kannst du es. Konsultiere doch einen Arzt. Er wird dich aus dieser Luft wegschicken. Tue es der Mutter zulieb.‘ Nicht auf mein Wort hin fasste er den grossen Entschluss, sondern erst, als die Mutter selbst ihn bei allem, was ihm heilig und teuer war, angefleht hatte, doch nicht länger

in dieser hoffnungslosen und unnatürlichen Lage zu verharren. ‚Ja, dir zulieb will ich es tun!' hat er ihr versprochen. Sie selbst allein begleitete ihn in die Heilanstalt Préfargier bei Neuenburg und stellte ihn den dortigen trefflichen Ärzten vor. Als er die Mauern des mit weiten Gärten und Parkanlagen umgebenen Gebäudes erblickte, sagte er: ‚Ich bin schon gesund, liebe Mama.' Und ähnlich lautete der Spruch der Ärzte: ‚Er ist nicht krank, aber er ist kein harmonisch besaiteter, gleichmässig ausgestatteter und entwickelter Normalmensch. Dass er diese lange Abgeschlossenheit ertragen hat, deutet auf die Widerstandskraft seiner reinen, unverdorbenen Natur. Jetzt gilt es, neu anfangen! Nicht mehr in die alten Verhältnisse zurück!'[1]).

Es ist nach den vorgeschilderten Proben wohl jedermann klar, dass Meyers Betragen und Entwicklungsgang durch zwei Faktoren determiniert wird: Die schwere, von der Mutter überkommene Belastung — seine Konstitution sei nicht in jeder Beziehung beschaffen, wie diejenige anderer Menschen, sagt Dr. Borrel recht euphemistisch — und durch die Liebe zu jener selbst. Des Jünglings Verhalten ihr gegenüber ist ungefähr gleich dem eines Hysterischen. Auch seine wohl niemals ernst gemeinten Selbstmorddrohungen sind durchaus ähnlich den bei der Neurose nicht selten zu findenden. Bekräftigt wird endlich, was ich im Eingange dieses Kapitels über Mutter und Sohn ausführen konnte: ein jedes liebte das andere wahnsinnig-leidenschaftlich, nur verstand ein jedes unter Liebe einen anderen Egoismus. Die Mutter sucht Ersatz für den Mann, mit der Herrschaft verbunden über ihr Kind, und hetzte, als ihre Erwartung sie täuschte, sich selber in Verbitterung hinein. Ihr Sohn hinwider wollte eine Mutter, die sich allzeit opfert, zeitlebens die sorgende Geliebte bleibt und so die Rolle des Vaters übernimmt. Drum konnten die beiden nie zusammenkommen, sie nie die harmonische Eintracht verbinden, die zwischen gesunden Eltern und Kindern doch die Regel bildet.

Bis zum Tode der Mutter.

Etwa $2^1/_2$ Monate, also immerhin doch eine ziemliche Zeit blieb Konrad in der Irrenanstalt, wo ihn der Direktor aus besonderer Vergünstigung bald in den Kreis der Hausgenossen aufnahm. Von diesen kam ihm namentlich Cécile Borrel, die Schwester des Direktors, mit liebenswürdiger Güte entgegen — wie eine Mutter. Genesen entlassen, ging er nicht nach Hause, vielmehr auf Anraten Dr. Borrels, der ihn in der Nähe zu behalten wünschte, vorerst nach Neuenburg, wo er allerlei

[1]) Etwas abweichend berichtet Adolf Frey den Ausspruch der Ärzte: „es liege bei Konrad keine eigentliche Erkrankung vor, sondern lediglich eine Überreizung seiner Konstitution, die allerdings nicht in jeder Beziehung beschaffen sei wie diejenigen anderer Menschen."

las und eine Reihe angenehmer Bekanntschaften schloss. So überströmend die Dankbarkeit der Mutter gewesen, als sie von des Sohnes Genesung hörte, da sie ihn selber ein halb Jahr später wieder sah, „fand sie seine geistige Genesung weniger fortgeschritten, als sie gehofft, und gelangte bekümmert zu der Überzeugung, dass ein vorläufig unbegrenztes Verbleiben in der Fremde für ihn das Bessere und von einem Zusammenleben mit ihm wenig Erspriessliches zu erwarten sei.“ Es ist interessant, wie richtig ein Fernstehender, Professor Godet, den Konrad in Neuenburg aufgesucht hatte, den Jüngling einschätzte. „Für ihren Sohn“, schrieb er der Mutter, „sind die rauhen Lehren der Erfahrung notwendig, und ich fürchte sehr, dass solange Sie seine Bedürfnisse und seine Existenz so reichlich bestreiten und ihm nicht die ganze Verantwortlichkeit überlassen, dies noch lange in der gleichen Weise fortgehen wird. Ich bin überzeugt, dass es Zeit ist, Konrad sich selber zu überlassen und ihn dadurch zu zwingen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und durch seine Arbeit sich selbst Hilfsquellen zu eröffnen. Das wäre für ihn der Punkt, wo er das Experiment verlassen und für sich allein, den Kampf beginnen würde, den er gegen seinen mächtigen Feind zu kämpfen hat.“ Und dann, als ob er die Theorie der Belastung kännte, die als deren Ursache eine Erkrankung der Körperfühlsphäre annimmt, des zerebralen Zentrums für das eigene Ich: „Sein grosser Feind ist das eigene Ich; das ist das Zentrum, um das sich alles dreht.“

Die Mutter befolgte übrigens den Rat dieses Freundes nicht, sondern liess den Sohn auch weiterhin seine volle Freiheit, sich nur bemühend, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, nach Paris zu reisen. Diese Absicht gelang, doch bedang sich Konrad dafür aus, nach Lausanne zu gehen, wo er schon einmal sich selber gefunden. Schrieb er doch später in seinen autobiographischen Skizzen: „Mir war die französische Schweiz von jeher eine zweite Heimat, wohin ich mich mehr als einmal geflüchtet, wenn es mir zu Hause nicht nach Wunsch ging, und immer mit gutem Erfolg.“ Und dort in Lausanne fand er, wie schon einmal, bei einem Freund des verstorbenen Vaters die freundlichste Aufnahme. „Kein Mitlebender hat solch einen tiefen Einfluss auf K. F. Meyer ausgeübt wie Vulliemin“, meint August Langmesser. „Seine selten harmonische Persönlichkeit erschien ihm wie ein Ideal. Bald nach seiner Ankunft schrieb er seiner Mutter: „Wenn ich jemals dazu komme, meinen Weg zu machen, so sind wir es diesem unseren besten Freunde schuldig.“ Vulliemin wirkte bestimmend auf sein Geistes- und Seelenleben ein. „Er bildete Meyers historischen Sinn und leitete seine Studien. In seinem Hause entwickelten sich unseres Dichters feine Gesellschaftsformen.“ Und Frey ergänzt: „Als einen wahren Segen empfand er in diesem Kreise die liebenswürdige

Teilnahme, wie die sorgliche, niemals aufdringliche Förderung seiner Ziele". Ich darf noch beisetzen, er hat in Vulliemin einen zweiten Vater wiedergefunden, also das Ideal seiner ersten Kindheit. In seiner Liebe zum Weibe getäuscht, macht er's wie sämtliche Neurotiker auch: er kehrt sich dem andern Geschlechte zu, und zwar vorerst in der Irrenanstalt dem Dr. Borrel, der gleich Vulliemin nunmehr an Stelle des Vaters tritt. Dem entspricht auch die völlige Wandlung seines Wesens seit seinem Eintritt in Préfargier, das aus einem „zwar niemals kraftvollen, aber doch etwas trotzigen und ungestümen in ein scheues und gebrochenes umgeschlagen hatte, welches ihm auf lange Jahre anhaftete." — „Es ist seltsam" äusserte er damals, „solange ich gegen jemand zu rebellieren hatte, war ich robust; nun, wo mir jedermann wohlwill, kann mich jedes gute Wort weich machen." „Er fühlte sich so widerstandslos, so leicht verwundbar", berichtet Frey, „dass er trotz der grössten Schonung, die sie ihm bewies, die ihm herzlich zugetane Schwester einmal bedeutete, ihn mit jeglichem Scherze zu verschonen, wie harmlos er immer sein mochte. ‚Ein Scherz führt oft ein wenig zu weit'". So wenig vertrug er damals die Liebe des weiblichen Geschlechtes, ganz zu geschweigen von Scherz oder Spott. Doch dem Mann gegenüber ward er weich wie Wachs, sowie er es einst zum Vater gewesen, der ihn ebenso sorglich, mit unaufdringlicher Teilnahme gefördert. Je wilder er früher gegen den Stachel gelöckt, solange die Mutter ihn beherrschen wollte, desto lenksamer ward er nunmehr in der Hand des väterlichen Freundes, der gar nichts begehrte, nur schlechtweg ihn liebte. Nochmals wiederholt sich, was wir schon bei dem Sechsjährigen fanden, nur damals nach einer kritischen Krankheit: die abnorme, pathologische Lenksamkeit nach vorhergegangenem aufbrausenden Trotz, die auffällige Weichheit und Reizbarkeit des Fühlens. Und auch hier dann wieder neben der Belastung die Erotik als entscheidendes auslösendes Moment.

„Der höchste Liebesbeweis sind Opfer." An diesem der Neurose spezifischen Grundsatz hielt Konrad nun auch in der Ferne fest, um so mehr, je schwerer der Mutter die ständigen Geldopfer fielen. Den Laien schien freilich, dass Konrads Schwäche und Mangel an Selbstvertrauen ihn unfähig machten. Ja, Vulliemin äusserte noch zwei Jahre später, er bedürfe fortwährend einer ernstlichen Aufgabe, die Ausdauer und Beharrlichkeit erfordert. Drum suchte er seiner melancholischen Untätigkeit dadurch zu steuern, dass er ihm entsprechende Arbeit verschaffte. Vergebliches Mühen! Denn abgesehen davon, dass Konrad im unbewussten Grunde auf die mütterlichen Opfer nicht verzichten wollte, so war er auch noch ein Schwerbelasteter, der jeder Dauerverknüpfung auswich, sich auf keinen Beruf festlegen liess. Zwar verschaffte Vulliemin ihm den Geschichtsunterricht an dem Lausanner Blindeninstitut und suchte sein Sprachtalent nutzbar zu machen für verschiedene Überset-

zungen aus dem Französischen. Ja, sogar an eine Gymnasiallehrerstelle wurde gedacht — die Mutter freilich hatte diesen Gedanken une véritable dérision genannt — doch als es damit Ernst werden sollte, schreckte Konrad zurück. „Gern hätte er irdendwo bürgerliche Stellung und Pflicht auf sich genommen und zwar unter sehr mässigen Wünschen,“ meint Adolf Frey. „Sein Begehren ging dahin, ‚still, unbemerkt und von Arbeit nicht überlastet zu leben; alles, was Ruhm und Ehre heisst,‘ ist ihm gleichglütig worden; oder wenigstens sucht er sichs einzureden vor den Zusprüchen und Mahnungen der Mutter, die nicht ermüdet, ihn auf die Zukunft hinzuweisen und ihm das Trachten nach Selbständigkeit ans Herz zu legen. ‚Was Du über eine gute Stelle sagst,‘ schreibt er ihr am 17. August 1853, ‚ist so wahr, dass jedes Kind und selbst ich es einsehe.‘ Die Nötigung, ihr allmonatlich neben den Rechnungen mit den unabweislichen Geldforderungen lästig zu fallen, frischten ihm die Überzeugung von der Unhaltbarkeit seiner Lage immer häufiger auf, als ihm lieb war.“ Und doch im tiefsten Unbewussten war's ihm um eine Stellung gar nicht zu tun. Denn als die verschiedensten Pläne scheiterten, erträgt er sein Schicksal so stoisch-gelassen, dass daraus schon hervorgeht, wie wenig sein Herz sich darüber grämt.

Immerhin war er an der Seite Vulliemins viel heiterer und menschenfreundlicher worden. Seine Briefe an die Mutter, so kurz sie meist gehalten sind, atmen oft grosse Zufriedenheit, und da seine Schwester ihn besuchte, „fand sie ihn sehr zu seinem Vorteil verändert, im Besitz von savoir vivre, dazu heiter und freundlich, wie sie ihn nie gesehen. Freilich, meinte sie, so sehr er sich beruhigt habe, von der so nützlichen Gabe des Gleichgewichtes scheine er ihr noch wenig zu besitzen. Von der Zukunft sprach er so leichthin, dass sie nicht wusste, ob sie wache oder träume: ‚unser aller Schicksal macht er wie eine Kartenkunst.‘“ Das wiegt um so schwerer, als Betsy eigentlich mehr auf seiten des Bruders stand als auf der der Mutter. Diese hatte sie abgesandt, dem Sohne ins Gewissen zu reden. Dies tut sie zwar ernstlich, aber immerhin doch nur mit halbem Herzen. Und entschuldigend schreibt sie der Mutter zurück: „Konrad ist 27 Jahre alt und hat sich durch eigene Schuld bis jetzt jede eigene Stellung unmöglich gemacht. Wo man ihn aufnahm, nahm man ihn nur Deinetwillen auf. Ohne Dich war er Null. Jetzt möchte er seinen eigenen Wert oder Unwert kennen lernen, und das ist gut und gehört zu seiner Erziehung. Vergiss nicht, liebste Mutter, Konrad ist ein Mann, wenn auch kein mannhafter, und was für eine Tochter das lieblichste Los ist, kann einem Sohn drückend werden. Soll Konrad einmal handeln lernen, muss man ihn vorerst ohne Stütze stehen lassen, damit er sich kenne.“

Seit jener Katastrophe, die den Sohn bis in die Irrenanstalt brachte, wagte die Mutter nicht mehr so heftig aufzutreten. Doch innerlich hatte

die Mutter an Konrad verzweifelt trotz aller günstigen Berichte Vulliemins. Ihre einzige Stütze war nunmehr die wohlgeratene Tochter, an der sie jetzt doppelt leidenschaftlich hing. Sie bedurfte dieses Trostes und Haltes an Betsy um so notwendiger, als sie sich täglich ja stündlich um den Sohn härmte und ihrer seit Jahren währenden Kümmernis immer noch kein Ende absah, da sich kein Ausweg aus dem Labyrinth auftat und sein Schicksal auch in Anbetracht der geringen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, ein äusserst ungewisses und peinliches zu werden schien. Die Seelenleiden, die er unter ihrem Dache und vor ihren Augen durchgemacht, hatten die ohnehin überzarte Frau dermassen erschüttert, die langsame und, wie ihr wenigstens vorkam, stillstehende oder gar rückschreitende Genesung in Lausanne, griff sie so sehr an, dass sich bereits mit schwachen, aber bedrohlichen Linien das dunkele Verhängnis abzuzeichnen begann, dem sie entgegenging, ohne dass wohl jemand, soweit dies für uns erkennbar ist, es ahnte. Schon klingt es gelegentlich wie eine Selbstanklage, die sie, die doch gänzlich schuldlos war, gegen sich erhob. ‚Acht Jahre lang,‘ schrieb sie am 10. November 1853 an den Sohn, ‚in dumpfer Resignation zuzusehen, wie sich der mit schönen Anlagen ausgerüstete Geist eines Kindes zwecklos verzehrt, ist wahrlich ein Flecken im Buche meines Lebens, den ich mit blutigen Tränen auswaschen möchte.‘“

Hier vermeint Adolf Frey das Flügelrauschen der Psychose zu hören. Dies dünkt mich nun doch ein wenig verfrüht, da die Melancholie bekanntlich fast drei Jahre später erst ausbrach nach einer erschöpfenden Krankenpflege und einer Infektionskrankheit. Doch sicher sind die vorgeschilderten Stimmungen eine Etappe zu dieser. „Immer fürchtete die Mutter, der Dämon möchte beim Sohn wieder hervorbrechen. ‚An Konrad schreibe ich noch heute, aber behutsam, damit die Geisteskrankheit nicht wieder die frühere Form annehme . . . . Ach, man hat im Grunde immer Angst bei einem so vielen Stimmungen unterworfenen Menschen, wie unser armer Konrad ist.‘ Er wurde ihr ein Rätsel, vor dem sie sich fürchtete, sie wusste auch nicht mehr, woran sie mit ihm war. ‚Ich traue meinem Urteil in Beziehung auf Konrads Angelegenheiten nicht mehr und bin daher froh, wenn andere handeln.‘“

Da die Berichte der Schwester und Vulliemins übereinstimmend immer günstiger lauteten, auch Konrads Briefe von fortschreitender Gesundung und wachsender Arbeitslust stets deutlicher zeugten, wurde endlich seine Heimkehr ins Auge gefasst. Der Eindruck, den die Mutter von dem Rückgekehrten hatte, von seiner „moralischen und religiösen Veränderung“ war ein derart günstiger, dass sie dem Freunde in überquellendster Weise dankte. Der Dichter selber vertauschte freilich Lausanne recht ungern mit seiner Vaterstadt. „Denn er hatte hier,“

wie Betsy damals schrieb, „eine Vergangenheit oder vielmehr keine und wusste wohl, dass man ihn darum ansah.“ So sehr in Zürich die Berufsfrage aufs neue energisch an ihn herantrat, so gelassen blieb Konrad allem gegenüber. Seine wesentliche Beschäftigung waren Übersetzungsarbeiten aus dem Französischen, womit er Vulliemins Anregungen nachging. „Seine dichterischen Pläne und Heimlichkeiten verbarg er, wodurch er vor der Mutter meistens zu schweigen gewöhnte, obgleich er, wie sie der Tochter wiederholt meldete, durchschnittlich heiter und vergnügt dreinblickte. Beinahe von Woche zu Woche fühlte sie sich von seinem Fleisse mehr befriedigt. Immerhin galt er eben noch als der ‚arme‘ Konrad, der viel guten Willen, aber wenig Kraft besass.“

Da traten zwei Ereignisse ein, die für des Dichters Entwickelung bestimmend wurden. Im Hause der Mutter lebte auch ein damals fast 70jähriger Imbeziller, der nach monatelangem Siechtum und unendlichen Leiden schliesslich verstarb. Die Mutter hatte sich nun nicht abhalten lassen, „möglichst viel um ihn zu sein und bei der Pflege hilfreiche Hand zu leisten, obschon dies nicht nötig war, da ein Wärter alles Erforderliche verrichtete. Sie fing an schlaflos zu werden und glaubte fortwährend den Leidenden schreien zu hören, der allerdings sehr schwer litt und wehklagte. Mit dem Eintritt der Sommerhitze wurde das Krankenbett fast unerträglich, aber die Mutter, allem Zureden der Kinder und des Arztes unzugänglich, behauptete Stunden und Stunden lang ihren Platz im Zimmer des Stöhnenden, so dass sie sich aufrieb. Im Juli endlich konnte der Gequälte sterben. Aber jetzt entwickelte sich bei der geprüften und erschütterten Frau eine ausgesprochene Gemütskrankheit: eine während der letzten Zeit der Pflege ausgebrochene Gesichtsrose, mit der sie sich durchaus nicht legen und schonen wollte, trat am dritten Tag zurück und war vielleicht die eigentliche Ursache des Leidens. Sie klagte sich an, die Mörderin des Hingeschiedenen zu sein, ihn nicht genugsam gepflegt, sowie beim Anblick seiner entsetzlichen Schmerzen oft seine Auflösung herbeigewünscht zu haben. Religiöse Selbstvorwürfe gesellten sich dazu, den zerwühlten Geist bestürmend. Sie nannte sich eine grosse Sünderin, die von Gott verstossen sei und keine himmlische Barmherzigkeit finden werde. Auch erklärte sie ihre geistige und körperliche Kraft für gebrochen.“ In die Irrenanstalt Préfargier gebracht, gelang es ihr bald, einen Selbstmord ins Werk zu setzen, indem sie sich vom Geländer einer Brücke ins Wasser stürzte. Nach dem Vorgeschilderten lag ohne Zweifel eine Melancholie vor mit der charakteristischen Selbstanklage, dem Verkleinerungswahn und dem typischen Selbstmord, eine Melancholie auf dem Boden einer schweren erblichen Belastung, ausgelöst endlich unmittelbar durch die lange, aufreibende Krankenpflege und das Kopferysipel.

Weder Betsy noch Konrad konnten den Schmerz über den Tod der Mutter so ganz verwinden. Schrieb doch die erstere: „Sie war uns beiden so lieb, dass wir nicht auszudenken vermochten, wie es würde, wenn sie nicht mehr da wäre. Als die uns dann im Herbst 1856 entrissen wurde, schien es uns, als wäre mit ihr und ihrer Treue nun alles Liebliche für uns von der Erde verschwunden. Unser trautes Heim war doch immer gewesen, wo sie war. In meines Bruders innerem Leben, in seiner Poesie tönt dieser schmerzliche Klang viele Jahre lang nach.“ „In Stunden, wo das Leben ihm dunkelte, übte das Wasser, in dessen Schoss ihm Ruhe von allem Kampfe zu winken schien, eine dämonische Anziehungskraft aus:

,Eine liebe, liebe Stimme ruft
Mich beständig aus der Wassergruft . . .‘“

„Erst die starken italienischen Eindrücke vermochten diese schmerzvolle Dissonanz in reine Schönheit aufzulösen.“ Und doch, wenn ich das Leben des Dichters im ganzen überschaue, muss ich wiederholen, so barbarisch dies manchem auch klingen mag: Erst der Tod der Mutter und in zweiter Linie die materielle Sorglosigkeit, die ihm ein Legat nach dem verstorbenen Imbezillen gewährte, machten es möglich, dass Meyer ward, was wir heute bewundern.

Das erste Wanderjahr. Die Schwester und ihr Verhältnis zu Mutter und Bruder.

In den Jahren, die nun folgen, traten immer stärker die Belastungszeichen des Dichters zutage: vor allem sein Assoziationswiderwille und ein Symptom, welches diesem entspringt, sein lebenslänglicher Reisedrang. Bekanntlich ist die Reisesucht ein ganz treffliches Mittel, sein Ich an stets neue Eindrücke zu heften, ohne doch sich irgendwo festzulegen, wie ja der richtige globetrotter allzeit ein schwer Belasteter ist. Nach dem Tode der Mutter geht Konrad erst nach Lausanne zurück, will dann mit der Schwester nach Italien reisen, was an Dr. Borrels Widerspruch scheitert, worauf er schliesslich nach Zürich eilt, um in jenen Zeiten politischer Not sich dem Staate irgendwie nützlich zu erweisen. Als er jedoch da nur schwere, kränkende Missachtung erfährt, entschliesst er sich stracks, allen poetischen Plänen zu entsagen und zwei Jahre in Paris zu studieren. Freilich war jene Missachtung minder schwer, als er sie empfand, kraft seiner pathologischen Reizbarkeit. Doch hat er tatsächlich in jenen zwei Monaten „mehr gelitten, als sich sagen lässt,“ wie er aus Paris der Schwester schreibt. „Wie erbärmlich war ich nicht in Zürich daran! Was mich niederwarf und aufrieb, war die Missachtung, das Fürkrankhalten, in der ich lebte, sowie mich am tiefsten jene Hinweisung auf meine in den letzten Jahren unver-

schuldete Berufslosigkeit kränkte." Er muss zwar selber offen zugeben: „Warum sollen sie einem Menschen, der krank gewesen ist, dessen Mutter auch krank gewesen, der überdies nichts Rechtes, das heisst Praktisches, kann, das geringste anvertrauen?" Doch innerlich fühlte er sich aufs tiefste verletzt, so dass er erklärt; „Fort musste ich, weil ich sonst krank geworden wäre!" und es verschwört, je wieder in die Heimatstadt zurückzukehren, es sei denn in eine bestimmte Stellung, oder nachdem er etwas Rechtes gelernt. Frey bemerkt dazu richtig: „Solche und ähnliche unbedeutende Stösse und Anfechtungen hätte ein Stärkerer unbeachtet lassen oder leichthin abgeschüttelt, namentlich wenn ihm, wie das bei Meyer der Fall war, die finanzielle Unabhängigkeit zu Hilfe kam, so dass er sich schliesslich über all das hinwegsetzen konnte; aber sein krankhaft reizbares Gemüt empfand sie als ein unleidliches Weh. Er suchte ihnen auszuweichen, und, wenn er einmal heimkehrte, vorzubeugen." In dieser krankhaften Reizbarkeit, in dieser Masslosigkeit des Empfindens, die ein kleines Weh gleich unleidlich empfindet, erkennen wir abermals ein typisches Belastungssymptom, das freilich in unserm Fall noch verstärkt wird durch die Erinnerung an ähnliche Kränkungen seitens der Mutter. „Es wurde ihm immer deutlicher, dass das erste und für einmal einzige, was ihm oblag, darin bestand, etwas Rechtes zu lernen, wie er sich immer wieder ausdrückte, und sich, sollte er darüber vierzig werden, so gründlich, so tüchtig, so streng ausbilden als möglich, nicht nur zum Wissen und Können, sondern zur unbedingten Selbständigkeit . . . Hochzusteigen gedachte er mit seinem Studium nicht, es sollte ihm die Verwaltung des eigenen Vermögens erleichtern und womöglich zu einer kleinen Stelle in Zürich oder anderswo verhelfen." Wie man sieht, ist jetzt nach dem Tode der Mutter mindestens ernsthaftes Wollen da, nicht das apathische laisser faire, dem er bisher fröhnte. Wenn aber Adolf Frey dann hinzufügt: „Er begehrte nur darum so wenig, weil er, mehr oder weniger bewusst, sich lediglich die Freiheit für die Poesie erkaufen, den bürgerlichen Anforderungen dagegen nur das unumgänglich Nötige opfern wollte. Denn von Jugend auf lebte der Trieb nach Unabhängigkeit in ihm;" so dünkt mich die Sache etwas anders zu liegen. Der „Trieb nach Unabhängigkeit," d. h. die Scheu, sich dauernd zu binden, beweist nichts anderes, als dass er ein Assoziationsflüchtling war, wie eigentlich jedweder schwer Belastete, und seine minimalen Zukunftsansprüche erklären sich daraus, dass er jederzeit nur eine Stellung wünscht, die er unschwer und rasch wieder aufgeben konnte. Sich Zeit für seine Poesie zu reservieren, lag ihm durch Jahre hindurch noch fern. Hingegen ist es wieder ein typisches Zeichen, zumal der schwer belasteten Dichter, dass „ihm Neigung und Fähigkeit zu einem praktischen Beruf schlechtweg mangelten."

In Paris gedachte er zwei Jahre zu studieren, um dann später in Berlin seine juristischen Studien zu vollenden. In Wahrheit liess er die Juristerei bald gänzlich sein und begnügte sich damit, ein bischen Kunststudien, ein bischen Geschichtslektüre zu treiben und im übrigen gemächlich im Pariser Leben dahinzuschwimmen. Bezeichnend hierfür sind die Briefe an die Schwester. Da heisst es z. B.: „Das Gute hat Paris, dass es alle Träumereien beseitigt. Dieser Lärm und dieses Rennen lässt das innere Leben gänzlich verstummen; man geht seinen Geschäften nach, isst und trinkt und ist eigentlich weder glücklich noch unglücklich, weil man sein eigenes Wort nicht, geschweige sein Herz versteht.“ Doch gerade dies assoziationsscheue Leben sagt dem Schwerbesasteten am besten zu. So schreibt er Betsy fünf Tage später: „Ich bin so beschäftigt und habe so viele und von allen Arten Bekannte, dass mir die Zeit fliegt . . . Ich werde wahrhaftig von Tag zu Tag gesunder und mutiger.“ Auch diese Beschäftigung mit zahlreichen Dingen, der Verkehr mit vielen und ganz verschiedenartigen Bekannten ist für den Schwerbelasteten typisch. Darum fühlt sich der Dichter im Wirrwarr und steten Wechsel weit wohler als in dem gleichmässigen Einerlei zu Hause. „Es geht mir im ganzen gottlob gut. Zwar fasse ich die Dinge unglaublich unpraktisch an, aber mein guter Wille wird am Ende doch meiner Ungelenkigkeit Herr.“ Endlich noch die geradezu malende Stelle: „Nichts ist schöner als der Tuileriengarten am Sonntag. Dies Leben, diese Mannigfaltigkeit, diese stete Erneuerung der Menschen — nach zehn Minuten lauter fremde Gesichter — diese Freude der Kinder an ihren Spielen, der Frauen an ihren Kleidern, diese Trachten, alle diese höflichen Soldaten, die Mohren, die Araber, der Prinz Daniel von Montenegro, die Ristori, alles das aneinander vorüberstreifend, ohne sich zu berühren, es ist zu schön.“ Im Mai 1857 setzt ihm ein fieberhafter Darmkatarrh nicht wenig zu. Aber kaum genesen, schreibt er der Schwester: „Ich bin ganz ordentlich wohl und eigentlich jeden Tag neu bezaubert, werde aber die ernste Nahrung, wonach mich verlangt, nur in Deutschland finden.“ Und kurz vor dem Abschied von Paris: „Überhaupt liebe ich die Fremde, weil sie selbständig und darum glücklich macht (soll heissen: ‚unabhängig‘ im Meyerschen Sinne). Einreden werde ich mir in meine Pläne nichts lassen, weil ich mit meinem Gewissen einig bin.“

Was diese Pläne eigentlich waren, weiss niemand zu sagen. Denn er hatte in Paris in 16 Monaten nichts anderes getan, als die obengenannten Nebensächlichkeiten und tat vorerst auch die nächsten Jahre so gut wie gar nichts. Obwohl er nun nach dem Tode der Mutter von keinem Einrede zu fürchten hatte, setzt er sich von vornherein schon zur Wehr, so sein böses Gewissen und die Selbstanklagen der eigenen Brust den Kundigen enthüllend. Von Paris geht es für kurze Zeit nach

Zürich zurück, von dort mit der Schwester in die geliebten Berge. Die Reise eines Vetters gibt ihm den überwillkommenen Vorwand, statt nach Berlin jetzt nach München zu ziehen — von irgendeinem Studium war nicht mehr die Rede — und daselbst die Kunstschätze abzuweiden, was Konrad selber den „qualifiziertesten Müssiggang“ heisst. Auch nach der Rückkehr duldet es ihn nicht lange in Zürich, zumal eine Herzensgeschichte dazukam. In dem Schwerbelasteten erwacht der unbändige Reisetrieb, rasch lebt der alte Vorsatz wieder auf, mit der Schwester nach Italien zu gehen, und über Hals und Kopf wird der Aufbruch gerüstet. Auch diese Plötzlichkeit von Entschluss und Ausführung ist hochbezeichend, In „Pierre et Jean“ formt Maupassant das treffende Wort: „Er hatte in gewissen Augenblicken jenes zwingende Bedürfnis nach sofortiger Lösung der Situation, das die ganze Stärke der Schwachen ausmacht, welche unfähig sind, je lange zu wollen.“ Ein wahrer Meistersatz hellt hier das Wesen des Schwerbelasteten, der rasch handeln muss, über Hals und Kopf, soll er überhaupt zu wollen vermögen. Denn langes Festanhalten an einen Vorsatz verträgt er nimmer.

Ehe wir dem Dichter nach Italien folgen, ist es wohl nötig, sein Verhältnis zur Schwester und deren Charakter uns klarer zu machen, als bisher geschehen. Ich zitierte an einer früheren Stelle das Wort der Mutter, ihre Tochter erinnere sie immer mehr an den verstorbenen Gatten. Das ist in jedem Betrachte ein Wahrwort. Der Vater war nicht nur die höchste Autorität gewesen, auch die besondere Verehrung und Liebe seiner Betsy, die Erinnerung an einen kleinen Dienst ihr ganz unvergesslich, sein bekümmerter Blick, wenn er von ihr eine kindliche Ungezogenheit hörte, ihre härteste Strafe. Mit seinem Tode bekommt ihr Leben die bestimmte Richtung, ihr Streben bewusst wie unbewusst das hehre Ziel: seinen Hinterbliebnen den Vater zu ersetzen. Mit dem Instinkt des liebenden Weibes fühlt sie heraus, was die Mutter von ihrem Sohn begehrt, und als der die Erfüllung nicht bieten konnte, trat sie in die Bresche. Was Konrad der Mutter schuldig blieb und nach seiner Anlage bleiben musste, das leistet ihr Betsy. Ja, mehr noch als das, sie ersetzt dem Bruder auch noch den Vater in vieler Beziehung. Die Neigung der Mutter zu ihrem Sohne war nicht selbstlos gewesen, nicht opferfroh genug, sie entbehrte, wie Konrad bitter empfand, der absoluten Uneigennützigkeit, so die des Vaters immer besessen. Aus Liebe zu diesem, ihrem Erzeuger, übernimmt die Tochter nunmehr sein Amt, der Witwe und dem verwaisten Sohn eine feste, verlässliche Stütze zu sein. Es bleibt eine ewige Lebenswahrheit: lieben lernt der Knabe von seiner Mutter, die Tochter vom Vater. Wie Konrad zeitlebens an der Mutter krankte und ihrer nicht durchaus selbstlosen Liebe, ward Betsy zum richtigen Mutterweib durch die Liebe zum Vater.

Verfolgen wir einmal ihr ganzes Betragen. Als zwei Jahre nach dem Tode des Vaters auch die Grossmutter starb und die Mutter nun ganz ohne Stütze dastand, war der 11jährigen Betsy einziges Trachten, die letztere „vor der Unbill des täglichen Verkehrs und vor dem Kummer zu schirmen, den unsre Unbändigkeiten und Missgeschicke in der Schule oder auf dem Schulwege ihr machen konnten. Die Liebe zu ihr hob meine Mittelschlagsnatur." In Konrads traurigen Jugendjahren fand sich das 14jährige Mädchen unendlich beglückt, wenn der 20jährige Bruder ihr seine eigenen Verse vorlas oder sie für seine Lieblingsdichter begeisterte. „Wie sollte es ihm für dieses Mitteilen geistigen Genusses, für dieses Mit-hineinblicken-lassen ins Reich der Poesie nicht dankbar und herzlich zugetan sein! Dem Schulmädchen klangen sogar die Verse, die Freiligrath dem toten Grabbe widmet, wunderschön:

, . . . Durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirn der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!'

Aber sollte es denn nicht nur schön, sondern auch wirklich und wahr sein? Sollte es meinen geliebten Bruder ganz persönlich angehen? Nein, das gab ich schon mit 16 Jahren nicht mehr zu. Das wäre einfach nicht auszuhalten gewesen und sollte nicht sein. Schon um unserer Mutter willen nicht, die doch eine Freude haben musste nach all dem schweren Leid und die jeder Strahl der Schönheit in Natur, Poesie und Kunst im Herzensgrund erquickte. An sie wandte ich mich denn mit Bitten, sie möge mich doch irgend etwas, dessen ich fähig wäre, lernen lassen. Es sei doch sehr nötig, schon damit ich später mein eigenes Brot essen könnte. Sie selbst hatte in ihrer Jugend gezeichnet und nur, weil sie sich früh verheiratet hatte, diese liebe Kunst aufgegeben. So freute sie der Gedanke, ich könnte neben ihr Porträts malen oder Zeichenstunden geben. . . . Die Mutter lebte auf und mir verwischte sich jedes persönliche Verständnis für den ‚Kainsstempel'. Mein Bruder, der mir alles Gute gönnte, freute sich meiner künstlerischen Fortschrite. ‚Zeichne nur!' sagte er, ‚so lernst Du richtig sehen. Das kommt auch mir zustatten; Du siehst damit auch für mich.'"

In den folgenden Zeiten und für Jahre hinaus ist Betsy die einzige, die allzeit an ihren Bruder glaubt, die einzige auch, der er all seine Poesien vorliest, selbst wenn er dieselben bald darauf verbrennt, die einzige, welche Freud und Leid stets getreulich mit dem Bruder teilt, die in seine Bücher einblicken darf und die bald erstarkenden, bald schwindenden Gestalten seiner Phantasie. Der Mutter gegenüber hält sie dem Untätigen, oft irre Gehenden, immer die Stange, und diese, die schliesslich am Sohne verzweifelt, ist herzensfroh, ihn der getreuen Schwester überlassen zu können. Wie sehr auch Frau Meyer an Betsy

hing, erwies sich, als diese aus Lausanne vom Besuche ihres Bruders zurückkehrte. Da hatte die Mutter „Tage und Stunden gezählt, bis ihr ‚Liebstes unter Sonne, Mond und Sternen' wieder heimkehrte. Sie nannte sie ihr liebes Götzchen, sie wusste ihre Briefe fast auswendig, sie sah an ihr hinauf, wie sie einmal schrieb. Kurz nach Betsys Abreise meldete sie: ‚Wir (d. h. sie und der Imbezille) reden in einem fort von Dir und stellen Deine Tasse aufs Teebrett, als ob Du nicht fort wärest. ‚Betsy' sagen wir stehend und gehend, wachend und schlafend.'" Und auch die Freundinnen in der Ferne wussten ihre Tugend nicht genug zu rühmen, die eine Genferin so formulierte: „Mademoiselle Betsy ne pense jamais à elle, mais toujours aux autres."

Den Tod ihrer Mutter hat Betsy ungemein schwer verwunden. Als nach diesem Schlage die Geschwister eine Italienreise planten, widersetzte sich Dr. Borrel derselben, weil sie „beide, die sich angegriffen fühlten, nicht erfrischen und aufrichten, sondern geradezu schädigen würden, zumal die Schwester, die an und für sich ‚nicht fürs Wandern und nicht für Wirtshäuser' geschaffen war, sich nur sehr langsam von dem schrecklichen Schlage erholte und immer nach der Gruft der so jäh geschiedenen Mutter zurückverlangte." Mit der Mutter, der sie eine Stütze sein konnte, hatte Betsy auch ihren Lebensinhalt zur Hälfte verloren, und als vollends der Bruder einen jahrelangen Aufenthalt in der Fremde beschloss und bald auch antrat, da „konnte sich die Schwester, einmal von ihm getrennt, nicht darein ergeben, ein mehr oder minder untätiges Leben zu führen, vor dessen Leerheit oder doch ungenügender Fülle und, wie ihr schien, ungenügendem Nutzen ihr schauderte. Schon in Préfargier hatte sie sich gelobt, sowie auch das äussere Versprechen abgelegt, Krankenpflegerin zu werden, und tat nun nach Konrads Abreise die erforderlichen Schritte zur Verwirklichung dieses Vorhabens". Und es lag nur am Bruder, dass ihre Absicht damals noch nicht zur Verwirklichung kam. Er schrieb von Paris die zärtlichsten Briefe, ja einmal sogar direkt die Worte: „Du bist ja alles, was mir bleibt, meine ganze Habe in der Liebe!" Als er dann in der Seinestadt erkrankte und seinen Aufenthalt abbrechen musste, „entschied sie sich für den zu sorgen, der ihrem Herzen und Geblüt am nächsten stand. Erst beinahe zwei Jahrzehnte später, als ihm in der zärtlich sorgenden Gattin eine Nachfolgerin für die Schwester geworden, nahm sie den alten, lang gehegten Gedanken wieder auf und widmete ihre Kräfte der Nächstenliebe."

Seit dem Tode der Mutter regiert die Reisesucht Konrads Leben. Doch in seiner ewigen Ruhelosigkeit stand allzeit schützend wie der leibhafte Vater, dem sie nachgeriet und -geraten wollte, die edle Schwester an seiner Seite. In einem späteren Gedichte an diese, das er bezeichnend

„Ohne Datum“ nennt, welches also für alle Zeiten zutreffend, apostrophiert er Betsy:

„Zu ruhn ist mir versagt, es treibt mich fort,
Die Stunde rennt — doch hab' ich einen Hort,
Den keine mir entführt, in Deiner Treue!
Sie ist die alte wie die ewig neue,
Sie ist die Rast in dieser Flucht und Flut,
Ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens,
Sie ist der Segen, der beständig ruht,
Auf allen Augenblicken meines Lebens.“

Die erste italienische Reise. Vergebliches Tasten nach einem Berufe. Das Werden des Dichters.

Über Hals und Kopf, erzählte ich oben, waren die Geschwister dem Lande der Sonne zugewandert, der alten Sehnsucht unseres Dichters. Wie hat nur dieser einmal gesungen:

„Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag versäumt,
Sobald die Lenzes Sonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.
Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort.“

Zu wandern ist sein Herz verdammt und war es fortab ein ganzes Leben. Wo aber hätte seinem ewigen Veränderungstrieb und dem unablässigen Assoziationshunger er besser und reicher genügen können, als in der alten Siebenhügelstadt Rom mit ihren zahllosen gewaltigen Eindrücken und der unerschöpflichen Verknüpfungsmöglichkeit. „Wie gross und entscheidend die Eindrücke waren, die K. F. Meyer während seines nicht viel über zwei Frühlingsmonate dauernden Aufenthaltes in Rom empfing, wie voll von Ideen, künstlerischen Stoffen, Anregungen jeder Art er nach Hause kehrte, lässt sich nicht beschreiben“, überliefert uns Betsy. „Wenigstens getraue ich mich nicht, es zu versuchen, sowenig als seine täglichen Wanderungen und Fahrten zu erzählen. Immer schien die Sonne, ewig blau erschien uns der römische Himmel. Nicht ein einziges Mal zogen sich während jener acht Wochen die Wolken zu einer Regendecke zusammen.... Jeden Morgen in der Frühe machte sich Konrad auf die Wanderung nach Kirchen und Tempeln, Ruinen und Gemäldegalerien, Gräbern und Villen, ganz nach eigenem Gutdünken und Plan. Oder wir fuhren in einem kleinen Einspänner hinaus in die Campagna. Mein Bruder wanderte überall auf altbekanntem und doch für

ihn so wunderbar neuem Boden. Wo sein Fuss hintrat, standen Gestalten der klassischen Vergangenheit vor ihm auf oder traten ihm die historischen Erinnerungen aus dem mittelalterlichen Rom und der Geschichte der Päpste entgegen. Der Bücherstaub fiel ab von seiner einsam gewöhnten Seele. Die grau in grau gezeichneten, in grossen, nicht immer festen Linien seiner Phantasie vorschwebenden Bilder gewannen auf einmal Bestimmtheit, Leben, Wirklichkeit, Reiz und Farbe. Nicht dass er als fertiger Künstler, der die Gewalt hat, zu schaffen und zu beleben, von seiner Romfahrt heimgekehrt wäre. Dies Ziel zu erreichen, brauchte noch viel Zeit und Mühe, energischen Entschluss zu ausdauernder Arbeit vor allem. Doch von nun an sah er dies herrliche Ziel vor sich."

Es drängt sich hier wohl einem jeden Gebildeten die Analogie auf mit Goethes erster italienischer Reise. Wie diesen hat auch Meyer sehr früh die Sehnsucht nach Italien gepackt, die Sehnsucht zumal nach der alten Roma. Beide sind während ihres Aufenthaltes von ganz besonderem Wetterglück begünstigt, beide saugen sich satt und gesund an den unendlichen grossen Eindrücken. Und beide endlich zehren ein ganzes fürderes Leben an dieser Reise.

Von Rom aus ging es über Florenz, Livorno, Pisa und Genua, nach einem Besuch bei Ricasoli ferner, der so viel Gestalten seiner späteren Muse Pate gestanden, in die Heimat zurück. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich eilt er für diesmal bloss zwei Wochen in seine Berge, wo er wieder die Sorge um die Zukunft wälzt und die Frage der Berufswahl. Und was war des langen Überlegens Ende? Dass er von neuem an — Übersetzungstätigkeit dachte, nur diesmal vom Deutschen ins Französische. Seit dem ersten Aufenthalt in Lausanne, wo er in Vulliemin, dem Freunde seines Vaters, den richtigen Ersatz für diesen gefunden, ist jener Vorsatz zu übersetzen, immer der erste, der sich ihm aufdrängt, wenn er schon gar nichts mehr anzufangen weiss. Das muss eine tiefere Begründung haben, als dass ihn Vulliemin zu solchem Tun drängte. Wir wissen aus der modernen Psychologie, dass nur etwas so dauernd zu bestimmen vermag: bewusste oder unbewusste Erotik. Unser Konrad gehorchte Vulliemin nur darum, weil dieser der Stellvertreter des heissgeliebten Vaters war, und ich habe ausserdem noch den Verdacht, dass weiters die Liebe zur Mutter mitspielt, die wohl auch ihren kleinen Jungen zu ähnlichen Übersetzungen aus ihrem geliebten Französisch anhielt.

Dazumal also wollte unser Dichter deutsche Werke ins Französische übertragen, darunter auch Mommsens „Römische Geschichte". Ich sage „unser Dichter", denn dieser begann sich damals zu regen und wälzte Pläne, Dramen zu schreiben aus historischem Stoff. Zur Ausführung freilich gelangten von poetischen Werken nur die Dichtung „Engelberg" und zwei kleinere Gedichte. Im Frühjahr 1860 floh er zum

dritten und letzten Mal in die französische Schweiz, nachdem eine unglückliche Herzensgeschichte, sowie der Stadtklatsch über seine Stellenlosigkeit ihn aus der Heimat vertrieben hatten. Die erstere war dem Schwerbelasteten so nahe gegangen, dass ihn zwei Monate später noch „eine Initiale bewegen" konnte und er der Schwester nach Hause schrieb: „Wahrhaftig, es stand wieder, mehr als jemand wusste, mit mir auf dem Äussersten. Es weiss es niemand, welche Höllenqualen mir die Spannung, das Schwanken gemacht hat." Seine Pläne für die Zukunft sind aber genau so haltlos wie immer: Privatdozent zu werden für französische Sprache und Literatur oder — als Übersetzer durchzudringen. Und weil ihm als einen Schwerbelasteten zu ernster wissenschaftlicher Tätigkeit so gut wie etwa alles fehlte, zumal die Ausdauer und regelmässiger Arbeitswille, drum warf sich sein Eifer auf das nächste Beste, was natürlich das Allerunpraktischeste war, er begann auf einmal — die Apostelgeschichte zu studieren. In den Briefen freilich an Schwester Betsy findet er seiner platten Unfähigkeit zur Konzentration und steter Arbeit die schönste, wortreichste Entschuldigung: „Mein Herz begehrt Ruhe und mein Geist Selbständigkeit. Auch der beste und liebste Einfluss würde mich jetzt nur stören. Ich bin ganz durchdrungen von dem Gefühl, meiner Individualität endlich einmal ihren freien und natürlichen Wuchs zu gönnen nach allen den erbärmlichen Spalieren, an denen sie sich hingewunden hat. Ich habe nun das Ruder ergriffen und das Ziel im Auge; es gilt, mein letztes Teilchen Kraft anzustrengen".

Da Konrad Ferdinand Meyer nachher ein so bedeutender Poet geworden, sind die Lebensbeschreiber natürlich geneigt, in jener Unfähigkeit des Schwerbelasteten das Werden und Sich-fühlen des Dichters zu schauen. Ich glaube mit Unrecht. Wir müssen unterscheiden zwischen dem, was an Meyer untermenschlich ist und dem, was ihn zum Poeten weihte. Hinterdrein ist man allzu leicht versucht, die Schwächen des Dichters, der es erreichte, als unerlässliche Werdemängel zu beschönen, ohne zu bedenken, dass Minderentwickelung auf der einen Seite sich sehr gut vereint mit Überentwickelung in anderer Richtung. Hätte Konrad Meyer das Plus an Grosshirn nicht mitbekommen, welches ihn zum grossen Poeten machte, er wäre zeitlebens ein Taugenichts geblieben in des Wortes ganz buchstäblicher Bedeutung, d. h. der Schwerbelastete in ihm hätte zu gar keinem ernsten Berufe getaugt. Dass er dennoch zum Schlusse so hoch steigen konnte, dankt er dem Beisatz von Genialität, der ihm obendrein worden, nebst seinen glücklichen äusseren Umständen. Nur halte man das Unter- und Übermenschliche scharf auseinander und beschöne das erstere nicht etwa als unumgängliche Vorstufe der späteren Entwickelung zum grossen Poeten.

Immerhin kam damals der Dichter doch insofern zum Durchbruch,

als es Konrad gelang, just hundert Gedichte für einen Verleger zusammenzustellen, allerdings so vergeblich wie das Jahr darauf für das „Stuttgarter Morgenblatt“. Der praktische Wert jenes ersten Versuches war freilich so gering, dass der grösste Teil später von Meyer selber verworfen wurde, der Rest nur in gänzlich geänderter Form zum Drucke gelangte.

Vom Dichter Meyer. Die Belastungssymptome der Mannesjahre. Die Schwester als Schutzengel.

Schon 39 Jahre zählte der Dichter und hatte der Welt noch immer nichts gegeben, was zu jenem Ehrentitel berechtigt. Da erschien im Jahre 1864 ein dünnes Bändchen, „20 Balladen von einem Schweizer“ benannt, welches Konrad Meyer sogar in Zürich eine „wohlwollende, zum Teil mit Staunen gemischte Beachtung erzwang“. „Wiewohl das Balladenbüchlein nicht dazu berufen war, in die Breite des literarischen Deutschland zu wirken, so bedeutete es doch für den Dichter innerhalb seiner engeren heimatlichen Kreise geradezu eine Auferstehung. Freunde und Bekannte rieben sich verwundert die Stirn und gestanden unumwunden derartiges dem Verfasser nicht zugetraut, vor allem die zu solchen Schöpfungen unerlässliche Konzentration hinter dem anscheinend immer etwas Zerfahrenen nicht gesucht zu haben“. „Er war mit einem Male in den Augen seiner Mitbürger aus einer Null zu einer Grösse, wennschon von unbestimmtem Werte emporgestiegen: die quälende Missachtung hatte ein Ende“. Wie aber war Meyer, der Stolze und Spröde, zu dieser Energie der Tat gekommen? Hier war es wiederum Betsy gewesen, deren ganzes Dasein Aufopferung war und Sorge für den Bruder oder andere Lieben. Während alle an ihm zweifelten, war sie von seinem Werte überzeugt, nicht so sehr, weil sie etwa so früh den Dichter in ihm erschaute, sondern weil sie in all seiner Poesie nur den Bruder sah, den zufrieden und glücklich zu machen ihr Sehnen. Ward Konrad allein als Dichter selig, dann war er's von vornherein in ihren Augen. Als sie ihm von dem Glücke eines lange verkannten Doktors schrieb, der mit 60 Jahren durch Dante-Vorträge und einen angehängten Romanzenzyklus zur Berühmtheit emporstieg, verfehlt sie doch nicht hinzuzusetzen: „Sieh, lieber Konrad, da scheint mir Deine Poesie hundertmal wahrer gesunder und schöner in ihrer schweizerischen Kraft und Einfachheit. Oder bist Du's, den ich unter den Versen sehe, bist Du's, den die anderen nicht also kennen und lieben können?“ Da Meyer nach seinem zwiefachen Missgeschick bei den Verlegern sich stolz und spröde in sich verschloss, lag sie dem Bruder immer wieder an, sich einen neuen Verleger zu suchen. Und als er auf sie nicht hören will, fasst sie sich ein Herz, packt seine Gedichte sämtlich zusammen und trägt sie zu

Pfitzers mit dem festen Vorsatz, Zürich nicht eher wieder zu betreten, als bis sie einen Verleger gefunden. Einer solch aufopfernden Schwesterliebe gelang es schliesslich, die Sache für den Bruder ins Reine zu bringen.

Zusammenfassend möchte ich sagen: Damit sich Konrad Ferdinand Meyer zum grossen Poeten durchringen konnte, musste erstens die Mutter ihm genommen werden, mit den Liebesopfern, die er stets von ihr heischte; er musste ferner nach aussen materiell ganz freigestellt werden, die Belastung schadlos ausleben zu können; und zum dritten musste die Schwester sich opfern, durch ihre Liebe und allzeit bereite Selbstlosigkeit den Dichter erlösen in dem Hereditarier. Wenn auch die abnorm späte Geistesentwickelung gleich der allzufrühen ein Belastungssymptom darstellt, wie es z. B. in reiner Form der Onkel unseres Dichters bot, so sind in unserem speziellen Falle neben diesem Faktor, dessen Anteil gar nicht geleugnet werden soll, noch die erotischen Momente bestimmend, die ich im Obigen klarstellen konnte.

Ich darf mich jetzt, da ich die Elemente in Meyers Entwickelung blossgelegt habe, weit kürzer fassen, als bisher geschehen. Nun die Wehr entfernt, die die Wasser staute, quillt seine poetische Ader fort, ob's auch noch Jahre des Zuwartens braucht, ehe er entsprechend berühmt geworden. Die Jahre, welche er bis zur Gründung eines eigenen Herdes an der Seite des schwesterlichen Schutzengels lebte — die kluge Frau Escher hatte einmal diese Geschwister-Wirtschaft mit der eines katholischen Pfarrers verglichen und seiner Haushälterin — weisen eine Anzahl Belastungssymptome in Reinkultur auf. Vor allem wieder die altbekannte Wandersucht Meyers, der er nunmehr stärker als jemals frönte, wobei, wie mich dünkt, auch das erotische Moment nicht fehlt, unbeschadet natürlich der schweren Belastung. Schon den kleinen Knaben hatte der Vater zu den Sonntagsspaziergängen mitgenommen, die ihn bald auf den Albis, bald auf den Gottschalkenberg usw. führten. Diese Wege blieben dem Dichter unvergesslich. Noch im hohen Alter erzählte er davon mit leuchtenden Augen. Vom neunten Jahre ab zieht er mit dem Vater fast jeden Sonntag in die Alpen, im elften bestiegen sie miteinander die obere Sandalp „an einem strahlend hellen Tage, den Konrad damals als den glücklichsten seines Lebens bezeichnete". Noch im Jahre 1866 bekam der Dichter „plötzlich eine Art von Heimweh nach dem Lande der Grisonen, das er einst, das Ränzchen auf dem Rücken, an der Seite des Vaters durchwandert, seit den Knabentagen aber nicht mehr gesehen hatte. Ein Wirtshaus in Silva Plana stand deutlich wieder vor seinem Blick mit steinerner, geländerloser Freitreppe und einem steinernen Saale, worin der Wirt obenan zu Tische sass, patriarchalisch und wohlwollend, eher wie ein väterlicher Gastfreund als wie ein berufsmässiger Herbergsvater". Eine ganz bezeichnende Erinnerung.

Nicht nur, dass ihn ein Verlangen wieder packt, die Lustgefühle nochmals zu erleben, die er damals an Vaters Seite empfunden, am deutlichsten steht die Tafel vor seinem geistigen Aug', wo der Wirt wie ein väterlicher Gastfreund gewaltet.

Schon als Jüngling in der traurigsten Zeit seines Lebens war er ein „unermüdlicher Fusswandrer", die Berge seiner Heimat sein stetes Sehnen und sein höchstes Glück. „Nicht dass er ein regelrechter Bergsteiger gewesen wäre, wie es heute etwa die verdienstvollen Mitglieder eines Alpenklubs sind. Unvorsichtig und willkürlich, am liebsten führerlos, machte er zu jener Zeit seine Bergfahrten, von denen er immer mit beschädigten Schuhen und zerrissenen Kleidern, aber heil und gesund zurückkehrte." Wir finden diesen Hang zu rastlosem Bergwandern bei überaus vielen Schwerbelasteten, weil nicht bloss der Assoziationswiderwille hier leicht auf seine Rechnung kommt, sondern obendrein die Bergluft den geborenen Neuropathen mit seiner kranken Gehirnanlage wohltätig beeinflusst. Doch am lockendsten bleibt die willkommene Möglichkeit zu stündlicher und täglicher Neuanknüpfung. Man lese nur die plastischen Schilderungen Betsys der gemeinsamen Wanderungen mit ihrem Bruder. Wie fühlte er sich wohl bei dem täglich wechselnden Reiseumgang, wie ergötzten ihn flüchtige, nur vorüberziehende Begegnungen, denen er doch ein gut Teil Menschenkenntnis dankt. „Solch ein Zusammentreffen, das ihm der reine Zufall gewährte, behagte ihm; nach Namen und Herkunft der Reisegefährten zu fragen, lag ihm ferne. Bei solcher oder ähnlicher Gelegenheit aber irgend einer berühmten Persönlichkeit sich vorstellen zu lassen, dazu bezeugte mein Bruder niemals Lust," berichtet die Schwester. „Der Dichter verstand es, des Wanderns froh zu werden . . . ‚Ihr reist recht wie die Studenten,' bemerkten zuweilen vorsichtigere Leute. Aber wir fuhren dabei nicht übel — im Gegenteil. Die sich leicht bescheidende, unpedantische Art des Dichters, auf der Reise Leuten und Verhältnissen zu begegnen, machte ihn den Menschen angenehm und trug ihn mit beflügelten Schritten über Steine des Anstosses hinweg. So gestalteten sich seine ohne festes Programm unternommenen Sommerreisen nur um so abwechslungsreicher und genussvoller. Er hielt sich nomadenhaft auf seinen poetischen Weideplätzen so lange auf, als sie ihm den Ertrag boten, dessen er gerade bedurfte." Nur allzu besucht mussten sie nicht werden. So gab er z. B. seine langjährige Sommerstation im Oberengadin auf, als der Fremdenverkehr für sein Bedürfnis nach Stille zu lebhaft geworden.

Dies Bedürfnis nach Ruhe und möglichster Stille offenbart ein anderes Belastungsstigma: Die besondere Reizbarkeit, das masslos Heftige und darum so leicht auch Erschütterbare all seines Empfindens. „Mit überfeinen, reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er hefttige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten so gut er konnte von sich

ab. Er schätzte und bewunderte bewusst leidenschaftliches Auftreten nur, solange er es studieren konnte. Ihm persönlich mangelte jede Fähigkeit dazu. . . . Starken Konflikten — ‚Szenen', wie er das nannte — waren seine Nerven nicht gewachsen. Heftige Auftritte, schmerzliche Erschütterungen verletzten ihn tief. Je mehr er darunter litt, desto bleicher und unbeweglicher wurde sein Angesicht. In minderem Grade hatten schon Ärger und Übermüdung eine ähnliche Wirkung auf sein Nervensystem. Er nahm sich dann zusammen und hüllte sich in das, was vielfach als kalte Zurückhaltung an ihm beobachtet und gerügt worden ist."

Diese Überfeinheit, die Überreizbarkeit des Empfindens sublimiert sich im Dichter teilweise zu künstlerischen Fähigkeiten. Auch war sie, wie Betsy uns überliefert, bereits an dem Jüngling deutlich zu schauen und von seiner Mutter überkommen. „Neben dem rastlosen Gedankenflug war meinem Bruder noch eine zweite künstlerische Anlage zuteil geworden, ein Erbstück seiner Mutter, das er aber noch nicht wie sie in ihrer zarten Weise, erheiternd und tröstend, anderen und sich selber zugute kommen liess, sondern als scharfes Werkzeug gegen sich selbst wandte zur eigenen Qual. Er hatte wie sie, ein höchst reizbares, feinfühlendes Organ für fremde Individualitäten, ein echogleiches, langes Fortklingen persönlicher Eindrücke, die sich in den verschiedensten Variationen weiterbildeten. Es war eine Schärfe des Empfindens und des Unterscheidens, die ihn vorderhand nur unglücklich machte. Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoss. In jener Zeit, da er nahe daran war, an sich selbst zu verzweifeln, konnte er durch die unausgesprochenen Gedanken der Leute aufs tiefste verletzt werden. Diesem seelischen Organ entsprach ein Gehörsinn, dessen Schärfe ihn peinigte."

Hier sei auch noch die Erklärung gegeben für ein Phänomen, das schon in der Kindheit des Dichters zu finden, um dann ein Leben lang fortzudauern; dass nämlich „schmerzliche Ereignisse im Augenblick ihres Eintretens seine Seele anscheinend wenig oder gar nicht berührten, hernach dagegen um so stärker wirkten." Die anfängliche Un- oder Unterempfindlichkeit ist einfach Abwehr der masslos heftig empfindenden Psyche, die den schmerzlichen Eindruck aus Selbsterhaltung sofort ins Unbewusste unterdrückt und womöglich gar nicht bewusst werden liesse. Im Unbewussten aber wird wieder dem Peinlichen Verstärkung zugeführt von früheren mächtigen Unlustaffekten, die nicht voll zum Abreagieren gelangten; von Unmut z. B. und unbefriedigten Rachewünschen, die das Kind nicht laut werden lassen durfte, weil dies die Mutter nie geduldet hätte, von Verdruss und Ärger, wie er keinem Menschen jemals erspart wird, hier aber darum unsterblich blieb, weil er mit Erotik, mit geliebten Personen unlösbar verknüpft war. Drum wirkten schmerz-

liche Ereignisse nicht gleich, vielmehr erst nach längerer oder kürzerer Weile, dafür jedoch um so mächtiger dann, weil verstärkt durch alte, noch nicht erloschene, erlöste Affekte.

Wenn mit dem ersten Erfolg der Balladen auch das Eis gebrochen, die poetische Ader zu quillen begann, so währte es gleichwohl noch Jahre der Sammlung, bis sie in breiterem Strome rann. 1864 erschienen die Balladen, das nächste Bändchen unseres Dichters die „Romanzen und Bilder“ erst Ende 1869, „Huttens letzte Tage“ 1871. Der Dichter war 45 Jahre alt geworden, eh' er in den „Romanzen und Bildern“ mit seinem Namen vor die Lesewelt trat. Eine strenge, anhaltende Arbeit zu leisten, auch im Dienst Apolls, war ihm nicht gegeben, sie führte sehr leicht zu schwerer Schädigung seines Nervensystems (Frey). Dass er damals überhaupt etwas förderte, dankte er der Schwester, die Einblick in alle Entwürfe erhielt und mit der er jegliche Zeile besprach, eh' er sich zum Niederschreiben anschickte. Sie war's, die stets in den Bruder drang, ihn zu rascherer Fortführung seiner Arbeiten, zur Vollendung des einmal Begonnenen ermuntert. Nur wenn sie bisweilen gar zu dringlich geworden, liess Konrad Haupt und Arme sinken und ward still und traurig, so sehr er die gute Absicht empfand. Er war ja auch wirklich nicht untätig zu heissen. Es entstanden damals „eine ansehnliche Reihe von Gedichten, die Balladen und die alten Konzepte wurden stets von neuem umgemodelt und umgeschmolzen, der Jenatsch wuchs, wenn auch langsam und nicht, ohne sich unter der bildenden Hand immer wieder zu ändern und zu verjüngen. Allein es gedieh nichts zum wirklichen Abschluss, und schien etwas fertig, so entsprach es nur zu bald den unmerklich sich wendenden und sich steigernden Forderungen des rastlos formenden und überdenkenden Dichters nicht mehr, so dass, je mehr er arbeitete, Arbeit und Aufgaben sich türmten. Und bei der Fülle des Unvollendeten, des Unerledigten und des neu Ersonnenen verdrängte ein grosser Plan den andern in banger, eifersüchtiger Hast aus der Gunst und Stimmung des Poeten. Angesichts des sich häufenden und doch nicht bezwungenen Stoffes konnten gelegentliche Rückfälle in den früheren Kleinmut und die melancholischen Selbstbetrachtungen nicht ausbleiben.“ Bereits von dem erst wollenden und beginnenden Jüngling hat Frey die schönen Worte gesagt: „Eine ausserordentlich späte Entwickelung, welche die ersten Früchte in einem Alter reifen sah, wo viele andere schon die reichsten Gaben eingeheimst haben, am Selbstgeschaffenen so lange Duft und Zauber des Individuellen entbehren und es darum als minderwertig zurücklegen zu müssen, das war sein Schmerz, sein Schicksal. Dennoch wagte seine spannkräftige Natur durch alle Entmutigungen hindurch immer wieder auf jene Tage zu hoffen, wo das Können und Wollen einander die Hand reichen würden. Und dieses Hoffen trog ihn nicht“. Auch jetzt noch war es mehr Hoffen

auf eine reiche Zukunft als volle Erfüllung. Dieselbe ward ihm aus Gründen, die ich später zusammenfassen will, erst in der Ehe, in welche die Schwester ihn endlich hineintrieb.

Es erübrigt nur noch, deren Rolle genauer zu präzisieren, die sie beim Schaffen des Bruders spielt. Mit der stillen Bescheidenheit, die sich allzeit ohne viel Worte opfert, erzählt sie uns davon in ihren Erinnerungen an Konrad Meyer: „Worin bestand denn die Hilfe, die ich meinem Bruder bei seiner Arbeit leisten konnte? Ich habe sie immer sehr gering angeschlagen. Es war eine zum guten Teil unbewusste, ein Können, über das ich nicht verfügte. Ich konnte nur, wenn ich musste. Was man an mir lobte oder tadelte, war auch durchaus nicht die literarische Betätigung, es war im Grunde nichts anderes, als unsere treue, geschwisterliche Gesinnung, unser Zusammenhalten. Darin lag aber wahrlich noch weniger eigenes Verdienst, eigene Schuld oder eigene Wahl. Es war eben so und musste so sein und blieb sich immer und in allen Verhältnissen gleich. . . Wir hatten dieselben Interessen und nichts vor einander zu verbergen. Stets behielt mein Bruder die Übersicht auch meines ganzen Gebietes, bereicherte damit seine Ausschau und zog seiner Phantasie die festen Horizontlinien. Mein Verständnis gab ihm, scheint mir, den mittleren Massstab dessen, was er dem Publikum zumuten dürfe. So gewöhnte er sich daran, alles, was er schuf, mir vorzulesen. Und da ihn die mechanische Übung des Schreibens bei seiner Kurzsichtigkeit, seinem hohen Wuchs und seiner nicht zu sitzender Lebensart eingerichteten bewegungsbedürftigen Natur mehr ermüdete als mich, so zog er es vor, in seinem grossen Zimmer auf und niedergehend, das Blatt mit seinen Notizen in der Hand oder im Freien seine Zigarre rauchend, zu improvisieren und mich das Gehörte mit der Feder fixieren zu lassen. Dass er dabei hie und da die Frage tat: ‚Was meinst du dazu?‘ ist natürlich ohne Belang. Unaufhaltsam eilte sein Gedanke vorwärts. Da mag es sein, dass ich ihn zuweilen durch eine Frage veranlasste, seine Gestalten etwas länger und näher ins Auge zu fassen. Er stand bei ihnen still und stellte mir sie vor, damit ich mit ihnen bekannt werde. Vielleicht gewannen sie dabei für ihn selber an Boden und Bestimmtheit. Später erreichte er dasselbe in höherem Masse, indem er sie sprechen liess, seinen Stoff dramatisch gestaltete. So schrieb ich mit ihm und für ihn. Was aber seine poetische Gestaltungskraft selbst betrifft, so stand ich mit immer neuer Überraschung vor dem Wunder einer jeden seiner neuen Schöpfungen. . . . Geschah es einmal, dass mir nach ein paar Stunden eine gewisse Ermattung seines Gedankens fühlbar wurde, so konnte ich wohl sagen: ‚Halt ein! Du bist müde. Das ist nicht mehr auf deiner Höhe: das hätte am Ende sogar ich zustande gebracht‘. Dann erschrak er und ruhte aus. Oder ich sagte: Hier schwanken die Linien! Du weisst, Brüderchen, ich bin vom

Zeichnen her an Lineal und Winkelmass gewöhnt'. Dann meinte er: ‚Rüttle nur: Um das, was du mir einreissen kannst, ist's nicht schade'. In der nächsten Morgenfrühe gestaltete er dann das Werk mit erneuter Kraft um. Er korrigierte nicht im einzelnen. Es entstand etwas Neues, oft etwas ganz Umgeschaffenes. Sein gewolltes Ziel erreichte er gewöhnlich in zwei Schwüngen, selten auf den ersten Wurf. So weit, so wenig weit ging die schwesterliche Mitarbeit und Kritik."

So bescheiden all diese Worte gesetzt sind, sie lassen den Kundigen doch zweifellos erraten, wie wertvoll eine solche liebend-verstehende Mitarbeiterin dem Bruder geworden. Als schon die Schatten der Psychose ihn bedrängten und er nur eine einzige Sorge hatte, seine „Angela Borgia" zu vollenden, da tritt selbst die eigene Gattin zurück und er schreibt um die Schwester: „Du weisst ja, nicht doppelt, nein, zehnmal leichter wird mir die Arbeit, wenn ich dir diktieren kann. Du verstehst mich von alters her". Als nach seiner Verheiratung die Schwester wegzog, da „lastete zuweilen die künstlerische Vereinsamung auf ihm". „Vae soli" schrieb er einmal an Frey, als er diesem ein frisch entstandenes Gedicht zur Meinungsäusserung zusandte. Die ersten Kilchberger Jahre jedoch fuhr er noch „fast allwöchentlich über den See zur Schwester, um ihr zu diktieren, was er im Kopfe gerüstet, oder aufs Papier geworfen hatte". Erst als sich diese Fahrten auf die Dauer als untunlich erwiesen hatten, übertrug er die Sekretärdienste einem Verwandten, der ihm freilich das Gefühl der künstlerischen Vereinsamung so wenig nehmen konnte, als seine so heiss geliebte Gattin.

Die Eheschliessung und ihr Einfluss auf den Dichter. Sein Charakterbild nach Adolf Frey.

Noch einen letzten, den grössten Dienst erwies ihm die Schwester, indem sie ihren Bruder, der als richtiges Muttersöhnchen allzeit geleitet und geschoben werden musste, zum Schluss noch verheiratet. So behaglich und zufrieden er nach aussen lebte, erwog doch Betsy in mancher kummervollen Stunde, dass Konrad fast 50 Jahre zähle und sein Haar ergraue. „Es entging ihr keineswegs, wie seine Beweglichkeit und insonderheit seine geistige Spannkraft in etwas nachzulassen, wie er trotz seiner vielen Pläne und seiner gesteigerten Kunst an Arbeitsmut und Frische einzubüssen begann, so dass seine Flüge sich verlangsamten. Argwöhnend, er möchte allmählich wieder dem trüben Wesen der früheren Zeiten anheimfallen, suchte sie das Heilmittel und den Jungbrunn gegen die drohende Misswende in einer glücklichen Heirat. Wie leicht konnte der entscheidende Augenblick zum Entschluss verträumt und versäumt werden". So erzählt uns Frey, während Betsys „Erinnerungen" das entscheidende Gespräch mit dem Bruder ergänzen: „Du solltest ein

eigenes Heim haben mit seiner Freude und seiner Verantwortung", dringt sie in ihn. „Du isolierst dich zu stark. Deine geselligen Beziehungen genügen dir nicht, weil du im Grunde keine gesellige, sondern eine Familiennatur bist.... Du solltest dich verheiraten". Der Bruder erhebt nur schwache Einwendungen: „Weisst Du auch, was Du sagst und wünschest? In meinem Alter? In Deinem Alter? Nach so langem und lieben geschwisterlichem Zusammensein! Hast Du die Konsequenzen, die daraus für Dich entstehen, erwogen?" Aber als die Schwester neuerdings betont: „Es ist für Dich eine innere Notwendigkeit zum Gedeihen. Für mich ist bald gesorgt," gesteht ihr auch Konrad, er habe schon gewählt und sei nunmehr entschlossen. „Dies war einer jener Höhepunkte im Leben meines Bruders", fährt Betsy fort, „auf die er mit innerer Ehrfurcht, wie auf die Entscheidung einer höheren Schicksalsmacht zurückschaute. Die Folgen dieser Stunde waren unabsehbare, aber der Entschluss führte zum Glück. Es begannen mit ihm für den Dichter Jahre verdoppelten Lebens und erhöhten Daseins".

Ist nun Betsys Vorgehen nichts anderes als das typische Verhalten der meisten Frauen, die, weil die Liebe im Mittelpunkte ihres Daseins steht, ein solches ohne weiteres auch beim Manne voraussetzen? Oder lag eine tiefere Erkenntnis zugrunde? Ich meine, wenn Betsy es auch nicht ganz klar und bewusst erfühlt, im unbewussten hat sie genaueste Kenntnis, was dem Bruder nottut. Sie hatte nicht umsonst seit Jahren die Rolle der Mutter übernommen oder richtiger gesagt, die der Mutter und des Vaters zusammen. Nur durch ihre selbstlose Aufopferung war es möglich geworden, dass in Meyer der Dichter erwachen konnte, und weil ihm die Schwester jene Liebe bot, welche er bei der Mutter vergeblich gesucht hatte. Bloss eines vermochte sie nimmer zu geben, Erfüllung jener erotischen Phantasien, die auch dem besten Kinde nicht mangeln, der sexuellen Wünsche auf seine Mutter. Da musste ein anderes Weib eintreten, was die Schwester mit den Worten umkleidet: „Du brauchst ein Heim, Du bist im Grunde eine Familiennatur". D. h. sie fühlte mit ihrem untrüglichen Liebesinstinkt: ihm fehlt noch das Weib. Des weitern aber auch, kein anderer könne ihn zum Heiraten bringen, als nur sie allein, beziehungsweise die Mutter in ihr. Erst wenn diese Erlaubnis zur Hochzeit gab, mit der Stellvertreterin einverstanden sich erklärte, war unser Dichter zu freien fähig und, was an Können in seiner Seele lag, zur Entfaltung zu bringen. Geliebt hatte Konrad schon mehrere Male, ohne dass es je Ernst geworden wäre. Mitunter erfuhr nicht einmal der Gegenstand seiner Neigung etwas davon, wie damals, als er mit 28 Jahren seine Augen auf ein vornehmes Fräulein warf. Er trug sich mit der Hoffnung auf Gegenliebe, wie er in seiner Offenheit der Mutter und Schwester anvertraute. Der Mutter schien solches direkt ein Zeugnis von Geisteskrankheit und sie verwies

ihm auch seine Torheit mit strengen Worten. Dann hatte Mathilde Escher wiederholt ihn zu versorgen getrachtet, doch immer umsonst. War doch die Rolle der Mutter bereits einer anderen vergeben, der Schwester Betsy, die fortab sein Los in ihren Händen trug. Selbst sie aber hatte diese Macht nicht sofort, denn als sie bald nach dem Tode der Mutter ihm mit Heiratsplänen kam, schrieb er aus Paris: „Häusliches Leben ist freilich das beste und in meinen Jahren die Regel, aber es will mit Ehre und Freude begonnen sein. Überdies muss man sein Herz nicht daran hängen, weil es ja wohl möglich ist, dass die ewige Güte es anders gefügt hat".

Damals jedoch gelang ihre Absicht, und wie sich bald zeigte, mit äusserstem Erfolg. Man braucht nur die Liebesbriefe zu lesen, die Langmesser uns in Auszügen überliefert, und was noch Frey aus eigener späterer Beobachtung mitteilt. Kurz nach der Verlobung gesteht er Luisen: „Ich kann nicht mit Worten sagen, wie ich dich liebe. Ich kann Tag und Nacht nur an dich denken". „Nie hätte ich geglaubt, dass ein Mensch von einem Menschenkind so gepackt, eingenommen und vollständig erobert werden könne". Und als er vom Rigi einen herrlichen Sonnenaufgang beschreibt und das grosse, stille Leuchten der Firnen, ermangelt er nicht hinzuzusetzen: „Kind, wäre ich die Sonne, ich wäre im Gedanken an dich feuriger aufgegangen". Nun wird man sagen: „das ist der Stil wohl jedes Liebhabers, nur, weil eines Dichters, tiefer gesagt". Aber der so schrieb, war kein sehnender Jüngling voll eselhaften Überschwanges, vielmehr ein Mann von 50 Jahren, auf der absteigenden Hälfte des Lebens also, und doch nicht so alt, um verzückt zu sein, dass ihn überhaupt noch ein Weib begehre. Und was vielleicht am beweisendsten wiegt, seiner Dichtkunst entquoll jetzt ein frischer Born, dem Gedankenschweren eine Fülle Liebeslieder so durchaus männlich kraftvollen Klanges, dass selber ein derart sparsamer Lober wie Gottfried Keller urteilen musste: „Es ist seit Jahren nichts so Gutes im Lyrischen erschienen".

Als Frey im Anfange seiner Bekanntschaft dem Dichter auf der Strasse begegnet, erklärt dieser strahlend: „Ich bin mit Gott und der Welt zufrieden". Und Frey fährt fort: „Er sah wirklich wie ein Geborgener, wie ein Glücklicher aus, er gemahnte mich an einen Seefahrer, der, lange verstürmt und verschlagen, den ersehnten Hafen endlich erreicht hat. Jetzt blühte ihm alles zugleich: gesteigerte Dichterkraft, gefestigte Gesundheit, der täglich sich ausbreitende Ruhm, gesegnetes Familienleben, völlige Unabhängigkeit nach aussen". Seine Luise schuf ihm ein behagliches Heim, durch seine Liebe beglückt, wie er sie beglückte. Nach Kräften jeden Stein aus seinem Wege räumend und womöglich alle Hemmnisse entfernend, hütete sie sein Behagen und seine Gesundheit sorgfältig und konsequent, indem sie namentlich auf ge-

nügende Erholung für ihn Bedacht nahm und ihn womöglich stets vor dem Eintreten der Erschöpfung, welcher er sich im Arbeitseifer leicht aussetzte, abzubrechen veranlasste. „Möglicherweise wäre er ohne ihre sorgliche Pflege der Kunst früher entrissen worden, als es geschah". Ganz ähnlich weiss Langmesser zu berichten: „Was Frau Luise seinen Augen ablesen konnte, tat sie, wie nur Liebe es tut. Alles Störende suchte sie von ihm fern zu halten. Ihre Nachsicht ging so weit, dass sie oft das Mittagsessen, das auf 1 Uhr gerüstet war, um eine oder zwei Stunden hinausschob, dem Wunsche des Dichters nachgebend, der einen angesponnenen Faden nicht gern abbrechen wollte". Einem Besuch gegenüber „charakterisierte er seine Frau als das reine Naturkind, unbewusst in jeder Offenbarung, aber tüchtig, energisch, lebensvoll, mit einem Worte herrlich". Und zu ihr selber pflegte er zu sagen: „Wenn ich nur Dich nicht überleben muss, ich hielte es nicht aus!"

In seiner Luise fand unser Dichter alles beisammen, was er seit der Kindheit von der Mutter ersehnt: ein volles Verständnis, aufopfernde Liebe und schliesslich das Weib. Drum konnte sich jetzt erst völlig entfalten, was bisher an poetischer Kraft gebunden in ihm lag. Selbst das ewige Modeln, Umgiessen und Ändern, dem er früher überhaupt kein Ende fand, liess jetzt doch nach, wenn es auch noch keineswegs ganz aufhörte. Das ist so wenig allein dem Fortschritt seiner Technik zu danken, wie jenes Umformen seiner ausserordentlichen Gewissenhaftigkeit, die möglichst vollendeten Ausdruck erstrebte. Vielmehr steckt dahinter fast unkennbar wieder und Meyer wohl selber ganz unbewusst: erotische Symbolik. Was ihm nie recht war, er anders zu haben stets heiss sich mühte, das war — seine Mutter, nicht seine Verse oder Novellen. Dies klingt natürlich höchst paradox. Drum möchte ich ein Alltagsbeispiel zitieren, das ich Professor Freud verdanke. Wenn eine Frau jeden Hut, jedes Kleid, jedes Pelzwerk zurückträgt, immer wieder umtauscht, nie zufrieden ist mit dem, was sie kaufte, so heisst das nichts anderes, als: sie ist mit ihrem Manne nicht zufrieden (in allerletzter Linie mit ihrem Vater), sie möchte denselben anders haben, was sich in diese Symptomhandlung umsetzt. Da jenes Ummodeln bei Konrad Meyer durch Jahre gewährt hatte, war es nun freilich nicht ganz zu beseitigen, auch nachdem sein Ideal zur Wahrheit geworden. Es trat nur zurück, wie zum Teil bereits unter der Liebe der Schwester. Aus jener Symbolik erklärt sich des weiteren die interessante Beobachtung Freys, dass „das fortwährende Umbilden und Umformen, obwohl es eine mühsame Sache war, für den Dichter einen geheimnisvollen Reiz besass". Nur irrt er völlig, wenn er in bekannter Oberflächenpsychologie dies daraus ableitet, dass „er, der selbst die merkwürdigsten Metamorphosen durchgemacht, darin ein Abbild seiner eigenen inneren

Wandlungen erblickte, von denen er Neues und immer Grösseres und seinem Genius immer Entsprechenderes erhoffte".

Noch ein wichtiger Punkt sei endlich berührt, der, bis auf die Mutter und alte Kinderwünsche zurückgehend, nicht wenig zum Glücke des Dichters beitrug. „Durch seine Verheiratung, schreibt Schwester Betsy, war K. F. Meyer wieder in die alten Züricher Kreise zurückgetreten, denen er entstammte. Der Dichter kehrte gerne in die altbekannten Verhältnisse zurück. Es lagen im Grunde seiner Natur starke konservative Neigungen. Der alte Stadtzüricher, der in ihm neben dem Dichter weder Zeit noch Raum zur Entwickelung gefunden hatte, fing mit dem Älterwerden an, sich leise und behaglich zu regen. Hätte sich doch Meyer niemals freiwillig von seiner züricherischen Umgebung losgesagt. In den Jugendtagen hatte sein noch unklares, aus verschiedenen geistigen Elementen zusammengesetztes Wesen im Rahmen jener alten Verhältnisse einfach keinen Platz und keine Lebensnahrung gefunden. Und er selbst hatte damals darunter gelitten. Jetzt, da er sein geistiges Gespann fest gezügelt zu führen wusste, befriedigte es ihn, als ein Gereifter den in der Jugend aufgegebenen Posten wieder in allen Ehren zu besetzen. ‚Wie würde, sagte er sich, ‚meine Mutter über mein jetziges spät erlangtes Glück sich gefreut haben! Es hätte ihren Wunsch für mich erfüllt'".

Ich kann dies Kapitel nicht schliessen, ohne des Charakterbildes zu gedenken, welches Adolf Frey in seiner klassischen Biographie vom vollgereiften Dichter entwirft und das, von einem Laien verfasst, ein Muster des Schwerbelasteten zeichnet. „Vom Vater dem leidenschaftslosen, vor jedem Sturm, vor jeder Unruhe scheu zurückweichenden, durch die Arbeit vorzeitig erschöpften Manne, von der überzarten Mutter, die schon in ganz jungen Jahren der frühverstorbene Bruder in die Gruft nachzuziehen drohte, die stetig mit erschöpften Nerven zu kämpfen hatte und ihnen schliesslich zum Opfer fiel, von diesen Eltern erbte der Sohn die empfindliche Seele neben Vorzügen des Geistes und des Herzens; aber das nötige Gegengewicht erbte er nicht: die Kraft. Anscheinend mehr als die Umgebung ahnte, schon in Knabenjahren von plötzlich hereinbrechenden Verstimmungen und Ängsten heimgesucht, erlag er diesen im 27. Jahre und fühlte, als er sich wieder erhoben, langehin eine gewisse Gebrochenheit, gegen die er Stütze und Stab im Glauben der Väter suchte und gewann", genau wie dereinst der eigene Vater... „Die Kinder schwächlicher oder doch neurasthenischer Eltern, wie der Regierungsrat Ferdinand Meyer und Frau Betsy waren, zumal die Kinder aus alten Familien, leiden häufig unter einer Belastung von verhängnisvollem Gepräge: endlose, quälerische Selbstbetrachtung, tausendfältige Reflexion, Mangel an Energie und Lebenskraft, Unentschiedenheit, Scheu vor dem Leben und der Tat, oft Unfähigkeit zur Arbeit. So war

Meyers Anlage im Grunde und daraus erklärt sich seine ungewöhnlich späte, in ihrer Art fast einzige Entwickelung. Er selber schildert die Empfindung jener Zeit der Hemmung und des Gebundenseins:

,Ich war von einem schweren Bann gebunden,
Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt'.

Er behauptete in seinen autobiographischen Skizzen, der deutsch-französische Krieg habe, indem er das unmerklich gereifte Stammesgefühl des Dichters weckte, endlich die Fesseln seiner Seele gelöst. Die grosse Weltbegebenheit mag unbestritten mitgewirkt haben, aber die eigentliche Ursache der Erlösung kann lediglich auf einer physischen Veränderung beruhen, auf einer physischen Erstarkung. Meyer war eine viel zu wenig impulsive Natur, um durch jene Ereignisse, die ihn ja nicht unmittelbar berührten, so tief und nachhaltig ergriffen zu werden. Gesprächsweise betonte er mehrfach das auffallende Wachstum seines poetischen Vermögens sei lediglich die Folge seiner gesteigerten Körperkraft und Gesundheit gewesen". Tatsächlich zählte er zur Zeit jenes Krieges 45 Jahre, stand also auf der Höhe seiner Kraft und Entwickelung. „Wie sich das nun immer verhalten mag, der gewaltige Zuschuss an Schöpfergaben in seinen späteren Jahren behält etwas Phänomenales, Rätselhaftes, das einer einwandfreien Erklärung nicht minder zu spotten scheint, als es dazu verlockt". Wie diese abnorm späte geistige Entwickelung aus erotischen Motiven zu erklären sei, ward schon oben gesagt. Natürlich ist sie auf der anderen Seite auch Symptom der Belastung.

„Sehr bezeichnend für Meyers späte Entwickelung war der Umstand, dass er erst gegen das vierzigste Lebensjahr einen richtigen Schnurrbart bekam. ,Denke Dir', erzählte er lächelnd der Schwester eines Morgens, ,mir träumte, ich sass in einer Kutsche, hatte eine Frau und einen Schnauz'". Dieser Traum des 40jährigen Dichters illustriert das Wesen der Träume überhaupt, die nichts anderes darstellen als Wunscherfüllungen [1]). Nur ist als wichtig hervorzuheben, dass bei jedwedem Traume hinter dem durchsichtigen Wunsche der Gegenwart sich ein ganz analoger der Kindheit birgt. Klar infantil ist ja das Verlangen, in einer Kutsche zu fahren und einen Schnurrbart zu haben, desgleichen auch, eine Frau zu besitzen, mit der ein sexuelles Ausleben möglich.

„Seinen Nerven zuliebe verzichtete Meyer in den letzten Jahren auf die Zigarre, gewiss nicht ohne Überwindung, da er sie liebte". Auch sonst war des Dichters Nervensystem infolge der Belastung wenig resistent. „In früheren Jahren arbeitete er lediglich nach Laune und Stimmung. Dazumal erwachte seine schöpferische Lust zugleich mit dem ersten Lenzhauchen und hielt ihn während des Frühlings ineinemfort irgendwie

[1]) S. Sigm. Freud: „Die Traumdeutung", Deutike 1900, besonders S. 85 ff.

in Atem und Feuer. Aber mit der steigenden Wärme übermochte ihn körperliche und geistige Erschlaffung und trieb ihn in die frischere Luft der Bergweiden, Felshäupter und Firnen empor. Erst später, als er den mutmasslichen Vorrat seiner Jahre zusammengeschmolzen, Können und Gesundheit gesteigert sah, wartete er keine Stimmung mehr ab und wollte, ohne gerade ihr Heil oder Unheil zu leugnen, nichts mehr von guten oder schlimmen Stunden wissen, sondern schaffte gewöhnlich Tag für Tag, oft bis zur völligen Neige seiner Kraft". Immerhin blieb ihm wie so vielen Nervösen der Winter die eigentliche Arbeitssaison. „Da denkt sich's so kräftig!" schrieb er an Luise v. François.

„Wer mit dem Dichter auch nur ein einziges Mal, doch immerhin während Stunden verkehrte, dem fiel vielleicht eine unmerkliche Änderung seiner Stimmung und seines Benehmens auf, ohne dass er wusste, wie es geschah. Wiederholte sich die persönliche Berührung, so bedünkte den Besucher des bestimmtesten, der Stand der seelischen Atmosphäre und Gestirne habe beim Dichter gegenüber dem früheren einen wirklichen Wechsel erlitten, und einigermassen verspürte er das jedesmal. Diese Erfahrung veranlasste mehr als einen, Konrad Ferdinand Meyer der Launenhaftigkeit zu zeihen". Doch sehr mit Unrecht. „Vielmehr forderte hier gebieterisch eine Macht ihre Rechte, die sein Leben und Schicksal entscheidend bestimmte. Dies ist die angeborne Schwäche oder, wenn man will, seine reizbaren, widerstandlosen Nerven, eine Schwäche, die er, nachdem er Gegenstand der Neugier, vielfachen Interesses und warmer Bewunderung geworden, mit allen möglichen Mitteln zu überwinden oder doch zu verdecken suchte, beides ohne völligen Erfolg; er unterlag momentanen Ermüdungen". Hier ist der Assoziationswiderwille, die Unfähigkeit zu längerer Verknüpfung des eigenen Ichs von einem Laien glänzend geschildert.

Nicht minder die besondere Erschütterbarkeit und leichte Verletzlichkeit in folgender Stelle: „Sein weiches und zartes Wesen fühlte sich vom Dasein so häufig verletzt und erschüttert, dass er vermutlich erlegen wäre, sofern ihm das Schicksal auch noch die drückende Sorge ums tägliche Brot aufgebürdet hätte. Auf steter Hut und Wacht stehend, suchte er allem Störenden auszuweichen; aber die angeborene Schwäche war zu gross, als dass er allen Stössen Widerstand leisten, alle Blössen und Wunden hätte decken können. Dieses oft unbewusste Bemühen, die Schwäche zu verbergen, um stärker zu erscheinen, als er wirklich war, und, nachdem sich seine Gesundheit allmählich gefestigt, die in guten Stunden sich einschmeichelnde Vorstellung von einer grösseren Widerstandskraft, als er sie wirklich besass, verliehen ihm etwas Ungleiches, ja, zuweilen etwas auffällig Widersprechendes und Gespanntes und rückten ihn vor der Welt leicht in ein falsches Licht. Die Folgen

und Äusserungen der Nervenschwäche machten mitunter den Eindruck mangelnder Selbstbeherrschung und mangelnder Männlichkeit".

Um nur seine Belastung ja niemand zu enthüllen, muss der Dichter notgedrungen solche Verstellung so häufig üben, dass sie sich bisweilen ganz unbewusst vollzieht, wie in dem oben von Frey Mitgeteilten. „Im Bestreben vor der Welt stark und unberührt zu erscheinen, vergriff er sich zuweilen auch insofern, als er die Gefühle für diejenigen, mit denen er gern verkehrte, schwächer hinstellte, als sie wirklich waren". Dies hängt nun wohl freilich auch mit Jugendgefühlen innig zusammen, zumal mit solchen, die die Mutter betrafen.

In den Jugendjahren war er teils aus Belastung, teils als Reaktion gegen Mutter und Welt, die ihn so gar nicht entsprechend würdigten, einsam und menschenscheu geworden. Er betrat z. B. nie ohne dringende Not ein Wirtshaus. Auch als ihn der Ruhm und die Menschen bereits zu suchen begannen, verharrte er meist abseits in seinen vier Pfählen. In Gesellschaft war er nicht häufig zu treffen, ausser etwa in spezifisch stadtzürcherischer oder in der zufälligen einer Gasthoftafel seiner Sommerfrischen. Dort aber sprach er bisweilen sehr viel und äusserst lebhaft, nervös und überlebendig beredt, stets wieder das Steuer der Unterhaltung ergreifend.

Mit zunehmenden Jahren und in seiner glücklichen Ehe empfand er das immer sich steigernde Bedürfnis, Menschen zu sehen, gleich als hätte er früher darin zu wenig getan. „Er wollte sie kennen lernen, nahm gern Besuche an und unterhielt sich gerne; allein mitteilen wollte er sich nicht oder doch nur in sehr beschränktem Masse... Gegen seine durch die Nervosität zuweilen gesteigerte Gesprächigkeit lagen die Vorsicht des Menschenkenners und die Erfahrungen eines reflektierenden Naturells beständig zu Felde, welchem Widerstreite allerlei Ungleichheiten, Schwankungen und Widersprüche zur Genüge entsprangen".

Diese beiden scheinbar widersprechenden Züge: menschenscheue Jugend und menschenfrohes Alter, Schweigsamkeit dort und Überberedtsamkeit in späteren Jahren sind gleichwohl nichts anderes als Vorder- und Rückseite, Kopf und Wappen der nämlichen Münze. Der schweren Belastung kommt der Widerwille zu gegen Dauerverknüpfung des eigenen Ichs. Diesem kann man auf zweierlei Art genügen, indem man entweder die Menschen flieht und nichts mit ihnen spricht, oder, was viel gefälliger, indem man mit sehr viel Menschen plaudert, ohne doch sein Herz an einen zu hängen, und indem man vielerlei Verschiedenstes redet. Es gibt nicht allzuwenig Leute, die schwatzhaft sind, weil sie etwas Arges zu bergen haben. Dies Arge, wovon der Dichter immer zu sprechen vermied, war seine schmerzlich empfundene Belastung und die trüben obendrein erotisch bedingten Jugenderlebnisse. Dafür „verbreitete er sich oft ausführlich und angelegentlich über Gleichgültiges und Kleinig-

keiten". Schon Frey hat herausgefühlt, dass dieses „anscheinende Behagen an Kleinem und Nebensächlichem nur seine Stimmung maskieren sollte, um sich nicht dem Missverständnis oder den Ungeschicklichkeiten unzureichender Einsicht in jene Dinge auszusetzen, die, weil sie in die Tiefe reichten, ihm am Herzen lagen".

Sogar, in seine Poesie hinein, ja, da am bedeutsamsten wirkt die Belastung. „Die nervöse Zartheit und Schwäche Meyers" sagt Adolf Frey „bedingte das Wesen seiner Dichtung. Unbefriedigt und abgestossen von der rauhen, verletzenden Gegenwart, strebte seine sehnsüchtige und gestaltende Phantasie in die Vergangenheit. ‚Lange, lange', bemerkte er mir einmal, ‚war mir alles, was Wirklichkeit heisst so zuwider als möglich'. Weil ihm seine Zeit und seine Verhältnisse unzulänglich erschienen, stellte er in die schrankenlosen Weiten früherer Tage bedeutende, in ihrer Entfaltung ungehinderte Gestalten".

Hier sind wir bei einem entscheidenden Punkte. Bis zum jüngsten Kaffeehausgenie herab flüchtet jeder Dekadente, jeder Schwerbelastete vor der eigenen Schwäche in irgend eine grosse Vergangenheit. Weil Konrad Meyer sich klein und schwach und unfähig fühlte, erbärmlich behandelt von seiner Umgebung, drum sucht er sein Heil in der Renaissance mit ihren Kolossalgestalten. Was ihn nach Rom und Italien treibt, ist neben der Wandersucht vor allem das unbewusste Empfinden, dort sei jene trotzige Grösse zu finden, die er für sich selber so heiss wie durchaus vergebens ersehnte. Und als er zum ersten Male die Kunst der Renaissance erblickt, schaut er urplötzlich sein Ideal verkörpert. „Es fiel mir wie Schuppen von den Augen", sagt er später zu Frey. Hier lag also eine Möglichkeit, was im Unbewussten beständig an ihm nagte, in entäussernder Tat sich abzureagieren. Dies dünkt mich, ist die vornehmste Bedeutung seiner ersten italienischen Reise. Hatte seine Mutter ihn durchaus verkannt, seine Mitbürger niemals für voll genommen, so schuf er sich selbst eine grosse Welt mit ragenden Helden. Je kleiner und schwächer er persönlich war, desto gewaltiger wurden die Gestalten nun seiner Einbildungskraft. Sie wurden so gross, so brutal gesund, so rücksichtslos stark, wie Konrad Meyer selbst gern gewesen und wie er vor allem der Mutter am liebsten erschienen wäre. Und weil er ein Dichter, so ward ihm vergönnt, sich selbst, nur in historischem Gewande zu zeigen, so wie er sich einst als Knabe geträumt: mit sparsamer, aber grosser Gebärde, in wenigen ehernen Quaderworten und gewaltiger, himmelstürmender Tat. So ward seine Kunst immer mehr skulptural, er selber schliesslich zum Michel Angelo der historischen Novelle.

„Lob, Anerkennung, Ehre freuten ihn ausserordentlich; nicht umsonst lässt er seinen Hutten das zarte Morgenlicht des Ruhmes als das Süsseste auf Erden bezeichnen. Man hat ihm vorgeworfen, dass er es

liebte, sich in seinen Erfolgen zu spiegeln und den Ruhm ein wenig vor sich herzutragen, ohne zu erwägen, dass er fast drei Jahrzehnte in banger und ungewisser Dunkelheit seufzte, bevor es ihm glückte, ans Licht zu gelangen, so dass er der Wahrheit gemäss sagen durfte: ‚Ich habe mir die Hände blutig geklettert, ehe ich oben war'. Sein Selbstbewusstsein erwuchs aus den späteren grossen Erfolgen und liess zugleich ermessen, wie schwer das lange Zurückgedrängtsein auf ihm gelastet hatte; es hatte etwas Einfaches, Naives. Er sonnte sich ohne Ruhmredigkeit im Erfolg". Hier dünkt mich neben den zweifellos wichtigen Kampfeserinnerungen manch anderes im Spiele. So wie er sich jetzt in seinem Ruhme sonnte, hätte er sich einst gern vor der Mutter bespiegelt, die niemals so recht an ihn glauben mochte. Dies ungestillte Verlangen peitscht als vis a tergo seine Eitelkeit auf. Des weiteren fehlt bei Schwerbelasteten selten die Tendenz zu massloser Eitelkeit, zu unersättlicher, nie zu erschöpfender Ruhmbegierde.

Rein und ausschliesslich der Belastung zukommend sind zwei andere Symptome. Zunächst die Unfähigkeit, sich in den gewöhnlichsten Alltagsbedingungen zurechtzufinden. Von Paris aus schreibt er z. B. der Schwester: „Ich komme mir vor wie ein Kind im praktischen Leben". Und auf der Höhe seines Lebens noch darf Frey von ihm schreiben: „Praktische, geschäftliche Angelegenheiten beredete er mit innerlichem Widerwillen, weil er weder Blick noch Fähigkeit dafür besass. Ein grosses Teil Hilflosigkeit wurde er Zeit seines Lebens nicht los und war froh und zufrieden, wenn man ihm alles abnahm, was Geschäft hiess oder danach aussah". Auch dieses Symptom entspringt nur dem altbekannten Verknüpfungswiderstande, der die dauernde Beziehung des eigenen Ichs, obendrein noch zu so alltäglichen Dingen strenge zurückweist. Geschah es ja doch in späteren Jahren, dass der Dichter „vorübergehend seinen eigenen Namen gründlich satt bekam, nachdem gegen den Jahresschluss 1883 in Neigung und Abneigung wieder so viel über ihn gedruckt worden war".

Komplizierter ist schon die Leidenschaftslosigkeit Meyers zu deuten, welche er mit seinem Vater teilte, und die, nach Frey „ein Grundzug seines Wesens war". Nur war sie keineswegs Temperamentssache, sondern schwer und mühsam erworbener Sieg über seine Schwäche. „In jungen Jahren fuhr er oft leidenschaftlich auf. Aber er ertrug diese Wallungen weder an sich noch an anderen und schlug dann ins Wehmütige um. Sein Zorn war wesentlich ein Phantasiezorn: er wurde zwar bleich, behielt aber in solchen Augenblicken eine merkwürdige Objektivität". Hier wurde von Frey der Kern der Erscheinung deutlich gefasst: „Er ertrug diese Wallungen weder an sich noch an anderen". Nun liegt der Hang zur Leidenschaftlichkeit im Charakter des Schwerbelasteten von Haus aus. So war auch die Mutter des Dichters ge-

wesen. Weil aber Konrad diesen Zug an der Mutter so peinlich empfunden, unter ihm so ausnehmend gelitten hatte, entwickelte er im Gegensatz zu jener die Leidenschaftslosigkeit, wie er sie am eigenen Vater sah, der sie gleichfalls aus Selbsterhaltung erworben. Im Grunde jedoch schöpfte er nach Langmesser aus seiner eigenen Seele, wenn er in der „Versuchung des Pescara“ Papst Klemens charakterisiert: „So fein er spinnt und so bedacht er redet, ist er doch innerlich ein leidenschaftlicher Mensch“. „Er besass allerdings nur die Leidenschaft des Gedankens, nicht die der Tat“. Wie aber war die Umwandlung in die Leidenschaftslosigkeit Konrad gelungen? Die Antwort heisst: durch den Mechanismus der Verschiebung, der im psychischen Geschehen so häufig zu treffen. Meyer wird noch bleich infolge des Affektes, doch den Grund desselben verschiebt er vom Gemüt ins Intellektuelle. Statt sich selbst zu erhitzen, beobachtet er die Wirkung des Affektes auf die anderen Beteiligten. Daher seine „merkwürdige Objektivität“, daher seine seltene Gerechtigkeit, die Freunden und Feinden das Ihrige zu erteilen strebte. Auch hier wirkt natürlich der geflissentliche Gegensatz zu seiner Mutter, mit, die in ihrer masslosen Leidenschaftlichkeit wider den Sohn so häufig ungerecht gewesen, endlich, was noch der Dichter besonders hervorhebt, das Erbe seiner beiden Grossväter.

Die nämlichen Motive der schweren Belastung, die ein überstarkes Empfinden erzeugt und des absichtlichen, in letzter Linie erotischen Gegensatzes zu seiner Mutter liegen noch einem anderen Phänomen zugrunde. „Mehr als sein berechtigter Egoismus der Selbsterhaltung ahnen liess, nahm er Anteil an denen, die ihm nahe standen; und Leid und Unheil der ganzen Menschheit peinigte ihn nicht selten aufs Schrecklichste. ‚Ich habe‘, klagte er mir einst, ‚unsagbar dunkle Stunden, wo mir die Verderbtheit, die masslose Ungerechtigkeit der Menschen und ihr Weh vor Augen tritt‘“.

Endlich hebt noch Adolf Frey hervor, dass die verlangsamte, schrittweise, dann plötzlich aufschiessende Entfaltung seines Wesens auf höchst merkwürdige, einzige Art in der Handschrift des Dichters sich ausgeprägt habe. Betsy erzählt, wie der Zwanzigjährige in der Zeit seiner herbsten Selbstkritik, da nichts ihn befriedigte, in Handschrift und Stil jene Gedrängtheit bekam, die seiner Schreibweise eigentümlich blieb. Wenn ich auch nicht graphologisch geschult bin, so dünkt mich dies doch nichts anderes zu heissen, als ein stolzes Zurückziehen auf sich selbst des zu wenig geschätzten und verstandenen Jünglings. Weil er trotz aller Selbstkritik doch ehern an sein Können glaubte, trotzdem fast alle, ja sogar, was am schmerzlichsten, die eigene Mutter nichts von ihm hielt, drum zog er sich fortab auf sich selbst zurück und gab sich nach aussen so sparsam und gedrängt als möglich. „Als Zwanzigjähriger“, berichtet Frey, „schrieb er steil, spitzig und ziemlich un-

schön; sieben Jahre später (zur Zeit des ersten Zusammenbruchs) ist die Schrift weich, hübsch und eigen, meist liegend, in einzelnen Stücken jedoch aufrecht. Im 30. Lebensjahr (als er, aus der französischen Schweiz zurückgekehrt, zu Hause wieder unbefriedigt dahinlebt) schreibt er klein, rasch, kritzelig, ein wenig ähnlich wie ein Dezennium vorher. Schon zwei Jahre später (in Paris nach dem Tode der Mutter) sind die Buchstaben wieder schön, ganz aufrecht und jeder einzelne für sich stehend, durchaus ohne Verbindung mit dem vorangehenden oder nachfolgenden. Bald darauf beginnen sie sich zu verbinden, neigen sich und verlieren einigermassen ihre Besonderheiten (erstes Zusammenhausen mit der Schwester), bis dann die Schrift um das 40. Lebensjahr (erstes Hervortreten als Dichter) eine seltene Schönheit der einzelnen Buchstaben, namentlich der Majuskeln erreicht.“ Im Jahre 1870 schreibt er ausschliesslich Deutsch, eine zwar charakteristische, aber fast hässliche Hand. „Diese unerhörten Metamorphosen und Varianten gehen, so wenig glaublich es dem ersten Blick erscheinen mag, auf zwei Grundformen zurück, nämlich auf eine einfache und natürliche, wie sie sich in den Knabenbriefen zeigt und mit derjenigen der Schwester eine entschiedene Ähnlichkeit bietet, und auf eine mehr stilisierte und gekünstelte, wie sie später auftaucht; ganz ausgeglichen sind die beiden Typen erst in dem Augenblick, wo der Dichter in den Vollbesitz seiner schöpferischen Kräfte gelangt“.

Es erübrigt nur noch ein körperliches Konterfei zu liefern. Auf der Höhe seines Lebens war Konrad Meyer ein wohlgewachsener, übermittelgrosser Mann von fast soldatisch aufrechter Haltung. „Er war ziemlich stark, auch am Halse, in welchen das Kinn etwas rasch überging“. Bis zum 40. Lebensjahre, bis also der Dichter in ihm sich durchsetzte, war er so überschlank gewesen, „dass ihm der Photograph empfahl, sich im Überzieher aufnehmen zu lassen, um den Eindruck der ausgesprochenen Magerkeit einigermassen zu verwischen“. „Auffallend war der grosse Kopf“, berichtet Frey, „dessen Mächtigkeit mir völlig deutlich wurde, als ich den Dichter einmal im Züricher Theater sah, wo mir neben dem seinigen die Schädel aller übrigen anwesenden Männer gleichsam verkümmert erschienen. Aus dem lockigen, beinahe kurzen und meist ergrauten Haar senkte sich die schöne Linie der breiten und ziemlich hohen Stirne zu den dünnen Brauen hinab. Die Nase war fein gebogen, und zierlich der Mund, dessen schmale Oberlippe ein Schnurrbärtchen deckte. Die gewölbten, kurzsichtigen Augen, deren äussere Winkel um ein Geringes höher standen, als die inneren, schienen von schwer bestimmbarer Farbe, waren aber blaugrau mit gelbbraunen Flecken; allein sie funkelten meistens in so ungewöhnlichem Glanze unter den Brillengläsern hervor, dass man ihnen eine tiefe, feurige Bläue zutraute, und halfen jenes heitere Lächeln hervorzaubern, jenen unbeschreiblichen

Schimmer, der auf seinem Antlitz lag und ihm etwas eigentümlich Serenes verlieh, wie ich es an keinem zweiten Menschen wahrnahm, ‚ein grosses, stilles Leuchten‘. Es war ein Erbteil vom Vater“.

Langes Kränkeln. Alterserscheinungen und Geisteskrankheit.

Er hatte Ernte gehalten, und unversehens war es Herbst geworden. Nachdem ihn bereits im Winter 1885/86 nicht enden wollende Halsaffektionen, dann bis tief ins Frühjahr „Rheumatismen“ gequält hatten, die „eine unglaubliche Erkältbarkeit“ zurück liessen,kam im 63. Jahre des Dichters eine Serie verschiedener höchst peinvoller Leiden. „63 ist für uns Männer ein kritisches Jahr, so ist hier der Volksglaube“, schrieb er an Luise v. François, und dies schien denn auch bei ihm einzutreffen, „In der zweitletzten Woche des Jahres 1887“, berichtet uns Frey, „schüttelten ihn rheumatische Fieber tüchtig, am ärgsten am Weihnachtstage. Sie wichen sehr langsam und namentlich der Hals, von jeher sein empfindlicher Teil, litt unter andauernder Entzündung. Nachdem diese endlich beseitigt war, stellten sich infolge der Eingeschlossenheit und des völligen Mangels an frischer Luft körperliche und nervöse Nachwehen nnd Missstände ein, welche die äusserste Schonung verlangten, zumal die Witterung fortgesetzt widrig blieb. Er sah bereits voraus, dass er für lange Zeit eher ein gehendes als schreibendes Leben zu führen haben werde, absolut frei von allen literarischen Verpflichtungen, Versprechen und Terminen. Ein ungemein hartnäckiger chronischer Nasenkatarrh und andere schlimme Dinge, Beängstigungen nervöser Art quälten ihn. Im April 1888 konnte er die Schwester nur für eine Stunde sehen, ‚und vor allem‘, bat er sie, ‚bete für mich Tag und Nacht!‘ Wegen Atemlosigkelt vermochte er monatelang die Mahlzeit nur stehend einzunehmen und machte, wie er mir zur Zeit der Heilung sagte, alle Empfindungen und Gefühle des Gehängtwerdens durch“. „Der Patient litt entsetzlich“, ergänzt Langmesser. „Am peinlichsten waren die häufigen Erstickungsanfälle und die monatelange Schlaflosigkeit“. Eine Kur in Gottschalkenberg machte keine Wirkung. „Wie viel Nervosität“, schrieb er Frey nach seiner Rückkehr. „bei einer sonst so nervösen Natur wie die meinige mitspielt, ist nicht zu bestimmen; aber ich bin in einem elenden Zustande, wovon ich nicht gern spreche“. Die Galvanokaustik der erkrankten Nasenschleimhaut hatte nur einen geringen Effekt, desgleichen die Waldluft auf Gut Steinegg. „Das eigentliche Übel, der Nasenkatarrh, ist noch in keiner Weise oder wenigstens nur unmerklich im Weichen begriffen. Vergiss meiner nicht vor Gott!“ schrieb er am 2. August 1888. Und am 4. September: „Was mich ernst stimmt und mir die Zukunft ungewiss erscheinen lässt, ist das hartnäckige Beharren der Brustbeklemmungen“. Erst vom Herbst ab bessert sich sein Zustand mählich wird lässlich und leidlich, ohne ganz zu ver-

schwinden. Denn noch am 15. Dezember des folgenden Jahres kann er der Freundin nur vermelden: „Das Nasenleiden geht ganz leidlich und irgendein organischer Schaden (Blutmangel und Alter ausgenommen) nicht ersichtlich“.

Was waren nun diese „nervösen Missstände“, die „Beängstigungen nervöser Art“ und Brustbeklemmungen, der ewig so empfindliche Hals, die Schlaflosigkeit und Erstickungsanfälle, der Nasenkatarrh oder, wie der Dichter ein andermal schreibt, „die völlige Entartung der Nasenschleimhaut“, die jeder spezifischen Behandlung trotzt, und endlich die Atemnot, welche ihn zwingt, nur stehend und nicht mehr sitzend zu essen? Ein Asthma, das reflektorisch von der Nase ausgelöst würde, macht der gänzliche Misserfolg der Therapie ganz unwahrscheinlich. Ein „organischer Schaden“ ist selbst nach zwei Jahren noch nicht zu finden. Da bleibt wohl keine Erklärung übrig, als dass die Hauptkrankheit Hysterie gewesen, natürlich mit einem körperlichen Entgegenkommen, an das die Neurose sich immer erst heftet. Gewisse Schwellungen, vielleicht selbst Wucherungen der Nasenschleimhäute bestanden gewiss, desgleichen ein mässiger Rachenkatarrh, den ja ein jeder Raucher besitzt. Dass nun die ersteren zwei Jahre bestanden trotz der spezifischen Galvanokaustik, die Beschwerden sich monatelang nicht minderten, wohl aber eine Fülle nervöser Beschwerden obendrein hinzutrat, die das Organische gar nicht erklärt, ist kaum anders zu deuten, denn als Hysterie, in specie noch als Angst-Hysterie, d. h. jene Form der grossen Neurose, die mit Angstzuständen vergesellschaftet ist. Bedenkt man weiter, dass in jenen Tagen die Hysterie der Männer überhaupt controvers war, von vielen direkt geleugnet wurde, dass man damals und auch zur Stunde noch Hysteria virilis so gern als „Nervosität“ bezeichnet oder mit dem Sammelnamen „Neurasthenie“, so scheint mir an meiner Diagnose kein Zweifel.

Während März 1890 der Dichter sein Befinden „wahrhaftig nicht schlecht“ heisst und dann noch hinzusetzt: „Ich kann wieder mit Lust arbeiten, wenn auch schrecklich langsam“, im Herbste sogar ausdrücklich schreibt: „Mir geht es über Erwarten“, kann Betsy, die ihn am besten durchschaute, doch nicht umhin, in das nämliche Jahr die ersten Schatten des Alters zu setzen: „Nicht dass der Flug seiner dichterischen Phantasie erlahmt wäre. Im Gegenteil, seine poetischen Pläne wurden immer kühner, ihre Zahl wuchs von Jahr zu Jahr. Immer höher und immer weiter steckte er sich seine Ziele. Allein der künstlerisch formende Wille, jene zweite Kraft, die er im Kampfe sich errungen hatte, und die nicht als erste Anlage in seinem Blute lag, fing an, in Momenten der Ermüdung zu versagen. ‚Ich hemme die beschwingten Rosse nicht‘, hatte er früher gesagt; jetzt wurde es ihm schwer, sie zu zügeln“. — „Ahnungslos und glücklich durch Konrads Erfolge, empfand ich ein erstes leises Erschrecken, als er mir das schöne Gedicht ‚Noch einmal‘

vorlas. In diesen erinnerungsreichen Versen klang eine Todesahnung, die ich an meinem Bruder nicht kannte. Doch der Eindruck verwischte sich mir wieder. Konrad war ja heiter und sah gesund aus". Als er sie hierauf im Sommer 1891 bat, ihr die „Angela Borgia" diktieren zu dürfen und sie dann dem Bruder gegenüber sass, da „war es mehr die Person des Vorlesers, als der Gang der Erzählung, die an jenem schwülen Sommernachmittage meine bange Teilnahme unwillkürlich immer wieder fesselte. Er sagte mir, er habe sein Äusserstes getan', um die Arbeit zu gutem Ende zu führen, und oft bis in die tiefe Nacht daran geschrieben. Er sei nun recht müde. Das dicke Manuskript mit seinen ungewohnt grossen Buchstaben und schiefen Zeilen gab davon Zeuguis. Aber es war nicht nur das. Was war denn anders geworden, seit er mir vor etwas mehr als Jahresfrist in Schaffensfreude den vielverheissenden Anfang der Novelle diktiert hatte?" Als der Bruder am Schlusse seiner Vorlesung ihr Gutachten einholt, kann sie nur sagen: „Der klare Eindruck, den ich sonst von deinen Sachen habe, mangelt mir diesmal. Trotz herrlicher Stellen finde ich mich noch nicht in der Novelle zurecht. Dein eigenes Wesen, wie ich es kenne, ist für mich noch nicht genügend darin ausgeprägt". Ursprünglich waren nur neun Tage des Aufenthaltes für die schwesterliche Mitarbeiterin vorgesehen. „Aber ich fürchte — erst viel später wurde ich dessen inne — mein armer Bruder hatte unsere ermüdeten Kräfte überschätzt". Tatsächlich musste sie nach zehn Tagen mit dem unvollendeten Manuskript auf Schloss Steinegg mitziehen. „Das war vielleicht nicht wohlgetan und hätte vermieden werden sollen. Ich ahnte es zuweilen. Viel angstvoller aber beschlich mich ein bestimmteres Bangen, wenn ich die Anstrengung sah, mit der diesmal der Dichter die kühn entworfenen Linien seines Kulturbildes zusammenbog, während er rein dichterische Motive noch immer mit der alten, wunderbaren Leichtigkeit improvisierte ... Während des Niederschreibens seiner ‚Angela Borgia' hatte ich es oft mit Wehmut und und grosser Bestimmtheit gefühlt: ‚Es ist das letzte Mal' ... Im Frühjahr 1892, als der Dichter zu ermüden und zu erkranken begann, vermochte er es nicht mehr, den immer strenger werdenden Forderungen, die er an seine Poesie stellte, gerecht zu werden. Seine Schaffensfreude verwandelte sich zuletzt in die Pein eines fruchtlosen Kampfes. Es war ein unendlich trauriger und schwerer Übergang zur Altersruhe. Keiner seiner Entwürfe konnte ihm mehr genügen. Er warf seine schönsten ins Feuer".

Dies von der Schwester gezeichnete Bild weiss Frey durch Einzelzüge zu ergänzen. 1890 sagte Meyer zu diesem: „Ich habe auf den Trümmern meines Lebens nur noch wenig weisses Papier zu verschreiben". — „Überhaupt peinigte und hemmte ihn der häufige Gedanken, mit einem angefangenen Werke nicht mehr zu Ende zu kommen, sondern schon vorher arbeitsunfähig oder abgerufen zu werden". Soviel er schon ge-

schrieben, „so erheischten doch die entworfenen und zur Ausführung ins Auge gefassten Pläne noch eine Reihe von Jahren und jedenfalls mehr, als ihm beschieden schienen. ‚Ich sollte es schon auf 90 Jahre bringen, um fertig zu werden‘, seufzte er einmal ... Er begann auffallend vor allem zurückzuscheuen, was Augen und Gedanken auf die letzten Dinge lenken mochte. Er hatte mir mehrmals des bestimmtesten autobiographische Aufzeichnungen zugesichert. Doch nun widerstrebte ihm die Erfüllung der Zusage. ‚Es hat etwas so Epiloghaftes an sich‘ sagte er mit schmerzlichem Ausdruck und versprach, die Schwester, die ja von allen Augenblicken seines Lebens Bescheid wisse, anzuweisen, dass sie in die Lücke trete“. Im Spätherbst 1889 begann Gottfried Keller hinzusiechen und „Meyer fühlte sich rauh genug ans Ende der eigenen Tage gemahnt, da er den nur um ein halbes Dutzend Jahre älteren, von Hause aus viel Kräftigeren und anscheinend zu einem langen Dasein Bestimmten vor sich entkräftet und schliesslich aufgelöst sah“. Auf einem Spaziergang an einem strahlenden Septembertage sagte er zu Frey, die Augen auf die leuchtenden Schneeberge gerichtet: „Wie oft und oft in diesen schönen Tagen muss ich denken: jetzt ist Gottfried Keller fort und sieht das alles nicht mehr! Und was für ein Recht habe ich denn, noch da zu sein?“ Auch sonst begann just damals der Tod unter Freunden und Verwandten aufzuräumen. Nicht weniger als vier von diesen starben kurz nacheinander und nur die Arbeit an seiner letzten Novelle half Meyer über diese Verluste hinweg. Und da auch musste „der Dichter wiederholt über das zögernde und stockende Vorrücken der Angela Klage führen, beunruhigt über die in solchem Masse schon langeher nicht mehr verspürten Hemmnisse. So sorgfältig er es auch verbarg und in guten Stunden es sich selber ausredete, seine Kraft war unbestritten erschüttert; das mühevolle Umbilden und Formen ermattete ihn stärker als früher“.

Kaum hatte er diese Last abgeschüttelt, belud er sich schon mit neuer Bürde. „Wenn ich meinen grossen, meinen schönen Hohenstaufenplan überhaupt noch ausführen will, so muss ich es jetzt tun“, sagte er zu Betsy gleich nach Vollendung der „Angela Borgia“. „Es ist hohe Zeit! Heute fühle ich in mir die Kraft dazu; wer weiss wie lange sie noch aushält! Auf an das letzte, das herrlichste Werk, den höchsten meiner Pläne!“ Zum Dynasten und zu Friedrich II. „lockte ihn eine sozusagen persönliche Teilnahme“, kündet uns Frey. „Er vertraute mir, er suche an beiden Gestalten die Probleme, Stimmungen, Wandlungen des Alters darzustellen, die er, der Alternde, bei seinen erschütterten Nerven häufig genug erleben mochte. Wie die von Jugend auf geübte und während eines langen, wechselvollen Lebens geschärfte Menschenkenntnis eines durchdringenden, hochbegabten Kopfes mit dem Alter in allseitiges Misstrauen ausartet, das gedachte Meyer am Hohenstaufen

Friedrich II. zu zeigen". War er doch selber ein anderer Friedrich, dessen frühere Menschenkenntnis mit dem Alter in arges Misstrauen umschlug". Die Katastrophe nahte. „Erst machte sich ein Gefühl der Entkräftung bemerkbar, dann liess die geistige Spannkraft nach". „Der kleinste unangenehme Vorfall, die belangloseste widrige Nachricht begann ihn aufzuregen und trüb zu stimmen. Da und dort brachen Spuren von Misstrauen hervor, so sehr er sie zu verschleiern suchte. Weil er sich angegriffen fühlte, verhielt er sich einigemal gegen Bekannte und Freunde abweisend, ja zurückweisend, was diese an dem sonst so liebenswürdigen Manne um so mehr befremdete, als sie von einer gesundheitlichen Störung nichts ahnten, auch nichts ahnen konnten, da er gesund und frisch aussah und aufrecht wie sonst einherschritt. Persönlich Fremde wunderten sich über eine gewisse nervöse Hast, womit er redete und sich bewegte. Hatte von jeher das Unerforschte und Geheimnisvolle eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausgeübt, so liebte er seit der Krankheit noch mehr als früher, die verhüllten und dunklen Dinge zu bedenken und dem Mysteriösen nachzuhängen. So erzählte er Frey im Jahre 1891 „einige, wunderliche unerklärliche Vorfälle, die er im Verlaufe der verflossenen Monate selbst erlebt habe, dass z. B. ein Paar Handschuhe, die mitten auf seinem Bette gelegen, vor seinen Augen plötzlich herunterfielen, dass das wohlbefestigte Gewicht an der Kette einer Wanduhr sich unversehens löste usw.".

„Seit dem 23. September fuhr er fast tagtäglich nach Zürich, um sich mit Frau und Kind porträtieren zu lassen. Das Hin- und Herfahren zerschnitt ihm den Tag und strengte ihn an. Zugleich klagte er über die Augen, die er schonen müsse, mehr als ihm lieb und er gewohnt sei. Es war eine Entzündung der Augenschleimhaut und Nervosität dazu, verursacht, wie er meinte, durch den überstürzten Druck der Angela; der Leipziger Buchdruckerstreik bürdete ihm eine grosse Last von Korrekturen auf, die er in kurzer und ungewohnter Zeit erledigen musste. Bedenklich war, dass ihn Druckfehler, wie ein wirkliches Unheil betrübten. Während die Klage über die Augen nicht verstummte, erholten sich die Nerven in ein paar gut durchschlafenen Nächten, so dass er, ‚trotz mancher Sorge sein Bündel mit einer gewissen Heiterkeit ins neue Jahr hinüberwarf'. Allein das Wohlsein hielt nicht vor, vielmehr verschlimmerte sich sein Zustand. Mitte Februar 1892 musste er mir bekennen, dass bei ihm ‚eine ungewöhnliche Erschöpfung eingetreten sei, die wohl auch die immer noch anhaltende Sehschwäche mitbrachte. Sie begreifen, dass dieser, durch einige von aussen her unglücklich hinzugekommene andere Widerwärtigkeiten noch gesteigerte Zustand höchste Ruhe verlangt und dass es töricht wäre, von der Zukunft zu reden, wo von Arbeit nicht die Rede sein kann. Hoffen freilich darf, ja soll man immer'.

Schon damals befand er sich schlimmer, als er zugab. Er ahnte die traurige Lage, der er entgegenging, ja, er sah sie voraus. In einer dieser verzweifelten Stunden, wo ihm sogar der Gedanke nahe trat, seinem Leben ein Ende zu machen, zerriss er eine Menge Manuskripte, und als die erschreckte Frau darauf rechnete, den damit gefüllten Papierkorb wegzuschaffen, liess er den Inhalt desselben in die Flammen werfen ... ‚Wenn nur der Frühling kommen wollte', seufzte er Mitte März in einem Briefchen an mich. Als er kam, begab sich die Frau mit dem leidenden Manne an den Vierwaldstättersee, doch ohne jeden Heilerfolg. Der qualvolle Zustand steigerte sich dermassen, dass es auf die Dauer unmöglich war, den Kranken trotz der Abgeschlossenheit und der sorgfältigsten, hingebendsten Pflege zu Hause zu behalten. Am 7. Juli wurde er mit seinem vollen Einverständnis in die Heilanstalt Königsfelden verbracht".

Nach neunwöchentlichem Aufenthalte daselbst, besuchte ihn Frey. „Die Dinge hatten sich freilich ein wenig zum Bessern gewendet", doch als der Besucher den Dichter nun von Angesicht sah, konnte er „eines jammervollen Gefühles sich nicht erwehren und die Tränen einen Augenblick nicht zurückhalten. Der einst so stattliche und aufrechte Mann war abgemagert, zusammengefallen und ging gebückt. Das früher kurzgeschorene und dichte Haupthaar war einigermassen gelichtet und lang, das Gesicht sehr gealtert und von einer trüben Wehmut überschattet; und vor allem die ehedem so strahlenden Augen waren glanzlos. Nur die Gebärden und die Art des Sprechens hatten sich nicht geändert. Er erkannte mich sofort und bot mir die Hand. Bald aber begannen die Wahngeister aus ihm zu reden. Es war schmerzlich zu sehen, wie seine Phantasie, die immer dem Grossen und Schönen nachgestrebt, nun irre ging und in stürmischer Hast von einer Vorstellung in die andere stürzte. Plötzlich erinnerte er sich der Wahrheit gemäss, dass er mir geschrieben hatte, er könne mich gesundheitshalber nicht empfangen. Das war vor einem halben Jahre gewesen, allein er glaubte, vor undenklicher Zeit. ‚In welcher Zeit, in welchem Jahrhundert leben wir eigentlich?' Ich suchte ihm klar zu machen, dass wir das Jahr 1892 zählten, und dass die 5. Auflage seiner Gedichte, die auf dem Tische lag, diese Jahreszahl trug. Ich gab ihm das Buch in die Hand. Er blickte hinein und las einige Strophen halblaut. Dann sagte er: ‚Ja, es ist wahr. Das habe ich geschrieben. Es ist wahr, ganz wahr. Aber das ist schon sehr lange her. Ein Wirbelsturm ist vorbeigefahren. Jahrhunderte sind vorbeigesaust.'".

Bis zum Jahresschluss besuchte der Biograph unsern Dichter verschiedene Male, fand ihn aber „immer noch im Kreise seiner quälenden Trugbilder gefangen. Bei unserem nächsten Zusammensein, am 30. Januar 1893 sprach und benahm er sich herzlich und liebenswürdig, wenn auch

elegisch und ganz ohne Affekt, wovon sich anscheinend jede Spur verloren hatte, während er früher mitunter gegen die Wärter aufbrauste. Mit dem wachsenden Jahre nahm seine geistige Besserung auffallend zu; namentlich erstarkte sein Gedächtnis, so dass er sich, die letzten Jahre vor seiner Krankheit abgerechnet in seiner Vergangenheit wieder zurecht fand. Doch nun gipfelten seine Klagen wesentlich in dem Argwohn, sein ganzes Leben möchte nur ein Traum gewesen sein". Zwar liess sich diese Furcht durch Freys Einwendungen korrigieren, doch begann er gleich wieder über seinen zerrütteten Geist zu klagen. Bei späteren Besuchen „äusserte er sich über literarische Dinge ziemlich klar und sachlich, die eigenen Schöpfungen ausgenommen; diese bezeichnete er als dilettantische Versuche eines träumerischen Menschen, den z. B. Gottfried Keller niemals ernst genommen habe". Dass dieser letztere nicht mehr unter den Lebenden wandle, wollte er niemals glauben. „Unsere Unterhaltung unterbrach gelegentlich die plötzlich ausgestossene Klage, er fühle es, sein Leben sei zerstört und er für immer ausserstande, seine poetischen Pläne auszuführen".

Nach einem fast 5/4jährigen Weilen in der Irrenanstalt konnte er wieder in häusliche Behandlung gegeben werden, wo seine Gattin ihn die letzten fünf Jahre seines Daseins hingebend pflegte. „Ruhe und Abgeschiedenheit erschienen für das Befinden des Dichters unbedingt erforderlich und so war der Verkehr naturgemäss ein sehr beschränkter". Doch suchte er noch Sommerfrischen auf, sowie gelegentlich das geliebte Steinegg. „Zuweilen schrieb er selbst noch ein Gedicht, weniger aus schöpferischem Bedürfnis, als durch einen festlichen Anlass der weiteren Familie oder dergleichen bewogen". „Dicht vor dem Ende seiner Laufbahn kehrte die frühere Lebhaftigkeit und Munterkeit wieder. Er mochte so herzlich lachen, wie in den Tagen seiner ungebrochenen Kraft und „wurde wieder ganz der ‚Alte', wie seine Gattin an Julius Rodenberg schrieb. Zwei Monate vor seinem Hinscheiden fand ihn Langmesser „von solcher Frische und seine Rede durchzuckt von so leuchtenden Gedankenblitzen, dass er den Eindruck hatte: Charon dürfte noch lange im Schilfe warten". Doch „wollte eine Wiederkehr derjenigen Kräfte, die allein eine Aufnahme der wirklichen Produktion ermöglicht hätte, sich nicht mehr einstellen". Am 28. November 1898 erlag er einem Herzschlag.

Wie Adolf Frey mir brieflich mitteilte, lautete die Diagnose der Ärzte auf senile Melancholie mit schliesslicher Defektheilung. Dazu stimmt auch das obenbezeichnete Symptomenbild. Wenn mit jener Diagnose einzelne Punkte nicht im Einklang scheinen, wie die zeitliche Desorientiertheit, die stürmische Hast, mit welcher der Kranke sich von einer Vorstellung in die andere stürzte, die langandauernden quälenden Trugbilder, so ist zu bedenken, dass die schwere Belastung, wie sie

unserem Dichter zweifellos eignet, die typischen Krankheitsbilder wesentlich fälscht, sie immer durchaus atypisch gestaltet[1]).

Schlussbetrachtung.

„Ihr Leben ist reicher und schöner als das von Millionen, hüten Sie es!" schrieb Luise v. François am Vortag von Weihnachten 1883. Zwei Tage darauf erwiedert der Freund: „Ich wünsche von Herzen Gesundheit, nicht zuviel Leute und jenes Reich des Friedens, welches ich zwar nicht besitze, aber doch zeitweilig empfinde, ohne es mir erklären zu können". Diese Worte aus der glücklichsten Zeit des Dichters reichen bis an den Kern seines Wesens. Als Höchstes galt ihm das Reich des Friedens zeitweilig zu empfinden, wenn schon nicht zu besitzen. Und zwei Jahre später schreibt er noch immer mit zagender Vorsicht: „Ich bin hier oben eigentlich glücklich, kaum wage ich es auszusprechen". Es ist, als sorgte Meyer beständig, sein endlich und schwer errungenes Glück durch „Berufen" zu scheuchen. Jahrzehnte hatte das unglückselige Verhältnis zur Mutter, Jahrzehnte die Belastung ihn zurückgeworfen, welche unsern Dichter körperlich wie geistig so spät erst zur Reife gelangen liess. Wie dort rein psychische, haben hier anatomisch-physiologische Bedingungen schwere Entwickelungshemmungen gesetzt, über deren Natur wir freilich nichts anderes zu sagen wissen, als dass sie ausschliesslich bei Belasteten und Entarteten vorkommen. Gehe dies nun so zu, dass eine Partie der Körperfühlsphäre, von Haus aus verkümmert oder krankhaft geartet, viel länger zur physiologischen Reifung braucht und damit dann auch die daran gebundene intellektuelle Entwickelung erheblich verzögert wird, oder liege da etwas anderes zugrunde, wofür wir nicht einmal Hypothesen haben, soviel steht fest, dass jene Belastung die Welt um köstliche Früchte brachte und den Schweizer Dichter um Jahre des Geniessens und vielleicht des Glücks. Und länger

---

[1]) Es ist wohl manchem schon aufgefallen, dass ich über jene frühere Psychose, die den Dichter mit 27 Jahren befiel, mich so wenig aussprach, vor allem keine klare und präzise Diagnose gab. Doch ein Schelm, wer mehr gibt, als er besitzt. Zweifellos handelte es sich damals um mehr, als von den Angehörigen und Biographen zugegeben wird. Wegen einer „blossen Überreizung der Konstitution", die „keine eigentliche Krankheit" sei, bleibt man doch nicht 2½ Monate lang in einer Irrenanstalt. Und auch die stete Furcht der Mutter, der Dämon möchte bei ihrem Sohne wieder hervorbrechen, oder, wie sie einmal der Tochter sagte: „An Konrad schreibe ich noch heute, aber behutsam, damit die Geisteskrankheit nicht die frühere Form annehme", macht mir unzweifelhaft, dass damals eine wirkliche Psychose vorlag, deren wesentliche Symptome nur verschwiegen werden. Auch Frey, den ich anfragte, schrieb mir nur kurz: „Über Préfargier kann ich keine Auskunft geben, da mir abgeraten wurde, mich hinzuwenden, weil man schweigen würde". Unter solchen Umständen ist wohl nicht so bald Aufklärung zu erhoffen.

als 11 bis höchstens 12 Jahre hat selbst sein spät errungenes Glück ihm nicht gewährt, zumindest nicht unvergällt durch allerlei Krankheit. Eine wahrhaft betrüblich kurze Spanne für den so spät zum Vollmensch gewordenen. Was er an der Schwester besonders rühmte, dass sie „eine grosse innere Freudigkeit besitze“ — vom glücklicher gearteten Vater wohl her — das blieb unserm schwerbelasteten Poeten zeitlebens versagt. Selbst unter den glücklichsten äusseren Umständen wagte er nicht einmal, ganz glücklich zu sein. So tief empfand er das traurige Erbe seiner unseligen Mutter! Nur in den ragenden Bergen der Heimat, „denen er ohne Vergleich seine glücklichsten Tage dankt“, fühlte er sich frei von jeder Bürde, sogar der Belastung. An sie auch, welchen er innerlich verwandt, hat er seine schönsten Verse gerichtet:

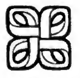
„Nie prahlt' ich mit der Heimat noch,
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnenlicht,
Das grosse stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!“

Guy de Maupassants Krankheit.

Von

Dr. Gaston Vorberg
in Hannover.



Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 60.

Je suis entré dans la vie littéraire comme un météore; j'en sortirai par un coup de foudre.
Guy de Maupassant.

Vorwort.

Der verstorbene Leipziger Nervenarzt P. J. Möbius spricht in einem Anhang zu seiner letzten pathographischen Studie[1]) den Wunsch aus, dass das Gebiet der Pathographie erweitert werden solle.

Maupassants Name ist so gross, dass die Schilderung seiner Krankheit einer Rechtfertigung nicht bedarf.

Guy de Maupassant zählt zu den gelesensten französischen Schriftstellern. Wir besitzen von ihm in deutscher Sprache zwei Ausgaben der gesammelten Werke, eine illustrierte Ausgabe der Romane und Novellen, ferner eine Fülle von Übersetzungen einzelner Erzählungen und Romane. Im Sturm hat sich Maupassant einen grossen Leserkreis erobert. Die Herzen flogen ihm zu. Worin hatte das seinen Grund?

Zola sagt es uns: „Man verstand ihn, weil er klar, einfach, mit Mass und doch kraftvoll schrieb. Man liebte ihn, weil er über jene lächelnde Gutmütigkeit, über jenen scharfen Spott verfügte, der seltsamer Weise nicht verletzt, über jenen prächtigen Frohsinn, der fortbesteht, auch wenn Tränen fliessen." Die Schönheit der Sprache, die Klarheit des Stils steht unerreicht da. Freiherr von Ompteda nennt Maupassant ein novellistisches Genie, wie es kaum dagewesen und wohl so leicht nicht wiederkehren wird.

---

[1]) Über Scheffels Krankheit. Kritische Bemerkungen über Pathographie. Verlag von Carl Marhold, 1907.

Henri René Albert Guy de Maupassant wurde am 5. August 1850 als Sohn des Gustave de Maupassant und der 25jährigen Laura de Maupassant in dem Schlosse Miromesnil bei Tourville-sur-Arques geboren. Laura entstammte der Ehe des Paul Le Poittevin und eines Fräulein Turin. Im Jahre 1856 wurde dem Ehepaar Maupassant noch ein Sohn geboren, der den Namen Hervé erhielt. Die Ehe von Gustave und Laura war nicht glücklich. Die Liebe hatte sie zusammengeführt, gemeinsame geistige Interessen aber fehlten. Laura war neben einem kunstsinnigen, dichterisch veranlagten Bruder aufgewachsen, der sie für Literatur und Kunst begeisterte. Zu ihren Jugendfreunden, mit denen sie frohe Stunden verlebte, zählte auch G. Flaubert.

Gustave de Maupassant, Lauras Gatte, war ein charakterschwacher, unbeständiger Mann. Seine schönen Augen waren der Gattin auf die Dauer kein Ersatz für die getäuschten Hoffnungen. Man trennte sich auf gütliche Weise. Laura behielt die Söhne und zog mit ihnen auf ihren Landsitz in Etretat. Jedoch auch nach der Trennung verbrachte Herr Maupassant jährlich einen Teil seiner Geschäftsferien als Gast im Hause Lauras.

Von irgendwelchen nervösen Erscheinungen bei dem Vater Gustaves oder dessen Vorfahren ist nichts bekannt. Gustave de Maupassant starb am 24. Januar 1899. Dagegen scheint die Mutter Guys nicht frei von Nervosität gewesen zu sein. In einem Briefe Guys aus dem Jahre 1877 ist von nervösen Herz- und Magenbeschwerden die Rede. Die Ärzte wussten offenbar nicht recht, um was es sich handelte, da man auch mit der Möglichkeit eines Bandwurmes rechnete. Jedoch haben wir im Jahre 1892, in dem Jahre, wo Guy geistig völlig zusammenbrach, einen schweren Nervenanfall zu verzeichnen. Am 29. März 1892 schreibt Maupassants Vater an Jakob, den Rechtsbeistand des Sohnes:

„Frau Maupassant ist in ein solches Wutstadium hineingeraten, dass sie bei dem geringsten Anlass die furchtbarsten Anfälle bekommt,

die man dem Kind[1]) nicht verheimlichen kann und die ihm sehr schaden. Frau von Maupassant hatte seit acht Tagen keine Nachricht mehr über Guys Befinden erhalten und so verlor sie alle Fassung; sie wurde ungeniessbar, behandelte meine Schwiegertochter[2]) als das gemeinste Geschöpf auf Erden, zog deren Familie in den Schmutz, schliesslich wies sie vergangenen Samstag Marie Therese aus ihrem Zimmer und befahl ihr, zu ihrer Familie zurückzukehren. . . . Meine Schwiegertochter ging in ihr Zimmer, ihre Koffer zu packen und kam dann, um Abschied zu nehmen. Inzwischen hatte Frau Maupassant zwei Flaschen (!) Opium ausgetrunken, sie war wie leblos. Man holte schleunigst den Arzt, der sie zum Brechen brachte; das Übermass (!) des Giftes rettete ihr das Leben. Als sie wieder zu sich kam, kannte ihre Wut keine Grenzen. Sie stand auf, rannte meine Schwiegertochter über den Haufen und stürzte auf die Strasse. Man lief ihr nach und brachte sie wieder ins Bett. Meine Schwiegertochter musste ihre Aufmerksamkeit auf das Kind richten, das einen scheusslichen Anfall bekommen hatte. Sie brachte es in die Obhut von Freundinnen, um sich dann wieder ihrer Schwiegermutter anzunehmen. Frau von Maupassant hatte die wenigen Augenblicke benutzt, mit ihren Haaren einen Erdrosselungsversuch zu machen. Um sie zu retten, musste man ihr die Haare abschneiden. Darauf bekam sie Erstickungsanfälle und schreckliche Krämpfe. . . . Dieser Brief ist natürlich vertraulicher Art, denn wir müssen vor allem an die Zukunft des Enkelkindes denken. Solche Ereignisse sind scheusslich für sie! Sie erlauben mir wohl die Frage: Lässt sich denn garnichts für das Kind tun? Mir scheints unerlässlich, sie wegzubringen. Man müsste für Frau von Maupassant eine Wärterin beschaffen oder sie in eine Anstalt bringen, wie sie selbst es wünscht."

In den Briefen von Guys Mutter erwähnt diese oft ihr Herzleiden, das für sie eine stete Todesgefahr bedeute. Das uns vorliegende Material erlaubt den Schluss, dass Laura de Maupassant von jeher eine überaus empfindliche, leicht erregbare Natur war. Laura von Maupassant starb am 8. Dezember 1903 im 83. Lebensjahre an einer Lungenentzündung.

Maupassants Bruder Hervé machte der Mutter anscheinend viel Sorge. Er sollte Kaufmann werden, doch hatte er nicht das Zeug dazu. Dann wurde er Gärtner. Hervé erkrankte angeblich infolge eines Sonnenstichs an progressiver Paralyse. Er starb am 11. November 1889, 33 Jahre alt, in einer Privatirrenanstalt. Guy de Maupassant wuchs unter den denkbar besten hygienischen Verhältnissen heran. Er

[1]) Simone, Nichte Guy de Maupassants.

[2]) Gattin Hervés.

führte bis zu seinem dreizehnten Lebensjahre ein freies ungebundenes Robinsonleben. Er begleitete die Fischer auf ihren Fahrten und lernte so das Meer in seiner Allgewalt lieben, das Meer, auf dem er auch in späteren Jahren, als schon die schwere todbringende Krankheit von ihm Besitz ergriffen hatte, Linderung seiner Beschwerden zu finden hoffte.

Den ersten Unterricht empfängt er von der feinfühligen Mutter, die die Einbildungskraft des Knaben zu wecken, seinen Geschmack zu bilden suchte. Der Vikar von Etretat weiht Guy in die Anfangsgründe der Rechenkunst und der lateinischen Sprache ein. Mit dreizehn Jahren hatte das Seeräuberleben ein Ende, Guy kam ins Seminar nach Yvetot. Dort, inmitten von reichen Bauernsöhnen und Sprösslingen von Landjunkern, die den Seelenhirtenberuf erwählt hatten, war es unserem Seeräuber sehr unbehaglich zu Mute. Durch Spottgedichte auf die Lehrer und den Lehrstoff suchte er die Langeweile zu bannen.

Eines jener Gelegenheitsgedichte fiel dem Leiter der Anstalt in die Hände. Guy wurde zu seiner grössten Freude entlassen. Unbeschreiblich war sein Jubel, als er wieder den wackeren normannischen Fischern die schwielige Rechte drücken konnte. Mit dem nächsten Schuljahr trat Guy in das Lyceum von Rouen ein. Da die Mutter im Sohn dichterische Veranlagung zu erkennen glaubte, empfahl sie ihn der Fürsorge ihres Jugendgespielen, des Dichters Louis Bouilhet († 1869). Guy war ein braver Schüler, der glatt sein Abschlussexamen bestand, doch die Poeterei schien ihn mehr zu fesseln als die Werke der griechischen und römischen Schriftsteller. Der Geschlechtstrieb beginnt sich zu regen und spiegelt sich in den Dichtungen des Jünglings wieder.

Das Kriegsjahr 1870 kommt, das schreckliche Jahr. Als Freiwilliger nimmt der Zwanzigjährige am Feldzuge teil. Das was er erlebte, das was ihm an Anekdoten erzählt wurde, lieferte ihm den Stoff zu mancher Novelle. Nach dem Friedensschluss wünscht er in Paris zu bleiben und nimmt eine Stelle im Marineministerium mit einem Jahresgehalt von 1500 Franken an. Diese Stellung ist natürlich nur Mittel zum Zweck: unter Flauberts Leitung will er die dichterischen Versuche fortsetzen. Den unfreiwilligen Aufenthalt in der dumpfen Schreibstube verwendet der Schüler zu seinen Übungen. Meister Flaubert, dem er Sonntags die Probe seiner Bureautätigkeit übergibt, ist ein strenger Kritiker und duldet keine Stümpereien.

Niemand ahnte, dass aus dem unbekannten Pseudonymus Guy de Valmont, dessen Verse bald in dieser, bald in jener Zeitung erschienen, einst der gefeierte Novellist werden sollte.

Das Meer fehlte Guy, aber er übertrug seine Liebe zum Wasser auf die Seine. Er huldigte dem Rudersport, ja, er trieb jenen Sport in geradezu fanatischer Weise. Im Morgengrauen steht er auf und

rudert. Ist der Frondienst beendet, so gehts wieder aufs Wasser. Lustige Gesellen finden sich zusammen, mit denen er köstliche Stunden verlebt. Selbstverständlich fehlte auch das Ewig-Weibliche nicht. In der Feuilletonsammlung Une Campagne sagt Zola von Guy: „Er war ein gefürchteter Mädchenjäger, der von seinen Streifzügen immer die erstaunlichsten Frauenzimmergeschichten mitbrachte, allerlei unmögliche Liebesabenteuer, bei deren Erzählung unserem guten Freunde Flaubert vor Lachen die Tränen in die Augen traten."

„Immer die Weiber, Schweinchen," schreibt Vater Flaubert[1]). Als sich Guy dem Meister gegenüber beklagte, dass er den Weibern keinen Geschmack mehr abgewinnen könne, sie seien ihm zu eintönig und zu fad, gibt der Meister dem Schüler den Rat, sie fahren zu lassen: „Zu viel Huren, zu viel Ruderei, zu viel Körperbewegung . . . . . verehrter Herr!"

Maupassant bot in jener Zeit das Bild strotzender Gesundheit; nichts erinnerte an ihm an den modernen überempfindlichen, neurasthenischen Schriftmenschen. Wer ihn in seiner Trikotbluse in einer der Schenken am Seinestrande inmitten lustiger Gesellen und kleiner Freundinnen sah, hielt ihn für einen Bootsmann oder einen aus der Athletenzunft. Er ass für vier und schlief wie eine Ratte. Von irgendwelchen geistigen Störungen war nichts an ihm zu bemerken. Von seiner Schriftstellerarbeit redete er nicht. Fragte man nach seinen Plänen, so erwiderte er gelassen: „Ich lerne erst mein Handwerk, es hat ja keine Eile." Immer hatte Guy einen schier unerschöpflichen Vorrat von gepfefferten Anekdoten auf Lager, die er bei den Ruderfahrten zum besten gab. Namentlich musste die verhasste Bureaukratie herhalten. Mit Vorliebe erzählte er Schauergeschichten und empfand es mit Behagen, wenn es den Freunden dabei eiskalt den Rücken herunterlief. Auch in späteren Jahren liebte er noch solche Aufschneidereien und war entzückt, wenn die Zuhörer darauf hineinfielen. In einer Gesellschaft erzählte er, er habe einmal Menschenfleisch gegessen, das ihm so gut gemundet, dass er nochmals zugegriffen habe.

Im Jahre 1875 führte Guy im engen Freundeskreise eine einaktige erotische Komödie auf: La Maison Turque à la feuille de Rose, „eine Art Lysistrata", die er und sein Freund Robert Pinchon verfasst hatte. Zwei Jahre später wurde das Stück in Gegenwart von Flaubert, Zola und Turgenjew wiederholt.

1878 ging Guy vom Marineministerium in das Unterrichtsministerium über, weil damit Gehaltsaufbesserung verbunden war. 1880 erschienen die von Zola herausgegebenen Soirées de Médan mit Beiträgen von

[1]) Correspondance. Brief vom 25. Oktober 1878.

Zola, Céard, Hennique, Alexis und einer Novelle von 50 Seiten, die Maupassant geliefert hatte: Boule de Suif (Fettkugel).

Diese Novelle begründete seinen Ruhm, die Kritik fand nicht genug Worte des Lobes, über Nacht war er der Liebling des Publikums geworden. Flaubert schreibt begeistert an die Mutter: „Der Kleine ist so weit, er wirds weiter bringen als wir.“

Boule de Suif war der Spitzname, den die abgeblitzten Liebhaber — Guy gehörte auch zu ihrer Zahl — einer Halbweltdame, Adrienne Legay, gegeben hatten.

Der Inhalt der Novelle, die auf eigene Art die Wahrheit des Sprichwortes: „Undank ist der Welt Lohn“ beweist, kann uns hier nicht näher beschäftigen. Der Erfolg der Boule de Suif veranlasste Guy, bei dem Unterrichtsminister um einen einjährigen Urlaub einzukommen. Er erhielt ihn, aber Guy kehrte nie wieder in die Schreibstube des Unterrichtsministeriums zurück.

Es begann nun eine gewaltige geistige Arbeit, Novelle entstand auf Novelle. Sie behandelten teils Selbsterlebtes, wie manche Liebesgeschichte, teils Ereignisse, die Freunde dem Schriftsteller erzählt hatten. Auch Chroniken und Bücher durchstöberte Maupassant nach neuen Stoffen. Von 1880—1890 schrieb er ausser zahlreichen Zeitungsartikeln sechszehn Bände Novellen, sechs Romane und drei Bände Reiseschilderungen. Es sind nicht alle Novellen veröffentlicht worden, denn die endgültige Ausgabe der gesamten Werke wird 33 noch nicht gedruckte Novellen enthalten.

Fast jede Woche brachte der Gaulois oder der Gil Blas eine Skizze oder Plauderei aus seiner Feder. Durchschnittlich veröffentlichte er jährlich drei Bände mit 1200—1500 Seiten, 1884 vier, 1885 fünf Bände.

Maupassant arbeitete gewöhnlich fünf Stunden täglich, von 7 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags, dann stürzte er sich in das Grossstadtleben und suchte mit fieberhafter Hast Zerstreuungen, Genüsse und neue Anregung zur Arbeit. Im Salon der vornehmen Welt, wo die Frau des Hauses Schriftsteller zur Schau stellt „wie andere einen Papagei, dessen Schwatzen die umwohnenden Nachbarn anlockt“, fühlt er sich wenig behaglich, erst in Gesellschaft seiner Freunde taut er auf. Er kennt die Lockungen der Salonsirenen, „die durch zarte Aufmerksamkeiten den Begehrten der Nebenbuhlerin zu entreissen suchen.“ Manch verschwiegenes Verhältnis knüpft sich an, doch immer ist der Geschlechtstrieb, das sinnliche Verlangen, das Bindeglied. Die reine himmelhochjauchzende Liebe, die den Menschen in höhere Sphären hebt, hat Maupassant nie kennen gelernt. Er hat nie geliebt, denn jene Harmonie zwischen Körper und Geist, die er suchte, fand er nie.

„Am meisten lassen mich die Frauen empfinden, dass ich allein bin. . . Nach jedem Kuss, nach jeder Umarmung, wird das Vereinsamungsgefühl grösser. . . . Ja, sogar in jenen Augenblicken, wo scheinbar ein geheimnisvolles Einverständnis besteht, wo sich Wunsch und Sehnsucht verschmelzen und man in die Tiefe ihrer Seele hinabzutauchen glaubt, lässt ein Wort, ein einziges Wort, uns unseren Irrtum erkennen und zeigt uns, wie ein Blitzstrahl in der Gewitternacht, den Abgrund zwischen uns beiden." (Solitude).

Er nennt die Liebe „ein Glück, das ich nicht kannte und das ich in stiller Ahnung für das Höchste auf Erden hielt" [1]). Um den Geschlechtstrieb zu befriedigen, ist er nicht wählerisch, auch das Bordellmädchen genügt ihm.

* * *

Schon im Jahre 1880 zeigen sich die ersten Anfänge der Gehirnkrankheit, die Maupassants Tod herbeiführen sollte. Im März 1880 schrieb G. Flaubert an seinen Schutzbefohlenen: „Es sind mir soviel Dummheiten und Unwahrscheinlichkeiten über Deine Krankheit zu Ohren gekommen, dass ich Dich gern, zu meiner eigenen Beruhigung, von meinem Arzte Fortier, einem einfachen Wundarzt, den ich aber für sehr tüchtig halte, untersuchen lassen möchte."

Am 8. Mai 1880 starb Flaubert. Am 16. April schrieb er noch an Maupassant: „Dein Auge macht Dir Beschwerden. In acht Tagen besucht mich Pouchet, der mir näheres über Deine Krankheit berichten soll, über die ich ganz und gar im unklaren bin" [2]).

Dieses Augenleiden nötigte ihn, eine Zeitlang mit der Arbeit auszusetzen. In einem Briefe an Felix Chambon teilt er mit, dass dieses Leiden ihm unmöglich mache, seinen Verpflichtungen den Zeitungen gegenüber, deren Mitarbeiter er sei, nachzukommen, ohne sich berechtigten Beschwerden auszusetzen.

Was war das für ein Augenleiden? — Maupassant suchte den Augenarzt Dr. E. Landolt auf, dieser fand eine Pupille erweitert und verordnete Gläser. Die erweiterte Pupille und die Unfähigkeit zur Naharbeit deutet auf eine Akkommodationsstörung. Dr. Landolt hat dem Schriftsteller Konvexgläser verordnet, um die Lähmung auszugleichen. Diese Lähmung wird als Frühsymptom bei Erkrankungen des Zentralnervensystems — Tabes, Paralyse — oft beobachtet, sie geht dem eigentlichen Ausbruch der Krankheit oft jahrelang voraus. Maupassant stand also schon im Jahre 1880 im Anfangsstadium der progressiven Paralyse.

---

1) Sur l'eau.

2) Correspondance IV. 385.

Ganz allmählich tritt eine Veränderung im Wesen Maupassants ein: aus dem vergnügten Ruderer von früher, aus dem ironischen Erzähler wird ein mutloser trauriger Mensch, den alles anekelt, der schmerzlich verspürt, wie seine Leistungsfähigkeit immer mehr versagt.

Das grosse Publikum liest und kennt von Maupassant nur jene leichten munteren Erzählungen, jene ergötzlichen Geschichten, in denen Fischer, Jäger, Bauern, Schankwirte, Dirnen, Pfaffen und Landjunker in buntem Wechsel an uns vorüberziehen. Wer aber das gesamte Werk durcharbeitet, findet Selbstbekenntnisse, die das, was wir von der Krankheit wissen, wertvoll ergänzen. Er lernt die schwere seelische Verstimmung, die pessimistische Weltanschauung des Schriftstellers kennen. Er sieht, wie sich in gewissen Erzählungen die Angst, die innere Unruhe wiederspiegelt. Das Grauen vor dem, was das Schicksal für ihn noch im Schosse verbirgt, lastet wie ein Alp auf ihm. Er tut alles, um dem „unsichtbaren Feind“ zu entfliehen, aber weder in der Einsamkeit des Landlebens in Etretat, wo er sich von dem schnell erworbenen Vermögen[1]) eine Villa gebaut hatte, noch auf dem blauen Mittelmeere, das er mit seiner Jacht durchkreuzt, findet er die langersehnte Ruhe für sein überreiztes Hirn. Wohl scheint häufiger Ortswechsel günstig auf die Psyche zu wirken, aber nur für Tage, nur für Stunden. Er kehrt von seinen Reisen zurück mit dem Bewusstsein, „dass der Herd des Übels unberührt geblieben ist.“

Im Jahre 1881, als er die Reise nach Afrika „ins Land der Sonne“ antrat, schrieb er in die Einleitung zu seinem Buch „Au Soleil“ Worte, die von düsterster Weltanschauung zeugen. „Das Leben so kurz, so lang wird manchmal unerträglich. Das Leben verläuft immer in derselben Weise und endet mit dem Tode. Man kann das Leben weder aufhalten, noch ändern, noch begreifen. Oft lehnen wir uns empört auf gegen die Ohnmacht unserer Bemühungen. Wie wir uns auch immer verhalten mögen, wir sterben! Gleichgültig was wir glauben, was wir denken, was wir unternehmen, wir sterben. Morgen stirbt man wahrscheinlich, ohne mehr zu wissen, überdrüssig dessen, was man schon weis. Dann überkommt uns das vernichtende Gefühl der Erbärmlichkeit aller Dinge, die fortdauert in alle Ewigkeit, das Gefühl der menschlichen Ohnmacht und der Eintönigkeit aller Handlungen[2])“.

---

[1]) Seine geschäftlichen Interessen hat Maupassant bis zu seiner Unterbringung in die Irrenanstalt zu wahren verstanden. Für jede Zeile seiner Romane erhielt er einen Franken, für einen Zeitungsartikel oder eine Novelle bekam er 500 Franken. Bevor die Novellen und Romane im Buchhandel erschienen, wurden sie meist in einer Tageszeitung (Gil Blas, Gaulois, Figaro) veröffentlicht. Die Zahl der Buchauflagen war die grösste nach der Zolas. Die Autorenrechte allein brachten jährlich durchschnittlich 28000 Franken ein. Der Vater gibt an, dass der Sohn in den letzten Lebensjahren 80–90000 Franken verdient habe.

[2]) Au Soleil.

Wie gross das Gefühl hilfloser Verlassenheit mitunter war, lässt folgende Stelle aus der Novelle Solitude erkennen: „Mir ists, als ob ich immer tiefer in ein finsteres Gewölbe versinke, in ein Gelass, in dem ich die Wände nicht finde, den Ausgang nicht kenne; vielleicht ist es endlos. Ich irre allein umher, niemand um mich herum, kein Lebewesen begleitet mich auf meinem finstern Weg. Dieses unterirdische Gelass ist das Leben. Von Zeit zu Zeit höre ich Geräusch, Stimmen, Rufe . . . tastend suche ich mich dem Stimmengewirr zu nähern. Aber nie weiss ich genau, woher die Stimmen kommen. Niemand begegnet mir, niemals streckt sich mir aus dem Dunkel eine rettende Hand entgegen[1].“

Die Freunde nennen Maupassant den „traurigen Stier“. Wohl nimmt er an ihren Gesellschaften teil, und gibt selbst Herrenabende, die er mit vielem Geschick zu veranstalten versteht, aber bald ist er der Freunde überdrüssig, sie ermüden und quälen ihn. „Immer stärker empfinde ich das peinigende Verlangen, dass sie oder ich gehen möchten, damit ich allein sei“[2].

Und wenn er allein ist? Was dann in ihm vorgeht, analysiert er in der Novelle Lui. „Ich habe keine Furcht vor einer Gefahr. Würde ein Mann in mein Zimmer treten, so würde ich ihn niederschiessen, ohne mit einer Wimper zu zucken. An Gespenster glaube ich nicht, Klopfgeister erschrecken mich nicht. Vor den Toten fürchte ich mich nicht, da ich überzeugt bin, dass jedes verschwindende Wesen der endgültigen Verwesung anheimfällt. . . . Ich fürchte mich vor mir selbst, ich habe Furcht vor der Furcht, Furcht vor den Phantasiegebilden meines Geistes, der sich zu trüben beginnen könnte, Furcht vor der entsetzlichen Empfindung eines unerklärlichen, unbegründeten Schreckens. . . . Dies ist grässlich, unheilbar. Ich fürchte mich vor den Mäusen, den Möbeln, den mir wohlbekannten Gegenständen, die in meiner Einbildung von einer Art tierischen Lebens beseelt werden. Vor allem aber fürchte ich mich vor der entsetzlichen Verwirrung meines Geistes, meiner Vernunft, über die ich die Herrschaft verliere und die durch eine geheimnisvolle unsichtbare Angst getrübt wird. . . . Eine unbestimmte Unruhe empfinde ich, die mir durch die Seele zieht und einen Schauer über meinen Rücken rieseln lässt. Ich schlüpfe in mein Bett, verkrieche mich unter den Tüchern und zusammengekauert wie eine Kugel drücke ich voller Verzweiflung die Augen zu. So verharre ich eine unendliche Zeit regungslos und denke dabei, dass die Kerze auf meinem Nachttische brennt und ich sie eigentlich auslöschen müsste. Aber ich wage nicht, es zu tun. Ehedem empfand ich nichts dergleichen“[3].

[1]) Solitude (Monsieur Parent).

[2]) Qui sait. (L'Inutile Beauté.)

[3]) Lui (Soeurs Rondoli).

Unter solchen Umständen begreifen wir es, dass der Schriftsteller die Nacht manchmal mit Frauen verbrachte, denen auch tagsüber vor dem Alleinsein Angst ist.

Maupassants Buch Sur l'Eau[1]) (Auf dem Meer) ist gleichsam das Tagebuch, worin der paralytische Schriftsteller seine Seelenstimmung niederlegt. Maupassant weilt im Golf von Juan. Er schreibt:

6. April. Ruhe, die warme behagliche Ruhe eines Frühlingsmorgens im Süden. Mir ist, als ob ich schon seit Wochen, seit Monaten, seit Jahren die Menschen, die reden und sich erregen, verlassen hätte. Es kommt über mich wie ein Rausch, das Gefühl allein zu sein, die süsse Wonne der Ruhe, die durch nichts getrübt wird, weder durch einen weissfarbigen Brief, noch durch eine blaufarbige Depesche, weder durch das Läuten an der Tür, noch durch das Bellen meines Hundes. Niemand kann mich rufen, niemand mich einladen, niemand mich abholen, mich mit seinem Lächeln bedrängen, mich mit Höflichkeiten quälen. Ich bin allein, ganz allein und wirklich frei. . . .

7. April. Cannes.

„Es gibt Leute, die alles lieben, die von allem entzückt sind. Sie lieben die Sonne, den Regen, den Schnee, den Nebel, die Festlichkeiten, die Ruhe ihrer vier Wände, kurzum, alles was sie sehen, alles was sie tun, alles was sie sagen, alles was sie hören. Die einen führen ein angenehmes, ruhiges und beschauliches Dasein im Kreise ihrer Nachkommen, die anderen ein durch Zerstreuungen und Vergnügungen angeregtes Leben. Sie alle langweilen sich niemals, weder die einen noch die anderen. Für sie ist die Welt eine Art ergötzliches Schauspiel, bei dem sie selbst die Schauspieler sind, eine angenehme Abwechslung, die sie entzückt, ohne sie allzusehr in Erstaunen zu setzen.

Andere Menschen durcheilen mit Gedankenschnelle den engen Kreis aller möglichen Zerstreuungen, sie sind entsetzt über die Nichtigkeit des Glücks, über die Eintönigkeit und Armseligkeit aller irdischen Freuden. . . . Sobald sie dreissig Jahre alt sind, ist für sie alles vorüber. Was haben sie noch zu erwarten? Für sie gibt es keine Vergnügungen mehr, sie haben bereits den winzigen Kreislauf der für sie möglichen Zerstreuungen durchmessen.

Glücklich, die den Ekel nicht kennen, den die sich stets wiederholenden Handlungen hervorrufen, die die Kraft haben, tagtäglich dieselbe Arbeit mit denselben Bewegungen zu verrichten, umgeben von denselben Möbeln, innerhalb desselben Gesichtskreises, unter demselben Himmel, die täglich durch dieselben Strassen gehen und dort dieselben Menschen, dieselben Tiere sehen! Glücklich die, die nicht mit namenlosem

[1]) Sur l'eau 1888.

Widerwillen zu der Erkenntnis gelangen, dass sich nichts ändert, nichts vergeht, und alles abstumpft."

Das ist das Taedium vitae, der Lebensüberdruss, der so oft auch bei Nietzsche wiederkehrt.

8. April. Agay.

An manchen Tagen empfinde ich einen solchen Abscheu vor allem, dass ich mir den Tod wünsche. . . . Das Weltall in seiner Mittelmässigkeit verblüfft und empört mich. die Kleinlichkeit aller Dinge erfüllt mich mit Ekel, die Armseligkeit der menschlichen Geschöpfe hat für mich etwas Niederdrückendes.

Manchmal wieder geniesse ich alles wie ein Tier. Wenn sich mein durch Arbeit erregter, gequälter und überanstrengter Geist zu Hoffnungen emporschwingt, die alles Menschenmögliche weit übersteigen, um dann schliesslich zur Überzeugung ihrer Nichtigkeit zu gelangen und alles zu verachten, dann berauscht sich das Tier in mir an allen Wonnen des Lebens. . . . Ich fühle in mir etwas erzittern von allen Tierarten, von allen Instinkten und allen unklaren Wünschen niederer Geschöpfe. . . . Mit einer tierischen und tiefen, verächtlichen und heiligen Liebe liebe ich alles, was lebt, atmet und blüht, denn das alles lässt meinen Geist unberührt und erregt nur mein Herz und meine Sinne. Alles: die Tage, die Nächte, die Flüsse, die Meere, die Stürme, die Wälder, die Morgenröte, der Frauen Blick und Leib.

* * *

10. April.

Ach, nach allem habe ich verlangt, ohne jemals geniessen zu können. Über das Lebensmark einer ganzen Rasse hätte ich verfügen müssen, über die Intelligenz aller Lebewesen, über alle Fähigkeiten, über alle Kräfte und über tausend Existenzen im Vorrat; denn ich fühle in mir alle Gelüste, alle Begierden und bin dazu verurteilt, alles zu schauen und nichts besitzen zu dürfen. Wozu ein Leben, das für mich eine Qual, das den meisten Menschen aber Befriedigung gewährt. Wozu jenes unbekannte Weh, das an mir nagt? Warum ist mir ein wirkliches Vergnügen, freudige Erwartung, ein reiner Lebensgenuss unbekannt? Warum? Weil ich in mir jenes Doppelsehen trage, das die Kraft und zugleich das Elend des Schriftstellers ist. Ich schreibe, weil ich empfinde, und ich leide an allem, was ist, weil ich es nur zu gut kenne und vor allem, weil ich, ohne es kosten zu können, es in mir selbst, in dem Spiegel meiner Gedanken sehe."

Immer mehr lässt die Nervenkraft Maupassants nach und doch will er nicht ruhen, unaufhörlich ist sein Geist mit neuen Stoffen beschäftigt, er arbeitet ohne Rast und Ruhe solange an einer Arbeit, bis

sie fertig ist. Denn er braucht Geld, um ein abwechslungsreiches Leben zu führen, Geld, um in seiner Pariser Wohnung, auf seinem Landsitz Kunstgegenstände anzuhäufen. (Die Hauptstücke waren Fälschungen, die er sich hatte aufschwatzen lassen!)

Die Stimmung wird immer schwermütiger. Schlaflos verbringt er die Nächte, Kopfschmerzen vergällen ihm das Leben.

Er beobachtet sich aufs peinlichste, in medizinischen Werken sucht er Aufklärung über sein Leiden. Er gebraucht allerhand Kuren, schluckt eine Arznei nach der anderen. Nichts will helfen.

„Ach, wenn man nur schlafen könnte, so recht schlafen, ohne Hitze- und Kältegefühl schlafen, mit dem Ermüdungsgefühl, wie man es nach starken Anstrengungen verspürt, traumlos schlafen" [1]).

Die Kopfschmerzen waren halbseitig von der Art der Migraine ophthalmique (Augenmigräne). „Es wurde finstere Nacht, die Augen hörten auf zu sehen, Blindheit trat ein, die eine viertel, eine halbe Stunde, ja noch länger anhielt."

„Die Gedanken waren dann dem Staube gleich in alle Winde verstreut, das Gedächtnis versagte."

Maupassant sah diese Migräne für unheilbare Influenza an.

Die Migräne, und namentlich die Augenmigräne, die erst im reiferen Alter auftritt, ist stets ein besorgniserregendes Zeichen, da sie oft der Vorbote einer schweren Erkrankung des Zentralnervensystems, der Tabes und der progressiven Paralyse ist.

„Wie oft, klagt der Schriftsteller, habe ich den sehnlichen Wunsch, nicht mehr zu denken, nicht mehr zu fühlen, wie ein Tier in einem lichten, warmen Lande zu leben, in einem gelben Lande, ohne aufdringliches Grün, in einem jener Länder des Orients, wo man ruhig und ohne Traurigkeit einschläft, wo man ohne Kummer erwacht, wo man ohne Sorgen dahinlebt, wo man ohne Liebesqualen liebt, wo man fast unbewusst existiert" [2]). In einer vertraulichen Aufzeichnung heisst es: „Denken wird eine furchtbare Qual, wenn das ganze Hirn nur eine Wunde ist. Ich habe so viele wunde Stellen im Kopf, dass ich keinen Gedanken fassen kann, ohne dass ich aufschreien möchte: wozu das? wozu das?"

„Ich kann nicht in Paris bleiben, weil ich dort unaufhörlich mit dem Tode ringe. Ich sterbe moralisch, und Körper und Nerven leiden furchtbar unter dieser unendlichen Menge, die mich umwimmelt, und die um mich lebt, sogar wenn sie schläft. Der Schlaf der anderen ist mir noch peinlicher als ihre Rede. Ich finde keine Ruhe, wenn ich fühle Wand an Wand mit mir liegt ein Geschöpf in solcher regelmässig

[1]) Rêves (Père Milon).
[2]) Sur l'eau.

wiederkehrenden Geistesabwesenheit. Warum bin ich so? Wer weis? Der Grund ist vielleicht ganz einfach: Mich ermüdet sehr rasch alles, was sich nicht in mir selbst vollzieht"[1]).

Er flieht von Paris nach dem Süden, nach der Riviera, weil er von dem milden Klima Linderung seiner Leiden erhofft.

Als ihn sein Freund Roujon in Nizza aufsucht, redet Maupassant nur von Bazillen und sagt zu ihm, als er ihn nach Hause begleitet: „Mit mir hats bald ein Ende, ich möchte nur schmerzlos sterben."

Um die immer stärker hervortretenden Beschwerden und die verminderte Schaffenskraft zu bekämpfen, nahm Maupassant zu allerhand narkotischen Mitteln wie Haschisch, Morphium, Kokain und Äther seine Zuflucht. Namentlich dem Äther scheint Maupassant treu geblieben zu sein. Dem Dr. M. de Fleury erzählte er, dass er den Roman Pierre et Jean völlig unter Einwirkung des Äthers geschrieben habe. Im Buche Sur l'eau beschreibt der Schriftsteller die Empfindungen, die der Äther in ihm hervorruft. Die Migräne hat ihn wieder befallen und zwingt ihn, sich auf ein Ruhebett hinzulegen. In tiefen Zügen atmet er die Ätherdämpfe ein. „Nach Verlauf von einigen Minuten glaubte ich ein undeutliches Murmeln zu vernehmen, das bald zu einer Art Summen anschwoll, und mir war, als ob das ganze Innere meines Körpers leicht werde, leicht wie Luft, als verflüchtete es sich.

„Darauf folgte eine Art Betäubung der Seele, ein wohliger Halbschlaf. Die Schmerzen dauerten zwar an, waren aber weniger heftig. Es war eins jener Leiden, die man mit Geduld und mit Ergebung trägt, nicht mehr die furchtbaren Qualen, gegen die sich unser gemarterter Körper aufbäumt.

„Bald begann sich dieses eigentümliche wonnige Gefühl der Leere, das meine Brust erfüllte, auch auf die Glieder zu erstrecken, die nun auch leicht wurden, so leicht, als ob sich das Fleisch und die Knochen aufgelöst hätten und nur noch die Haut übrig geblieben wäre, die Haut, die ich brauche, um mich die Wonne des Daseins, diese wohlige Ruhe empfinden zu lassen. Da fühlte ich, dass ich nicht mehr litt. Der Schmerz war geschwunden, hatte sich verflüchtigt. Ich hörte Stimmen, vier Stimmen, zwei Zwiegespräche, ohne aber die Worte zu verstehen. Bald waren es nur unbestimmte Laute, bald drang ein Wort zu mir herüber. Es kam mir jedoch zum Bewusstsein, dass es nur ein Summen in meinen Ohren war. Ich schlief nicht, ich wachte; ich begriff, ich urteilte mit ungewöhnlicher Klarheit und Schärfe. Ich genoss den seltsamen Rausch dieser Verzehnfachung meiner geistigen Fähigkeiten mit wonniger Freude, es war kein Traum, wie ihn der Haschisch hervorruft, es waren nicht die ein wenig (!) krankhaften

---

[1]) Qui sait? (L'Inutile Beauté.)

Visionen des Opiums, es war eine wunderbare Verschärfung aller Gedanken, eine neue Art, das Leben und die Dinge zu sehen, zu beurteilen, abzuschätzen, und zwar mit der Gewissheit der festen Überzeugung, dass diese Art allein die richtige sei!

„Plötzlich trat mir das bekannte Bild aus der Heiligen Schrift wieder vor Augen. Mir wars, als habe ich vom Baume der Erkenntnis gekostet, als enthüllten sich mir alle Geheimnisse, so sehr stand ich im Banne dieser neuen, seltsamen, unwiderlegbaren Logik. Mir fielen unzählige Gründe, Vernunftschlüsse, Beweise ein, die sofort wieder von stärkeren über den Haufen geworfen wurden. Mein Kopf war der Kampfplatz meiner Gedanken geworden. Ich war ein höheres, mit einer unbesiegbaren Intelligenz begabtes Wesen und im Bewusstsein meiner Macht, erfüllte mich eine wunderbare Freude.

„Das dauerte lange, lange. Ich roch noch immer an dem Ätherfläschchen; da entdeckte ich plötzlich, dass es leer war. Sofort begann der Schmerz von neuem."

Schwer ist es festzustellen, wann Maupassant mit dem Gebrauch narkotischer Mittel begonnen hat. Schon die Erzählung „Fou" (von Sinnen) in dem 1882 erschienenen Novellenband „Fräulein Fifi" scheint mir unter dem Einfluss eines Reizmittels geschrieben zu sein.

Der Liebhaber fühlt sich von dem Weibe, an das er seine Sinne verloren, vernachlässigt. Er weiss, dass jenes Weib treulos, viehisch, schmutzig, unrein — „ein falsches sinnliches, seelenloses Tier" ist, dennoch keucht er als Sklave unter dem Zwange, den ihr Anblick auf ihn ausübt. Wut und Empörung, masslose Eifersucht erfasst ihn wegen ihrer Gleichgültigkeit, obwohl er weiss, dass sie ihn nicht betrügt.

Er ist eifersüchtig auf ihre nächtliche Einsamkeit, eifersüchtig auf ihre Bewegungen, auf ihre Gedanken, deren Schmutz er kennt, eifersüchtig auf den Wind, der ihre Wangen umkost, eifersüchtig auf die Blätter, die ihre Ohren im Vorbeireiten streifen, eifersüchtig auf die Sonnenstrahlen, die durch das Laubdach hindurch ihre Stirn küssen, auf den Sattel, den sie mit ihren Schenkeln umspannt, aber vor allem eifersüchtig auf das feurige Ross, auf dem sie dahinstürmt. Er sinnt auf Rache.

„Vor Tagesanbruch ging ich fort mit einem Strick in der Hand und meinen Pistolen in der Brusttasche, wie zu einem Zweikampf."

„Ich lief zu ihrem Lieblingsweg und spannte darüber hinweg den Strick an zwei Bäume. Dann versteckte ich mich im Grase."

Das im Galopp daherstürmende Pferd fällt über den Fallstrick und bricht die Vorderbeine. „Sie fing ich in den Armen auf. Ich kann einen Stier heben. Als sie dann am Boden stand, näherte ich mich Ihm, der uns ansah. Als er nun den Versuch machte mich zu

beissen, setzte ich ihm die Pistole ans Ohr . . . ich schoss ihn tot wie einen Mann.

Aber ich selbst taumelte zurück, von zwei Peitschenhieben ins Gesicht getroffen. Als sie sich von neuem auf mich stürzen wollte, schoss ich ihr meine zweite Kugel in den Leib." Sagt, bin ich verrückt?

Zu den Erscheinungen der progressiven Paralyse gehören Trugwahrnehmungen, Halluzinationen und Illusionen[1]). Schilderungen von Sinnestäuschungen finden sich zahlreich in Maupassants Werken, insbesondere Gesichts- und Gehörshalluzinationen. Inwieweit bei jenen Trugwahrnehmungen narkotische Mittel eine Rolle gespielt haben, ist schwer zu entscheiden. Der Schriftsteller empfindet die Sinneswahrnehmungen durchaus als etwas Abnormes. Er beschreibt und analysiert sie zugleich. „Ich hielte mich ganz gewiss für verrückt, wenn ich nicht bei vollem Bewusstsein meinen Zustand klar erkennen, ihn zu ergründen und zu erklären suchen würde. Ich wäre also im Grunde genommen ein Halluzinant mit gesundem Verstand. Eine unbekannte Störung ist in meinem Hirn eingetreten, eine jener Störungen, die heutzutage die Psychologen festzustellen und zu erklären suchen. . . Wäre es nicht möglich, dass eine jener unsichtbaren Tasten der Gehirnklaviatur bei mir versagt hätte?"

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, all die Störungen der Empfindungen, die sich in Maupassants Werken wiederspiegeln hier aufzuzählen. Wir greifen nur eine Anzahl Beispiele heraus. Gehen wir in chronologischer Reihenfolge vor, so finden wir schon 1883 in der Erzählung La Peur[2]) Sinnestäuschungen. Maupassant erzählt die Geschichte von dem rätselhaften Tambour der Dünen. „Man hörte sein Trommeln ganz deutlich, bald lauter, bald leiser. Bald verstummte das phantastische Wirbeln, bald hörten wirs von neuem. Die Araber sahen sich entsetzt an, einer sagte in seiner Sprache: „Der Tod ist über uns." In diesem Augenblick stürzte mein Begleiter, der mein Freund, fast mein Bruder war, vom Pferde; ein Sonnenstich hatte ihn getötet. Zwei Stunden lang, während ich ihn vergeblich ins Leben zurückzurufen suchte, klang mir unaufhörlich das einförmige, unbegreifliche Trommeln des unsichtbaren Tambours im Ohre, ich fühlte, wie die Furcht mir in die Knochen glitt, die wirkliche, hässliche Furcht."

Dann erzählt er „einen zweiten Fall". Ein Forsthüter hat vor zwei Jahren einen Wilddieb getötet. In einer stürmischen Nacht hört er den Getöteten, ja, er sieht ihn.

[1]) Für den Laien: Halluzinationen sind Sinnesempfindungen ohne äusseren Anlass infolge innerer Reize. Bei der Illusion wird eine wirkliche Sinnesempfindung falsch gedeutet. Illusionen sind Sinnesfälschungen.

[2]) 1883. La Peur. (Contes de la Bécasse.)

„An dem kleinen viereckigen Fenster erschien plötzlich ein weisshaariger Kopf mit Augen, die wie die eines Hirsches leuchteten, und ein unbestimmter Laut drang aus seinem Munde wie ein klagendes Gemurmel.“

Die Novelle Apparition (Erscheinung) (1884)[1]) schildert die Vision des Marquis de la Tour-Samuel, der im Auftrage eines Freundes Briefe aus einem einsamen Schlosse holt. Als er am Schreibtisch nach den Briefen sucht, empfindet er hinter sich etwas wie „eine leichte Berührung“ (Berührungshalluzination!). Er beachtet das weiter nicht, hält es für einen Luftzug. Plötzlich jedoch dringt ein langgezogener, schmerzlicher Laut an sein Ohr. Entsetzt springt er auf. Hinter dem Lehnstuhl, auf dem er noch soeben gesessen, steht eine weissgekleidete Frau, die zu ihm spricht: „Mein Herr, Sie können mir einen grossen Gefallen erweisen. . . . Sie können mich erretten, denn ich leide furchtbar, furchtbar. . . . Kämmen Sie mein Haar, kämmen Sie mein Haar, das wird mich gesund machen. Betrachten Sie meinen Kopf. . . . . . Wie ich leide! Meine Haare, wie sie schmerzen[2])!“

Die Novelle Lui (1884) enthält folgende Schilderung einer Sinnestäuschung: „Ich trat ein. Das Feuer brannte noch im Kamin und erleuchtete sogar ein wenig das Zimmer. Ich ergriff eine Kerze, um sie am Feuer anzuzünden, als ich jemand in meinem Lehnstuhl sitzen sah, der sich die Füsse an der Kaminglut wärmte und mir dabei den Rücken kehrte. . . . Ich sah ihn ganz deutlich, sein rechter Arm hing an der Seite herab, die Füsse hatte er übereinander gekreuzt und der Kopf, ein wenig nach links geneigt, verriet deutlich, er schlief. Ich fragte mich, wer das wohl sein möchte, zumal da der Raum wenig erhellt war. Ich streckte die Hand aus, um ihn an der Schulter zu fassen — und berührte das Holz der Armlehne. Es war niemand; der Stuhl war leer! Ich wich zurück, als drohte mir eine furchtbare Gefahr. Dann aber wandte ich mich zurück, denn ich fühlte, dass jemand hinter mir sei; dann wieder liess mich ein gebieterisches Bedürfnis, den Stuhl nochmals anzusehen, eine Drehung um mich selbst ausführen. Keuchend vor Entsetzen und Aufregung blieb ich stehen, vor Furcht und Schrecken gelähmt, so dass ich unfähig war, einen Gedanken zu fassen und jeden Augenblick zu Boden zu stürzen meinte . . . .

Wer ist „Er?“ „Ich weiss, dass er nicht existiert, dass das Ganze nicht vorhanden ist. Es lebt nur in meiner Einbildung, in meiner Angst, in meinem Entsetzen!“

---

[1]) 1884 Apparition. (Claire de Lune.)

[2]) Maupassant pflegte in Freundeskreisen oft ein Experiment zu machen, an dem er sichtlich Gefallen fand. Er liess das Zimmer verdunkeln, fuhr sich mit einem Kamme durch sein dichtes Haar, dem Funken entsprühten.

In seiner Arbeit „Les Phénomènes d'Autoscopie[1]) beschreibt Dr. Paul Sollier eine „autoskopische" Halluzination, die Maupassant eines Nachmittags im Jahre 1889 hatte und noch am Abend desselben Tages einem vertrauten Freunde erzählte. Er sass in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch. Der Diener hatte strengen Befehl, niemals einzutreten, während sein Herr arbeitete. Plötzlich kam es Maupassant vor, als wenn die Tür geöffnet würde. Er dreht sich um und zu seinem grössten Erstaunen sieht er, wie seine eigene Person eintritt und ihm gegenüber Platz nimmt, den Kopf in der Hand haltend. Alles, was er schreibt, wird ihm diktiert. Als der Schriftsteller mit der Arbeit fertig war und aufstand, verschwand die Halluzination.

Le Horla (1887) ist eine der unheimlichsten Erzählungen, die Maupassant geschrieben hat. Wer ist der Horla? Der Horla ist das unsichtbare, übernatürliche Wesen, das den Kranken bedroht, „auf seine Brust niederkniet, ihn würgt, ihn hindert sich zu bewegen." Der Horla besitzt seine Seele, schreibt ihm seine Handlungen vor, löst sich gleichsam in ihm auf." Ich bin nur noch ein Sklave, der allem zuschaut, was er tut." Der Horla verfolgt ihn auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht. Weder durch eine Waffe, noch durch Gift, noch durch eiserne Rolläden und Türen kann er sich vor jenem Wesen schützen. Er zündet das Haus an, der Horla aber findet nicht seinen Untergang in den Flammen, er, der unsichtbare Herrscher, ist unbesiegbar. „Nein, nein, er ist nicht tot, so werde ich denn meinem Leben ein Ende machen müssen."

Im Tagebuch des vom Horla Beherrschten heisst es:

18. Mai. Soeben war ich wegen meiner Schlaflosigkeit beim Arzte. Er fand den Puls beschleunigt, die Pupille erweitert[2]), die Nerven in vibrierender Unruhe, aber keine beunruhigenden Symptome. Er verordnet Duschen und Bromkali. Der Kranke wartet auf den Schlaf, „wie man wohl den Henker erwarten würde", er wartet auf ihn klopfenden Herzens mit zitternden Gliedern in Schweiss gebadet.

Unter dem 2. Juni berichtet er:

„Mein Zustand hat sich weiter verschlimmert: Brom hilft nicht, ebensowenig bringen Waldspaziergänge und eine Reise nach Avranches Heilung." Ist das nicht alles eine getreue Beschreibung der Leiden, die der arme Schriftsteller am eigenen Leibe durchmacht? Ist der Horla nicht die Versinnbildlichung des düsteren Verhängnisses, das Maupassant

[1]) Paris 1903, Alcan.

[2]) An einer anderen Stelle heisst es: „Mein Auge ist so schwach, so unvollkommen, dass es nicht einmal feste Körper erkennt, wenn sie durchsichtig wie Glas sind. Ich renne gegen eine Spiegelscheibe, wie sich der in ein Zimmer geflogene Vogel an den Fensterscheiben den Kopf zerschlägt".

dunkel vorausahnt, gegen das er einen erbitterten, aber vergeblichen Kampf führt? Langsam, unaufhaltsam schreitet die tückische Krankheit fort. Dem Schriftsteller schaudert vor dem, was das unerbittliche Geschick noch für ihn im Schosse birgt. Ist es da nicht besser, freiwillig aus dem Leben zu scheiden und so der Qual ein Ende zu machen?

Eine Illusion und Gehörshalluzination ist uns in dem Buche Sur l'eau (1888) aufgefallen. Maupassant erzählt: „Es war an einem trüben Oktobertage, zur Zeit, wo man diesen Bäumen (den Eichen) die Rinde ablöst, um Pfropfen daraus zu machen. Von der Wurzel bis zu den ersten Zweigen schält man sie ab, und der entblösste Stamm färbt sich rot, blutrot wie ein geschundenes Glied. Sie haben seltsam verkrüppelte Formen wie verkrüppelte Wesen, wie Fallsüchtige, die sich in Krämpfen winden. Plötzlich wars mir, als sähe ich mich in einen Wald von Hingerichteten versetzt, in einen blutigen Höllenwald, wo die Menschen Wurzeln haben und die verzerrten Leiber der Hingerichteten Bäumen gleichen, in denen das Leben in nie endender Qual durch die blutigen Wunden quillt. Das Herz krampft sich mir zusammen und jenes Schwächegefühl beschleicht mich, das den Nervösen beim Anblick eines Überfahrenen oder eines vom Dache Gestürzten überkommt. Die Erregung war so stark und die Sinnestäuschung so lebhaft, dass ich unaufhörlich aus der Ferne ein Wehklagen, ein markerschütterndes Schreien zu hören glaubte, und als ich zu meiner Beruhigung einen der Bäume berührte, sah ich, wie meine Hand blutrot gefärbt war.

Eine eigenartige Sinnestäuschung finden wir in dem Reisebuche La Vie Errante (1890).

Sonntag Abend auf dem Mittelmeer. San Remo gegenüber. Im öffentlichen Garten Konzert.

„Ich hörte zu und war so überrascht, dass ich glaubte, ein schöner Traum habe mich umgaukelt. Lange lausche ich mit grenzenlosem Entzücken dem Gesange, der durch die Nacht hallt. Doch plötzlich inmitten eines Stückes schwillt die Musik an, nähert sich uns anscheinend. Das kam so überraschend, so seltsam, dass ich mich aufrichtete, zu lauschen. Immer näher kamen die Töne, von Sekunde zu Sekunde wurden sie deutlicher und stärker. Sie kamen auf mich zu, aber wie ging das zu? Auf welchem Geisterkahn würde der Sang heranschweben? Er nahte so schnell, dass ich wider Willen ins Dunkle starrte, erregten Sinnes.

„Da auf einmal wurde ich von einem heissen, duftenden Hauch wilder Pflanzen überflutet, der sich wie eine Woge ausbreitete, voll des starken Duftes der Myrten, der Minzen, des Zitronenkrauts, der Immortellen, des Mastix, des Lavendels, des Thymian, ausgedörrt auf den Bergen durch die Sommersonne.

„Der Landwind hatte sich erhoben, beladen mit den Tönen der Küste, und sie mit dem Duft der Alpenblumen zu jener seltsamen Harmonie mischend, trug er sie hinaus ins offene Meer.

„Atemlos, berauscht von jenen Empfindungen, verwirrten sich meine Sinne. Ich wusste wirklich nicht mehr, atmete ich Musik oder hörte ich Wohlgerüche oder schlief ich in den Sternen.“

Die merkwürdigste Trugwahrnehmung findet sich aber in der Erzählung Qui sait (1890).

„In den Ohren klang mir ein gewisses Sausen, aber daran leide ich oft. Zuweilen ist es mir, als hörte ich Eisenbahnzüge fahren, Glockenläuten und das Getrappel einer grossen Menschenmenge[1]). Ich wartete lange und konnte zu keinem Entschluss kommen, mein Kopf war ganz klar, aber toll vor Angst. Ich stand und wartete und horchte auf das Geräusch, das immer lauter wurde und das sich zuweilen zu heftigem Lärm steigerte und wie ungeduldiges, zorniges, seltsam empörtes Grollen klang. . . . Ich hörte jetzt ganz deutlich ein sonderbares Gelaufe auf der Treppe, auf dem Fussboden, auf den Teppichen, ein Gelaufe, nicht von menschlichen Stiefeln und Schuhen, sondern von Krücken aus Holz und Eisen, die wie Zimbeln ertönten. Und plötzlich erblickte ich auf der Türschwelle einen Sessel, meinen grossen Lehnsessel, der hinaus in den Garten hüpfte. Andere, die Sessel aus meinem Salon, folgten ihm; dann kamen niedrige Sofas, die auf ihren kurzen Beinen wie Krokodile krochen, meine Stühle, die wie Ziegen sprangen, und die kleinen Schemel, die wie Kaninchen liefen. Ich war furchtbar erregt und versteckte mich in ein Gebüsch, wo ich niederhockte und zusah, wie meine Möbel an mir vorüberzogen, denn sie kamen alle, ein Stück nach dem andern, schneller oder langsamer, je nach ihrer Form und ihrem Gewicht. Mein Klavier, mein grosser Flügel, galoppierte wie ein scheu gewordenes Ross und leise Musik erklang in seinen Saiten. Die kleinsten Gegenstände glitten wie Ameisen über den Sand, die Bürsten, die Kristallflaschen, die Gläser, in denen das Mondlicht gleich Glühwürmern funkelte. Die Stoffe krochen in breiten Flecken wie Meerschnecken einher. Ich sah meinen Schreibtisch kommen, ein seltenes Kunstwerk aus dem vorigen Jahrhundert, der alle meine Briefe enthielt.“ . . . .

Die Möbel finden sich in dem Antiquitätenladen eines Trödlers in Rouen wieder. Die Polizei wird benachrichtigt, der Polizeikommissar findet jedoch das Haus verschlossen, ein Schlosser muss die Ladentür öffnen. Die Möbel waren verschwunden, von dem Händler fehlte jede Spur. „Ich blieb vierzehn Tage in Rouen. Der Mann liess sich nicht wieder sehen. Seltsam! wer kann diesen Mann überhaupt fassen!“ Da

[1]) Derartige Halluzinationen werden als Akoasmen bezeichnet.

trifft von dem Gärtner, der als Hüter in dem leeren Hause zurückgeblieben ist, die Nachricht ein, dass alle Möbel wieder zurückgekommen seien, alle bis auf die kleinsten Gegenstände. „Das geschah in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend. Die Wege waren umgewühlt, als hätte man alles vom Gitter bis zur Haustür geschleppt. Genau so war es auch an dem Tage, wo die Sachen verschwanden."

Damit ist die Zahl der Sinnestäuschungen aber durchaus nicht erschöpft. Erwähnen will ich noch die Illusion von der Rose, die sich vom Zweige loslöst und auf den Schriftsteller zukommt, das Buch, dessen Seiten sich geheimnisvoll von selbst umdrehen (Le Horla).

Ferner die Erscheinung der jungen Frau, die plötzlich hüllenlos vor dem Erzähler steht, der am Schreibtisch sitzt und vor sich hinsinnt[1]).

* * *

Wir kommen nun zu der Schilderung der letzten Lebensjahre des grossen Schriftstellers.

Weicher, immer weicher wird der Ton in seinen Werken (vergl. Fort comme la mort, Notre coeur).

Ein beinahe rührseliger Ton, Allerbarmen, Mitleid mit allen, die mühselig und beladen sind. „Ich fühle mich der Natur so nahe. Ich liebe jegliches Geschöpf, jedes Wesen, das im Elend lebt, das weint und leidet, das verständnislos um sich schlägt. Ich liebe das Tier, den Menschen und alle Lebewesen aus tiefster Seele. Mich verlangt danach, das Fell des Hundes, des Vogels Gefieder zu streicheln. Ihr Dasein ergreift mich."

Aus dem Mann mit dem Stiernacken und den Ringkämpferarmen ist ein blasser, magerer, fröstelnder Mensch geworden. Die Freunde fanden, dass er im Verlauf weniger Monate um Jahre gealtert sei. Besonders fiel sein krankhaft starrer Blick auf. Er klagt über Nervenschmerzen, die er sich in der Normandie, auf der Seine und in seinen schlechten Wohnungen geholt haben will. 1890 schrieb Maupassant an seinen Hauswirt: „Ich glaube, es wird mir unmöglich sein, weiterhin die Wohnung zu bewohnen, die Sie mir vermietet haben. Auf jeden Fall muss ich sie auf Anordnung des Arztes sofort verlassen, um mich im Süden von den schweren Nervenanfällen zu erholen, die mir fünfzehn schlaflose Nächte — infolge der Arbeit eines unter mir wohnenden Bäckers — verursacht haben. Ich hatte Sie darauf aufmerksam gemacht, dass ich sehr empfindliche Nerven habe und nur schwer einschlafen kann."

---

[1]) Magnétisme (Père Milon).

Im Frühjahr 1891 sucht er auf Anraten des Dr. Landolt den bekannten Pariser Nervenarzt Dejerine auf. Er berichtet seiner Mutter über diese Untersuchung in einem Briefe vom 14. März: „Ich habe über meinen nervösen Zustand einen Mann befragt, von dem man sagt, dass er weit tüchtiger als Charcot ist. Trotz seiner jungen Jahre ist er schon Professor und Oberarzt, alle seine Kollegen rühmen ihn. Er hat mich lange untersucht, meine Krankheitsgeschichte angehört und mir dann gesagt: „Sie haben alle Erscheinungen der Krankheit gehabt, die man Neurasthenie[1]) nennt [Charcotsche[2]) Bezeichnung, früher sagte man Hysterie], das ist geistige Überanstrengung. Der Hälfte aller Schriftsteller und Börsenleute geht es wie Ihnen. Mit einem Worte: Überanstrengung durch Rudern, dann durch geistige Arbeit. Die Nerven sind es, die bei Ihnen die Störung hervorrufen. Aber Ihr körperlicher Zustand ist ausgezeichnet und trotz einiger Beschwerden können Sie ein alter Mann werden. Hygienische Lebensweise, Duschen, ein beruhigendes Klima im Sommer, lange Ruhepausen und Einsamkeit. Ich mache mir um Sie keine Sorge."

Wir begreifen es ja ohne weiteres, dass Dejerine, der doch jedenfalls die Natur des Leidens erkannte, dem Schriftsteller die Wahrheit verheimlichte.

Aber wäre es nicht besser gewesen, wenn sich Dejerine mit den Angehörigen in Verbindung gesetzt und die sofortige Überführung des kranken Mannes in eine Anstalt veranlasst hätte? Bedeutet doch der Paralytiker, sich selbst überlassen, für sich und seine Umgebung die grösste Gefahr. Es ist dies eine so allgemein bekannte Tatsache, dass ich wohl nicht näher hierauf einzugehen brauche.

Im Sommer 1891 geht Maupassant nach Divonne-les-Bains. Er bleibt jedoch dort nur kurze Zeit, weil es ihm zu kalt ist. Er soll sich auch eingebildet haben, die Ärzte verfolgten ihn. Am 27. Juni schreibt er an die Mutter: „Mein Haus ist, wie die ganze Anstalt, allen Winden des Sees und des Gletschers ausgesetzt. Wir haben hier Wolkenbrüche und Schneestürme, die wiederum eine Menge Beschwerden, namentlich im Kopf verursacht haben. Aber die Duschen haben mich ausserordentlich dick und muskulös gemacht." Von Taine, — dem bekannten Geschichtsschreiber — habe er einen Brief erhalten, worin ihm dieser eine Kur in Champel dringend empfehle. In 40 Tagen sei Taine dort im vergangenen Jahre von ähnlichen, nervösen Beschwerden — Unfähigkeit zu lesen, zu schreiben, Gedächtnisschwäche — geheilt worden. Der Dichter Dorchain weile augenblicklich zur Kur in Champel, auch er habe den Schlaf wiedergefunden.

[1]) Maupassant schreibt neurasténie.

[2]) Maupassant irrt; die Bezeichnung der Nervenschwäche mit Neurasthenie stammt von dem amerikanischen Arzt G. M. Beard.

In Genf hatte Maupassant ein Stelldichein mit seinem Freunde Dr. Cazalis[1]). Er berichtet darüber der Mutter: „Er fand mich wohl aussehend und gekräftigt und rief aus: Sie sind geheilt. Ich habe ihm dann alle meine neuen Beschwerden geklagt. Er aber sprach ein weises Wort: Für Sie ist zunächst alles eine Frage des Klimas: Trockenheit und Sonne, dann unbedingt Duschen, denn die haben Sie schon völlig umgewandelt, wie mir Ihr Aussehen beweist."

In den Briefen aus den letzten Lebensjahren finden wir Verbesserungen, Wortwiederholungen, Auslassungen, jedoch zeigen die Briefe nichts für Paralyse Charakteristisches. Wir finden derartiges auch in Schriftstücken geistig überanstrengter, chronisch übermüdeter Menschen.

Dr. Cazalis brachte Maupassant nach der bekannten, von Dr. Glatz geleiteten Wasserheilanstalt Champel-les-Bains bei Genf. Den schon erwähnten Dichter Dorchain zog er ins Vertrauen und bat ihn, den Schriftsteller in dem Glauben zu lassen, er sei, wie er, der Dichter, Neurastheniker.

Dorchain verdanken wir wertvolle Aufschlüsse über den kurzen Aufenthalt Maupassants in Champel[2]) „Maupassant befand sich in einem Zustand starker Erregung, er verweigerte jegliche beruhigende Behandlung, suchte nur neue Erregungen.

Er schilderte die Wonnen der Äthersucht, der er sich aber nicht mehr hingäbe. Auf seinem Tische standen eine Reihe Parfümfläschchen, mit denen er sich, wie er sagte, Geruchssymphonien verschaffe. Er war schon geisteskrank. Er litt an Grössenwahn. „Sehen Sie, sagte er zu meiner Frau und mir, sehen Sie diesen Regenschirm! Er befindet sich nur an einem einzigen Ort, den ich entdeckt habe, ich habe deren schon mehr als dreihundert in der Umgebung der Prinzessin Mathilde aufkaufen lassen!"

Ferner: „Mit diesem Stock habe ich mich einmal gegen drei Zuhälter, die mich von vorn, und gegen drei tolle Hunde, die mich von hinten angriffen, verteidigt." In der Tonart gings weiter. Gleich am Tage nach seiner Ankunft flüsterte er mir ein Geständnis ins Ohr: Ein Liebesabenteuer mit einer schönen Genferin, wobei er sich in Einzelheiten über seine wiedererlangte Manneskraft erging. Er entwickelte eine ganz erstaunliche, ihm sonst fremde Zungenfertigkeit, sein Blick hatte etwas erschreckend Starres."

Was den Grössenwahn des Schriftstellers anlangt, so wollen wir hier noch eine Eintragung aus dem Tagebuche der Gebrüder Goncourt

[1]) Arzt in Aix-les-Bains, als Dichter unter dem Namen Jean Lahor bekannt.

[2]) Annales politiques et littéraires XVIII année N. 884 und Brief an Lumbroso a. a. O.

einfügen. E. de Goncourt schreibt unter dem 9. Dezember 1891: „Maupassant soll von Grössenwahn befallen sein, er glaubt, er sei zum Grafen ernannt worden und verlangt, dass man ihn mit Herr Graf anredet“[1]). Popelin, darauf aufmerksam gemacht, dass sich bei Maupassant ein beginnendes Stottern[2]) zeige, bemerkte diesen Sommer in Saint-Gratien nichts von dem Stottern bei dem Romancier, aber die unwahrscheinliche Aufbauschung seiner Erzählungen fiel ihm auf. Maupassant sprach von einem Besuch, den er dem Admiral Duperré auf dem Mittelmeergeschwader abgestattet habe und von einer Anzahl von Schüssen aus mit Melenit geladenen Kanonen, die ihm zu Ehren und zu seinem Vergnügen abgefeuert worden wären. Diese Schüsse kosteten Hunderttausende von Franken. Popelin konnte nicht umhin, Maupassant sein Erstaunen über die Höhe der Summe auszudrücken. Das Sonderbarste an der Geschichte war, dass Duperré einige Zeit nachher Popelin erklärte, er habe Maupassant nie gesehen.

Zeitweise hatte Maupassant in Champel ganz klare Augenblicke. Er erzählte z. B. mit grösster Logik und Beredsamkeit den Inhalt seines geplanten Romans l'Angélus, von dem leider nur Bruchstücke auf uns gekommen sind. Er sagte zu Dorchain, indem er auf die Blätter des Manuskripts hinwies: „Hier sind die ersten fünfzig Seiten meines Romans Angélus. Seit einem Jahre habe ich keine einzige Zeile mehr schreiben können. Wenn in drei Monaten das Buch nicht fertig ist, töte ich mich“[3]).

---

[1]) Tatsache ist, dass er sich mit Herr Marquis anreden liess und auch im Hutfutter sein Wappen trug.

[2]) Das „Stottern“ kann nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen sein, denn ich habe über diese Sprachstörung weder in der Literatur noch durch Umfragen etwas erfahren können. Um ein ausgesprochenes Silbenstolpern dürfte es sich wohl kaum gehandelt haben.

[3]) Bruchstücke jenes Romans sind in der Revue de Paris 1895 veröffentlicht worden. Die Frau von Brémontal sieht ihrer Niederkunft entgegen, als das Kriegsjahr 1870 hereinbricht. Ihr Gatte eilt zu den Fahnen und lässt seine Frau allein auf seinem Gut zurück. Am Weihnachtsabend dringt der Feind ins Schloss. Frau von B. wird von dem preussischen Offizier gezwungen, mit ihrem vierjährigen Knaben die Besitzung zu verlassen. Auf der Flucht kommt sie zu Fall. Kurze Zeit darauf wird sie von einem schwächlichen, krüppelhaften Knaben entbunden. Das Leben der Mutter zwischen ihren beiden Söhnen sollte den Kern des Romans bilden. Der eine kraftstrotzend, der andere ein Krüppel, unfähig sich fortzubewegen. Die Brüder wachsen heran, und die Liebe hält ihren Einzug in die Herzen. Sie lieben dasselbe Mädchen, das dem älteren der Brüder den Vorzug gibt. Die Liebe wird für den Krüppel ein Martyrium. Und die Mutter leidet mit. Als sie sich eines Abends am Lager ihres unglücklichen Kindes befindet und es zum Angelus läutet, entlädt sich ihr schmerzgepresstes Herz und empört sich über die Ungerechtigkeit des Schöpfers. Das ist der Entwurf zum Angelus, wie ihn Maupassant im Kopfe herumtrug und den Freunden erzählte. L'Angélus sollte, wie er der Mutter anvertraute, sein Meisterwerk werden.

Maupassant blieb nur drei Tage in Champel. Da sich Dr. Glatz weigerte, ihm die verlangten eiskalten Duschen zu verordnen, reiste er nach Cannes.

In Cannes folgte eine kurze Zeit scheinbaren Wohlbefindens. Am 30. September 1891 telegraphierte er der in Nizza wohnenden Mutter: „Mir gehts vortrefflich.“ Er bereitete eine Studie über Turgenjew vor. Er bat die Mutter, „im Galopp“ die Hauptwerke des russischen Schriftstellers durchzulesen und ihm kurze Auszüge zu senden. Im November wurde er durch folgendes Ereignis in grosse Erregung versetzt. Ein New-Yorker Verleger hatte einen Roman in englischer Sprache veröffentlicht, dessen Stoff der Erzählung „Le Testament“ aus dem Novellenband Contes de la Bécasse entnommen war; ausserdem war Maupassant als Verfasser des Machwerkes genannt. Maupassant war über diesen literarischen Diebstahl empört. Ein erregter Briefwechsel wegen strafrechtlicher Verfolgung „der amerikanischen Spitzbuben“ entspann sich mit seinem Pariser Rechtsanwalt Jacob.

Sein Befinden verschlechtert sich zusehends. Der Erregungszustand nimmt von Tag zu Tag zu. Der Schriftsteller fiebert, läuft unruhig hin und her, spricht hastig. Sein treuer Diener François Tassard fängt an, sich wegen seines Herrn Sorge zu machen. Eines Nachts wird Tassard durch einen Knall aus dem Schlafe geweckt. Als er in das Zimmer Maupassants eilt, findet er ihn am Fenster sitzen, Revolverschüsse ins Dunkel abfeuernd. Maupassant schoss, ohne zu zielen; er wollte gehört haben, wie jemand über die Gartenmauer gestiegen sei. Tags darauf entfernte der Diener die Kugeln aus der Waffe, damit etwas Ähnliches oder gar Schlimmeres nicht mehr vorkommen könne.

Ende Dezember 1891 schreibt Maupassant an den Rechtsanwalt Jacob: „Mir gehts immer schlechter. Ich kann nicht mehr essen. Ich bin von Sinnen.“

Einer seiner letzten Briefe — vielleicht sein letzter — lautet: „Mein lieber Herr Jacob. Ich liege im Sterben, ich glaube, ich werde in zwei Tagen tot sein. Sorgen Sie für meine Angelegenheiten und setzen Sie sich mit Herrn Colle, meinem Notar in Cannes, in Verbindung. Ein letztes Lebewohl sendet Maupassant.

* * *

Das neue Jahr feierte der Schriftsteller auf der Magareteninsel bei Cannes mit zwei Damen, von denen die eine Frau K . . . . . war, die Heldin des Romans „Notre coeur“. Am Neujahrstage 1892 fühlte sich Maupassant so elend, dass er nicht ausgehen wollte. Der Diener suchte den Herrn seinen trüben Gedanken zu entreissen und schlug ihm vor, nach Nizza zu fahren und der Mutter ein glückliches neues Jahr zu

wünschen. Es war das letzte Mal, dass die Mutter den Sohn sehen sollte. Die Mutter erzählt: „Am Neujahrstag kam Guy, die Augen voller Tränen und küsste mich ganz besonders zärtlich. Den ganzen Nachmittag plauderten wir über tausenderlei Dinge; ausser einer gewissen Erregung nahm ich nichts Abnormes an ihm wahr. Erst später bei Tisch, als wir einander gegenüber sassen, bemerkte ich, dass er irre redete." Maupassant erzählte, er sei durch eine Pille, die er geschluckt, von einem Ereignis in Kenntnis gesetzt worden, das ihn interessiere. Als sich die Zuhörer verwundert ansahen, kam er wieder zur Besinnung. Von diesem Augenblicke an ward er traurig und unter beklemmend sorgenvollem Schweigen nahm das Mittagsmahl ein Ende. Gleich darauf fuhr Maupassant, ungeachtet aller Bitten und Tränen der greisen Mutter, nach Cannes zurück. Er bewohnte in Cannes die Villa Jsère, die auf der Strasse nach Grasse liegt. Zu Hause angelangt, schickt er den Diener, der bei ihm wachen will, zu Bett.

Dass sich Maupassant schon geraume Zeit, ehe er zur Tat schritt, mit Selbstmordgedanken trug, geht aus einer Unterredung hervor, die er mit Dr. Frémy hatte. „Glauben Sie nicht, fragt er den Arzt, dass ich auf dem besten Wege bin, geisteskrank zu werden?" Der Arzt sucht ihn von dem Gedanken abzubringen. Maupassant erwidert: „Wenn dem aber doch so wäre, lieber Freund, so müssten Sie es mir sagen, denn zwischen Geisteskrankheit und Tod gibts keine Wahl. Mein Entschluss steht schon im voraus fest."

Und in der Nacht vom ersten zum zweiten Januar suchte er der Qual ein Ende zu machen. Zunächst wollte er sich erschiessen, man fand die Schublade, die den Revolver barg, geöffnet und die Waffe auf dem Schreibtische liegend. Aber die Waffe versagte den Dienst; wie schon erwähnt, hatte François, der Schlimmes ahnte, die Kugeln entfernt. Da erblickt Maupassant auf dem Schreibtisch ein Papiermesser, er ergreift es und sucht sich die Halsschlagader zu durchschneiden. Aber das Messer gleitet nach dem Gesichte ab und verursacht einen tiefen Schnitt: das Blut strömt aus der Wunde. Da schreit er auf, von Schmerz überwältigt. Dem Diener gelingt es mit Hilfe der beiden Matrosen von Maupassants Jacht nur mit grösster Mühe, seinen Herrn bis zur Ankunft des Arztes im Bette zu halten. Die Wunde heilt rasch, aber der Erregungszustand des Kranken verschlimmert sich von Tag zu Tag, so dass die Überführung nach Passy[1]) in die Irrenanstalt des Dr. Blanche beschlossen wird.

Bevor die Freunde mit Maupassant nach Paris reisen, versuchen sie noch ein letztes Mal, ihn zur Vernunft zurückzubringen. Gefesselt, in der Zwangsjacke, führen sie ihn an den Strand. Auf blauen Fluten

[1]) Bei Paris.

schaukelt die geliebte Jacht Bel-Ami. Lange betrachtet der Schriftsteller mit traurigem Blick das Schiff, auf dem er so oft das Meer durchkreuzte. Er bewegt die Lippen, aber kein Wort kommt aus seinem Munde. Man führt ihn weg, nochmals wendet er sich um, — zum letztenmal — Bel-Ami zu schauen. Ein Bild ergreifender Tragik.

* * *

Über die letzte Lebenszeit des Schriftstellers ist nur wenig zu berichten.

Am 7. Januar 1892 traf Maupassant in sehr elendem Zustande in Paris ein und wurde sofort in die Anstalt des Dr. Blanche gebracht. Aus dem gefeierten Schriftsteller, der die literarische Welt mit seinen Novellen entzückt hatte, war die Nr. 15 einer Irrenanstalt geworden. Die Ärzte, die ihn behandelten, waren Dr. Blanche, Dr. Meuriot und Dr. Grout, von denen nur noch der letztgenannte lebt.

Die „Behandlung“ — wenn man von einer solchen überhaupt bei der Paralyse sprechen darf — bestand in Duschen und Bädern. Der Verlauf des Leidens war kein ungewöhnlicher. Es zeigten sich Erregungszustände, Halluzinationen, Aphasie, Verfolgungswahn, Grössenwahnvorstellungen und hypochondrische Wahnideen. Der Kranke glaubt, die Ärzte lauerten ihm im Flur auf, um ihm Morphium einzuspritzen, das ihm Löcher ins Gehirn bohre. Man bestiehlt ihn, der Diener hat ihm 6000 Franken unterschlagen, die sich in wenigen Tagen in 60000 Franken verwandeln. Er ist eingesalzen. Er weigert sich, zu Stuhl zu gehen, da er mit Edelsteinen angefüllt sei, die er zu verlieren fürchtet.

Er verhandelt mit Leuten seiner Phantasie, mit Bankherrn, Börsenmaklern. Im Hof rempelt er einen unsichtbaren Feind an, den er zum Zweikampf herausfordert. Er schreit wie bei einem Duell: eins, zwei, drei.

Nachts redet er von Millionen und von Päderastie. Auf Zeiten der Erregung folgt dann wieder eine Periode schwerster Depression. Mit seinem Wärter macht er oft Spaziergänge im Anstaltspark. Eines Tages bricht er von einem Strauch einen Zweig ab und sagt: „wir wollen das hier einpflanzen; nächstes Jahr werden wir hier kleine Maupassants finden“. Stundenlang beobachtet er die Blumen und Bäume. Ein geheimnisvolles Leben glaubt er in den Pflanzen zu entdecken und in Sätzen von kindlicher Einfalt teilt er seine Beobachtungen mit. Meist war er aber mit Vorgängen in der Tiefe der Erde beschäftigt und mit den Schäden, die der Erde durch die Ingenieure zugefügt werden. Wie einen Kehrreim wiederholt er den Satz: Das sind die Ingenieure, die Ingenieure, die die Erde aufwühlen, die Ingenieure, die graben. . . . . Mitunter schloss er die Augen und suchte Reime.

Geschrieben hat er nur noch ein einziges Wort con(fé)rence. (Die Mittelsilbe fehlte!)

Am 13. Januar 1893 besuchte ihn sein alter Freund Pol Arnault. Er erkannte ihn nicht mehr, auch die Ärzte unterschied er nicht mehr.

Eine Freundin schickt ihm Trauben. Er stösst sie zurück, lacht tierisch und sagt: „Sie sind aus Kupfer, sie sind aus Kupfer."

Der Anblick seiner Freunde wird ihm verhasst, nur seinen treuen Diener will er bei sich sehen. Am 30. Januar erzählt Dr. Blanche dem Schriftsteller E. de Goncourt[1]), dass Maupassant am Vertieren sei.

Aus den letzten Lebenstagen des Kranken wird noch berichtet, dass er einem Mitinsassen der Anstalt eine Billardkugel an den Kopf geworfen habe.

Am 6. Juli 1893 nachmittags 3½ Uhr verschied sanft der grosse Schriftsteller Guy de Maupassant, dreiundvierzig Jahre alt.

Seine in dem Reisetagebuch Sur l'eau ausgesprochene Hoffnung, in einem behaglichen Zimmer, umgeben von Ärzten und Heilmitteln zu sterben, ist in Erfüllung gegangen.

Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Finsternis, ach Finsternis."

Am 9. Juli fand die Beerdigung auf dem Friedhof Montparnasse statt. Zola hielt die Grabrede.

* * *

Die Ursache der Paralyse.

Maupassant sah als Ursache seiner Nervosität das Rudern auf der Seine im Nebel an, ferner „schlechte" kalte Wohnungen, auf die er seine Nervenschmerzen zurückführte.

Wir dürfen uns jedoch mit diesen Angaben nicht zufrieden geben, da die genannten Schädlichkeiten nicht das schwere Gehirnleiden verursacht haben können.

Progressive Paralyse und Tabes sind Folgekrankheiten der Syphilis. Derselbe Vorgang bei beiden Krankheiten: „metasyphilitischer Nervenschwund", hier in der Gehirnrinde, dort in den Hintersträngen des Rückenmarks.

War Maupassant syphilitisch?

Die Frage muss bejaht werden, zweien seiner Ärzte hat er die Ansteckung mit Syphilis zugegeben. Wir haben daher keine Veranlassung, uns hierüber Zweifeln hinzugeben. Die Syphilis ist für den Arzt eine Krankheit wie jede andere. Der verständige Arzt kennt keine schimpflichen Krankheiten, er kennt nur hilfsbedürftige Kranke.

---

[1]) Journal des Goncourt IX.

Sicherlich war Maupassant von Haus aus zur geistigen Erkrankung organisch veranlagt. Ich erinnere daran, dass auch der jüngere Bruder Hervé ein Opfer der Paralyse wurde. Eine gewisse neuropathische Belastung von der Mutter her ist auch nicht ausgeschlossen. Hätte Maupassant ruhig in der Normandie seine Tage verbracht, so wäre vielleicht das schwere Leiden nicht über ihn hereingebrochen, aber dem unruhigen, an Aufregungen und Erregungen reichen Pariser Leben war sein Nervensystem nicht gewachsen.

Auch auf seinen Erholungsreisen gönnte er dem ermüdeten Hirn keine Ruhe, mit einem Manuskript im Koffer kehrte er nach Paris zurück. Er arbeitete viel und hastig, denn er brauchte viel Geld.

Als seine Leistungsfähigkeit zu erlahmen anfing, tat er das Schlimmste, was er tun konnte und suchte sie durch narkotische Mittel wie Äther, Haschisch, Morphium, Kokain wieder zu heben.

Was den Alkoholgenuss des Schriftstellers anlangt, so soll Maupassant in seinen letzten Lebensjahren oft und reichlich dem Bacchus geopfert haben. Wir werden dieses aber nicht als Ursache, sondern als ein Zeichen der Gehirnkrankheit anzusehen haben.

Den Anstrengungen des Rudersports messen wir nur eine ganz untergeordnete Bedeutung bei, die angeblich kalten Wohnungen kommen für die Entwickelung der Krankheit überhaupt nicht in Betracht.

Wir haben die Krankheit Maupassants anzusehen als eine Folge der Syphilis, einer vielleicht angeborenen Veranlagung zur Paralyse und einer unzweckmässigen Lebensweise.

Literatur.

Ausser persönlichen Umfragen:

Flaubert, Correspondance 1884 1892 (Band IV).
Goncourt, E. de, Journal des Goncourt. Band VIII und IX.
Lecomte du Nouy et Amic, En regardant passer la vie. 1903.
Lumbroso A., Souvenirs sur Maupassant[1]). Rome 1905.
Thomas, L. La maladie et la mort de Maupassant. 1906.
Maynial, Ed., La vie et l'oeuvre de Guy de Maupassant. 1906.

[1]) Eine Art Maupassantarchiv (705 Seiten). Lumbroso hat durch Umfragen bei denen, die Maupassant gekannt haben, wertvolle Berichte über Maupassants Leben und literarische Tätigkeit zusammengetragen. Aus diesem Werke schöpften auch L. Thomas und Ed. Maynial das Material für ihre biographischen Angaben.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON
DR. L. LOEWENFELD UND DR. H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

LX.

Guy de Maupassants Krankheit.

Von

Dr. Gaston Vorberg
in Hannover.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.



Die Emanation

der

psychophysischen Energie.

Eine experimentelle Untersuchung

über

die unmittelbare Gedankenübertragung im Zusammenhang mit der Frage über die Radioaktivität des Gehirns.

Von

Dr. Naum Kotik,
Moskau.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 61.

Vorwort.

Indem ich dem deutschen Leser die vorliegende Schrift, die früher in einzelnen Teilen in russischer Sprache erschienen ist, unterbreite, möchte ich auf die beiden Hauptaufgaben hinweisen, die ich mir gestellt habe. Die erste von ihnen besteht darin, nach Kräften einen Lichtstrahl in die zu untersuchende Frage hineinzutragen und den Weg zu bezeichnen, der wohl zu ihrer Lösung zu beschreiten ist; die zweite — nicht minder wichtige — Aufgabe ist darin enthalten, ein allgemeines und tiefes wissenschaftliches Interesse für die von mir mitgeteilten experimentellen Tatsachen hervorzurufen und hierdurch andere Autoren zu Kontrolluntersuchungen und Nachprüfungen anzuregen, ohne welche — ich sehe das klar ein — die Lösung der ersten Aufgabe nicht alsobald zu einer bleibenden wissenschaftlichen Errungenschaft werden kann.

Bezüglich des einleitenden Kapitels halte ich es für notwendig, zu betonen, dass es nur als Versuch zu betrachten ist, die behandelte Frage vom Standpunkte einer bestimmten Weltanschauung philosophisch zu beleuchten; aber jedenfalls halte ich auch eine andere als die von mir gegebene Beleuchtung nicht für gänzlich ausgeschlossen. Was jedoch die allgemeinen Schlussfolgerungen und meine gesamte Theorie anlangt, so ist, wie kühn sie auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, fest im Auge zu behalten, dass sie alle auf untrüglichen, experimentell erhärteten Tatsachen beruhen. Und nur gestützt auf eigene Kontrolluntersuchungen vermag eine ernste denkfähige Kritik das klarzustellen, was in meiner Arbeit dunkel geblieben ist, und ein gerechtes Urteil zu fällen; in Erwartung desselben werde ich mich jedenfalls für meine Mühe belohnt finden,

falls es mir gelingen sollte, durch meine Arbeit wenigstens zum Teil das Vorurteil gegen die behandelte Frage zu zerstreuen welches in den Kreisen der Kathedergelehrten für ein Zeichen guten wissenschaftlichen Tons gehalten wird.

Zum Schluss ist es mir eine angenehme Pflicht, meinem verehrten Kollegen Herrn Dr. A. Dworetzky für die von ihm liebenswürdigst besorgte sprachliche Bearbeitung der deutschen Ausgabe meiner Schrift meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Moskau, im März 1908.

N. Kotik.

Inhaltsangabe.

		Seite
Vorwort	. . . .	V—VI
I.	Einleitung	1—11
II.	Historisches zur Frage der Gedankenübertragung	12—23
III.	Eigene Versuche; Übertragung akustischer Vorstellungen . . .	24—45
IV.	Über das Doppel-Bewusstsein; automatisches Schreiben und Mediumismus	46—57
V.	Weitere eigene Versuche: Übertragung optischer Vorstellungen und von Gemütsbewegungen	58—79
VI.	Das Hellsehen und die Fixierung der Gedanken auf dem Papier .	80—101
VII.	Die Hypothese der psychischen Strahlungen und eigene Versuche	102—115
VIII.	Die psychophysische Energie: Gehirnstrahlen und psychophysische Emanation	116—128
Schlussbetrachtung	. . . .	129—130

Il s'agit de faire passer certains phénomènes mysterieux, insaisissables, dans le cadre des sciences positives.

Ch. Richet.

I.

Einleitung.

Was ist der Gedanke und welcher Art ist sein Verhältnis zum Gehirn?

Diese Frage, welche eines der Kardinalprobleme des Daseins darstellt, kann niemand umgehen, der zum Gegenstand seiner Arbeit die Untersuchung dieser oder jener Äusserungen der menschlichen Psyche wählt. Die gesamte Geschichte der wissenschaftlich-philosophischen Geistesarbeit des verflossenen Jahrhunderts kann charakterisiert werden als das emsige Streben eine Erklärung für den so augenfälligen Umstand zu finden, dass das Psychische und das Physische — diese anscheinend so inkommensurablen Erscheinungen — als Gedanke und Gehirn aufs engste mit einander verbunden sind.

Wenden wir uns um Aufklärung über die oben gestellte Frage an die positive Wissenschaft, so bleibt sie uns die Antwort schuldig: alles, was sie darüber zu sagen wusste, ist in dem Satz enthalten, dass der Gedanke eine Funktion des Gehirns ist, einem Satz, der nur in kurzer Fassung die allbekannte Tatsache der strikten Abhängigkeit der psychischen Prozesse von der physiologischen Tätigkeit des Gehirns und des engen Zusammenhanges gewisser Seelenfunktionen mit bestimmten Gehirngebieten zum Ausdruck bringt. Aber wieso der Gedanke, d. h. das Psychische, eine Funktion des Gehirns, d. h. des Physischen, sein kann, — das wissen wir nicht; noch mehr, dieser Zusammenhang des Psychischen mit dem Physischen, der sich so klar und scharf ausgeprägt in unserm eigenen Gehirn offenbart, ist uns nach wie vor unfassbar.

Diese Unfassbarkeit führte auf dem Gebiete des abstrakten Denkens zur Schaffung einer ganzen Reihe metaphysischer philosophischer und religiöser Systeme, in der positiven Wissenschaft hingegen zum Eingestehen ihrer gänzlichen Ohnmacht das psychophysische Problem zu lösen, zum Geständnis, welchem das berühmte „Ignorabimus“ des Du Bois-Reymond in seiner Rede über die Grenzen des Naturerkennens

Ausdruck verliehen hat. Man kann wohl sagen, in der uns beschäftigenden Frage war das „Ignorabimus“ die Quintessenz und das letzte Wort der gesamten positiven Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts und der ihr zugrunde gelegten dogmatisch-materialistischen Weltanschauung. Dieses letzte Wort, ausgesprochen von einem hervorragenden und autoritativen Vertreter des positiven Wissens des XIX. Jahrhunderts, spaltete die Zuhörerschaft der ganzen Welt in zwei Lager: die einen begannen vom Bankrott der Wissenschaft zu schreien und die Wahrheitssuchenden eifrig in den Schooss der religiösen Metaphysik hinüberzuziehen; die anderen hingegen . . . . . die anderen suchten schon seit langem einen Ausweg aus der geschaffenen Lage vermittelst einer Analyse derjenigen Ursachen, kraft welcher das psychophysische Problem für uns unfassbar ist.

Und diese Analyse [1]) hat bereits vieles geleistet: sie hat uns gezeigt, dass die Unfassbarkeit des Problems hauptsächlich durch unsere gang und gäben Vorstellungen über die verschiedene Natur und die Inkommensurabilität der physischen und psychischen Prozesse bedingt ist; sie hat uns veranlasst über die Quellen dieser Vorstellungen ernstlich nachzudenken und unseren bis dahin blinden Glauben an ihre Richtigkeit zerstört; sie hat endlich unseren erschütterten Glauben an die Macht der wissenschaftlichen Geistesarbeit gekräftigt und dieser weitere Horizonte geöffnet. Neben dieser philosophischen Analyse entwickelte sich eine emsige Tätigkeit auf dem Gebiete der positiven Wissenschaft, eine Tätigkeit, die zu Beginn des XX. Jahrhunderts äusserst wichtige Entdeckungen gezeitigt hat, welche der gesamten Weltanschauung unserer Lehrer den Boden entzogen und auf die weitere Richtung der wissenschaftlich-philosophischen Forschung des XX. Jahrhunderts einen bestimmenden Einfluss ausübten.

Und diese Richtung tritt vor allem in der Wandlung unserer Anschauungen über das Wesen der Materie und des Geistes und des zwischen ihnen bestehenden Zusammenhanges zutage. Die Materie — diese einzige Realität der dogmatischen Materialisten — ist des Ruhmes unwiderleglicher „Augenfälligkeit“, dessen sie sich bei den Vertretern der Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts erfreute, nunmehr verlustig gegangen: die Existenz der Materie als solcher ist jetzt sogar für die positive Wissenschaft, die ja beständig nur mit „Materie“ operiert, sehr problematisch geworden, wenigstens ebenso problematisch, wie es der „Geist“, das „Psychische“ für die alten Materialisten war.

Denn was ist jetzt Materie? Es könnte scheinen, in der von uns erkennbaren Welt gebe es nichts anderes, dessen Realität so augen-

[1]) Ich habe hier die Schule von Mach, Avenarius u. a. im Auge.

fällig wäre wie die Realität der fühlbaren und wägbaren Materie; in der positiven Wissenschaft wie im täglichen Leben sind wir dermaßen gewohnt beständig blos mit Körpern, mit Materie zu tun zu haben, dass wir uns ausserhalb derselben die Existenz der Welt garnicht einmal vorstellen können. Trotz aller Schwierigkeit, ja sogar Unmöglichkeit den Begriff „Materie" wissenschaftlich zu definieren, wurde sie dennoch von uns stets als etwas Träges, Fühlbares, Wägbares aufgefasst im Gegensatz zur Energie, die wir als aktiv, unfühlbar und unwägbar betrachten.

In wissenschaftlicher Beziehung gewaltsam und in philosophischer Hinsicht kühn wurde von uns noch in den Energiebegriff der „Geist" mit hereinbezogen, insofern wir ihm in diesen oder jenen Vorgängen einen bestimmten Einfluss zuzuerkennen geneigt waren; stets jedoch waren Stoff und Kraft, Materie und Energie für uns ebensolche entgegengesetzte und inkommensurable Begriffe wie Körper und Geist. Du Bois-Reymond verkündete mit glänzender Rhetorik die Ohnmacht des menschlichen Geistes vom Physischen zum Psychischen wie von der Materie zur Kraft jemals eine Brücke zu schlagen.

Verhält es sich nun gegenwärtig ebenso? Dürfen wir noch an diesen Vorstellungen festhalten, ohne Gefahr zu laufen zu wissenschaftlich erwiesenen Tatsachen in gänzlichen Widerspruch zu geraten? Allem Anscheine nach, nein. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik haben in den Anschauungen der Physiker selbst — dieser strengen Vertreter des exakten Wissens — über das Wesen der Materie einen solch kolossalen Umschwung hervorgebracht, dass die scharfe Grenze, die in unserer Vorstellung die Materie von der Energie trennte, sich fast verwischt hat; gemäss diesen Anschauungen ist die Materie blos ein zusammengesetztes System oder ein Komplex von Kräften, in der Mehrzahl der Fälle — von elektrischen. „Das materielle Atom — sagt Gustave Le Bon, dem die Ehre gebührt, die Universalität der Erscheinungen der Radioaktivität („der Dissoziation der Materie") entdeckt und gedeutet zu haben — ist ein ungeheures Energiereservoir, das einzig aus einem System imponderabler Elemente besteht, welche durch die Rotationen, Anziehungen und Abstossungen der dieses System zusammensetzenden Partikelchen im Gleichgewichtszustand erhalten werden. Aus diesem Gleichgewichtszustand resultieren die materiellen Eigenschaften der Körper, wie Gewicht, Form und scheinbare Stabilität. Diese Anschauungsweise führt uns dazu, den Stoff als eine einfache Abart der Energie aufzufassen; zu den bereits bekannten Formen der Energie: Wärme, Licht u. a., wäre noch eine neue hinzuzufügen, nämlich der Stoff oder die intraatomistische Energie" (S. 12). Und weiter: „Es gibt keinen Unterschied zwischen Materie und Energie, weil die

Materie einfach eine stabile Form der Energie ist und weiter nichts" (S. 15).[1] „Es ist möglich, — sagt E. Rutherford — dass allgemein die Materie elektrischen Ursprungs ist und von der Bewegung der Elektronen herrührt, aus welchen sich die Moleküle der Materie aufbauen"[2]). „Der Annahme — sagt der italienische Physiker A. Righi — dass diese letztere (die Materie), und mit ihr die Gesamtheit der bekannten Körper, aus Aggregaten oder Systemen von Elektronen aufgebaut ist, steht nichts im Wege. Ein materielles Atom ist hiernach lediglich ein System von einer gewissen Anzahl positiver und der gleichen Anzahl negativer Elektronen, wobei die letzteren sämtlich oder nur zum Teil nach Art von Trabanten den Rest des Systems umkreisen."[3])

Demnach stellt das materielle Atom — dieses hypothetische Element der materialistischen Theorie — einen ganzen Kosmos dar, in dem die einzelnen Elektronen ein kompliziertes System bilden und sich mit ausserordentlicher Geschwindigkeit bewegen. Von den innerhalb des Atoms wirkenden Kräften kann man sich aus folgenden Worten des deutschen Physikers P. Lenard einen ungefähren Begriff machen: „Es ergeben sich . . . . . für das Innere der Atome elektrische Feldstärken von so ausserordentlicher Grösse, wie wir sie mit keinen uns bekannten Mitteln, mangels genügender Widerstandsfähigkeit auch der besten Isolatoren, jemals herstellen können, Feldstärken, gegen welche die bei den heftigsten Gewittern vorkommenden verschwindend klein sind. Da erscheinen die Kraftwirkungen des Radiumatoms schon nicht mehr so verwunderlich, sondern wir müssen uns vielmehr wundern, dass die meisten Atome hier um uns so ruhig sich verhalten und nur bei der lichtelektrischen Wirkung oder anderen ähnlichen Anlässen von den Kraftvorräten ihres Innern etwas merken lassen."[4])

Derart sind die Anschauungen hervorragender Vertreter der modernen Physik über das Wesen der Materie, Anschauungen, die nicht kühne Phantasieprodukte darstellen, sondern aus mühsamen und exakten experimentellen Untersuchungen auf dem Gebiete der Elektrizität sich herausgebildet haben.

Die Kenntnis dieser Untersuchungsergebnisse drängt jeden denkenden Menschen unvermeidlich zu dem Schluss, dass die träge, wägbare und fühlbare Materie, wie sich dieser Begriff in unserer Vorstellung gestaltet hat, keine Realität, sondern eine Fiktion ist[5]) Die

---

[1]) Gustave Le Bon, L'évolution de la matière. Paris 1908.

[2]) E. Rutherford, Radioaktive Umwandlungen. 1907, Seite 11.

[3]) Augusto Righi, Die moderne Theorie der physikalischen Erscheinungen. 1905, Seite 137.

[4]) P. Lenard, Über Kathodenstrahlen. 1906, Seite 33.

[5]) Um Einwänden zuvorzukommen, halte ich es für notwendig zu betonen, dass ich den positiv-wissenschaftlichen physikalischen Beweis der Fiktivität der Materie im Auge habe, im Gegensatz zum philosophischen, der von den Sensualisten und von Kant ausgegangen war.

Energie — das ist die einzige wissenschaftliche Realität, die uns gegeben ist, und die gesamte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und Formen der erkennbaren Welt ist nur aus Komplexen und Kombinationen verschiedener Energieformen gebildet. Das Energieprinzip, das sich bei den Vertretern der exakten Wissenschaft unter dem Einflusse der neuesten Entdeckungen herausgestaltet, verdrängt allmählich das Prinzip der Materie, das im XIX. Jahrhundert geherrscht hat, und wird zum Leitstern für die Wissenschaft des XX. Jahrhunderts

Die auf diesem Prinzip aufgebaute energetische Weltbetrachtung kann jedoch gegenwärtig nicht in allen ihren Konsequenzen durchgeführt werden, da wir leider noch über keinen entsprechenden Wissensumfang verfügen; aber auch das, was wir in dem verhältnissmäßig kurzen Zeitraum seit der Entdeckung des Radiums und der anderen radioaktiven Stoffe erfahren haben, verleiht der energetischen Hypothese das Recht, ernsteste Beachtung seitens der denkenden Forscher auf allen Gebieten der Wissenschaft zu beanspruchen. Es ist ja zuzugeben, dass die energetische Auffassung der Materie für unsere — nunmehr von der Szene verschwindende — Weltanschauung die grössten Schwierigkeiten darbietet; wenn aber Physiker und Chemiker auf Grund exakter Untersuchungen von verschiedenen Seiten her zur elektrischen Theorie der Materie kommen, so bietet die Heranziehung des energetischen Prinzips zur Erklärung sämtlicher übriger Erscheinungen der erkennbaren Welt keine besonderen Schwierigkeiten mehr dar.

Ja, es ist die Möglichkeit vorauszusehen unter dem Lichte der neuen Forschungsergebnisse auch das psychophysische Problem zu lösen, das mehr als jedes andere den menschlichen Geist während der ganzen Geschichte der Zivilisation beschäftigt hat. Es ist jedoch zuzugeben, dass diese Möglichkeit erst dann eintreten wird, wenn wir uns von der Hypnose der uns suggerierten und imputierten Ideen von der ganz besondern Natur der psychischen Prozesse endgiltig freigemacht und wir aufgehört haben das Psychische und das Physische als zwei Reihen von einander unabhängiger Kausalitäten zu betrachten. Hierfür ist's vor allem dringend erforderlich sich daran zu gewöhnen, den Tatsachen ohne fertige Schlüsse entgegenzutreten.

In dieser Beziehung ist die allbekannte Erzählung, Newton habe das Weltgesetz der Gravitation entdeckt, indem er von der banalen Erscheinung des zur Erde fallenden Apfels ausgegangen sei, sehr lehrreich. Es ist wohl anzunehmen, dass, als dieser grosse Gelehrte beim Anblick des vom Baume fallenden Apfels zum erstenmal die Voraussetzung aussprach, die beobachtete Erscheinung stehe im Zusammenhang mit der allgemeinen Schwerkraft, die damaligen Philister der Wissenschaft ihn lächerlich zu machen suchten; was für ein Zusammenhang könne denn hier bestehen? und wohin solle denn der Apfel fallen —

sollte er etwa zum Himmel fliegen? Die Herren Philister konnten es natürlich nicht begreifen, dass das spontane Niederfallen des Apfels zur Erde ebenso „wunderbar“ ist, wie es sein Auffliegen zum Himmel wäre: in beiden Fällen ist die Einwirkung einer Kraft, die den Apfel anzieht oder abstösst, anzuerkennen.

Gegenwärtig wissen wir oder glauben wenigstens zu wissen, dass der Apfel deshalb fällt, weil die Erde ihn anzieht. Aber nach dem Auftreten von Faraday begnügen wir uns nicht mehr mit dieser Kenntnis, sondern fragen uns: weshalb zieht die Erde an und ist irgend eine Kraftwirkung aus der Entfernung ohne Vermittlung von Zwischenkräften möglich? Der gesamte Fortschritt der modernen Physik basiert auf der Entdeckung und dem Studium dieser Zwischenkräfte, deren Notwendigkeit bereits von Newton anerkannt wurde und ein Postulat der einfachen, von keinen landläufigen Vorstellungen entstellten und getrübten Logik bildet. Und den Grund zu diesen Fortschritten legten die Arbeiten Faradays, von dem Hertz mit Recht sagt, dass er „ein Geist von grosser Frische war, der wie von neuem unbefangen den Erscheinungen entgegentrat, der wieder ausging von dem, was er sah, nicht von dem, was er gehört, gelernt, gelesen hatte.“[1]) Wenn wir uns nun gewöhnen würden ebenso unbefangen wie Newton und Faraday den täglichen Erscheinungen psychophysischer Ordnung entgegenzutreten, so würde vieles bis jetzt noch Dunkle wahrscheinlich bald für uns klar und einfach werden: hierfür ist jedoch erforderlich, dass wir auch von dem ausgehen, was wir sehen, und uns zeitweilig dessen entschlagen, was wir gehört, gelesen und gelernt.

In der Tat, nehmen wir die gewöhnlichste Erscheinung: die willkürlichen Bewegungen. Ich will meine Hand erheben, und . . . sie erhebt sich. Was bedeutet dies? Für jeden, der in der Erscheinung nur das zu sehen wünscht, was in ihr enthalten ist, ist blos eine Antwort möglich: der Willensgedanke ruft mechanische Arbeit hervor — die Erhebung der Hand. Wie man auch diese Tatsache drehen und deuteln möge, ihr Sinn kann nicht geändert werden: der Gedanke ruft mechanische Arbeit hervor.

Die langdauernde Herrschaft der dualistischen Auffassungsweise hat jedoch stets die Menschen veranlasst nach anderen „Erklärungen“ zu suchen und den einfachen und klaren Sinn des angeführten Beispiels auf alle mögliche Weise zu entstellen. Man sagte uns und sagt noch, dass der Anstoss zur Muskelbewegung nicht durch den Gedanken, sondern durch den aus der Aussenwelt eingetretenen Reiz (Sinneseindruck) gegeben ist, der vermittelst des neurozerebralen Apparates den Muskeln der Hand zugeführt wird.

[1]) Heinrich Hertz, Gesammelte Werke, Bd. I, Seite 342.

Aber für jeden Beobachter, der an die Tatsachen ohne fertige „Erklärungen" herantritt, muss es klar sein, dass welcher Art auch der Ursprung des Gedankens sein möge, ohne ihn im gegebenen Falle die Hand sich nicht erhoben hätte und folglich eine Arbeit nicht geleistet wäre; wie gering auch im vorliegenden Falle der Anteil des psychischen Elementes gewesen sein mag, so steht er doch nichtsdestoweniger ausser allem Zweifel: der Gedanke sandte, und sei es auch nur in der Eigenschaft als obligatorischer Vermittler zwischen der von aussen eingetretenen Erregung und dem neuromuskulären Apparate, dennoch den Impuls zum Muskel und rief dessen Kontraktion hervor, d. h. der Gedanke bewirkte mechanische Arbeit.

Die Anhänger der Lehre vom psychophysischen Parallelismus wenden dagegen ein, dass den Impuls zum Muskel gar nicht der Gedanke sendet, sondern das Gehirn und dass der Gedanke im Gehirn neben dem zum Muskel gehenden Impulse entsteht, — der Gedanke begleite hier blos den physiologischen Prozess, bedinge ihn aber nicht. Die Herren Parallelisten, die sich nicht selten den Adepten der positiven Wissenschaft zuzählen, wollen jedoch nicht sehen, dass sie in diesem Falle sich keineswegs auf Tatsachen stützen, sondern ihre auf dualistischen Vorstellungen aufgebauten Hypothesen für Tatsachen ausgeben: es hat ja noch niemand bewiesen, dass bei Willensakten das Gehirn den Impuls zum Muskel unabhängig vom Gedanken sendet.

Im Gegenteil, zahlreiche Ergebnisse der experimentellen Psychologie nötigen uns zu der Annahme, dass der Gedanke (d. h. psychische Prozesse) an den sog. unbewussten und sogar den reflektorischen Akten beteiligt ist; und ein solch gründlicher und vorsichtiger Psychologe wie W. James nimmt sogar als „Grundtatsache" seiner Wissenschaft den Satz an, dass „nicht nur gewisse Seelenzustände, wie z. B. Aufregung, sondern überhaupt sämtliche psychische Erscheinungen als solche, ja sogar reine Denkprozesse und Gefühle ihren Wirkungen nach motorische Kräfte sind." [1])

Wir müssen demnach, jegliche Hypothesen beiseite lassend, die Tatsache so nehmen, wie sie uns unmittelbar entgegentritt, und sagen: sobald der Gedanke mechanische Arbeit bewirkt, sobald der Gedanke eine motorische Kraft ist, so muss er eine Energieform repräsentieren, welche der ganzen Reihe anderer Formen der Weltenergie, die ebenfalls mechanische Arbeit zu bewirken und motorische Kräfte zu sein vermögen, vollkommen analog ist; mit anderen Worten: der Gedanke ist eine der vielen Formen der Weltenergie.

Welcher Art sind die Eigenschaften dieser Energieform? Abgesehen von der soeben bezeichneten, vielen anderen Energien in gleicher Weise

[1]) William James, Psychologie. Russ. Übers., 1905. Seite 4.

zukommenden Eigenschaft Bewegungen auszulösen, ist uns vorläufig noch ein unterscheidendes Merkmal genau bekannt, nämlich die Fähigkeit *uns in Form von Vorstellungen zu erscheinen*; deshalb nennen wir sie *psychische Energie*. Bei einer solchen Betrachtungsweise des Wesens des Gedankens haben wir nicht den mindesten Grund zwischen der psychischen Energie und allen übrigen uns bekannten rein physikalischen Energiearten eine scharfe Grenze zu ziehen; im Gegenteil, wir müssen sie in diese Energiengruppe mit einbeziehen und sie blos mit einem unterscheidenden Merkmal ausstatten — *dem psychischen*. Tun wir das, so tritt uns der Zusammenhang des Psychischen mit dem Physischen, des Gedankens mit dem Gehirn in energetischer Beleuchtung entgegen und verliert den Schein des Unfassbaren.

In der Tat, solange die alten Materialisten lehrten, dass die wägbare und fühlbare Materie das einzig Reale sei und dass der Gedanke aus molekularen Bewegungen im Gehirne resultiere, war *Du Bois-Reymond* im Recht zu sagen, dass „durch keine zu ersinnende Anordnung oder Bewegung materieller Teilchen sich eine Brücke ins Reich des Bewusstseins schlagen lässt.“ Wenn jedoch die materiellen Teilchen selbst, die Moleküle, die Atome nach den neuesten Ergebnissen nichts anderes darstellen als Kraftfelder und Kombinationen verschiedener Energieformen, und wenn der Gedanke nach den oben angeführten Erwägungen blos eine besondere Form der einheitlichen Weltenergie repräsentiert, so ist das Entstehen von Gedanken im Gehirne leicht zu erklären durch den Übergang einer Energieform — der rein physikalischen — in eine andere Form — die psychische oder, richtiger, die *psychophysische*, da, wie wir es oben gesehen, diese auch die rein physikalische Eigenschaft besitzt, mechanische Arbeit zu bewirken.

Dabei haben wir uns die Bildung psychischer Energie nach der Lehre der Energetiker etwa folgendermaßen vorzustellen: sämtliche äussere Erscheinungen sind Wechselvorgänge zwischen den Energien; von diesen „äusseren“ Energien nimmt der Organismus nur diejenigen in sich auf, welchen er mittels seiner äusseren Sinnesorgane angepasst ist; in diesem findet eine Umwandlung, Umarbeitung der äussern rein physikalischen Energie in *Nervenenergie* (oder neurophysische) statt, die an den Nervenleitungen zum Gehirne hinströmt, in den Ganglienzellen des Zentralorganes eine neue Umwandlung erfährt und in *psychische* Energie übergeht. Mit dem Auftreten der psychischen Energie nimmt der Prozess des Aufbaus — wenigstens soweit das uns bis jetzt bekannt ist — ein Ende, und diese Energie wirkt entweder als solche, indem sie sich uns als Bewusstsein, Gedanken [1]) kundgibt,

[1]) Warum die psychische Energie sich uns in Form von Gedanken kundgibt wissen wir nicht, ebensowenig wie wir es wissen, warum z. B. die Energie der elektromagnetischen Wellen uns als Licht erscheint. Das sind erkenntnistheoretische Fragen, die wir in unserer *experimentellen* Arbeit beiseite lassen.

oder verwandelt sich durch das Zwischenstadium der Nervenenergie in die mechanische Arbeit der Bewegung. „Gleichzeitig erkennen wir, — sagt auch Ostwald, — dass die mit Bewusstsein verbundene Energie die höchste und seltenste Energieart ist, die uns bekannt ist; sie entsteht nur in besonders entwickelten Organen, und auch die Gehirne verschiedener Menschen zeigen die grössten Verschiedenheiten in der Menge und Wirksamkeit solcher Energie.“[1])

Wir betrachten somit die psychische Energie als die komplizierteste und vollkommenste Form der einheitlichen Weltenergie, die uns als Gedanken, Vorstellungen erscheint und in andere, einfachere, rein physikalische Formen sich zu verwandeln fähig ist. Eine solche Betrachtungsweise des Wesens der psychischen Energie verpflichtet uns jedoch auch die daraus resultierenden Schlussfolgerungen zu akzeptieren. Wenn nämlich die psychische (oder psychophysische) Energie blos eine der Formen der allgemeinen Weltenergie repräsentiert, so muss sie auch dem allgemeinen Weltgesetz von der Erhaltung der Energie unterliegen. Vermag die psychische Energie dieser Forderung zu entsprechen? Die Mehrzahl der zeitgenössischen Naturforscher, die übrigens ihrer Geistesrichtung nach auf dem verflossenen Jahrhundert fussen, erteilt auf diese Frage eine verneinende Antwort.

Und in der Tat scheinen einige psychische Erscheinungen auf den ersten Blick mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie in Widerspruch zu stehen. Nehmen wir z. B. einen Denkakt, der sich äusserlich weder in Bewegungen, noch in Worten kundgibt. Wenn wir über etwas schweigend nachdenken, so verrichten wir eine gewisse geistige Arbeit; für diese wird bisweilen eine bedeutende Menge Nervenenergie verbraucht, die sich in psychische umwandelt; der Verbrauch an Nervenenergie äussert sich in einer Vermehrung (und gesteigerten Ausscheidung) der Zerfallsprodukte neurozerebralen Gewebes und tut sich in dem Eintreten eines allgemeinen Gefühls geistiger Ermüdung kund; endlich dokumentiert sich das Vorhandensein psychischer Energie in bewussten Denkprozessen. Wollten wir indess den Verbleib oder die Umwandlung der entwickelten psychischen Energie weiter verfolgen, so sind wir nicht imstande dies zu tun, — der Energiestrom macht gewissermaßen hier Halt, und die Gesamtsumme der psychischen Energie verschwindet fast restlos[2]). Der in Worten nicht ausgedrückte und in Handlungen nicht geäusserte Gedanke scheint dem Gesetz von der Erhaltung der Energie gänzlich zu widersprechen und dient für die Dualisten als bestes Argument zugunsten der Lehre von der besondern Natur der psychischen Prozesse und ihrer Inkommensurabilität mit den physikalischen.

---

[1]) W. Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie, 1902. S. 396.

[2]) Ein gewisser Teil wird wahrscheinlich in den Ganglienzellen als potentielle Energie aufgespeichert.

Die Anhänger der energetischen Weltanschauung nehmen an, die Lösung des Rätsels sei darin enthalten, dass die psychische Energie in dem oben bezeichneten Falle sich wahrscheinlich in Wärme verwandle und zur Erwärmung des Körpers beitrage. Dies ist jedoch blos eine Voraussetzung, die zu beweisen fast unmöglich ist und die deshalb als Stütze der Hypothese der psychischen Energie nicht zu dienen vermag[1]). Und wir glauben, dass es weder geboten noch nutzbringend ist zu einer derartigen Voraussetzung seine Zuflucht zu nehmen.

Die Sache ist nämlich die, dass das Gesetz von der Erhaltung es natürlich nicht verlangt, dass jede Energie in der ihr zukommenden Form erhalten bleibe, sondern blos von der Erhaltung der Gesamtsumme der Energien spricht, und daher ist Ostwald völlig im Recht, wenn er die Behauptung, „als sollte die geistige Energie als solche erhalten bleiben", als Irrtum bezeichnet; man muss jedoch zugeben, dass es nur in solch einem Falle möglich wäre sowohl die Existenz der psychischen Energie selbst, als auch ihre Unterordnung unter das Gesetz von der Erhaltung der Energie unwiderleglich zu beweisen. Eben deshalb muss überall da, wo es nicht gelingt den weitern Verbleib der psychischen Energie zu verfolgen (wie z. B. beim lautlosen Denken), noch der Voraussetzung Raum gelassen werden, dass die psychische Energie aus dem Organismus als solche ausgeschieden wird und sich in dem umgebenden Medium zerstreut.

Ist das in technischer Beziehung möglich, d. h. bildet nicht der anatomische Bau des nervösen Zentralorgans, in dem sämtliche psychische Vorgänge sich abspielen, dafür ein Hindernis? Soweit wir gegenwärtig die Anatomie und Physiologie des Gehirns kennen, müssen wir sagen, dass sein Bau allem Anscheine nach der Ausstrahlung der in ihm angehäuften Energie keine Hindernisse in den Weg legen könnte. Uns ist ja bekannt, dass sämtliche höhere psychische Prozesse in der grauen Substanz ablaufen, die in ungeheurer Menge in der Gehirnrinde angehäuft ist; in dieser sammelt sich folglich fast die Gesamtsumme psychischer Energie an, die das betreffende Individuum produziert; um diese höchste und folglich konzentrierteste Form der Weltenergie vor Verlusten durch Ausstrahlung zu schützen, hätte man sie in die innerste Tiefe des menschlichen Körpers verlegen und mit gut isolierenden Hüllen umgeben müssen

Was sehen wir aber in der Wirklichkeit?

Die Gehirnrinde ist, wie dies schon der Name selbst besagt, an der äussersten Oberfläche des Körpers gelegen und ermangelt gänzlich

[1]) Da wir beim Versuch am Menschen die anderen inneren Wärmequellen nicht eliminieren können, so werden wir auch niemals in der Lage sein sicher festzustellen, ob die Steigerung der Körpertemperatur durch die Umwandlung der psychischen Energie oder einer andern bedingt ist.

spezifischer Isolatoren, als welche die Myelinscheiden der Nervenleiter sich repräsentieren; was die weiche und harte Gehirnhaut anlangt, so können sie weder ihrer Beschaffenheit, noch ihrem Umfange nach im Vergleich mit der ungeheuern Ansammlung von grauer Substanz als irgendwie passende Isolatoren gelten; und die Knochenkapsel (der Schädel) ist hauptsächlich zum Schutz des Gehirns vor mechanischen Insulten bestimmt. Die Lage, sowie der gesamte äussere Bau des Organs, in dem die am meisten intensiven psychischen Prozesse sich abspielen, bringen somit auf den Gedanken, dass die Natur im vorliegenden Falle wohl Sorge getroffen hat der Ausstrahlung psychischer Energie in den umgebenden Raum keine Hindernisse in den Weg zu legen.

Wenn dem so ist, so bleibt uns, um die Unterordnung der psychischen Energie unter das Gesetz von der Erhaltung zu beweisen, nur noch der Nachweis ihrer Ausscheidung in die Aussenwelt nach, d. h. der Nachweis ihrer Anwesenheit ausserhalb desjenigen Gehirnes, in welchem sie entstanden ist.

Wie ist das nun anzustellen?

Der einzige uns bekannte Apparat, in dem die psychische Energie in der uns geläufigen Form, d. h. in Gedanken, sich zu äussern vermag, — denn nur in diesem Falle kann sie auch von uns als psychische erkannt werden, — ist das menschliche Gehirn; folglich kann die psychische Energie von uns ausserhalb desjenigen Gehirns, in welchem sie entstanden ist, nur in dem Falle nachgewiesen werden, wenn sie nach dem Ausströmen aus dem einen Gehirn in ein anderes hineingelangt und dort sich durch ebensolche Gedanken und Vorstellungen dokumentiert, die ihre Anwesenheit im ersten Gehirne bezeugen würden. Kurz: das Gesetz von der Erhaltung der psychischen Energie verlangt die Möglichkeit unmittelbarer Gedankenübertragung von einer Person auf die andere.

Das ist das Ergebnis, zu welchem unvermeidlich jeder kommen muss, der in der Durchführung der energetischen Weltauffassung konsequent sein will und es nicht für geboten findet vor Schlussfolgerungen zurückzuscheuen, wie unmöglich sie auch auf den ersten Blick scheinen mögen.

Die unvermittelte Gedankenübertragung ist ein theoretisches Postulat der energetischen Hypothese in ihrer Anwendung auf die psychische Energie. Es erübrigt uns nur den letzten Schritt zu tun und nachzuweisen, dass dieses theoretische Postulat tatsächlich erfüllt wird, d. h. dass die Gedankenübertragung in der Wirklichkeit stattfindet. Dieser Aufgabe ist nun die vorliegende Untersuchung gewidmet, wobei ich mich bemühen werde nur die Tatsachen für sich reden zu lassen, d. h. eine solche Sprache zu führen, die in derartigen Fragen am beredtesten und für alle überzeugend ist.

Wir beginnen mit der jüngsten Geschichte der Frage.

II.

Historisches zur Frage der Gedankenübertragung.

Im Jahre 1874 trat ein ungebildeter Amerikaner, namens Brown, in New-York mit rätselhaften Versuchen auf, die in der gesamten amerikanischen Gesellschaft das grösste Aufsehen erregten; diese Versuche hatten das sog. Gedankenlesen zum Gegenstand. Wenn er die Hand derjenigen Person, deren Gedanken erraten werden sollten — des Agenten —, an seine Stirne legte, so führte Brown mit verbundenen Augen alles das aus, was der Agent ihm in Gedanken auftrug: er fand einen versteckten Gegenstand auf, überreichte ihn an die richtige Person u. s. w. Zur Erklärung dieser Erscheinung wurden verschiedene Hypothesen aufgestellt, welche zum Teil bis auf Paracelsus zurückgeführt werden können: die einen meinten, dass der menschliche Gedanke infolge von Strahlung eine Fernwirkung besitze; die anderen, dass das eine Gehirn auf das andere einen besondern magnetischen Einfluss ausübe; wieder andere glaubten, dass der Gedanke, der im Gehirn des einen Menschen entsteht, einen ebensolchen Gedanken im Gehirne eines andern induzieren könne u. dergl.

Allen derartigen Erklärungsversuchen trat damals der amerikanische Neuropathologe Beard entgegen, welcher nachzuweisen suchte, dass das Gedankenlesen auf der Wahrnehmung unbewusster Muskelbewegungen des Agenten durch den Perzipienten (Gedankenleser) beruhe. Wenn der erstere an irgend etwas denkt und seine ganze Aufmerksamkeit auf die gewählten Vorstellungen konzentriert, so vollführt er nach Beards Ansicht unwillkürlich und unbewusst solche Muskelbewegungen, in denen sich das Gedachte verrät; eben diese unbewussten, kaum wahrnehmbaren Muskelbewegungen nimmt der Gedankenleser dank seiner gesteigerten Hautmuskelempfindlichkeit wahr. Somit handle es sich bei alledem, wie Beard annimmt, gar nicht um das Lesen von Gedanken, sondern um das Lesen von Muskelbewegungen (muscle-reading).

Übrigens war die Beardsche Theorie nicht besonders neu: bereits im Jahre 1833 stellte E. Chevreul [1]) eine Reihe von Versuchen

[1]) E. Chevreul, Lettre à M. Ampère sur une certaine classe de mouvements musculaires. Revue de deux Mondes, 1. Mai 1833. Zit. nach Grasset, L'Occultisme.

an, auf Grund deren er zu dem Schlusse kam, dass „der Gedanke an eine bestimmte Bewegung imstande ist, unsere Muskeln in Bewegung zu setzen, ohne dass wir dabei diese Bewegung zu wünschen und ihrer sich bewusst zu werden brauchen". Den gleichen Standpunkt vertrat 1853 Arago vor der Pariser Académie des sciences und Faraday vor der London Royal Society. Neu an der Beardschen Theorie war nur der Umstand, dass er die Möglichkeit einer unbewussten Wahrnehmung der Muskelbewegungen einer Person durch eine andere aussprach und darauf seine Erklärung aller Fälle von Gedankenlesen aufbaute.

Trotzdem diese Erklärung der rätselhaften Erscheinung so überaus einfach und sozusagen naturwissenschaftlich plausibel war, lehnte doch die gelehrte Fakultätsversammlung in New-York mit Stimmenmehrheit die Beardsche Theorie ab. Sieben Jahre später, d. h. 1881, trat in England ein neuer Gedankenleser auf, der berühmte Bishop, der in seiner Kunst den Brown bei weitem übertraf. Auf die Anregung Carpenters wurde zur Erforschung dieser Frage eine Kommission eingesetzt, die sich aus vier Professoren und dem Kronprinzen konstituierte. Die Kommission kam zu demselben Schluss wie früher Beard, nämlich dass das Lesen von Gedanken eigentlich nichts anderes sei als das Lesen von Muskelbewegungen. Bei dieser Erklärung beruhigte sich auch die Gelehrtenwelt Englands.

Das Interesse jedoch, das die Bishopschen Experimente in der Gesellschaft erregt hatten, war dermaßen nachhaltig, dass im Jahre 1882 in London eine spezielle „Gesellschaft zur Erforschung der psychischen Erscheinungen" begründet wurde, welche sich zur Aufgabe machte alle verbürgten, zu gunsten der Gedankenübertragung sprechenden Tatsachen zu sammeln und zu sichten. Die Ergebnisse dieser Forschungen wurden 1887 von drei englischen Autoren in einem umfangreichen zweibändigen Werk unter dem Titel: „Phantasms of the living" veröffentlicht[1]. Die Verfasser desselben — Gurney, Myers und Podmore — brachten zum ersten Male die Bezeichnung „Telepathie" in Umlauf, welche sie in eine experimentelle und spontane einteilten; unter der ersteren verstanden sie das, was wir Gedankenübertragung nennen und was Richet als Suggestion mentale bezeichnet hat; die zweite Form der Telepathie — die spontane — umfasst alle diejenigen Fälle, wo Personen Gegenstände und Ereignisse sehen und wahrnehmen, die sich in grosser räumlicher Entfernung von ihnen befinden oder abspielen und von denen sie nicht einmal eine Ahnung haben. Hauptzweck der genannten Autoren war das Vorhandensein der zweiten Form der Telepathie nachzuweisen. Da uns jedoch hier vornehmlich die erste Form

[1]) Gurney, Myers and Podmore, Phantasms of the living. London 1887.

interessiert, so begnügen wir uns mit der Bemerkung, dass die Verfasser nach Berücksichtigung aller in Betracht kommenden psychischen Anomalien, nach sorgfältiger Sichtung der Tatsachen und nach Ausrechnung der nach der Wahrscheinlichkeitstheorie zulässigen Zufälle zu der Überzeugung gelangten, dass die Gedankenübertragung wohl möglich ist.

Als Bishop im November 1884 in Petersburg auftrat, verhielt sich die gesamte Gelehrtenwelt Russlands, unter dem Einflusse der Erklärungen Beards und der Londoner Kommission, seinen Vorführungen gegenüber sehr reserviert und beschränkte sich blos auf eine Wiederholung der Beard'schen Auseinandersetzungen. Prof. Ssikorsky [1]) legte in einer speziellen Arbeit diejenigen psychophysiologischen Ergebnisse dar, durch welche die Beteiligung unbewusster Muskelbewegungen am Mechanismus des Gedankenlesens klargestellt wird. Gleichzeitig gab auch Prof. Preyer in Deutschland denselben Anschauungen Raum in einer Schrift: „Die Erklärung des Gedankenlesens."

Da das Publikum ungeachtet aller Autorität der Wissenschaft sich mit ihren Erklärungen nicht zufrieden geben konnte und zu früher aufgestellten Hypothesen hinneigte, so hielt es Prof. Tarchanow für notwendig, im Jahre 1886 mit einer Reihe von öffentlichen Vorträgen (unter dem Gesamttitel: „Über Bewusstseinstäuschungen") hervorzutreten [2]), wobei er seinen Zuhörern nachzuweisen suchte, dass das Gedankenlesen auf einer „unwillkürlichen Selbsttäuschung" beruhe. Zu diesem Zweck konstruierte er eine ganze Reihe von scharfsinnigen Apparaten, mit deren Hilfe es ihm gelang, die geringste ideomotorische (nach Carpenters Ausdruck) Bewegung des Agenten auf einer geschwärzten Trommel zu verzeichnen. Bei der öffentlichen Vorführung seiner Experimente mit den Apparaten suchte Tarchanow nachzuzuweisen, dass, wenn die Versuchsperson an irgend eine Bewegung — z. B. nach rechts, nach links, nach oben oder nach unten — konzentriert denkt, der Apparat stets die entsprechenden unbewussten ideomotorischen Bewegungen der Versuchsperson auf der Trommel verzeichnet. „Stellen Sie sich nun vor," — sagt Tarchanow, — „dass an Stelle dieses Apparates sich ein lebendiger Mensch befindet, der den geringsten Druck, Stoss, Zug nach der Richtung, in welcher der zu erratende Gegenstand liegt, vorzüglich wahrnimmt, und Ihnen wird sofort die Bedeutung klar werden, welche diese unbewussten Stösse für die Bestimmung und Auffindung des zu erratenden Gegenstandes haben können."

1) Ssikorsky, Über Gedankenlesen. Wratsch, 1884, Nr. 51 und 52.

2) Tarchanow, Hypnotismus und Gedankenlesen. Russ. Petersburg. 1886.

Diese Theorie, welche das Erraten gedachter Bewegungen mehr oder weniger befriedigend erklärt, ist jedoch nicht imstande das Erraten gedachter Wörter zu erklären; Tarchanow macht aber auch darauf gar keinen Anspruch, denn er leugnet die Möglichkeit des Erratens von Wörtern gänzlich: „keinen einzigen abstrakten Gedanken," — sagt er — „auch nicht den allereinfachsten, wie z. B. dass 2×2=4 oder dass die Sonne wärmt u. dgl., vermögen die Gedankenleser jemals zu erraten." Ebensowenig ist diese Theorie imstande, die Erscheinungen der aussersinnlichen Gedankenübertragung aus der Entfernung zu erklären, wo von Hautmuskelempfindungen schon gar keine Rede mehr sein kann. Doch Tarchanow bleibt seiner Lehre treu und leugnet auch diese Fälle: „richten Sie die Gedankenübertragungsversuche so ein, dass der Gedankenleser sich weder seines Gesichtes noch seines Gehörs bedienen kann, und ich bürge dafür, dass sich in der ganzen Welt nicht ein einziger Gedankenleser findet, der sich unterfangen würde, auch den allereinfachsten Gedanken zu erraten." Da die Übertragung von abstrakten Gedanken durch Fernwirkung unter Beobachtung aller derjenigen Bedingungen, welche Tarchanow fordert, in Wirklichkeit, wie der Leser weiter unten sehen wird, wohl möglich ist, so hält folglich die Theorie der unbewussten Muskelbewegungen in ihrer Anwendung auf das Gedankenlesen der Kritik nicht Stand, denn sie vermag nicht die Gesamtheit der beobachteten Erscheinungen zu erklären und genügt infolgedessen nicht der Grundforderung, welche an jede wissenschaftliche Hypothese gestellt wird.

Bei Erwähnung der Hypothesen betr. die Existenz einer strahlenden Energie des Gehirns bezeichnet sie Tarchanow als „Phantasien, die keinen ernsten wissenschaftlichen Untergrund besitzen." Nichtsdestoweniger fanden diese Hypothesen einen autoritativen Verfechter in der Person des französischen Neuropathologen Ch. Richet, dessen in wissenschaftlicher Beziehung mit grösstmöglicher Exaktheit angestellten Versuche über die Gedankenübertragung oder, wie er sich ausdrückt, „Suggestion mentale" die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise auf sich lenkten. Richet nahm eine grosse Anzahl von Experimenten vor und stellte sodann durch Ausrechnung fest, dass gelungene Versuche bei weitem häufiger beobachtet wurden, als nach der Wahrscheinlichkeitstheorie zu erwarten war, falls man geneigt sein sollte, die gelungenen Antworten durch ein zufälliges Zusammentreffen zu erklären.

Allerdings können Schlüsse, die auf Ausrechnungen an der Hand der Wahrscheinlichkeitstheorie beruhen, nicht besonders überzeugend sein, — trotzdem bieten sie für uns ein erhebliches Interesse dar angesichts der hohen wissenschaftlichen Autorität des französischen Forschers. „Es ist sehr wahrscheinlich," — sagt Richet — „dass der Gedanke ausserhalb des Gehirns projiziert wird, aber uns ist die Wirkungsweise

dieser psychischen Kraft völlig unbekannt . . . . Zu den vielerlei Einflüssen, welche die Umgebung auf uns ausübt, müssen wir den unmerklichen Einfluss der Gedanken anderer Leute auf unsere eigenen nunmehr hinzuzählen. Bisweilen ist diese Einwirkung eine äusserst geringfügige, fast stets sind die Folgen derselben kaum wahrzunehmen, aber dennoch ist sie vorhanden und modifiziert nach der einen oder nach der andern Richtung hin den Gang unserer Ideen.“ [1]) Übrigens hält Richet trotz dieser Ausführungen die Gedankenübertragung dennoch für keine wissenschaftlich erwiesene Tatsache; so schreibt Richet in der Vorrede zu der bekannten Arbeit von Ochorowicz [2]) über die Gedankenübertragung folgendes: „Ich kann nicht behaupten, dass ich bereits endgültig die Gedankenübertragung als streng bewiesen betrachte. Natürlich nicht . . . . Obwohl Ochorowicz und andere vor ihm ein umfangreiches Beweismaterial zusammengebracht haben, so ist dieses dennoch nicht imstande, den Leser vollkommen und entschieden zu überzeugen, sondern nur ihn schwankend zu machen.“

Hier wäre noch am Platz die Versuche zu erwähnen, welche in den Jahren 1886—1888 zuerst von Pierre Janet in Havre und sodann von Charles Richet in Paris an einer gewissen Leonie B. ausgeführt wurden, um sich von der Möglichkeit einer Einschläferung aus bedeutender Entfernung zu überzeugen. Richet unternahm 35 Versuche und von diesen gelangen 16, d. h. 16 mal schlief Leonie B. ein, indem sie den Suggestionen des Hypnotiseurs Folge leistete, der sich in einer Entfernung von $^1/_2$—$1^1/_2$ Kilometer von ihr befand; dabei traf Richet alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, um Täuschungen zu umgehen; sogar die Tagesstunde, zu der Leonie eingeschläfert werden sollte, wurde durch das Los gewählt. Von den 25 gleichen Versuchen, welche P. Janet vornahm, waren 19 von Erfolg begleitet.

Auch in der Folge gaben einzelne Forscher nicht den Versuch auf, das Problem der Gedankenübertragung zu lösen, um den Schwankungen ein Ende zu machen. So traten in der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die dänischen Gelehrten Hansen und Lehmann an die Erforschung der Telepathie heran. Sie gingen von der Erwägung aus, dass die Gedankenübertragung, falls sie überhaupt existiert, sich vermittelst der überströmenden Bewegung irgend einer äusserst feinen Substanz vollziehen muss, der die Fähigkeit zukommt, von metallischen Flächen zurückgeworfen zu werden. Demgemäß verfuhren Hansen und Lehmann folgendermaßen. Sie stellten zwei sphärische Hohlspiegel in einiger Entfernung von einander auf, die mit ihren konkaven Flächen einander zugekehrt waren, und nahmen zwischen ihnen derart

[1]) Ch. Richet. La Suggestion mentale et le calcul des probabilités. Revue philosoph., 1884, Nr. 12.

[2]) Ochorowicz. De la Suggestion mentale. 1887.

Platz, dass ihre Köpfe sich in den Brennpunkten dieser Spiegel befanden. Auf diese Weise führten sie etwa 1000 Versuche aus, aber ihre Ergebnisse erschienen den beiden Forschern ungünstig. Lehmann behauptet, er habe häufig gehört, wie die Person, welche an irgend ein Wort anhaltend dachte, es unwillkürlich leise flüsterte: deshalb erklärt er die Gedankenübertragung durch unwillkürliches Flüstern. Als Hauptbeweis jedoch für die Richtigkeit dieser Auffassung diente ihm die Analyse der Fehler, die der Perzipient mitunter machte: die Mehrzahl der Irrtümer ist derart beschaffen, dass sie den Eindruck erwecken, als hätte der Perzipient die Rede des Agenten nicht deutlich gehört. Die Beobachtungen Lehmanns sind vollkommen richtig, aber seine Schlüsse sind etwas übereilt; denn diese seine Beobachtungen müssen im Zusammenhange mit denen anderer Autoren und meinen eigenen, wie der Leser weiter unten sehen wird, ganz anders gedeutet werden.

Trotz aller dieser Anläute zu einer rationellen Auffassung blieb dennoch die Frage nach der Möglichkeit des Gedankenlesens aus der Entfernung eine offene und wurde sogar von der offiziellen Wissenschaft als ihrer nicht ganz würdig ignoriert. Nur auf diese Weise lässt es sich erklären, dass die Mitteilung des Dr. N. Krainsky[1]) über drei Fälle von Gedankenübertragung, die er 1900 während einer Epidemie von „Besessenheit“ (religiösem Wahn bei Hysteroepileptischen) im Gouvernement Nowgorod beobachtet hat, völlig unbeachtet blieb. Und doch sind diese Fälle ausserordentlich interessant und überzeugend. Als Krainsky seine Beobachtungen an den weiblichen „Besessenen“, die an Schreianfällen litten, zu einer Zeit anstellte, wo sie sich im Zustande des Somnambulismus befanden, endeckte er bei dreien von ihnen die Fähigkeit, seine Gedanken zu lesen. Die nach dieser Richtung hin von ihm unternommenen Versuche sind so überzeugend, dass ich es mir nicht versagen kann, sie hier eingehend zu schildern.

Der genannte Autor führte drei Versuchsreihen aus. In der ersten Serie veranlasste er die im somnambulen Zustand befindliche „Besessene“ eine in Gedanken gewählte Handlung zu vollbringen, indem er sie an der Hand hielt; in der zweiten Serie suchte er denselben Effekt aus einer gewissen Entfernung zu erzielen, ohne die Somnambule zu berühren; in der dritten Serie endlich veranlasste er sie aus der Entfernung einen versteckten Gegenstand zu nennen und den Ort seines Verstecks anzugeben, ohne dabei jedoch irgendwelche Bewegungen zu vollführen. Folgendermaßen beschreibt Krainsky seine Versuche an der „besessenen“ Anna G., einer 25-jährigen verheirateten Frau: „In der ersten Versuchsreihe setzte ich mich der in tiefen Schlaf versunkenen Anna gegenüber

[1]) N. Krainsky, Behextsein, Schreiepidemien und Besessenheit. Nowgorod, 1900.

und suggerierte ihr, dass sie trotz der geschlossenen Augenlider den Gegenstand, den ich in ihrem Gesichtsfelde halte, sehe und ihn mit ihrer Hand ergreife. Anfangs hielt ich dabei ihre Hand in der meinigen, wie es bei den gewöhnlichen Versuchen mit dem Gedankenlesen üblich ist, konzentrierte stark meine Aufmerksamkeit auf die deutliche Vorstellung derjenigen Bewegung, welche die Somnambule auszuführen hatte, und wiederholte dabei die Suggestion mit den Worten: „Ihre Hand bewegt sich und ergreift den Gegenstand!“ Nach einiger Zeit begann Annas Hand sehr langsam und allmählich sich nach der erforderlichen Richtung hin zu bewegen, wobei sie sich gewissermaßen in einem Zustande von kataleptischer Rigidität befand und sich stossweise fortbewegte, entsprechend der Stärke der Konzentration meiner Gedanken. Die Richtung der sich fortbewegenden Hand war von Anfang an eine zutreffende, als würde die Somnambule den gesuchten Gegenstand vor sich sehen; die Hand machte Halt und blieb unbeweglich stehen, sobald meine Gedanken abschweiften. Sodann erfüllte die Somnambule die an sie gestellte Forderung und ergriff den betreffenden Gegenstand. Mit jedem Male gelang der Versuch immer leichter und erforderte meinerseits eine geringere Anspannung der Aufmerksamkeit. Als ich mich von dem Gelingen dieser Versuche überzeugt hatte, brachte ich den Gegenstand aus dem Gesichtsfelde der Somnambule, um nachzuprüfen, ob es sich hier nicht um eine hochgradige Hyperästhesie des Gesichtssinnes handle, bei welcher die Eindrücke die geschlossenen Augenlider durchdringen. Bei der gleichen Versuchsanordnung streckte die Somnambule nach der Suggestion die Hand, ohne zu irren, zur Seite aus und nahm vom Tisch den erforderlichen Gegenstand; die Bewegung war wie ehedem langsam und gespannt, als würde die Hand federn.“

Sodann wiederholte Krainsky den Versuch bereits aus der Entfernung, ohne die Somnambule im mindesten zu berühren; das Ergebnis war genau dasselbe: sie führte die geforderten Handlungen so prompt aus, als wäre ihr die Lage des Gegenstandes gut bekannt. „In meinen ersten Versuchen — sagt weiter Krainsky — fixierte ich mit meinem Blick die geschlossenen Augen der Somnambulen, später hindoch verfolgte ich bloss die Bewegung ihrer Hand. Bei weiterer Wiederholung gelangen die Versuche immer leichter und schneller, obwohl es sich unzweifelhaft klar herausstellte, dass die Ausführung der gedachten Handlungen in engem Zusammenhange mit der psychischen Tätigkeit des Experimentators und mit der Intensität der in seinem Gehirn hervorgerufenen Bewegungsvorstellung stand . . . . . . In den späteren Versuchen vollführte die Somnambule die Bewegungen immer leichter . . . . . . Dabei konnte ich irgendwo abseits sitzen und garnicht einmal nach ihr hinsehn. Es genügte bloss einfach die Gedanken zu konzentrieren und in meiner Psyche eine Gesichtsvorstellung von der Person

und von dem Ort, wo die Nadel stak, sowie von derjenigen Bewegung hervorzurufen, welche die Somnambule vollbringen sollte."

Die Anordnung der folgenden Versuchsreihe war derart, dass Krainsky die schlafende Somnambule nicht veranlasste Bewegungen auszuführen, sondern sie fragte, wo der betreffende Gegenstand liege. „Sobald es nur gelang von der Somnambulen eine Antwort zu erhalten, war sie stets richtig. Wo man auch den Gegenstand versteckte, und wäre es auch weit ausserhalb ihres Gesichtsfeldes, gab die Somnambule richtig an, wo er sich befand, und nannte die Person, bei der er versteckt war." „Bei diesen Versuchen war es wie bei den vorhergegangenen erforderlich, dass ich davon wusste, d. h. in meiner Psyche diejenige Vorstellung mir bildete, welche auf die Somnambule einwirken sollte." „Eine dritte Reihe von Versuchen bestand darin, dass ich in meine Faust eine Münze nahm, sie den geschlossenen Augen der Somnambulen näherte und von ihr verlangte, dass sie die Münze nenne. Auch diese Versuche gelangen gut. Ohne die Möglichkeit zu besitzen, die Münze zu sehen, bezeichnete sie sie richtig. Dabei waren jedoch diese Versuche für die Somnambule sichtlich sehr ermüdend, ihr Gesicht nahm einen mehr leidenden Ausdruck an und sie wachte öfters auf. Sobald der Schlaf vor dem Erwachen leichter wurde, begann die Somnambule sich zu irren, antwortete rascher auf die Fragen und bezeichnete die Münze aufs Geratewohl. Bei sämtlichen Versuchen zeigte es sich deutlich, dass mit dem Leichterwerden des Schlafes die Erscheinungen des Gedankenlesens schwanden. Die Beobachtungen wurden im Verein mit Dr. J. M. Biely angestellt." Die gleichen Erscheinungen beobachtete Krainsky noch an zwei anderen „besessenen" Frauen: Anna Th. und Helene J.

Bezüglich der Frage, wie die Gedankenübertragung zustande kommt, spricht sich Krainsky dahin aus, er stelle sich den Vorgang als Induktion der psychischen Prozesse vor, etwa in der Art, wie der elektrische Strom, der die innere Rolle durchfliesst, einen Strom in der äusseren Spirale induziert.

Zu dem gleichen Schlusse gelangte hernach Privatdozent J. Shuk, welcher eine ganze Reihe von Versuchen über das Erraten von Zeichnungen angestellt hat[1]. Seine Versuche führte Shuk in folgender Weise aus: einer von den Teilnehmern nahm irgend eine Zeichnung und betrachtete sie aufmerksam; der andere musste die Zeichnung, ohne sie gesehen zu haben, auf einem vor ihm liegenden reinen Blatt Papier reproduzieren. Von 169 Versuchen gelangen 86 (51%), d. h. in 86 Fällen entsprachen die wiedergegebenen Zeichnungen mehr oder weniger den ursprünglichen.

[1] J. Shuk. Die Wechselbeziehungen zwischen den Organismen. [Russisch.] Mir Boshij 1902, Heft VI.

Bei der Analyse dieser reproduzierten Zeichnungen, die nicht immer exakt waren, bemerkte Shuk, dass die Reproduktionen einen solchen Eindruck machten, als hätte der Zeichner das Original flüchtig und undeutlich gesehen: selbstverständlich war die Versuchsanordnung derart, dass jeglicher Verdacht, der Zeichner habe auf das von der anderen Person in der Hand gehaltene Original auch nur einen flüchtigen Blick werfen können, völlig ausgeschlossen war. Um seinen Eindruck nachzuprüfen und sich von seiner Richtigkeit zu überzeugen, nahm Shuk eine Reihe von Kontrollversuchen vor, welche darin bestanden, dass er einer anderen Person aus grösserer oder geringerer Entfernung nur für einen Augenblick verschiedene Zeichnungen zeigte und sie sodann veranlasste das perzipierte Bild nachzuzeichnen. Es stellte sich heraus, dass die auf diese Weise erzielten Reproduktionen den Zeichnungen der früheren Versuchspersonen, die die Originale gar nicht gesehen hatten, ausserordentlich glichen. Hier stossen wir somit auf dieselbe Erscheinung, welche von Lehmann bei seinen Versuchen über die mentale Übertragung gedachter Wörter beobachtet worden ist, nur mit dem Unterschied, dass es sich bei Lehmann um undeutliche Gehörseindrücke von gedachten Wörtern, bei Shuk hingegen um undeutliche Gesichtsbilder von gedachten Zeichnungen handelte

Endlich verdienen noch besondere Beachtung die späteren Versuche von Sidgwick, Lombroso und v. Schrenk-Notzing. Sidgwick stellte Gedankenübertragungsversuche mit Zahlen an; in der ersten Versuchsreihe, wo Agent und Perzipient sich in einem und demselben Zimmer aufhielten, entfielen auf 644 Versuche 131 Treffer; in der zweiten Versuchsreihe hingegen, wo Agent und Perzipient sich in verschiedenen Zimmern befanden, waren unter 288 Versuchen bloss 9 Treffer zu verzeichnen.[1]) Lombroso[2]) erzielte bei seinen Gedankenübertragungsversuchen mit Karten oder Zahlen an verschiedenen Personen bis zu 44 % Treffer in Abhängikeit von den Eigenschaften des Perzipienten. Besonders interessant sind die gelungenen mentalen Übertragungen von Wörtern: als unter anderem Prof. Lombroso das Wort pitckerel dachte, schrieb der Perzipient, der sich mit verschlossenen Augen und Ohren in einer Entfernung von 10 Meter befand, das Wort pitche . . . . auf.

Herr v. Schrenk-Notzing berichtet über 25 eigene Übertragungsversuche mit Zeichnungen, von denen 13 ein günstiges Resultat aufwiesen, wobei in zwei gelungenen Versuchen Agent und Perzipient sich in verschiedenen Räumen aufhielten.

[1]) Zit. nach L. Loewenfeld, Somnambulismus und Spiritismus. 2. Aufl. Wiesbaden 1907, S. 42.

[2]) C. Lombroso, Mon enquête sur la transmission de la pensée. Annales des sciences psychiques. 1904.

Derart sind die Versuche, welche ich in der mir zugänglichen Literatur zu sammeln in der Lage war. Es könnte scheinen, dass diese Experimente, von denen viele durch hervorragende Forscher ausgeführt worden sind, völlig genügen, um die Möglichkeit der unmittelbaren Gedankenübertragung als vollkommen bewiesene Tatsache hinzustellen. Dies ist jedoch bis jetzt nicht der Fall: trotz der hohen wissenschaftlichen Autorität einzelner Forscher und trotz der verhältnismäßig erheblichen Anzahl verschiedener Beobachtungen ist die Frage nach der Möglichkeit der Gedankenübertragung in der Wissenschaft eine offene geblieben.

Obwohl die Mehrzahl der Gelehrten, die sich eingehend mit der Sache beschäftigt haben, sich immer mehr dahin neigt, diese Möglichkeit anzuerkennen, gilt doch die Gedankenübertragung noch nicht als wissenschaftlich erwiesene Tatsache. So sagt Forel folgendes: „Zweifelhaft, wenigstens weder wissenschaftlich genügend erhärtet, noch erklärt, sind angebliche übersinnliche Tatsachen, wie das sog. Hellsehen oder die Telepathie, die sog. direkte Gedankenübertragung und dergl. mehr . . . . . . Immerhin erfordert eine vorurteilslose Wissenschaft eine sorgfältige Nachprüfung dieser Frage, da eine Reihe Angaben glaubwürdiger und nicht urteilsloser Personen dieselbe, besonders gewisse Fälle von zutreffenden Ahnungen, bejahen.“ [1])

Etwas entschiedener, obwohl ebenfalls vorsichtig, spricht sich J. Grasset aus: „Ich leugne nicht“ — sagt er — „die Gedankenübertragung, die Telepathie, das Hellsehen u. a. . . . Ich erkläre nicht a priori, dass diese Erscheinungen nicht existieren und dass ihre Existenz niemals nachgewiesen werden wird; im Gegenteil, ich benutze jede sich mir darbietende Gelegenheit, um nach diesen Beweisen zu suchen. Ich konstatiere jedoch, dass bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens die Existenz dieser Erscheinungen mir noch nicht als bewiesen gilt“ . . .[2]). In einer andern Schrift, die speziell der Untersuchung der okkulten Erscheinungen gewidmet ist, erklärt Grasset nach einer kurzen Analyse seines Tatsachenmaterials folgendes: „Ein wissenschaftlicher Beweis für die Suggestion mentale und die Gedankenübertragung ist noch nicht erbracht: es liegen indess Versuche vor, wie z. B. die von C. Lombroso und Ch. Richet, welche darauf hinweisen, dass die Frage nicht unbeachtet bleiben darf und dass das Problem in Zukunft gelöst werden kann, falls man an die Versuche mit Eifer und Umsicht herantritt, falls sie ohne die Mitwirkung von Gedankenlesern von Beruf ausgeführt und vor allem die allereinfachsten Experimente angestellt werden.“ [3])

---

[1]) A. Forel. Der Hypnotismus. 1902, S. 33.

[2]) J. Grasset. Le psychisme inférieur. Paris, 1906, S. 94.

[3]) J. Grasset. L'Occultisme. Montpellier, 1907, S. 369.

So ungefähr lautet allgemein die Ansicht ernster und vorsichtiger Vertreter der Wissenschaft über die uns hier interessierende Frage und so beschaffen, fügen wir hinzu, muss auch die Meinung der positiven Wissenschaft selbst sein. In der Tat ist ja zuzugeben, dass keine Tatsache als wissenschaftlich begründet angesehen werden darf oder jedenfalls nicht zur dauernden wissenschaftlichen Geltung gelangen kann, solange es uns nicht gelungen ist sie unter die Bedingungen des Experiments zu versetzen, derart, dass sie nach Wunsch eine beliebige Anzahl von Malen wiederholt und sorgfältig nachgeprüft werden kann. Nur in diesem Falle kann die — vorläufig zugegebene, hin und wieder beobachtete — Tatsache allseitig erforscht werden und die Geltung einer sichern wissenschaftlichen Errungenschaft gewinnen Eben aus diesem Grunde halte ich, wie fest auch meine persönliche Überzeugung von der tatsächlich erhärteten Möglichkeit der unmittelbaren Gedankenübertragung sei, dennoch sorgfältig angeordnete und vielmals wiederholte Experimente für unbedingt erforderlich und in wissenschaftlicher Beziehung allein ausschlaggebend.

Aber darin stimme ich mit Grasset nicht überein, dass mit Gedankenlesern von Beruf nicht experimentiert werden dürfe, da man sonst leicht ein Opfer ihrer Betrügereien und Täuschungen werden könne. Allerdings gibt es ja unter den professionellen Gedankenlesern zahlreiche Charlatane, welche eine ganze Reihe von taschenspielerischen Kunststücken vorführen, die mit der Gedankenübertragung nicht das Mindeste gemein haben. Kennt man diese Kunststücke nicht, so kann man leicht hereinfallen und für die Übertragung von Gedanken die geschickte Übermittelung von verabredeten Signalen halten. Das alles ist vollkommen wahr. Aber was folgt daraus? Folgt etwa daraus dass unter den beruflichen Gedankenlesern sich nicht echte Gedankenleser finden können und dass sie gänzlich zu meiden sind? Nein, daraus folgt nur, dass man mit Gedankenlesern von Beruf sehr vorsichtig sein, alle ihre Kunstgriffe kennen und, was die Hauptsache ist, die Versuche in wissenschaftlicher Beziehung tadellos und einwandfrei anordnen muss. Wenn der Berufskünstler sich uns völlig zur Verfügung stellt und wir es ihm gänzlich unmöglich machen sich seiner Sinnesorgane zu irgend welchen — bewussten und unbewussten — Signalen zu bedienen, so bedarf es dann noch welcher Bürgschaft für seine Ehrlichkeit? Alles Übrige hängt bereits von uns ab, d. h davon, ob wir die Versuche in wissenschaftlicher Beziehung dermaßen sorgfältig anzuordnen verstehen, dass sie nicht dem geringsten Zweifel Raum lassen.

Ich hielt es deshalb für notwendig bei dieser Frage länger zu verweilen, weil meine ersten Versuche, zu deren Schilderung ich sofort übergehe, an einem Berufsgedankenleser angestellt worden sind. Und ich erkläre: wir brauchen sie nicht zu meiden und nicht zu fürchten;

im Gegenteil, wir haben jeden sich uns darbietenden Fall zur Konstatierung und zur Prüfung der uns interessierenden Tatsachen voll auszunutzen. Was jedoch die Möglichkeit einer Mystifikation anlangt, so schützt uns davor eine sorgfältige wissenschaftliche Versuchsanordnung: eine unwissenschaftliche Versuchsanordnung ist völlig wertlos, auch wenn die Objekte unserer Experimente bezüglich ihrer moralischen Eigenschaften über jeglichen Zweifel erhaben sind; eine wissenschaftliche Versuchsanordnung hingegen schliesst jegliche Fehlerquelle und jegliche, auch unbewusste Täuschung aus, denn dies ist die Conditio sine qua non jeder Wissenschaftlichkeit.

Somit liegt das gesamte Schwergewicht bei der Wertschätzung der Resultate jedes beliebigen psychologischen Experiments nicht in dem Objekte, sondern in unserem Vermögen die Bedingungen für eine wissenschaftliche Versuchsanordnung zu schaffen. Nur dann werden wir das erreichen können, wonach wir streben, nämlich eine wissenschaftliche Begründung der Tatsachen der unmittelbaren Gedankenübertragung. Ob mir das gelungen ist, darüber zu urteilen stelle ich dem Leser anheim.

III.

Eigene Versuche; Übertragung akustischer Vorstellungen.

Es handelt sich um das 14-jährige Mädchen Sophie Starker, welche die Fähigkeit besitzt als Perzipient zu fungieren, aber nur dann, wenn ihr Vater der Agent ist. Bereits dieser Umstand zwingt uns auf der Hut zu sein und sämtliche Vorkehrungen zur Aufdeckung der Wahrheit zu treffen. Bevor wir an die Schilderung der ergriffenen Maßnahmen schreiten, halten wir es für angebracht einige Daten aus der Anamnese des Mädchens mitzuteilen [1]).

Sophie Starker, 14 Jahre alt, stammt von gesunden Eltern. Ihre neuropsychische Konstitution hat sie offenbar von der weiblichen Aszendenz ihrer Mutter geerbt. Die Grossmutter dieses Mädchens mütterlicherseits wurde in einem Alter von 33 Jahren geisteskrank und starb bald darauf; die Schwestern dieser Grossmutter litten beständig an Kopfschmerzen und starben in jungen Jahren an zufälligen Erkrankungen. Ein Onkel des Mädchens mütterlicherseits litt beständig an Kopfschmerzen und starb im 40. Lebensjahre „an Kopfschmerzen“, wie die Verwandten sich ausdrückten. Ein anderer Onkel, jetzt 35 Jahre alt, ist verheiratet und besitzt mehrere Kinder; er ist Hypochonder und wird fortwährend vom Gedanken verfolgt, er werde irrsinnig werden. Seine Schwester (eine Tante des Mädchens) ist gesund; von ihr erzählen die Verwandten, sie habe früher die Fähigkeit des Gedankenlesens besessen und sei öffentlich als Mantikerin von Beruf aufgetreten; nach ihrer Verheiratung habe sie diese Fähigkeit jedoch gänzlich eingebüsst. Die Mutter Sophie Starkers ist im allgemeinen gesund, leidet jedoch bisweilen an Kopfschmerzen und mitunter auch an Gehörs- und Gesichtshalluzinationen. Der Vater ist anscheinend gesund, weist bloss eine Neigung für geistige Getränke auf, obwohl man ihn nicht als Alkoholiker bezeichnen kann; aus Bessarabien gebürtig, das durch seinen Reichtum an Reben und die

[1]) Sämtliche nachfolgende Versuche mit der Sophie Starker wurden von mir im Jahre 1904 in Odessa ausgeführt, aus welcher Zeit auch ihre Beschreibung zurückdatiert, die in der russ. Zeitschrift „Obosrenije Psychiatrii“, 1904, Nr. 8 u. 9, veröffentlicht wurde.

Billigkeit seines Weines bekannt ist, war er von Jugend auf gewöhnt viel Wein zu trinken[1]).

Was das Mädchen selbst, die Sophie S. anlangt, so ist sie im allgemeinen gesund und für ihre 14 Jahre physisch gut entwickelt. Ihre neuropsychische Konstitution trägt den Stempel grosser Labilität, was ja übrigens bei fast allen anämischen Individuen mit den Symptomen reizbarer Schwäche der Fall ist. Es werden bei ihr bisweilen grundlose Anfälle von trüber oder heiterer Stimmung und unmotivierte Übergänge vom Weinen zum Lachen oder umgekehrt beobachtet Im allgemeinen ist sie sehr gehorsam und fast willenlos, mitunter zeigt sie jedoch einen hochgradigen Starrsinn, der durch nichts zu brechen ist. Von subjektiven Klagen sind solche über Kopfschmerzen hervorzuheben, welche besonders hartnäckig des Morgens zu sein pflegen, und über neuralgische Schmerzen in verschiedenen Körperteilen. Von Wichtigkeit ist auch der Umstand, dass sie ebenso wie die Mutter manchmal an Gehörs- und Gesichtshalluzinationen leidet. Das Mädchen besitzt ein feines Gehör und musikalische Befähigung. Zieht man das niedrige intellektuelle Niveau des Milieus inbetracht, das die Sophie umgibt, so muss man sie als sehr intelligentes Mädchen bezeichnen.

Indem ich jetzt zu ihrer Fähigkeit des Gedankenlesens übergehe, kann ich darüber folgendes mitteilen. Als Sophie 7 Jahre alt war, begann der Vater, ein Mantiker von Beruf, mit ihr Übungen in der Mantik anzustellen, d. h. verband ihr die Augen, nahm sie an der Hand und liess sie irgendwo versteckte Gegenstände aufsuchen. Bei diesen Versuchen fiel ihm bald folgendes auf: wenn er die Auffindung irgend eines Gegenstandes in Gedanken nahm, so nannte das Mädchen den Gegenstand, noch bevor sie ihn gefunden hatte: durch wiederholte Versuche konnte er sich davon überzeugen, dass seine Tochter die Fähigkeit besitzt seine eigenen Gedanken zu lesen. Anfangs erriet das Mädchen des Vaters Gedanken sehr unsicher und irrte sich sehr oft; mit der Zeit erreichte sie jedoch infolge beständiger Übung eine grosse Vollkommenheit auf diesem Gebiete und vermochte, nach meinen Beobachtungen, fast fehlerlos alles das zu erraten, was ihr Vater in Gedanken hält: sowohl Vorstellungen motorischer Art, als auch jedes beliebige abstrakte Wort.

Bevor ich zur Schilderung der von mir in Gegenwart von anderen Ärzten ausgeführten Versuche übergehe, seien mir noch einige Worte

[1]) Nicht uninteressant ist das weitere Schicksal dieses Mannes, der in allen weiter unten angeführten Versuchen mit Sophie die Rolle eines Agenten gespielt hat; ein Jahr nach unserer Bekanntschaft, d. h. 1905, wurde er geisteskrank, war einige Zeit in der Odessaer Irrenheilanstalt interniert, woher es mir leider nicht gelungen ist Auskunft über die Form seiner Erkrankung zu erhalten; aus der Anstalt wohl zu früh entlassen, beging er noch am selben Tage Selbstmord.

über die Schwierigkeiten gestattet, die sich im gegebenen Falle der wissenschaftlichen Anordnung der Versuche entgegenstellten, d. h. einer solchen Anordnung, dass die Versuchsergebnisse unanfechtbar wären. Das hauptsächlichste ungünstige Moment bestand darin, dass das Mädchen nur die Gedanken ihres Vaters las und in äusserst geringem Maße die meinigen; dieser Umstand ruft unwillkürlich beim Zuschauer Misstrauen hervor, umsomehr, als er ohnehin sich der in Rede stehenden Erscheinung gegenüber sehr skeptisch verhält. Dieses Misstrauen wird noch dadurch gesteigert, dass der Vater von jeher sich berufsmäßig mit der Mantik beschäftigte und die Fähigkeit des Mädchens Gedanken zu lesen ihrer ganzen Familie als Existenzquelle diente. Angesichts dessen taucht bei jedem, auch dem unvoreingenommensten Zuschauer unwillkürlich der Verdacht auf, dass er es hier mit einem sehr geschickten Kunststücke zu tun habe und dass folglich Vater und Tochter die Anwesenden mystifizieren, indem sie ihr Kunststück für Gedankenlesen ausgeben.

Da ich derartige Verdächtigungen in unserem Falle für berechtigt und angebracht hielt, so war ich bestrebt meine Versuche so anzuordnen, dass dem Vater wie der Tochter jedwede Möglichkeit benommen war mit einander in Verbindung zu treten und einander irgendwie zu signalisieren. Zu diesem Behufe ergriff ich folgende Maßnahmen, die zum Zwecke hatten den Versuchspersonen die Benutzung ihres Tast-, Gehör- und Gesichtsinns unmöglich zu machen: erstens stellte ich den Vater in 5 bis 10 Schritt Entfernung vom Mädchen auf, zweitens verband ich dem Mädchen die Augen und wandte sie mit dem Rücken dem Vater zu, drittens füllte ich ihre äusseren Gehörgänge so dicht mit Watte aus, dass sie unmittelbar an ihrem Ohr mit gewöhnlicher Stimme gesprochene Worte nicht hören konnte. Das waren die Vorkehrungen, die ich getroffen hatte, um dem Mädchen die Wahrnehmung irgend welcher verabredeter Zeichen unmöglich zu machen

Um andererseits dem Vater die Möglichkeit zu benehmen der Tochter irgendwie zu signalisieren, verfuhr ich folgendermaßen: erstens wurde ihm unter die Füsse ein Teppich gelegt, der jegliches Geräusch dämpfen sollte; zweitens wurde ihm untersagt während der Versuche sich zu regen, zu sprechen, sich zu schneuzen und überhaupt irgendwelche Laute von sich zu geben; endlich stellte sich zwischen Vater und Tochter stets irgendjemand von den Anwesenden, um die geringsten Überschreitungen besser verfolgen zu können; war eine solche vorgekommen, so wurde der Versuch für ungiltig erklärt Um endlich den Verdacht der Skeptiker von mir selbst abzulenken, nahm ich an vielen Versuchen gar keinen direkten Anteil, indem ich beiseite sass und die ganze Sache den übrigen anwesenden Ärzten überliess.

Es wurde noch der Verdacht ausgesprochen, dass es auf das Mädchen hierbei garnicht ankomme, dass hier Bauchreden seitens des

Vaters vorliege: der Vater ahme beim Bauchreden die Stimme des Mädchens nach und spreche selbst die zu erratenden Wörter aus. Ganz abgesehen davon, dass ein solcher Verdacht jedem, der meinen Versuchen beiwohnte und, neben dem Mädchen sich befindend, sehen und hören konnte, dass eben sie es war, die sprach, absurd erscheinen musste, schloss ich die Möglichkeit eines solchen Verdachtes dadurch aus, dass ich in zahlreichen Versuchen das Mädchen veranlasste das erratene Wort aufzuschreiben, bevor sie es ausgesprochen hatte; die Ergebnisse waren selbstverständlich stets positiv. Endlich wird die Abwesenheit jeglicher Täuschung noch dadurch dargetan, dass es bisweilen dem Mädchen gelang von mir in Gedanken genommene Worte ohne Beteiligung des Vaters zu erraten, obwohl leider lange nicht so sicher und überzeugend wie in den Fällen, wo der Vater der Agent war. Aus diesem Grunde konzentrierte sich mein Hauptinteresse auf die Versuche der Gedankenübertragung vom Vater auf die Tochter und ihnen widmete ich meine ganz besondere Aufmerksamkeit.

Diese Versuche wurden stets derart angestellt, dass ich zuerst dem Mädchen die Augen verband, sie mit dem Rücken dem Vater zuwandte und dem letztern eine Reihe von Gegenständen und einen Papierstreifen mit mehreren von den Anwesenden darauf geschriebenen Wörtern überreichte; das Mädchen hatte nun die einzelnen Gegenstände der Reihe nach zu bezeichnen und die aufgeschriebenen Wörter zu nennen. Die Experimente zerfielen in zwei Serien: in der einen Serie hielt das Mädchen während des Erratens den Vater an der Hand etwas oberhalb des Handgelenks; in der andern befand sich der Vater mehrere Schritte entfernt hinter dem Mädchen unter Beobachtung aller derjenigen Bedingungen, von denen oben die Rede war. Ich muss noch hinzufügen, dass das Mädchen während der Versuche — besonders bei der Gedankenübertragung aus der Entfernung — manchmal innehielt, als könnte sie sich nicht entschliessen die in ihrer Vorstellung auftauchenden Wörter oder Laute auszusprechen; in solchen Fällen musste ich oder jemand von den Anwesenden sie ermuntern und zum Reden nötigen; mitunter versuchte es auch der Vater zu tun, aber um die Reinheit der Versuche zu wahren, hielt ich ihn an stets absolutes Schweigen zu beobachten.

Über alle meine Versuche führte ich genaue Protokolle, in welche ich auch sämtliche Fehler, die das Mädchen während des Gedankenlesens beging, sorgfältig eintrug. Diese Irrtümer sind für das Verständnis des Mechanismus der Gedankenübertragung besonders wertvoll. Im folgenden teile ich die Ergebnisse der Versuche mit, welche von mir in Gegenwart zahlreicher, mitunter sehr skeptisch gestimmter ärztlicher Kollegen ausgeführt worden sind.

I. Sitzung. 3. Mai 1904. Anwesend sind folgende Ärzte: A. Knery, N. Kefer, N. Wilensky, J. Raymist und stud. med. Schermann.

a) Das Mädchen, dessen Augen verbunden sind, hält mit der rechten Hand den Vater an dessen linker Hand etwas oberhalb des Handgelenks. Ich händige dem Vater eine Reihe von Gegenständen ein, die mir von den Anwesenden überreicht worden sind.

Der Vater blickt auf den Gegenstand und denkt:	Das Mädchen sagt bald darauf laut:
1. Pincenez	1. Pincenez
2. Uhr, die auf 54 Min. auf 9 weist	2. Uhr, aus Metall, 5 Min. auf 4, d. h. 54 Min. auf 9
3. Bleifeder	3. Bleifeder
4. Silbernes Zigarrenetui mit acht Zigaretten	4. Zigarrenetui, aus Silber, acht Zigaretten
5. Zahnbürste.	5. Zahnbürste

b) Der Vater befindet sich in einer Entfernung von fünf Schritt hinter dem Mädchen, unter seine Füsse ist ein Teppich gelegt; die Augen sind beim Mädchen verbunden, die Ohren hingegen frei; der Vater beobachtet tiefstes Schweigen; die Anwesenden schreiben auf Papierstückchen verschiedene Wörter und überreichen sie — jedes Wort besonders — dem Vater.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet nach einer kurzen Pause:
1. Mortira (Mörser, Geschützart)	1. Modsil . . . . Mojer . . . . Morsir . . .
2. Block.	2. Blaja . . . Blom . . . Block.

c) Zu den unter „b“ bezeichneten Bedingungen kommt noch eine neue hinzu: dem Mädchen werden die Ohren dicht mit Watte verstopft, sodass sie auf Fragen, die an sie mit gewöhnlicher Stimme gerichtet werden, garnicht reagiert; die Anwesenden schreiben einzelne Wörter auf Papierstreifen und überreichen sie dem Vater.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Iris	1. Kirs . . . . Jor . . . . Iris
2. Ssonm (wenig gebräuchliches Wort, bedeutet soviel wie Sippe).	2. S . . . Sso . . . Ssob . . Ssobaka . . . Sson . . . Sson . . (das Mädchen hält unentschlossen inne, als ob sie fühlen würde, dass etwas noch fehlt).

Anm. Auf die an Sophie gerichtete Frage, was „Mortira“ und „Ssonm“ bedeuten, erklärt sie, sie wisse es nicht.

d) Vater und Tochter halten sich in verschiedenen Räumen auf, zwischen beiden befindet sich eine dicht geschlossene Holztür: Augen und Ohren beim Mädchen sind frei; dem Vater werden aufgeschriebene Wörter überreicht. — Die Resultate sind negativ.

Nach Beendigung dieser Versuche bestätigten mir die anwesenden Kollegen, es sei ihnen trotz gespanntester Aufmerksamkeit nicht gelungen auch nur die geringste Andeutung darauf wahrzunehmen, dass der Vater irgendwelche Signale seiner Tochter übermittelt hätte, welche ihm die ganze Zeit über den Rücken zuwandte.

II. Sitzung, 6. Mai 1904. Anwesend: Assistent der Nervenklinik Privatdozent Dr. A. Janyschewsky, Dr. J. Landesmann und stud. med. Schermann. Der Vater klagt über heftige Kopfschmerzen und befürchtet ein Misslingen der Versuche.

a) Versuchsanordnung wie unter „a“ in der vorigen Sitzung: die Anwesenden schreiben verschiedene Wörter auf und überreichen sie dem Vater.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Liman	1. Liman
2. Tararabumbia	2. Tararabumbia.

b) Der Vater befindet sich fünf Schritt von dem Mädchen entfernt; unter seine Füsse ist ein Teppich gelegt; dem Mädchen sind die Augen verbunden und die Ohren fest verstopft; dem Vater werden Wörter überreicht.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Policinell	1. Polia . . . Pol . . . Policen . . . Policin . . . Polucinel . . .
2. Porträt.	2. Plato . . . Potsch . . . Per . . . Pra . . . Pero . . .

Anm. Auf Befragen stellt sich heraus, dass die Bedeutung des Wortes „Policinell“ dem Mädchen völlig unbekannt ist.

c) Zwischen Vater und Tochter, deren Augen verbunden sind, befindet sich eine dicht geschlossene Tür. — Resultate negativ.

d). Priv.-Doz. Janyschewsky versucht es selbst mit Sophie ohne Beteiligung des Vaters; er lässt sich vom Mädchen an der Hand ergreifen und nimmt das Wort „Piroshnoje“ in Gedanken. Sophie antwortet prompt: „Piroshnoje“. Es stellt sich jedoch heraus, dass der Vater, der sich am andern Ende des Zimmers befand, das in Gedanken genommene Wort ebenfalls gekannt hat. Janyschewsky

nimmt sodann das Wort „Lampadka“ in Gedanken, das dem Vater bereits unbekannt ist. Das Mädchen erriet es nicht.

Die anwesenden Kollegen bestätigen, dass es ihnen nicht gelungen ist auch nur die geringste Andeutung einer Signalisation seitens des Vaters zu bemerken und dass Sophie allem Anscheine nach keine Möglichkeit besass sich ihrer äusseren Sinnesorgane, hauptsächlich des Gehörs und des Gesichts, zu bedienen.

III Sitzung. 10. Mai 1904, in der inneren Klinik der Universität Odessa; anwesend: Professor Lewaschow, Dr. Janyschewsky, L. Usskow, Zawadsky u. A.

a) Versuchsanordnung wie unter „a“ in den vorhergehenden Experimenten.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Carandache (Bleistift)	1. Carandache
2. Kliutsch (Schlüssel)	2. Kliutsch
3. Resinka (Gummischnur)	3. Resinka
4. Silberrubel v. J. 1901	4. Silbermünze, 1 Rubel, 1901.
5. Dreikopeken-Marke	5. Dreikopeken-Marke
6. Stethometrie	6. Sel . . . . Seli . . . . Steni . . . Steniometr . . . Stenometrie . .
7. Endothelioma	7. Nendotelicz . . . Endoten . . . Endothel . . . . .
8. Dobrodietelj (Tugend)	8. Dobrodietelj.

b) Versuchsanordnung wie unter „b“ in der II. Sitzung. Dem Vater werden aufgeschriebene Wörter überreicht:

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Carandache	1. Cran . . . .
2. Bulka (Weissbrod)	2. Uk . . Udk . . Dudk . . Bub . . Bulka
3. Koscheliok (Beutel)	3. Kosch . . . . . . Koscheliok
4. Rieka (Fluss)	4. Rie . . . . . Rie . . . . . Rieka
5. Nenawistj (Hass)	5. No . . Noe . . Noena . . Noen .

Dr. Janyschewsky versucht es selbst mit dem Mädchen ohne den Vater, es kommt aber nichts dabei heraus. Die Anwesenden betätigen wiederum, dass sie trotz aller Aufmerksamkeit nicht die leiseste Andeutung von Signalisation wahrgenommen hätten.

IV. Sitzung, 17. Mai 1904. Anwesend Dr. A. Piewnitzky.

a) Versuchsanordnung wie unter „a“ in den früheren Sitzungen.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Platok (Taschentuch)	1. Platok
2. Uhr, 38 Minuten auf 10	2. Uhr, 38 Minuten auf 10
3. Uhr, 35 Minuten auf 11	3. Uhr, 35 Minuten auf 11
4. Sjurtuk (Rock)	4. Tu . . . Tru . . . Ju . . Sjurtuk
5. Krassny (Rot)	5. Krasse . . . . . Krassny
6. Boljno (Schmerzhaft)	6. Bol . . . Bolon . . . . Boljno
7. Motor.	7. Motor.

b) Versuchsanordnung wie unter „b“ in der II. Sitzung.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Brander	1. Odo . . . .
2. Karaul (Polizeiwache)	2. Ka . . . . Kasch . . . . Karaul
3. Lampa (Lampe)	3. Lampa
4. Soldat.	4. Ein Mensch . . . . . Soldat.

c) Der Vater wird angewiesen, seiner Tochter die Vollführung einer Handlung zu suggerieren, aber unter der Bedingung, dass sie vorher sage, was sie zu tun habe. Sophie hält mit verbundenen Augen den Vater an der Hand.

Der Vater wird angewiesen zu denken:	Das Mädchen antwortet:
Auf den Stuhl steigen und von dort auf den Tisch.	Auf den Stuhl . . . . . steigen, sodann . . . . auf den Tisch.

d) Dr. Piewnitzky versucht selbst, ohne Mithilfe des Vaters, dem Mädchen ein in Gedanken genommenes Wort zu suggerieren; Sophie hält ihn an der Hand. Dr. P. wählt das Wort „stol“ (Tisch); das Mädchen schweigt hartnäckig. Nach einiger Zeit, als es sich herausstellt, dass das Mädchen nicht zu erraten vermag, ergreife ich Dr. P. an der Hand, sodass sich eine Kette aus drei Personen — aus mir, Dr. P. und dem Mädchen — bildet: ich beginne an dasselbe Wort „stol“ zu denken, und nach mehreren Minuten sagt Sophie „stol.“

e) Ich bilde eine Kette aus dem Vater, Dr. P. und Sophie derart, dass sich Dr. P. zwischen Vater und Tochter befindet und beide an der Hand hält; dabei sind dem Dr. P. die in Gedanken genommenen Worte unbekannt.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Moneta (Münze)	1. Moneta
2 Nagasaki.	2. Na . . . . Naga . . . Nagasaky.

Nach Abschluss der Versuche bestätigt auch Dr. P., er habe nichts derartiges bemerkt, was bei ihm den Verdacht einer Täuschung wachgerufen hätte.

V. Sitzung. 18. Mai 1904, in der Nervenklinik der Odessaer Universität. Anwesend: die Ärzte Janyschewsky, Usskow und Silberberg. Vater abwesend.

Sophie, deren Augen verbunden sind, hält mich an der Hand; ich nehme die Namen der Gegenstände in Gedanken, die mir von den Anwesenden eingehändigt werden.

Ich denke:	Das Mädchen antwortet:
1. Spitschka (Streichholz)	1. Spitschka
2. Noshik (Taschenmesser)	2. Noshik
3. Nitki (Bindfaden)	3. . . . . . (schweigt)
4. Plessimeter (in Form eines zylindrischen Stäbchens)	4. Das Mädchen sagt, dass das ein Instrument sei, ähnlich demjenigen, mit welchem die Glaser Glas schneiden
5. Blechnummer (von Münzenform).	5. Das Mädchen sagt, dass das ein runder Gegenstand sei und sucht sodann zu erraten: Knopf, Münze.

Diese Sitzung sollte einzig und allein zum Beweise dienen, dass das Mädchen die Fähigkeit besitzt meine Gedanken, wenn auch in sehr beschränktem Maße, zu perzipieren. Vom prinzipiellen Standpunkt aus sollte dieser Versuch vollkommen genügen, um das Vorhandensein dieser Fähigkeit als unbestreitbar anzuerkennen.

VI. Sitzung, 31. Mai 1904. Anwesend: Dr. A. Janyschewsky und Dr. A. Piewnitzky.

a) Der Sophie werden die äusseren Gehörgänge mit Watte fest verstopft, die Augen ebenfalls mit einer Watteschicht bedeckt und sodann verbunden; hierauf schreibt man Wörter auf Papierstreifen und überreicht sie dem Vater, der in einer Entfernung von fünf Schritt hinter dem Mädchen sitzt und die ganze Zeit über absolutes Schweigen beobachtet.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Policinell	1. Po . . . . Polko . . . . Poli . . . Poluczitj . . . Poloci . . . Polucinell . . . .
2. Jaszczik (Kiste)	2. . . . . . (erriet nicht)
3. Molotok (Hammer).	3. Lo . . . . . Mo . . . . . Molotok.

b) Es wird eine Kette aus dem Vater, Dr. Janyschewsky und dem Mädchen gebildet; dabei kennt Dr. J. das in Gedanken genommene Wort nicht.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Papyrossa (Zigarette)	1. Papyrossa
2. Akkumulator	2. Ku . . . . Aku . . . . Aku . . .

c) Sophie hält mich an der Hand; in die andere werden mir Gegenstände gereicht, deren Benennungen ich in Gedanken nehme und die der Vater natürlich nicht sieht.

Ich denke:	Das Mädchen antwortet:
1. Patrone	1. Pa . . Pa . . . . (weiter kann sie nicht)
2. Bulawka (Stecknadel)	2. Bulawka
3. Noshnizy (Scheere)	3. Noshik . . . . Noshnizy
4. Resinka (Gummischnur)	4. . . . . . (schweigt)
5. Gwosdj (Nagel)	5. . . . . . (schweigt)
6. Koljzo (Ring).	6. . . . . . (schweigt).

In sämtlichen vorhergehenden Versuchen sprachen sich die anwesenden ärztlichen Kollegen dahin aus, dass sie nicht nur keinerlei Signalisation wahrgenommen haben, sondern auch die Möglichkeit einer solchen bei meiner Versuchsanordnung offenbar für völlig ausgeschlossen halten.

In den nachfolgenden Versuchen setzte ich mir zum Ziele zu eruieren, ob der Gedanke in einen andern Raum bei geschlossener Tür übertragen werden könne. Wie dem Leser erinnerlich, hatten derlei Übertragungsversuche früher in der I. und II. Sitzung einen Misserfolg zu verzeichnen. Nichtsdestoweniger gab ich diese Versuche nicht auf; da ich indes auf Grund gewisser Erwägungen die Möglichkeit der Gedankenübertragung an einem Draht voraussetzen musste, so bediente ich mich hierzu des letztern. Ich verfuhr dabei folgendermaßen.

Ein isolierter Kupferdraht von 1 mm Dicke und 6 m Länge wurde durch das Schlüsselloch einer fest verschlossenen Tür durchgeführt und seine Enden um runde Stäbchen mehrmals aufgewickelt. Der Vater hielt das eine Ende des Drahtes, indem er das Stäbchen mit der Hand fest umfasste und den auf das Stäbchen aufgewickelten Draht zwischen den Fingern durchlaufen liess. Das andere Ende des Drahtes hielt in derselben Weise in ihrer Hand Sophie, die sich jenseits der dicht geschlossenen Tür befand. Im ganzen war der Vater von der Tochter, abgesehen von der Tür, durch eine Entfernung von 5—6 Meter getrennt. Um die Möglichkeit der Übermittelung irgend welcher Signale durch Ziehen am Draht auszuschliessen, wurde dieser unbeweglich in der Weise befestigt, dass ich ihn zu beiden Seiten der Tür um die Türgriffe wickelte und mich hernach durch Ziehen davon überzeugte, dass weder der Draht noch die Tür nachgab; in sämtlichen Fällen bis auf

einen war die Tür eine einflügelige und konnte sehr fest geschlossen werden, was nicht immer der Fall ist bei zweiflügeligen Türen, welche sogar im verschlossenen Zustande leicht zu schwanken pflegen. In mehreren Fällen wurde der Draht noch fest um einen Stuhl gewickelt, welcher mitten ins Zimmer gestellt wurde und auf welchen sich jemand von den Anwesenden zur Kontrolle setzte.

Während des Versuches selbst befand sich neben dem Vater ein Zeuge, der ihm das in Gedanken genommene Wort überreichte und darauf aufpasste, dass er keinen einzigen Laut von sich gab; neben Sophie blieben andere Zeugen. Die Ergebnisse dieser Versuche waren, wie ich es auch erwartete, sehr zufriedenstellend.

VII Sitzung, 5. Mai 1904. Meine ersten Versuche mit dem Draht ohne Zeugen; alle oben beschriebenen Vorsichtsmaßregeln sind getroffen; ich mit dem Vater befinden uns in dem einen Zimmer, Sophie jenseits der Tür im andern Raum, von wo es uns die Antworten zuruft.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Jamamoto	1. Jam . . . to . . . . Jamto . . . .
2. Tokio	2. To . . . . Toj . . . . Tojak . . . Top . . . . Topkiya
3. Ökonomie	3. Okno . . Kn . . Knut . . Öka . .
4. Korsina (Korb)	4. K . . . Kor . . . Korset
5. Papyrossa (Zigarette)	5. P . . . . Pa . . . . Papyrossa
6. Koscheliok (Beutel)	6. K . . . . Koscheliok.

In den folgenden Versuchen bediente ich mich eines nicht isolierten Drahtes von 3 mm Dicke

VIII. Sitzung, 15. Mai 1904. Anwesend: Dr. Usskow, Dr. Silberberg. Versuchsanordnung wie oben.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Mjasso (Fleisch)	1. Ja . . . . Jam . . . Amo . . . . Amos . . . . .
2. Derewo (Baum)	2. E . . . . E . . . Re . . . Resinka
3. Nebo (Himmel)	3. N . . . Nib . . . Nibo . . . Nebo.

Zur V. Sitzung vom 18. Mai 1904. Versuchsanordnung wie oben

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Kostj (Knochen)	1. K . . . Ko . . . . Kostj
2. Molnia (Blitz)	2. Mo . . Mol . . Molo . . Moni . . Monol . . Molin . . Molnia.

Die angeführten Versuche der Gedankenübertragung vermittelst eines (isolierten und nicht isolierten) Kupferdrahtes sind im höchsten Grade überzeugend und können Skeptikern gegenüber als weiterer Beweis dafür dienen, dass wir es hier nicht mit einer absichtlichen Täuschung zu tun haben: erstens war bei der oben beschriebenen Versuchsanordnung die Möglichkeit jeglicher Zeichengebung zwischen den Versuchspersonen völlig ausgeschlossen; zweitens kam die Benutzung eines Drahtes bei den Experimenten den Versuchspersonen so überrascht und war für sie so neu, dass sie keine Zeit hatten, sich über die Signalisationsmethoden zu verständigen, falls man auch eine Zeichengebung annehmen sollte.

Nachdem ich mit dem Draht positive Resultate erzielt hatte, kehrte ich wieder zu dem Versuche zurück, mich von der Möglichkeit der Gedankenübertragung durch eine fest verschlossene Tür ohne jeglichen Kontakt zu überzeugen. Und diese meine Versuche wurden endlich von Erfolg gekrönt.

IX Sitzung, 30. Mai 1904. Ich mit dem Vater befinden uns in dem einen Zimmer, das Mädchen verweilt in dem Nebenraum; die Holztür zwischen uns ist fest geschlossen; abgesehen von der Tür sind die Versuchspersonen durch drei Meter Entfernung von einander getrennt. Ich reiche dem Vater auf Papierstückchen geschriebene Wörter und weise Sophie an, aus dem andern Zimmer laut zu antworten.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Noshik (Taschenmesser)	1. Noshik
2. Krowatj (Bett)	2. Krowatj
3. Athanasius	3. A . . . Athanasius
4. Chemulpo	4. Chem . . . Chemulpo
5. Faraday.	5. Fra . . . Frad . . . Frad . . . Frede . .

Nachdem ich mit der Gedankenübertragung durch eine fest verschlossene Tür solch günstige Ergebnisse erzielt, beschloss ich, dieselben Versuche in Gegenwart irgend jemandes von den Kollegen nochmals zu wiederholen, um dem Einwande vorzubeugen, als wäre ich bei der alleinigen Ausführung dieser Versuche nicht in der Lage gewesen, Vater und Tochter gleichzeitig zu beaufsichtigen und als seien die Versuche deswegen nicht als über jeden Zweifel erhaben zu betrachten.

X. Sitzung, 15. Juni 1904 Anwesend Dr. A. Piewnitzky.

a) Sophie befindet sich mit mir in dem einen Zimmer, der Vater mit Dr P. im andern; die Tür zwischen uns ist dicht geschlossen. Dr. P. überreicht dem Vater auf Papierstücken geschriebene Wörter.

Der Vater denkt:	Das Mädchen antwortet:
1. Kartoczka (Bild)	1. Kr . . . . Kra . . . . Kraska . . . Kra . . . . Kra . . .
2. Pugowitza (Knopf)	2. Pu . . . Puk . . . . Puko . . .
3. Breloque.	3. . . . . (nicht erraten).

b) Sophie befindet sich einige Schritte vom Vater entfernt in demselben Zimmer. Der Vater singt in Gedanken ihm von mir angegebene musikalische Motive; nach einer kurzen Pause beginnt Sophie dieselben Motive laut zu singen —

Derart sind die Ergebnisse der Versuche, welche ich im Jahre 1904 in Gegenwart von ärztlichen Zeugen ausgeführt habe, deren Mehrzahl sich der Möglichkeit der Gedankenübertragung gegenüber sehr skeptisch verhielt. In den 3 Monaten, während welcher ich meinen Fall zu beobachten Gelegenheit hatte, habe ich eine grosse Anzahl von ähnlichen Experimenten angestellt, mich jedoch auf die Beschreibung blos derjenigen beschränkt, die in Gegenwart von anderen Ärzten vorgenommen worden sind; jedenfalls waren die Ergebnisse meiner sämtlichen Versuche stets die gleichen und unterschieden sich durchaus nicht von den oben angeführten.

Diese Resultate können in folgenden Schlusssätzen resumiert werden.

1. Berührt Sophie die Hand ihres Vaters, so nennt sie (mit verbundenen Augen) sehr rasch — bisweilen schon nach einer Sekunde — in Gedanken genommene Gegenstände und Wörter; ist das Wort ihr unbekannt — ein Fremdwort oder eine wissenschaftliche Bezeichnung, — so spricht sie es langsam aus, buchstabierend, macht häufig Fehler und korrigiert sie selbst;

2. setzt man Sophie in einiger Entfernung vom Vater unter Beobachtung aller derjenigen Vorsichtsmaßregeln, von welchen oben die Rede war, so ist sie ebenfalls imstande die Gedanken ihres Vaters zu lesen; in diesem Falle dauert jedoch der Prozess des Lesens viel länger, kommen häufiger Versehen und sogar vollständige Misserfolge vor; dabei kann wiederum konstatiert werden, dass alltägliche Gegenstände und bekannte Wörter Sophie bei weitem schneller errät als abstrakte und schwerverständliche Wörter;

3. die Übertragung von gedachten Wörtern findet auch in dem Falle statt, wenn Sophie und der Vater sich in verschiedenen Räumen aufhalten, aber der Vorgang dauert dabei noch länger als sonst, und öfters ist ein Misslingen des Versuches zu verzeichnen;

4. wird im letztern Falle zwischen dem Vater und Sophie vermittelst eines Kupferdrahtes ein Kontakt hergestellt, so erfährt hierdurch die Gedankenübertragung vom erstern auf die letztere eine erhebliche Beschleunigung und Verbesserung;

5. Sophie vermag auch mit mir, ohne jegliche Mitwirkung des Vaters, Gedanken zu erraten, aber nur unter folgender Bedingung: sie muss mich an der Hand halten, ich hingegen muss nur die Bezeichnungen von Gegenständen in Gedanken nehmen und dabei auf sie hinsehen; unter Einhaltung dieser Bedingungen errät Sophie häufig sehr zutreffend, aber das Erraten dauert viel länger als mit dem Vater;

6. mit anderen Personen errät Sophie nur in dem Falle, wenn unter Beteiligung des Vaters eine Kette gebildet wird.

Wir gehen nun zur Lösung der Frage über, wie die oben beschriebenen Erscheinungen zu erklären sind. Es liegen hier drei Erklärungsmöglichkeiten vor: erstens kann es sich um ein geschicktes Kunststück handeln, d. h. einfach um eine absichtliche Täuschung seitens der Versuchspersonen; zweitens — um unwillkürliche Selbsttäuschung (Theorie von Beard); endlich drittens — um echtes Gedankenlesen. Es muss zugestanden werden, dass die wichtigste und gleichzeitig schwerste Aufgabe in unserem Falle in der Notwendigkeit besteht, die Haltlosigkeit der erstern Deutung oder, richtiger, die Grundlosigkeit dieses Verdachtes nachzuweisen; das ist deshalb wichtig, weil wir es hier mit einem Berufskünstler zu tun haben, dem gegenüber jeglicher Verdacht am Platz ist. Diese Verdachtsmomente veranlassten uns, sämtliche Vorkehrungen zu treffen, um die Versuchspersonen an der Benutzung von Kunstgriffen zu verhindern. Ebendeswegen richtete ich meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Gedankenübertragungsversuche aus der Entfernung unter Beobachtung aller erforderlichen Vorsichtsmaßregeln; die Gedankenübertragungsversuche bei unmittelbarem Kontakt hingegen, wo einer Signalisation zwischen den Versuchspersonen vorzubeugen unmöglich ist, demonstrierte ich blos zum Beweise dessen, dass der Kontakt die unmittelbare Gedankenübertragung beschleunigt.

Wenn ich auch zugebe, dass im vorliegenden Falle jeglicher Verdacht am Platze ist, so darf man jedoch nicht nach dieser Richtung hin soweit gehen, um sogar dann Verdacht zu hegen, wenn absolut keine Verdachtsgründe vorhanden sind ausser dem Umstande, dass es sich um einen Berufskünstler handelt; aber gerade ein solches Misstrauen äusserten mehrere ärztliche Kollegen, welche behaupteten, hier müsse irgendwo eine Täuschung vorliegen. Sie behaupteten das erstens deswegen, weil sie einen Berufskünstler vor sich hatten, und zweitens, weil die Gedankenübertragung ihnen unwahrscheinlich und unfassbar schien. Aber wenn etwas uns unwahrscheinlich vorkommt, so kann das nicht als Beweis dafür dienen, dass es unmöglich ist — dies sagte bereits vor langem aus dem gleichen Anlasse Charles

Richet: was jedoch die Berufstätigkeit der Versuchspersonen anlangt, so liegt es in unserer Macht die Versuche derart anzuordnen, dass jegliche Möglichkeit der Täuschung ausgeschlossen ist.

Man könnte mir einwenden, dass in meinen Versuchen die Möglichkeit einer Täuschung nicht gänzlich ausgeschlossen war und dass bei den Anwesenden sich nicht die feste Überzeugung bilden konnte, dass hier kein Betrug statthabe. Darauf habe ich folgendes zu erwidern. Da alle, die meinen Versuchen beiwohnten, sehr skeptisch gestimmt waren, so beaufsichtigten sie stets die Versuchspersonen äusserst sorgfältig und nahmen häufig zu diesem Zweck zwischen ihnen beiden Platz; niemals konnte mir jedoch jemand nachweisen, dass er auch nur die geringste Andeutung einer Zeichengebung seitens des Vaters bemerkt hätte. Geben wir jedoch für einen Augenblick zu, dass der letztere es nichtsdestoweniger fertig gebracht hat Signale zu übermitteln; in solch einem Falle müssen wir annehmen, dass die Versuchspersonen für jeden Buchstaben des Alphabets ein besonderes Zeichen zur Verfügung hatten, denn Sophie erriet häufig ihr unbekannte Wörter (z. B. „Policinell", „Mortira"), indem sie sie gewissermaßen buchstabierte. Wäre dem so, so hätte der Vater behufs Signalisation eines unbekannten Wortes nicht ein Signal, sondern eine ganze Reihe von solchen, entsprechend der Anzahl der Buchstaben des in Gedanken gehaltenen Wortes, übermitteln müssen; es ist vollkommen unwahrscheinlich, dass die den ganzen Vorgang so scharf beaufsichtigenden Zuschauer dabei nicht ein einziges Zeichen aufgefangen hätten.

Wollen wir endlich sogar das Unmögliche zugeben, d. h. dass der Vater, trotzdem er vollständig unbeweglich und stumm blieb, es dennoch fertig bekommen hat, ohne von den Anwesenden ertappt zu werden, eine ganze Reihe von Signalen seiner Tochter, die 5—10 Schritt ententfernt von ihm sass, zu übermitteln. Aber wie vermochte das Mädchen diese Signale wahrzunehmen? Das Gesicht und das Gefühl sind unbedingt auszuschliessen, denn Sophie befand sich mehrere Schritt vom Vater entfernt, wandte ihm den Rücken zu und hatte um die Augen einen festen Verband. Bleibt nur noch das Gehör übrig, das völlig auszuschliessen etwas schwierig ist, da wir nicht vollkommen überzeugt sein können, dass das Mädchen in der Tat nicht hört; aber es liegt trotzdem in unserer Macht das Gehör erheblich herabzusetzen, und zwar durch Verstopfung der äusseren Gehörgänge mit einer dicken Watteschicht, und nach einigen Anzeichen konnte man schliessen, dass Sophie unter diesen Umständen gewöhnliche Laute wirklich nicht wahrnahm. Diese Anzeichen bestehen im folgenden: wenn ich, hinter dem Mädchen stehend, dessen Ohren fest verstopft waren, mich an sie mit der Flüstersprache oder mit gewöhnlicher Stimme wandte, so blieb sie unbeweglich sitzen und machte den Eindruck einer Tauben; wenn ich jedoch, meine

Stimme allmählich erhebend, eine ziemlich hohe Note erreichte, so machte das Mädchen mit ihrem ganzen Körper eine heftige Bewegung auf dem Stuhle und wandte sich mir zu mit der Frage: „was?" Eben der Umstand, dass Sophie mir heftig und plötzlich den Kopf erst in dem Moment zuwandte, wo ich meine Stimme sehr stark erhob, spricht viel zugunsten der Echtheit ihrer Taubheit für gewöhnliche Laute: es ist schwer anzunehmen, dass das Mädchen so geschickt Taubheit simuliert habe, wo doch das Verstopfen der Ohren mit Watte von mir völlig unerwartet der Versuchsanordnung eingereiht wurde und den Versuchspersonen ganz überraschend kam; ganz abgesehen davon, dass das gesamte Charakterbild Sophies, welche ich im Verlaufe von drei Monaten täglich zu beobachten Gelegenheit hatte, durchaus nicht den Anschein erwecken konnte, als sei sie dazu fähig andere zu täuschen und zum Narren zu halten

Ist es nun anzunehmen, dass das Mädchen mit derart verstopften Ohren eine ganze Reihe akustischer Signale wahrnahm, während die zwischen ihr und dem Vater sitzenden Ärzte mit offenen Ohren und bei angestrengtester Aufmerksamkeit nicht die geringste Andeutung darauf wahrzunehmen vermochten? Dies annehmen — hiesse sich dem gesunden Menschenverstande widersetzen und Tatsachen nicht sehen wollen, die uns so unfassbar und unwahrscheinlich vorkommen. Übrigens ist zu bemerken, dass das Verstopfen der Ohren mit Watte auf die Versuchsergebnisse sehr ungünstig einwirken musste: dem ohnehin sehr nervösen Mädchen war diese Prozedur unangenehm; die ungewohnte Empfindung von Watte in den Ohren reizte sie und beeinflusste zweifellos ihr psychisches Gleichgewicht; und dieser Umstand konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Gelingen der Versuche bleiben, für welche ja völlige geistige Ruhe erforderlich ist. Und trotz dieser ungünstigen Momente waren die Resultate meiner Versuche dennoch günstig.

Endlich entziehen die Versuche mit der Gedankenübertragung in einen andern Raum — unmittelbar und vermittelst eines Drahtes — jeglichen Zweifeln an der Echtheit der beobachteten Erscheinungen bereits vollends den Boden.

Es wurde unter anderem noch ein Einwand gemacht: wenn Sophie in der Tat die Fähigkeit des Gedankenlesens besitzt, warum ist sie dann nicht imstande die Gedanken anderer Personen zu lesen ausser denen des Vaters? Darauf hätte ich folgendes zu antworten: wenn wir es mit einer Erscheinung zu tun haben, die uns gänzlich unbekannt und unverständlich ist, so haben wir kein Recht zu fordern, dass sie sich unter diesen und nicht unter jenen Bedingungen vollziehe: um so weniger Recht haben wir diese Erscheinung blos deswegen zu negieren, weil sie sich nicht dann vollzieht, wann es uns erwünscht ist. Ich beschränke mich auf den Hinweis, dass auch in den Fällen des Dr. Krainsky,

von denen oben die Rede war, die Gedankenübertragungsversuche mit den „Besessenen" nur Krainsky selbst und niemand sonst gelangen. Auf die Frage, warum dies sich so verhält, ist nur eine hypothetische Antwort möglich: aber dieser Umstand, ich wiederhole es, kann nicht als Einwand gegen die Tatsache selbst gelten, umsomehr, als auch mir gelungen ist, wie aus den oben angeführten Versuchen erhellt, meine Gedanken auf Sophie zu übertragen, wenn auch bei Berührung. Eine besondere Bedeutung legte ich meinen eigenen Versuchen mit Sophie nicht bei, da sie mir nicht jenes reiche Material für Schlussfolgerungen liefern konnten wie die des Vaters mit ihr: die mit mir angestellten Versuche hatten blos eine prinzipielle Bedeutung in dem Sinne, dass sie die Echtheit der Erscheinung selbst nachweisen sollten.

Mir ist — leider sehr spät — noch folgender Gedanke eingefallen: ausgehend von der Erwägung, dass das Mädchen allem Anscheine nach Gehörserregungen perzipiert, die im Gehirne ihres Vaters entstehen (s. unten), schloss ich, Sophie müsse eine Melodie zu erraten im stande sein, welche der Vater in Gedanken hersingt. Nimmt man entgegen dem gesunden Menschenverstande an, dass der Vater in sämtlichen vorhergegangenen Versuchen dem Mädchen mit Hilfe besonderer Signale das in Gedanken genommene Wort zutelephoniert hat, so war bei den für die Versuchspersonen völlig unerwartet eingeleiteten Experimenten mit der Übertragung musikalischer Motive nicht vorauszusetzen, dass sie über irgend welche verabredete Zeichen behufs Signalisation dieser Motive verfügen. Ich wählte natürlich solche Motive, welche keine Worte besitzen, z. B. volkstümliche Walzer, Märsche, Elegien u. dergl. Die Ergebnisse dieser Versuche waren, wie zu gewärtigen stand, durchaus günstige: Sophie, die sich in einiger Entfernung vom Vater befand, begann das zu singen, was ich den Vater in Gedanken vor sich herzusingen angewiesen hatte; das Motiv gab ich dem Vater in der Weise an, dass ich das Mädchen vorher in ein weit entlegenes Zimmer schickte, sämtliche Türen fest schloss und sodann ihm kaum hörbar das von mir gewählte Motiv ins Ohr sang (vgl. X. Sitzung). Ich muss blos bedauern, dass es mir viel zu spät eingefallen ist die Echtheit der in Rede stehenden Erscheinung durch die Suggestion von musikalischen Motiven auf die Probe zu stellen und deswegen nicht in der Lage gewesen bin es den skeptischen Kollegen zu demonstrieren; mir will's jedoch scheinen, dass auch eine solche Probe den Skeptizismus derjenigen nicht erschüttert hätte, welche nicht glauben wollten.

Die Möglichkeit einer absichtlichen Täuschung ist demnach bei der Versuchsanordnung, die bei mir statt hatte, entschieden ausgeschlossen. Wir müssen uns daher behufs Erklärung der beobachteten Erscheinungen einer andern Deutung derselben zuwenden, nämlich der Theorie der

unwillkürlichen Selbsttäuschung, gemäss welcher nicht die Gedanken, sondern die unbewussten Muskelbewegungen des Agenten „gelesen" werden. Ich brauche mich bei dieser Theorie nicht lange aufzuhalten, denn wenn sie auch mit knapper Not die Fälle von Ausführung in Gedanken genommener Handlungen (und auch dies blos bei Kontakt) erklärt, so vermag sie doch absolut nicht das Erraten in Gedanken gehaltener Wörter aus der Entfernung zu erklären.

Was endlich die Hypothese des bewussten oder unwillkürlichen Flüsterns betrifft, so ist ihre Anwendung auf unsern Fall bei der Versuchsordnung, welche wir durchführten, geradezu widersinnig: denn voraussetzen, dass das Mädchen bei verstopften Ohren und bei absolutem Schweigen des Vaters imstande gewesen sei gewisse Laute wahrzunehmen, die niemand von den Anwesenden auch bei angestrengtester Aufmerksamkeit hat heraushören können, — dies hiesse riskiertere Hypothesen akzeptieren, als die Tatsachen und ihre kühnste Deutung es gestatten. —

Es bleibt uns somit nichts übrig, als zu dem Schlusse zu gelangen, dass in den von mir angeführten Beobachtungen eine wirkliche Übertragung von Gedanken als solchen stattgefunden hat. Diese Schlussfolgerung resultiert mit Notwendigkeit aus der Gesamtheit der mitgeteilten Beobachtungen, und wir sind nicht im Recht sie blos deshalb zu negieren, weil sie uns unwahrscheinlich vorkommt und einer naturwissenschaftlichen Erklärung noch nicht zugänglich ist. Die letztere wird sich schon von selbst einstellen als natürliche Folge der genaueren Kenntnis der Tatsachen und ihrer Analyse; die exakte Wissenschaft hingegen ist vor allem verpflichtet die Tatsachen selbst so festzustellen, wie sie sich uns präsentieren, ohne darauf ausgehen zu wollen ihnen Erklärungen unterzuschieben, die weit weniger begründet sind als die Tatsachen selbst. So wollen wir uns denn vor den Tatsachen beugen und zu ihrer Analyse übergehen.

Vor allem sei bemerkt, dass beim Prozess der Gedankenübertragung in unserem Falle die Erregung der akustischen Gebiete des Sprachzentrums bei den Versuchspersonen allem Anscheine nach die Hauptrolle spielt. Wir sahen, dass die Fehler und Irrtümer einen phonetischen Charakter trugen, d. h. sie machen den Eindruck, als würde das Mädchen das Wort, das der Vater in Gedanken hält, schlecht hören. Dieser Umstand war's, der zu Verdächtigungen seitens der Anwesenden besondern Anlass gab; ich erinnere jedoch blos daran, dass wir in den Versuchen Lombrosos ebensolchen Fehlern begegnen und dass in Experimenten von Shuk mit dem Erraten in Gedanken genommener Zeichnungen (wobei folglich von Flüstern schon keine Rede mehr sein konnte) die reproduzierten Zeichnungen einen solchen Eindruck machten, als hätte der Prinzipient Gelegenheit gehabt einen flüchtigen Blick auf

die Originale zu werfen. Mit anderen Worten, in meinen und in Lombrosos Versuchen resultierten undeutliche akustische Bilder in Gedanken genommener Wörter, in Shuks hingegen undeutliche optische Bilder gedachter Zeichnungen. Dieser Umstand zwingt uns zu der Annahme, dass wir hier eine gesetzmäßige Erscheinung vor uns haben, kraft deren beim Perzipienten in jedem gegebenen Falle entweder die optischen oder die akustischen Zentren erregt werden, und dabei in schwächerem Grade als beim Agenten. Da die Erregung der Zentren beim Perzipienten allem Anscheine nach mit ihrer Erregung beim Agenten im Moment des Denkens im Zusammenhang steht, so ist es wohl nicht uninteressant sich aus diesem Anlass einige Tatsachen bezüglich der Natur unseres Denkens in die Erinnerung zurückzurufen.

„Wenn wir denken," — sagt Prof. J. Déjérine, — „so können wir es auf zweierlei Weise tun. Entweder wir denken in Bildern von Gegenständen oder in Bildern von Worten; im letztern Falle unterhalten wir uns mit uns selbst, d. h. wir denken mit Hilfe unserer innern Rede (langage intérieur). Bei der Funktion unserer innern Rede spielen sämtliche drei Redezentren — das akustische, motorische und optische — eine Rolle, aber in verschiedenem Grade. Vor allem tauchen akustische Vorstellungen auf; wir denken vermittelst akustischer Bilder, und in dem Moment, wo wir das Wort hören, taucht in uns die Vorstellung auf von den Bewegungen, die dazu erforderlich sind, um es auszusprechen; das bedeutet, dass die akustische Vorstellung eine entsprechende motorische hervorgerufen hat. Mit anderen Worten: unsere innere Rede vollzieht sich mit Hilfe akustischer und motorischer Vorstellungen. Was nun die optischen Bilder anlangt, so spielen sie beim Mechanismus der innern Rede eine blos untergeordnete Rolle"[1]. In dem Momente folglich, wo der Agent an das gewählte Wort denkt, d. h. es für sich wiederholt, wird bei ihm hauptsächlich das akustische Redezentrum erregt; hält er jedoch die Bezeichnung eines Gegenstandes in Gedanken, so gerät bei ihm wahrscheinlich ausser dem akustischen auch das optische Redezentrum in Erregung.

Vergleichen wir damit unsere Beobachtungen. Das Mädchen selbst erklärt, sie sei beim Erraten irgend eines Wortes nicht in der Lage bestimmt zu entscheiden, ob sie es hört oder nicht; „aus irgend einem Grunde," — sagt sie, „kommt mir plötzlich gerade ein solches Wort oder eine solche Silbe in Gedanken". Wird hingegen irgend ein Gegenstand in Gedanken genommen, so drängt sich ihrer Vorstellung eine ganze Reihe von Gegenständen auf, und einen von ihnen fühlt sie instinktiv zu nennen für notwendig, wie sie selbst angibt. Es ist jedoch Grund zur Annahme vorhanden, dass auch beim Erraten von Gegenständen

[1]) Traité de Pathologie générale par Ch. Bouchard, 1904, p. 425.

vornehmlich das akustische Zentrum bei Sophie in Erregung gerät; so begann sie bei der Übertragung des Wortes „Porträt“ zu stammeln: „per . . . . pra . . . pero . . .“, auf „Bulka“ antwortet sie: „uk . . . . udk . . . bu . . . . bulka“, auf „Sjurtuk“ erhält man die Antwort: „tu . . . tru . . . ju . . . . sjurtuk“ (s. II., III. und IV. Sitzung) u. s. w. Angesichts dieses Umstandes können wir behaupten, dass bei Sophie im Moment des Erratens vor allem und hauptsächlich akustische Bilder derjenigen Wörter auftauchen, welche der Vater in Gedanken hält, d. h. dass bei ihr vor allem und hauptsächlich das akustische Redezentrum erregt wird. Demnach besteht zwischen diesen beiden Vorgängen — dem Prozess des Denkens beim Vater und dem des Erratens beim Mädchen — offenbar eine vollständige Harmonie in dem Sinne, dass in beiden Fällen die akustischen Redezentren in Erregung geraten, wobei die im Kopfe des Vaters auftauchenden Vorstellungen irgendwie von Sophie wahrgenommen werden.

Auf Grund dieser Ausführungen können wir mit ziemlicher Wanrscheinlichkeit schliessen, dass der — optische oder akustische — Charakter der Fehler bei der Gedankenübertragung durch den Typus des Denkvorganges beim Agenten und durch die besondere Empfänglichkeit dieser oder jener Zentren beim Perzipienten bedingt ist; infolgedessen glaube ich auch, dass bei mir persönlich der optische Typus des Denkprozesses prävaliert (s. Punkt 5 der Schlussthesen auf Seite 37). — Analysieren wir den Vorgang der Gedankenübertragung weiter, so können wir noch bemessen, dass das Erraten allem Anscheine nach sich unbewusst vollzieht. Dies beobachtete bereits Richet bei seinen Versuchen und bestätigten auch alle späteren Forscher. Der Bewusstseinsmangel erweist hier einen bessern Dienst als der stärkste Wunsch zu erraten: der partielle Bewusstseinsmangel (inconscience partielle nach Richet) spielt offenbar beim erfolgreichen Lesen der Gedanken eine ungeheure Rolle. Der berühmte Bishop erklärte, dass er während des Erratens in einen gewissen halb deliriösen Zustand versinke, den er mit der Bezeichnung „rêverie“ näher zu bestimmen suchte. Bei Krainsky war für das Gelingen der Experimente sogar ein tiefer somnambulischer Zustand der „Besessenen“ erforderlich. Was meinen Fall betrifft, so war es für das Gelingen der Versuche nicht notwendig, dass sich die Versuchsperson in einem besondern Zustand befinde: Sophie war stets und unter allen Umständen zu erraten imstande, wobei sie häufig während des Erratens sogar unartig war und Scherz trieb (dies untersagte ich ihr blos in den oben beschriebenen Versuchen, wo behufs Ausschluss von Täuschung Vorsicht geboten war). Für das bessere Gelingen der Experimente war es jedoch stets notwendig, jegliche äusseren Eindrücke, welche Sophie ablenken konnten, zu beseitigen, sodass sie oftmals selbst

darum bat, ihr während der Sitzung die Augen zu verbinden. In sämtlichen Fällen ferner, wo sie durch Raten darauf zu kommen suchte, welches Wort gewählt sei, irrte sie beständig. Endlich spricht zugunsten dessen, dass der Prozess unbewusst abläuft, noch der Umstand, dass Sophie häufig sich absolut nicht der Worte entsinnen konnte, die sie eine Minute vorher erraten hatte. Daraus ist mit genügender Wahrscheinlichkeit zu schliessen, dass wenn das Gedankenlesen gelingen soll, die höheren Zentren der psychischen Tätigkeit des Perzipienten sich im möglichst vollkommenen Ruhezustand befinden müssen.

Gehen wir nun von der Feststellung der Tatsachen der unmittelbaren Gedankenübertragung zur Frage nach der Art und Weise dieser Übertragung über, so haben wir vorläufig folgendes zu bemerken.

Die moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung basiert auf zwei Grundgesetzen: 1. keine Wirkung ohne Ursache und 2. keine Fernwirkung ohne Zwischenkräfte. Diese beiden Grundsätze dienten stets als sicherer Leitstern bei wissenschaftlichen Forschungen und erwiesen bereits mehrfach der Wissenschaft ungeheure Dienste bei wichtigen Endeckungen Gehen wir einerseits von diesen beiden Grundsätzen aus und berücksichtigen wir andererseits die wissenschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit auf dem Gebiete der Physik, so müssen wir bezüglich der Art und Weise der Gedankenübertragung folgende Erwägungen aussprechen.

Falls der Gedanke, der im Gehirn der einen Person entsteht, ohne Vermittelung der äusseren Sinnesorgane auf die andere Person übertragen werden kann, so muss diese Übertragung sich vermittelst einer strahlenden Energie vollziehen, welche sich wahrscheinlich im Gehirne des denkenden Subjektes entwickelt, von dort aus sich nach allen Richtungen hin ausbreitet und im Gehirne der andern Person verschiedene Vorstellungen auslöst. Was das für eine Energie ist, wissen wir vorläufig nicht; aber auf Grund der ihr von uns zugeschriebenen Fähigkeit im Gehirn des Menschen das Auftreten verschiedener Vorstellungen zu bedingen, können wir sie als psychische Energie bezeichnen. Überdies vermag man auf Grund der oben mitgeteilten Schlussfolgerungen aus den Beobachtungen (s. Seite 36) auch einige Eigenschaften dieser präsumierten strahlenden psychischen Energie näher zu bestimmen.

Da nämlich die Gedankenübertragung bei unmittelbarem Kontakt verhältnismäßig schnell und vollkommen vor sich geht, so ist wohl anzunehmen, dass der menschliche Körper oder irgend welche Elemente desselben für diese präsumtive Energie als guter Leiter dienen, an welchem sie sich mit grösserer Leichtigkeit und Schnelligkeit fortpflanzt. Da jedoch der Gedanke auch ohne Kontakt aus der Entfernung über-

tragen wird, so ist die Annahme berechtigt, dass diese strahlende Energie sich auch durch die Luft fortpflanzt; aus dem Umstande aber, dass aus der Entfernung das Gedankenlesen viel langsamer und unvollkommener vor sich geht, folgt, dass für diese unbekannte Strahlenenergie die Luft einen schlechtern Leiter darstellt, weshalb sie beim Durchgehen durch die Luft bedeutend abgeschwächt wird und an ihrer Kraft Einbusse erleidet. Ferner weisst die Gedankenübertragung durch eine Tür darauf hin, dass die psychische Energie undurchsichtige Scheidewände zu durchdringen imstande ist, während die Vervollkommnung und Beschleunigung der Übertragung mittels eines Kupferdrahtes darauf hinweist, dass letzterer für die psychische Energie einen guten Leiter repräsentiert. Endlich weist die bessere und leichtere Übertragung der Bezeichnungen alltäglicher Gegenstände und bekannter Wörter allem Anscheine nach darauf hin, dass die Ausstrahlung der psychischen Energie beim Denken an diese Gegenstände und Wörter eine höhere Spannung erreicht als bei abstrakten und unverständlichen Bezeichnungen. Die Gesamtheit der von uns ausgeführten Beobachtungen und der auf ihnen begründeten theoretischen Schlüsse führt uns demnach unabhängig von den in der Einleitung entwickelten Anschauungen, zur Aufstellung folgender Hypothese.

Es existiert eine strahlende psychische Energie, die beim Denken im Gehirne der betreffenden Person entsteht, ins Gehirn anderer Personen übergeht, dort akustische und optische Bilder auslöst und folgende physikalische Eigenschaften besitzt:

1. pflanzt sie sich im menschlichen Körper vom Gehirne zur Peripherie und umgekehrt leicht fort;
2. durchdringt sie die Luft und undurchsichtige Scheidewände, wird jedoch von ihnen zum Teil absorbiert;
3. wird sie von einem Kupferdraht gut fortgeleitet;
4. ist sie von verschiedener Spannung.

Das sind die unvermeidlichen Schlussfolgerungen aus den von mir mitgeteilten Beobachtungen, falls nur die letzteren als regelrecht angestellt und die Möglichkeit jeglicher Täuschung — bewusster wie unbewusster — als völlig ausgeschlossen anerkannt werden. Ich glaube, dass keine Veranlassung vorliegt, diese Anerkennung meinen Versuchen zu versagen; wie aber auch der Leser darüber denken sollte, jedenfalls bitte ich blos fest im Auge zu behalten, dass die scheinbare Unwahrscheinlichkeit irgend eines Vorgangs niemals als Beweis für eine Unmöglichkeit dienen darf.

IV.

Über das Doppel-Bewusstsein, automatisches Schreiben und Mediumismus.

Wie eingehend und überzeugend sämtliche oben angeführte Versuche auch sein mögen, so reichen sie doch, wie zuzugestehen ist, allein nicht zur wissenschaftlichen Feststellung einer solchen Tatsache hin, deren Möglichkeit von zahlreichen Vertretern der Wissenschaft sowohl nach ihrer prinzipiellen, als auch nach ihrer faktischen Seite hin bis jetzt bestritten wird.

Allerdings wird keine Erscheinung weniger reell dadurch, dass die Mehrzahl der Gelehrten sie noch nicht anerkannt hat; in der positiven Wissenschaft gilt es jedoch mit Recht als Regel, die uns vor übereilten und häufig irrtümlichen Schlüssen bewahrt, als sicher festgestelltes wissenschaftliches Ergebnis nur eine solche Erscheinung zu betrachten, die von einem beliebigen Forscher experimentell nachgeprüft und nach Wunsch eine beliebige Anzahl von Malen wiederholt werden kann [1].

Freilich ist es mir in den vorhergehenden Versuchen gelungen, diese Bedingungen in erheblichem Maße zu erfüllen und ein in wissenschaftlicher Beziehung recht wertvolles Material zu gewinnen; aber die Bedeutung dieses Materials wird trotzdem erstens dadurch geschmälert, dass als Objekt meiner Versuche ein seltenes Exemplar diente, das einem jeden andern Forscher nicht häufig zur Verfügung stehen kann, und zweitens dadurch, dass meine Versuche eher experimentelle Beobachtungen als reine Experimente darstellten, in welchen ich nicht nur die Rolle eines Beobachters, sondern auch die eines Agenten hätte spielen sollen.

Allerdings besitzen auch experimentelle Beobachtungen allein wie überhaupt, so auch im vorliegenden Falle einen ungeheuren wissenschaftlichen Wert. Stellen wir uns jedoch ein für allemal auf den

[1] Ich spreche natürlich nur von jenen Gebieten der positiven Wissenschaft, auf denen das Experiment überhaupt möglich ist; bezüglich der Erscheinungen kosmischen Ursprungs z. B. muss sich die Wissenschaft auf Beobachtungen allein beschränken, deren Resultate hindoch nicht weniger exakt sind.

Standpunkt, dass die Existenz und die Ausstrahlung einer psychischen Energie ein Postulat der energetischen Theorie des Denkens ist, so muss die Möglichkeit der Gedankenübertragung nicht als Ausnahmeerscheinung, sondern als die Regel angesehen werden; mit anderen Worten, vom energetischen Standpunkt aus ist jeder Mensch allein durch die Tatsache der Existenz seines Gehirns bereits Agent und muss folglich die Fähigkeit besitzen, seine Gedanken auf eine andere Person zu übertragen.

Die energetische Theorie löst jedoch nicht die Frage, ob jedes Subjekt Perzipient sein kann, d. h. die psychische Energie eines beliebigen Agenten aufzunehmen vermag. Würden wir daran gehen, diese Frage auf Grund der verhältnismäßigen Seltenheit der Fälle von direkter Beobachtung der Gedankenübertragung zu lösen, so wäre die Annahme gestattet, dass behufs Wahrnehmung fremder Gedanken der Perzipient gewisse besondere Eigenschaften besitzen muss, welche offenbar nicht häufig angetroffen werden.

Wenn es uns glücken würde, diese Eigenschaften und die sicheren Kennzeichen, an denen das Vorhandensein dieser Eigenschaften bei diesem oder jenem Subjekt zu erkennen wäre, zu bestimmen, so wäre es für uns bereits nicht schwer, sichere Methoden für die Anstellung von Gedankenübertragungsversuchen auszuarbeiten, und eine allen zugängliche wissenschaftliche Beweisführung für die in Rede stehende Tatsache wäre somit eröffnet.

Versuchen wir nun in den vorhergehenden Experimenten Hinweise auf diejenigen Umstände zu finden, welche zur Lösung der uns gestellten Aufgabe beitragen können.

Wir sehen oben, dass eine von den Bedingungen, welche den Vorgang der Gedankenperzeption begünstigen, in dem unbewussten oder halbbewussten Zustand des Perzipienten besteht und dass der Wahrnehmungsprozess jedenfalls unbewusst verläuft. Um aus dieser Beobachtung für unsern Zweck den grösstmöglichen Nutzen zu ziehen, müssen wir von dem unmittelbaren Thema der vorliegenden Arbeit etwas abschweifen und uns mit der Frage beschäftigen, was eigentlich unbewusste psychische Tätigkeit ist und wie der Zusammenhang zwischen bewussten und unbewussten Vorgängen sich gestaltet.

Die Sache ist nämlich die, dass eine ganze Reihe von Erscheinungen aus dem Gebiete der normalen und pathologischen Psychologie, sowie die Ergebnisse der vergleichenden Psychologie alle gründlichen Denker unvermeidlich zu dem Schlusse drängt, dass es „unbewusste“ psychische Erscheinungen nicht gibt: alles das, was bis jetzt als unbewusste Gehirntätigkeit bezeichnet zu werden pflegt, besitzt in Wirklichkeit sämtliche charakteristische Merkmale des gewöhnlichen, uns bekannten Bewusstseins.

Das Vorhandensein des gewöhnlichen Bewusstseins ist durch die Intensität der im Gehirn sich abspielenden Denkprozesse und durch das Fixieren der Aufmerksamkeit auf denselben bedingt — das Bewusstsein ist blos das Ergebnis einer Synthese bestimmter psychischer Vorgänge: der sogenannte „Bewusstseinsmangel“ weist blos auf den Mangel an Synthese hin. Die Erscheinungen der hypnotischen Suggestion beweisen, dass jedes „Bewusste“ in einem beliebigen Moment in „Unbewusstes“ verwandelt und, umgekehrt, alles das, was je zuvor in unserm Gehirne ohne Mitbeteiligung des sog. „Bewusstseins“ vor sich gegangen ist, in dasselbe zurückgerufen werden kann. Infolgedessen beginnt man gegenwärtig in der Psychologie immer häufiger von zwei Bewusstseinsformen zu sprechen — dem Ober- und dem Unterbewusstsein.

„Der Mensch“ — sagt A. Binet unter Hinweis auf den bekannten Fall von gänzlicher Spaltung der Persönlichkeit bei der Patientin des Dr. Azam — „ist bereits nicht mehr eine einfache Einheit; denn wenn dem so wäre, so würde es unbegreiflich sein, wieso unter gewissen Bedingungen manche Kranke . . . . . mehrere verschiedene Persönlichkeiten aufweisen können; das, was sich teilen lässt, muss aus mehreren Teilen bestehen: wenn eine Persönlichkeit sich verdoppeln und verdreifachen kann, so beweist dies, dass sie einen Komplex, eine Vereinigung, die Resultante mehrerer Elemente repräsentiert [1].“

Angesichts dieser Erwägungen und einer ganzen Reihe anderer Umstände, von denen weiter unten die Rede sein wird, schlug der deutsche Psychologe Max Dessoir vor, unser Gesamtbewusstsein in zwei Hälften zu teilen: in Ober- und Unterbewusstsein. Indem er in seiner interessanten Arbeit über das Doppel-Ich einige „unbewusste“ Äusserungen der menschlichen Psyche analysiert, bringt sie der genannte Autor mit der Tätigkeit des Unterbewusstseins in Zusammenhang.

„Es scheint erforderlich“ — sagt er — „zu unterscheiden zwischen jener Partie des Bewusstseins, die der Kenntnis des Individuums unterbreitet, und jener, die ihr unter normalen Verhältnissen entzogen ist. Wir tragen gleichsam eine verborgene Bewusstseinssphäre in uns, die, mit Verstand, Empfindung und Willen begabt, eine Reihe von Handlungen zu bestimmen fähig ist.“ [2]). Diese verborgene Bewusstseinssphäre schlägt Dessoir als Unterbewusstsein zu bezeichnen vor im Gegensatz zu der Bewusstseinspartie, deren Tätigkeit stets zu unserer Kenntnis gelangt und die er Oberbewusstsein nennt.

Freilich ist diese Einteilung unseres Gesamtbewusstseins in zwei Sphären — eine obere und eine untere — keine besonders glückliche, da sie gewissermaßen die letztere der erstern unterordnet und somit

[1]) A. Binet, Les altérations de la personnalité. 1892. Seite 316.

[2]) Max Dessoir, Das Doppel-Ich. Zweite Aufl., 1896, Seite 11.

die Lösung der Frage vorwegnimmt, welche erst nach sorgfältigstem vergleichendem Studium sämtlicher Lebensäusserungen jeder Bewusstseinspartie im besondern richtig gelöst werden kann. Und Dessoir selbst hebt auch hervor, dass er mit dieser Einteilung die Frage durchaus nicht vorweg entscheiden wolle, sondern die Benennung blos als ein leichtverständliches Bild gewählt habe, das er gern gegen ein treffenderes aufzugeben bereit sei.

Es darf jedoch nicht ausser Acht gelassen werden, dass treffendere Bezeichnungen erst dann gefunden werden können, wenn wir beide Bewusstseinssphären, die wir näher zu bestimmen suchen, genau erforscht haben; bis dahin können wir uns die Einteilung Dessoirs zu eigen machen, welche immerhin der gebräuchlichen Einteilung unserer Psyche in eine „bewusste“ und „unbewusste“ Sphäre bedeutend vorzuziehen ist: die letztere Einteilung schafft eine tiefe Kluft zwischen den ihrem Wesen nach gleichartigen Erscheinungsformen unserer Psyche und legt der Lösung der Frage nach dem Zusammenhange der „unbewussten“ Vorgänge mit den „bewussten“ und der Möglichkeit des Übergangs ersterer in letztere unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg.

Diese künstlich geschaffene Schwierigkeit wird durch die Dessoirsche Einteilung aus dem Wege geräumt, welche die völlige Identität der in unserm Gehirn, einerlei ob oberhalb oder unterhalb des Niveaus unserer Kenntnis, sich abspielenden Prozesse betont. Ebendeshalb wurde diese Einteilung von einer Reihe anderer Autoren sympathisch aufgenommen, die ihrerseits die Ausführungen des genannten deutschen Psychologen weiter entwickelten und ergänzten.

„Schon die Erfahrung der Selbstbeobachtung“ — sagt Forel — „lässt uns experimentell erkennen, dass viele Dinge, die uns unbewusst zu sein scheinen, doch bewusst sind oder waren. Ja, gewisse Sinneseindrücke bleiben im Moment ihres Geschehens unserm gewöhnlichen oder Oberbewusstsein unbewusst, können aber nachträglich in dasselbe gerufen werden. Ganze Ketten von Gehirntätigkeiten (die Träume, der Somnambulismus oder zweites Bewusstsein) sind für gewöhnlich aus dem Oberbewusstsein scheinbar ausgeschaltet, können aber durch Suggestion oder sonst nachträglich mit dem erinnerlichen Inhalt desselben assoziiert werden. In allen diesen Fällen erweist sich somit das scheinbar Unbewusste als dennoch bewusst.“

Angesichts dieser Erwägungen schlägt Forel, in Übereinstimmung mit Max Dessoir, vor, unser gewöhnliches Bewusstsein als „Oberbewusstsein“, alle anderen „Bewusstseine“ hindoch, die teils vergessen, teils nur lose oder indirekt mit dem Inhalt des Oberbewusstseins verknüpft sind, d. h. alles das, was bisher unter dem „Unbewussten“ verstanden wurde, als „Unterbewusstsein“ zu bezeichnen. „Das Bewusstsein“ — sagt er weiter — „existiert gar nicht an und für sich, sondern

nur durch die Gehirntätigkeit, deren innerer Reflex es ist . . . . Unser Oberbewusstsein bedeutet nur eine summarische, synthetische, unvollständige, subjektive Beleuchtung des stärkeren Teiles unserer Grosshirntätigkeit“[1]).

Erst vor kurzem hat derselben Frage eine spezielle Arbeit J. Grasset[2]) gewidmet, welcher unsere Psyche ebenfalls in zwei fast gleichbedeutende Sphären teilt; er huldigt jedoch der Anschauung, dass die verborgene Hälfte der menschlichen Psyche das Element des Bewussten entbehrt; ebendeshalb spricht er nicht wie Forel von zwei „Bewusstseinen“, sondern von zwei „Psychen“ — einer obern und untern. „Die psychischen Vorgänge“ — sagt er — „zerfallen in zwei Gruppen: 1. psychische Vorgänge höherer Ordnung: bewusste, willkürliche und freie; 2. psychische Vorgänge niederer Ordnung: unbewusste, automatische und unwillkürliche.“ Die ersteren gehören der obern Psyche, die letzteren der untern an.

Gegen diese Ansicht Grassets, dass der untern oder niedern Psyche das Element des Bewussten abgeht, wurden seitens Pierre Janets, Binets, Gondards u. a. zahlreiche gewichtige Einwände erhoben, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, da dieser Streit sich nicht um das Wesen der Sache, sondern nur um Worte dreht. Es genügt der Hinweis, dass Grasset die niedere Psyche mit allen den Attributen ausstattet, welche wir bis jetzt dem Bewusstsein zuzuschreiben gewohnt waren, nämlich mit Gedächtnis, Einbildungskraft, Ideenassoziation, schöpferischer Phantasie, Logik u. s. w.; „die niedere Psyche“ — sagt er — „besitzt eine ebenso oder sogar noch grössere Bedeutung als die höhere; sämtliche psychische Funktionen spielen sich auch in der niedern Psyche ab, und in vielen Fällen ist die Rolle der letztern die dominierende“[3]).

Aus diesen Worten ist leicht zu ersehen, dass Grasset, indem er der niedern Psyche das Element des Bewussten abspricht, diesem letztern Begriff einen besondern Inhalt vindiziert, welche Auffassung natürlich für niemanden obligatorisch ist. Für uns ist es blos wichtig festzustellen, dass die Arbeit dieses Verfassers jene Tatsache vollauf bestätigt, deren Anerkennung gegenwärtig Allgemeingut zu werden beginnt und die für die weitere Entwicklung der Psychologie von weittragenster Bedeutung ist, nämlich, dass die Persönlichkeit des Menschen sich aus mindestens zwei Sphären — zwei Bewusstseinspartien oder zwei Psychen — zusammensetzt, von denen jede sämtliche für unser gewöhnliches Bewusstsein charakteristische Eigenschaften besitzt.

[1]) A. Forel, Der Hypnotismus. Vierte Auflage, 1902. S. 2, 4 u. 12.
[2]) J. Grasset, Le psychisme inférieur. 1906.
[3]) J. Grasset, l. c., Seite 355.

Beide Bewusstseinspartien — das Ober- und das Unterbewusstsein — existieren nebeneinander in demselben Gehirn und können ihre Tätigkeit gleichzeitig oder abwechselnd entfalten. Während die Funktion unseres gewöhnlichen Bewusstseins (des Oberbewusstseins) vollkommen zu unserer Kenntnis gelangt, ahnen wir gar nicht einmal, dass zur selben Zeit unser Unterbewusstsein ebenfalls tätig ist, urteilt, die aus der Aussenwelt eindringenden Eindrücke bewertet und auf Grund derselben Schlüsse zieht.

Unter den gewöhnlichen Verhältnissen unserer Gehirntätigkeit tut sich das Unterbewusstsein fast durch nichts kund, und deshalb haben wir auch von ihm keine Ahnung. Bei einigen Zuständen unserer Psyche jedoch, wie z. B. beim Somnambulismus, tritt das Unterbewusstsein in den Vordergrund, beginnt ausschliesslich die Szene zu beherrschen und drängt das Oberbewusstsein dorthin zurück, wo es im Wachzustand selbst sich befunden hat.

Es gibt jedoch Fälle, wo das Ober- und Unterbewusstsein gleichzeitig und unabhängig von einander tätig sind, sich in verschiedenen Handlungen kund tun und dabei von einander nicht das mindeste wissen. Die Handlungen, durch welche sich das Unterbewusstsein unabhängig vom Oberbewusstsein dokumentiert, nennt man gewöhnlich automatische, und die Fähigkeit zu derartigen Handlungen — psychischen Automatismus.

Unter dem letztern versteht man, mit anderen Worten, — die Fähigkeit zu solchen Handlungen, welche alle Merkmale psychischer Bedingtheit tragen (vernünftig und überlegt sind), aber dabei von der ausführenden Person im Augenblick der Ausführung gar nicht „gewusst" werden.

Ein klassisches Werk auf dem Gebiete der Erforschung der verschiedenen Äusserungen des seelischen Automatismus, ein Werk, das als Ausgangspunkt für analoge Untersuchungen einer ganzen Reihe anderer Autoren und darunter auch Dessoirs gedient hat, ist das Buch von Pierre Janet über den „psychologischen Automatismus"[1]) bei Hysterischen und Hypnotisierten

Von allen Arten des psychischen Automatismus interessiert uns hier vornehmlich der graphische Automatismus, d. h. das automatische Schreiben, das ein reiches Material für sehr lehrreiche Schlussfolgerungen liefert. Das automatische Schreiben besteht darin, dass einige Personen unter gewissen Bedingungen, z. B. während eines mit einer anderen Person geführten Gespräches, gleichzeitig vermittelst eines in ihre Hand gelegten Bleistifts automatisch, d. h. ohne es im mindesten zu wollen und ohne es zu bemerken, einzelne Wörter, Sätze und ganze zusammen-

[1]) Pierre Janet, L'automatisme psychologique. Paris 1889.

hängende Perioden aufzuschreiben vermögen. Auf diese Weise können sie manchmal ihre verborgensten Geheimnisse ausplaudern oder davon erzählen, was ihnen irgend einmal in der Hypnose suggeriert worden ist und wovon ihr Oberbewusstsein nicht die leiseste Vorstellung besitzt.

Derartige Fälle von graphischem Automatismus sind von verschiedenen Autoren beschrieben worden, deren Name für die Glaubwürdigkeit der von ihnen mitgeteilten Tatsachen bürgt, — so von Pierre Janet, Binet, Féré, Dessoir u. a. Ihre Beobachtungen stellten diese Autoren hauptsächlich an Hysterischen und an Personen an, die posthypnotischen Suggestionen unterzogen worden waren: bei den ersteren äusserte sich der graphische Automatismus gewöhnlich in der anästhetischen Hand, bei den letzteren war Anästhesie hierfür nicht erforderlich. Die hysterische Person, dessen Aufmerksamkeit durch irgend was abgelenkt ist, vermag, ohne es selbst zu merken, vollkommen vernünftige Antworten auf Fragen aufzuschreiben, welche ihm eine dritte Person leise stellt, von deren Anwesenheit sie sogar keine Ahnung hat. Der Mensch, an welchem eine posthypnotische Suggestion ausgeführt wurde, kann auf dieselbe Weise alles mitteilen, was ihm früher einmal suggeriert worden ist.

Der graphische Antomatismus bildet unter anderem eine der Hauptbesonderheiten der spiritistischen Medien, d. h. derjenigen Personen, mit deren Hilfe alle spiritistischen „Wunder“ verrichtet werden. Da ich im weitern Verlaufe auf einige Erscheinungsformen des graphischen Automatismus bei Medien einzugehen haben werde, so halte ich es für angebracht gleich jetzt meine Stellungsnahme zur Frage nach dem Wesen des Mediumismus zu präzisieren

Jedes Wissensgebiet hat seinerzeit ein solches Stadium durchgemacht, wo die der Erklärung unzugänglichen Tatsachen einerseits zu deren Negierung, andererseits zum Aberglauben und zur Aufstellung von allerlei phantastischen Theorien führten; eben in solch einem Stadium befindet sich augenblicklich die Frage nach den mediumistischen Erscheinungen.

Was den Seelenzustand anlangt, der als Mediumismus bezeichnet wird, so ist das Wesen desselben gegenwärtig durch die Forschungen hervorragender Psychologen und Neuropathologen in hohem Maße klargelegt; aber die Mehrzahl der beim Mediumismus zu beobachtenden Erscheinungen harrt noch bis jetzt ihrer wissenschaftlichen Ergründung und Erklärung. Und nur diese letztere vermag der Entstehung und Verbreitung spiritistischen Aberglaubens und phantastischer Gehirngespinnste ein Ende zu machen, welche dem untilgbaren Bedürfnis des menschlichen Geistes nach einer Erklärung der beobachteten Erscheinungen ihren Ursprung verdanken.

„Wahrlich kein Wunder," — bemerkt mit Recht Dessoir, — „dass der Spiritismus . . . . immer weiter um sich greift, da es die berufensten Vertreter der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag verschmähen, die in den mystisch-religiösen Theorien zugrunde liegenden Tatsachen zu untersuchen und dem Bannkreis des Aberglaubens zu entziehen . . . . . Nichts unberechtigter, nichts antiwissenschaftlicher, als die ängstliche Scheu vor diesem Gebiete, zumal in unseren Tagen, wo man dieselbe Taktik dem Hypnotismus gegenüber glücklicherweise aufgegeben hat"[1]. Die Aufgabe der positiven Wissenschaft besteht nunmehr darin, zwischen beiden gleicherweise unwissenschaftlichen Extremen — der Negierung der Tatsachen und ihrer phantastischen Deutung — den Weg zur Auffindung der Wahrheit zu ebnen.

Was ist nun der Mediumismus als psychischer Zustand? Die meisten Autoren, die sich mit der Erforschung dieser Frage befasst haben, stimmen darin überein, dass der Mediumismus einen Seelenzustand repräsentiert, der eintritt, sobald sich das Unterbewusstsein aus dem Zusammenhange mit dem Oberbewusstsein loslöst und unabhängig von diesem, wenn auch neben ihm, tätig ist. Die Sache ist nämlich die, dass bei den sog. „normalen" Menschen die Tätigkeit beider Bewusstseinssphären so eng verbunden, so fest assoziert ist, dass die selbstständige Arbeit einer von ihnen unmöglich ist: die zu Tage tretende psychische Tätigkeit der normalen Person ist blos das Resultat der koordinierten Arbeit des Ober- und des Unterbewusstseins, obwohl die Äusserungen dieser Tätigkeit durch das Oberbewusstsein allein bedingt sind; das Charakteristische der normalen Persönlichkeit ist eben die feste Assoziation sämtlicher Elemente und Komplexe des Gesamtbewusstseins.

Bei einigen Zuständen unseres Gesamtbewusstseins jedoch, die durch bisher noch unbekannte Ursachen bewirkt werden, stellt sich eine ungenügende oder schwache Assoziation ein, welche eine partielle Dissoziation der Bewusstseinselemente zur Folge hat. Diese Dissoziation kann hinsichtlich ihrer Dauer und der Grösse der in Mitleidenschaft gezogenen Bewusstseinsgebiete verschiedene Grade erreichen. Bei der Dissoziation oder ungenügend festen Assoziation des gesamten Bewusstseinskomplexes sind seine einzelnen Elemente imstande ihre Tätigkeit selbständig, fast ohne jeglichen Zusammenhang mit dem übrigen Bewusstsein zu entfalten, und hieraus resultiert das Bild der verschiedenen „hysterischen" Zustände, vom graphischen Automatismus an bis zur deutlich ausgeprägten Hysterie.

Wenn wir den graphischen Automatismus als „hysterische" Erscheinung bezeichnen, so sind wir doch weit davon entfernt den

[1] M. Dessoir, l. c., Seite 60 und 82.

Mediumismus mit der Hysterie zu identifizieren, wie es so viele zu tun geneigt sind. Diesen beiden Zuständen ist nur das gemeinsam, dass hier wie dort eine Dissoziation oder ungenügende Assoziation der Elemente des Gesamtbewusstseins statthat; aber der Unterschied zwischen beiden ist bedeutend.

Bei der Hysterie bildet die Dissoziation blos eines von den Symptomen, als charakteristisch für die Hysterie ist jedoch die leichte Beweglichkeit der Bewusstseinselemente anzusehen, dank welcher die Dissoziation der einen Elemente ebenso schnell verschwinden, wie die anormale Assoziation anderer Elemente eintreten kann; bei der Hysterie haben wir es in gleicher Weise mit der Störung der normalen Assoziationen wie mit dem Auftreten ungewöhnlicher und abnormer zu tun, aber die charakteristische Eigenschaft dieses Seelenzustands besteht in der Labilität der Bewusstseinselemente. Und eben infolge dieser Grundeigenschaft der Hysterie sind die von ihr befallenen Personen solch dankbare Objekte für die hypnotische Suggestion: diese operiert stets mit einzelnen Elementen oder Komplexen des Bewusstseins, indem sie sie nach Gutdünken trennt oder vereinigt; selbstverständlich wird dies am leichtesten bei denjenigen Personen erreicht, bei welchen die Bewusstseinselemente in lockerem Zusammenhange stehen und leicht beweglich sind.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den mediumistischen Personen: für diese ist nicht die leichte Beweglichkeit der Bewusstseinselemente charakteristisch (die natürlich auch bei ihnen angetroffen werden kann), sondern gerade die Dissoziation selbst, die sich durch grosse Beharrlichkeit auszeichnet. Diese Dissoziation betrifft stets zwei fast gleichbedeutende Bewusstseinssphären, von denen jede einen sehr umfangreichen Komplex repräsentiert und als ganzes Bewusstsein mit allen seinen Attributen zu funktionieren vermag; die eine von ihnen nannten wir Oberbewusstsein, die andere — Unterbewusstsein. Die Dissoziation dieser beiden Sphären hat die Möglichkeit einer grösseren oder geringeren Unabhängigkeit jeder von ihnen zur Folge, was unter andern in dem automatischen Schreiben der Medien zu Tage tritt. — Ausser dem angeführten Unterschied zwischen Mediumismus und Hysterie existiert noch ein anderer, von welchem weiter unten die Rede sein wird.

Nach P. Janet „stellen die Medien, falls sie gut sind, den Typus einer fast völligen Spaltung der Persönlichkeit dar, wobei beide Persönlichkeiten einander gar nicht kennen und unabhängig von einander in Aktion treten“[1]).

Nach J. Grasset „sind die Medien Personen, deren niedere Psyche sehr aktiv ist, von der höhern sich sehr leicht abspaltet und ihre Seelen-

[1]) J. Grasset, Le psychisme inférieur, 1906, S. 98.

tätigkeit sehr rasch in Handlungen umsetzt", oder, anders ausgedrückt, „das Medium ist eine Person, die mit einer lebhaften Einbildungskraft der niedern Psyche und gleichzeitig mit einer hochgradigen Fähigkeit zur Dissoziation beider Psychen ausgestattet ist"[1]).

Obwohl die Dissoziation beider Bewusstseinssphären bei den Medien sich durch verhältnissmässige Beharrlichkeit auszeichnet, ist sie doch immerhin unbeständig: zeitweise, unter dem Einflusse noch nicht aufgeklärter Ursachen, schwindet die Dissoziation; gleichzeitig mit ihr schwindet auch die Bedingung für die Selbsttätigkeit des Unterbewusstseins, — und die Fähigkeit zum graphischen Automatismus verliert sich. Nach einiger Zeit – mehreren Tagen oder sogar Wochen — stellt sich die Dissoziation von neuem ein und die geschwundene Tätigkeit kehrt wieder zurück.

Ich hielt es deswegen für notwendig bei der Hervorhebung der Ähnlichkeit und des Unterschieds zwischen Hysterie und Mediumismus etwas länger zu verweilen, weil die Mehrzahl der Autoren geneigt ist den Mediumismus als eine der Erscheinungsformen der Hysterie anzusehen und darauf die Erklärung der mediumistischen Erscheinungen selbst aufzubauen. Diese Erklärung läuft darauf hinaus, dass sämtliche Medien die Opfer hysterischer Selbsttäuschung oder Autosuggestion sind. Dieser Schluss beruht unzweifelhaft auf sehr voreiligen Verallgemeinerungen bei äusserst oberflächlicher Kenntniss der einschlägigen Tatsachen. Und ich kann nur allen, die der Wissenschaft ein reges Interesse entgegenbringen, dringend empfehlen an die ernsteste Erforschung sämtlicher Erscheinungen des Mediumismus heranzutreten, da ein solches Studium eine reiche Ausbeute für die Wissenschaft erhoffen lässt, wie bereits aus meinen weiteren Ausführungen zu ersehen sein wird.

Nachdem wir das Wesen des Mediumismus als eines Seelenzustandes beleuchtet haben und nun zu den Erscheinungsformen desselben übergehen, gedenke ich mich hier blos mit dem graphischen Automatismus zu beschäftigen, der uns ein zureichendes Material für sehr wichtige Schlüsse darbietet. „Der Mediumismus" — sagt W. James — „ist eine äusserst komplizierte Erscheinung und erst vor kurzem Gegenstand streng wissenschaftlicher Erforschung geworden. Den schwächsten Grad des mediumistischen Zustands repräsentiert das automatische Schreiben; die schwächste Erscheinungsform des letztern stellen diejenigen Fälle dar, wo das Sujet sich der Worte, die es schreibt, bewusst wird, aber einen gewissen äussern Impuls fühlt, der es zum Schreiben nötigt. Weiter folgt das unbewusste Schreiben, das sogar während des Lesens oder während des Gesprächs ausgeführt wird"[2]).

---

[1]) J. Grasset, L'Occultisme. 1907, Seite 163.

[2]) W. James, Psychologie. Russ. Übers., 1905, Seite 177.

Was nun den Ideengehalt des automatischen Schreibens der Medien betrifft, so hält ihn die Mehrzahl der Autoren (Dessoir, Janet, Flournoy, Grasset u. a.) für eine Wiedergabe der Ideen, die im Unterbewusstsein des Mediums enthalten sind: das Unterbewusstsein entfalte im automatischen Schreiben seine Vernunfttätigkeit und bediene sich dabei der Organe unseres Körpers allem Anscheine nach ebenso geschickt wie unser gewöhnliches Oberbewusstsein. Auf diesem Umstande beruht unter anderm zum Teil der Glaube der Spiritisten an das Jenseits: da sie nicht wissen, woher die ganz vernünftigen Antworten kommen, welche die „psychographischen“ Medien erteilen, so schreiben sie die Spiritisten ihren Geistern zu; letztere sollen die Medien zu Werkzeugen ihres Verkehrs mit den lebenden Menschen wählen; mit anderen Worten, die Tätigkeit des Unterbewusstseins des Mediums schreiben die Spiritisten ihren Geistern zu.

Eine solche Erklärung des Inhalts des automatischen Schreibens entspricht in vielen Fällen zweifellos der Wirklichkeit, aber sie vermag nicht sämtliche Fälle des graphischen Automatismus bei Medien zu umfassen. Die Sache ist nämlich die, dass das Medium während der Séance manchmal solche Umstände durch Aufschreiben kundgibt, von denen sein Unterbewusstsein keineswegs wissen konnte; so teilen die Medien z. B. Einzelheiten aus dem Leben der an der Sitzung Teilnehmenden mit, welche sie überhaupt zum allerersten Male sehen. Zur Bestätigung dieser Tatsache berufe ich mich auf James, den wohl niemand der Mystifikation oder des Mangels an kritischem Empfinden zu verdächtigen sich entschliessen dürfte.

James lässt sich in folgender Weise darüber aus: „Sonderbar ist nur der Umstand, dass Personen, denen die spiritistischen Traditionen unbekannt sind, im Zustande des (mediumistischen) Trance im Namen Verstorbener sprechen, in mehreren Fällen die Illusionen ihrer Agonien durchleben, Nachrichten über ihr Leben im Lande des „ewigen Sommers“ mitteilen und Mängel und Fehler von Personen aufdecken, die an der Sitzung teilnehmen. Ich verfüge über keine Theorie zur Erklärung der zahlreichen Tatsachen, die ich mit eigenen Augen gesehen habe. Nichtsdestoweniger bin ich auf Grund einer ganzen Reihe von Beobachtungen an einem Medium im Zustande des Trance überzeugt, dass der „Geist“ der normalen Persönlichkeit der Versuchsperson nicht im mindesten ähnlich zu sein braucht. Ich kann auf einen Fall hinweisen, wo der „Geist“ ein französischer Doktor war, der, wie ich mich überzeugen konnte, von allen möglichen Umständen aus dem Leben der sehr zahlreichen Teilnehmer an der Sitzung, sowie aus dem ihrer lebenden und verstorbenen Verwandten und Bekannten wusste, welchen das weibliche Medium niemals vorher

begegnet war und welche es nicht einmal dem Namen nach kannte . . . . . Hoffentlich wird diese meine persönliche Erklärung zwei — drei meiner Leser wohl dazu veranlassen die Erforschung dieses Gebietes in die Hand zu nehmen, das die sogenannten „Priester der Wissenschaft" gewöhnlich nicht der Beachtung wert halten"[1]).

Das Unterbewusstsein des Mediums (der „Geist" der Spiritisten) ist somit im Stande vermittelst der automatisch schreibenden Hand solche Tatsachen mitzuteilen, welche das Medium keinesfalls wissen konnte. Wieso kommt nun das Unterbewusstsein dazu, diese Kenntnis zu besitzen? Wie gelangt in das Unterbewusstsein des Mediums die Kenntnis davon, was es selbst niemals gesehen oder gehört?

Zieht man in Betracht, dass das Medium stets Tatsachen aus dem Leben der der Sitzung beiwohnenden Personen oder überhaupt Tatsachen, die jemand von den Anwesenden bekannt sind, mitteilt, so ist auf die aufgeworfene Frage nur die eine Antwort möglich: offenbar geht die Kenntnis der Tatsachen aus dem Bewusstsein der Anwesenden in das Unterbewusstsein des Mediums ohne Vermittelung der äusseren Sinnesorgane über; mit anderen Worten, alle die unbegreiflichen Fälle, wo die Medien in den spiritistischen Sitzungen die geheimsten Gedanken oder die intimsten Vorkommnisse aus dem Leben der Anwesenden mitteilen, erkläre ich dadurch, dass dabei eine unwillkürliche Übertragung der Gedanken, die sich bei den Anwesenden im Gehirne, in ihrem Ober- oder Unterbewusstsein regen, auf das Medium aus der Entfernung stattfindet[2]).

Wenn es sich so verhielte, so besässen wir in den Medien gerade diejenigen Personen, welche — wie ich eingangs dieses Kapitels ausführte — uns als Perzipienten bei der Anstellung von Gedankenübertragungsversuchen dienen könnten; angesichts der gegenwärtig grossen Verbreitung des Spiritismus, der stets mit Medien operiert, sollte man glauben, dass die Anzahl derselben — besonders der Schreibmedien, welche nach James den schwächsten Grad des mediumistischen Zustandes darstellen, — nicht gering sei und dass folglich jeder für die in Rede stehende Frage sich interessierende Forscher an seinem Wohnorte den für seine Versuche erforderlichen Perzipienten unschwer finden könnte.

Der Leser begreift natürlich, dass es für die Klarlegung der vorliegenden Frage erforderlich war eine Reihe von Versuchen an irgend einem Medium anzustellen; ich beschloss auch dies zu tun.

---

[1]) W. James, l. c., S. 179.

[2]) Übrigens scheint diese Theorie nicht ganz neu zu sein, denn ist sie früher bereits mehrfach von den Kritikern und Gegnern des Spiritismus, so z. B. vom Philosophen E. v. Hartmann, zur hypothetischen Erklärung mediumistischer Erscheinungen herangezogen worden.

V.

Weitere eigene Versuche: Übertragung optischer Vorstellungen und von Gemütsbewegungen.

Nachdem ich also zu Beginn des vorigen Kapitels von der Tatsache ausgegangen war, dass die Gedankenperzeption „unbewusst" erfolgt, und hierauf das Wesen der sogenannten unbewussten Prozesse beleuchtet hatte, bin ich sodann zu dem Schluss gekommen, dass die Medien, welche einen Menschentypus darstellen, bei dem das Unterbewusstsein (die „unbewusste" Sphäre) vermittelst des automatischen Schreibens seinen Ideengehalt unabhängig vom Oberbewusstsein und ohne sein Wissen kundgibt, sich als passende Perzipienten bei der Anstellung von Gedankenübertragungsversuchen erweisen können.

Nachdem ich zu dieser Überzeugung gekommen war, beschloss ich eine Reihe von Versuchen anzustellen, um meine Schlüsse und bei dieser Gelegenheit auch die Tatsachen selbst, die mich zu diesen Schlüssen geführt hatten, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Ich brauchte folglich ein Medium zu finden, das einverstanden wäre zwecks meiner Untersuchungen sich mir völlig zur Verfügung zu stellen.

Der Zufall — dieser gute Genius eines jeden Forschers — kam mir zu Hilfe. Ich erfuhr, dass ein mir bekanntes junges Mädchen, Frl. Lydia W., die Fähigkeit des graphischen Automatismus besitzt, welche sie bei sich entdeckte, als es ihr einmal im Scherz einfiel im Verein mit ihren Schwestern eine spiritistische Séance zu veranstalten. Ihre Séance arrangierten sie nach der Schablone der Spiritisten, über die ich hier einige Worte zu sagen für angebracht halte.

Die Sache ist die, dass in den spiritistischen Sitzungen anstatt eines Bleistifts in den Händen des Mediums am häufigsten die traditionelle „Untertasse" figuriert, mit der es ihm viel leichter zu operieren fällt als mit dem Bleistift; die Sitzung wird gewöhnlich in folgender Weise arrangiert: auf den Tisch legt man einen Bogen Papier, auf den die Buchstaben des Alphabets in beliebiger Reihenfolge aufgetragen sind; auf den Papierbogen legt man eine gewöhnliche Untertasse, den Boden nach oben, und an einer beliebigen Stelle des Tassenrandes zeichnet

man mit Tinte einen Pfeil, der vom Mittelpunkt der Tasse zum Rand gerichtet ist; das Medium setzt sich an den Tisch und legt ihre Hand auf die Tasse, die sich bald zu bewegen beginnt; eine andere Person setzt sich in der Nähe, verfolgt die Bewegung der Tasse und schreibt diejenigen Buchstaben auf, auf welche der auf den Tassenrand gezeichnete Pfeil der Reihe nach hinweist.

Die Séance beginnt damit, dass jemand von den Anwesenden dem „Geist" über irgend etwas eine Frage stellt; nach einiger Zeit beginnt die Hand mit der Tasse sich langsam fortzubewegen und mit dem Pfeil der Reihe nach die Buchstaben zu bezeichnen, vor denen die Tasse in der Regel für einen Augenblick Halt macht; aus diesen Buchstaben, die von der anderen Person sorgfältigst aufgeschrieben werden, setzen sich Wörter, ganze Sätze und lange Auseinandersetzungen zusammen, die als Antwort auf die dem „Geiste" gestellte Frage gelten. Während der Sitzung kann das Medium sich unterhalten, sich mit beliebigen Sachen beschäftigen und häufig sogar nicht auf den Papierbogen mit dem Alphabet hinsehen, und nichtsdestoweniger bewegt sich die Hand zu bestimmten Buchstaben hin und erteilt somit eine zusammenhängende vernünftige Antwort auf die gestellte Frage.

In diesen Versuchen figurieren demnach anstatt des Bleistifts eine Tasse mit einem Pfeil, sowie ein fertiges Alphabet; diese Versuchsanordnung hat vor der mit dem Bleistift vieles voraus, und zwar deswegen, weil beim Schreiben mit dem Bleistift das Medium eine Reihe sehr komplizierter koordinierter Bewegungen auszuführen hat, die überdies infolge der Reibung zwischen Papier und Bleistiftspitze eine ziemliche Anstrengung erfordern; unter diesen Umständen kann das Medium unwillkürlich merken, was es schreibt, und wäre daher ein völlig „unbewusstes" Schreiben nur im Trancezustand zu erzielen, in welchem das Medium sich nicht immer befindet.

Sobald jedoch eine Tasse und ein fertiges Alphabet benutzt werden wird die Sache bedeutend vereinfacht: erstens braucht die Hand blos die einfachsten Bewegungen (vor- und rückwärts) auszuführen, zweitens besitzt sie einen Stützpunkt auf der Tasse mit glatten Rändern und gleitet daher sehr leicht über das Papier; fügt man noch hinzu, dass das Medium des öfteren nicht im mindesten auf das Alphabet hinzusehen braucht, so ist es klar, dass unter solchen Umständen das Medium die Antworten sehr leicht automatisch „aufzuschreiben" im Stande ist, ohne dabei auch nur im geringsten ihren Inhalt zu kennen und ohne sich dabei im entferntesten im Trance zu befinden.

Aus diesen Gründen hielt auch ich es für angebracht mich bei meinen Versuchen, von denen weiter unten die Rede sein wird, der spiritistischen Schablone zu bedienen und nur die traditionelle Untertasse durch ein aus einfachem Karton ausgeschnittenes und auf drei

beinernen Manschettenknöpfen befestigtes Dreieck zu ersetzen: ein derartiges Kartondreieck (Planchette) gleitet sehr leicht und geräuschlos über das Papier und weist mit einer seiner Ecken oder einem darauf befestigten Papierpfeil auf die Buchstaben hin.

Bevor ich zur Darstellung meiner Versuche mit Frl. Lydia W. übergehe, die in der ersten Hälfte des Jahres 1907 ausgeführt wurden, ist es wohl am Platz einiges über Lydia selbst mitzuteilen. Sie ist 18 Jahre alt, hat die Töchterschule beendet und besucht gegenwärtig die weiblichen Hochschulkurse in Moskau. Objektiv bietet Lydia keinerlei Anomalien dar: Sensibilität überall normal, keine Änästhesien, Reflexe leicht erhöht. Ihrem Charakter nach ist sie eine ruhige, reservierte, etwas phlegmatische und grüblerische Person; in der Familie erfreut sie sich eines gewissen Einflusses auf die übrigen. Obwohl sie überhaupt eine ziemlich grosse Selbständigkeit offenbart, lässt sie jedoch des öftern Willensmangel dort erkennen, wo ein schneller Entschluss gefasst und ausgeführt werden muss. Aus ihrer Biographie ist eine Tatsache besonders hervorzuheben: als sie 8—9 Jahre alt war, litt sie längere Zeit hindurch an Gesichtshalluzinationen, auf deren Untergrund sie bisweilen ein Gewebe von anziehenden „Tarasconaden“ zusammenspann; erst nachdem diese Erscheinungen geschwunden, begriffen die Verwandten, es sei etwas Abnormes gewesen; Lydia selbst hingegen erinnert sich an nichts aus jener Periode ihres Lebens und kann sich des Gesehenen nicht entsinnen. Nicht uninteressant ist der Umstand, dass eine Schwester von ihr an ausgesprochenen hysterischen Anfällen, obwohl in schwacher Form, leidet. Sonst ist weder an Lydia W., noch an ihren Nächsten etwas beachtenswertes vorhanden.

Ich hatte somit ein passendes psychologisches Objekt zu meiner Verfügung und trat nun an die Untersuchung der mich interessierenden mediumistischen Erscheinungen und die Nachprüfung meiner sozusagen aprioristischen Schlüsse heran. An meinen Versuchen beteiligte sich ausser mir und Lydia bisweilen auch ihre Schwester, sobald ich der Mithilfe einer dritten Person benötigte; in solchen Fällen war sie wegen ihrer Gewissenhaftigkeit und Geduld als Gehilfe und Assistent für mich geradezu unersetzlich.

Die Versuchsanordnung war eine ebensolche wie bei den Spiritisten: Lydia sass am Tisch und hielt ihre Hand auf dem Kartondreieck; ihre Schwester verfolgte die Handbewegungen und schrieb die Buchstaben auf; ich stellte die Fragen. Von den spiritistischen Séancen unterschieden sich jedoch meine Versuche durch eine geringfügige, aber für meine Zwecke sehr wesentliche Einzelheit: in den spiritistischen Kreisen werden die Fragen von einem der Anwesenden in der Regel l a u t gestellt, während ich in Anbetracht der zu lösenden Aufgabe beschloss die Fragen n i c h t l a u t, s o n d e r n i n G e d a n k e n zu stellen.

In der Tat, war meine Annahme, dass es sich bei den mediumistischen Erscheinungen um unmittelbare Gedankenübertragung von den Anwesenden auf das Medium handle, zutreffend, so musste ich eine richtige Antwort auf meine Frage auch in dem Falle erhalten, wenn ich meine Frage überhaupt nicht aussprach; bei einer derartigen Anordnung wird der Versuch rein und sehr überzeugend: sobald weder Lydia, noch ihre Schwester wissen, was ich in Gedanken genommen habe, so gestattet die erhaltene richtige Antwort keinerlei Erklärungen ausser der einen klaren und einfachen: der Gedanke wird unvermittelt übertragen.

Die folgenden waren meine ersten Versuche:

Frage: Wie wird man eine schlechte Gewohnheit los?

Antwort: Ich würde sagen — mehr Selbstzucht.

Frage: Wie soll man gegen das Missgeschick im Leben ankämpfen?

Antwort: Energie und froher Mut bedeuten fast alles im Leben; möge das Missgeschick uns nur nicht den Mut rauben — dann ist alles gut.

Frage: Wie ist diese Erscheinung zu erklären?

Antwort: Man muss wohl an die Macht des Übernatürlichen glauben, aber sich auch kritisch darin zurechtzufinden suchen. —

Ich betone nochmals, dass ich meine Fragen in Gedanken stellte, sodass weder Lydia, noch ihre Schwester sie kennen konnten; nichtsdestoweniger waren die Antworten, wie ersichtlich, keine zufälligen, sondern entsprachen direkt meinen Fragen. Die Möglichkeit einer Mystifikation seitens Lydias (falls sie dazu fähig wäre) kam gar nicht in Betracht, da sie nicht nur nicht wusste, was ich in Gedanken genommen hatte, sondern ebenso wenig auch wusste, was von ihr aufgeschrieben war. Alles dies ging völlig automatisch vor sich: wir unterhielten uns, lachten, scherzten über die Geister, und gleichzeitig bewegte sich Lydias Hand langsam zu bestimmten Buchstaben hin, und mein Assistent schrieb sie auf.

Hierbei wäre noch auf folgende Einzelheit aufmerksam zu machen: das Alphabet war mit Bleistift auf ein gewöhnliches Zeitungsblatt hingeworfen, und die Buchstaben waren so schwach sichtbar, dass um sie zu unterscheiden, ich und Lydias Schwester uns bis dicht an den Tisch niederbeugen mussten; Lydia indes beugte sich nicht nur keineswegs auf das Blatt nieder, sondern sah öfters gar nicht einmal darauf hin. Dieser Umstand machte mich anfangs stutzig: wie vermochte Lydias Hand sich zu bestimmten Buchstaben hinzubewegen, falls Lydia nicht auf sie hinblickte?

Die Erklärung dieser rätselhaften Erscheinung war jedoch bald gefunden: nachdem ich die Anordnung der Versuche ein wenig modifiziert

hatte, konnte ich mich davon überzeugen, dass obwohl Lydia auf die Buchstaben nicht hinblickt, sie dieselben trotzdem unbewusst sieht, d. h. nicht mit dem Ober-, sondern mit dem Unterbewusstsein. In der Tat, ich brauchte blos Lydia die Augen zu verbinden oder sie dieselben schliessen zu lassen, und ihre Hand hörte sich fortzubewegen auf oder irrte planlos nach den verschiedensten Richtungen hin; es war folglich klar, dass Lydia bei meinen Experimenten der Mithilfe des Gesichtssinnes benötigte, aber die Buchstaben nicht durch direktes, sondern durch peripherisches Sehen wahrnahm; im letztern Falle kann man bekanntlich vieles sehen, ohne sich dessen bewusst zu werden. Mit anderen Worten würde das heissen, dass Lydias Unterbewusstsein während der Versuche die Buchstaben des Alphabets mit der Peripherie des Auges sieht.

Die angeführten Versuche bewiesen mir demnach, dass meine Hypothese betreffend das Wesen der mediumistischen „Offenbarungen“ wohl begründet war. Da ich sie jedoch auf alle mögliche Weise nachzuprüfen wünschte, so ging ich weiter. War meine Erklärung richtig, d. h. fand hier wirklich eine Suggestion mentale statt, so war zu erwarten, dass jedes beliebige von mir in Gedanken genommene Wort auf demselben Wege übertragen und aufgeschrieben werden dürfte. Die nach dieser Richtung hin unternommenen Versuche bestätigten vollauf meine Erwartungen und offenbarten gleichzeitig eine Reihe von interessanten „Fehlern“.

Ich führe mehrere derartige Versuche an:

In Gedanken genommen:	Aufgeschrieben:
Swieeza (Licht)	Swieezka (Lichtchen)
Poduschka (Kissen)	K . . . . . . Sch . . . . . Poduschka
Snieg (Schnee)	Signal
K*rowa*tj (Bett)	*Revo*lver
K*rowa*tj	P*riwo*lje (freier Ausblick)
Bumaga (Papier)	Bumaga
Loschadj (Pferd)	Loschadj
Gaseta (Zeitung)	Journal
Ikona (Heiligenbild)	Rosha (Fratze)
Stakan (Glas)	Samowar (Theemaschine)
Pole (Feld, Au)	Trawa (Gras)
Lob (Stirn)	S*lowo* (Wort)
Senega	En . . . . . Nech . . . . .
Alexius	Alexandra
Nikolaus	Nikolaus
Swonok (Klingel)	Swonok
Rieka (Fluss)	Lodka (Boot).

Trotz der in den aufgeschriebenen Antworten erhaltenen zahlreichen „Fehler“ sind diese Versuche dennoch als sehr überzeugender Beweis für die Gedankenübertragung beim automatischen Schreiben der Medien anzusehen; aus diesen Experimenten erhellt, dass das Medium tatsächlich die bei einer andern Person entstehenden Gedanken wahrnimmt und sie automatisch aufschreibt.

Was nun die „Fehler“ anlangt, so lässt sich ihre Natur im allgemeinen auf irgend eine Assoziation: entweder nach Verwandtschaft oder nach Kontrast oder aber nach akustischer oder optischer Ähnlichkeit zurückführen. Dieser Ursprung der Fehler ist, wie bereits oben bemerkt, für uns von grossem Interesse, denn er liefert uns eine wichtige Handhabe für die Klarlegung des eigentlichen Vorgangs bei der Gedankenübertragung.

In der Tat, sobald anstatt des von mir in Gedanken genommenen Wortes, ohne dass ich es will und ohne dass ich davon weiss, ein anderes Wort infolge einer Assoziation nach Ähnlichkeit (nach lautlicher: Snieg — Signal; Lob — S*low*o; Kr*ow*atj — Pri*wo*ljé) oder nach Verwandtschaft (Gaseta [Zeitung] — Journal; Stakan [Teeglas] — Samowar [Teemaschine]) übertragen wird, so sind diese assoziativen Vorstellungen offenbar in meinem Unterbewusstsein im Zusammenhange mit den von meinem Oberbewusstsein gedachten Wörtern aufgetaucht. Ist dem so, so wird demnach nicht nur das automatische Schreiben, wie ich es oben erklärt habe, durch das Unterbewusstsein bewirkt, sondern findet auch die Entstehung der Vorstellungen selbst beim Agenten und ihre Wahrnehmung durch das Medium im Unterbewusstsein dieses wie jenes statt; anders ist die Möglichkeit solch überraschender „Fehler“ durch Assoziation nicht zu erklären.

Der gesamte Prozess spielt sich somit hauptsächlich innerhalb des Unterbewusstseins des Agenten und des Mediums ab: das im Oberbewusstsein des Agenten auftauchende Bild wird an sein Unterbewusstsein übermittelt oder ruft in demselben irgend eine assoziative Vorstellung hervor: das auf diese Weise im Unterbewusstsein des Agenten entstandene Bild geht mit einer Ausscheidung von psychischer Energie einher, die aus dem Gehirn des Agenten ausströmt und auf diesem oder jenem Wege das Gehirn des Mediums erreicht; hier ruft sie in dessen Unterbewusstsein eine entsprechende Vorstellung hervor, die automatisch aufgeschrieben wird. Folglich ist das automatische Schreiben des Mediums im gegebenen Falle als Reaktion des Unterbewusstseins auf den von aussen in Form der psychischen Energie einer andern Person kommenden Reiz anzusehn: das automatische Schreiben des Mediums ist ein psychischer Reflex, der im Unterbewusstsein ausgelöst wird.

Betrachtet man das Wesen der mediumistischen Fähigkeit von diesem Standpunkte, so wird sehr vieles von dem verständlich, was in den spiritistischen Séancen vor sich geht. In der Tat, im Unterbewusstsein der Teilnehmer der Sitzung kann im Zusammenhange mit dieser oder jener dem „Geist“ gestellten Frage eine ganze Reihe von assoziativen Vorstellungen auftauchen, von denen das Oberbewusstsein im betreffenden Moment gar keine Ahnung hat; diese assoziativen Vorstellungen, die viel Interessantes enthalten können, werden an das Unterbewusstsein des Mediums übermittelt und von ihm automatisch zu Papier gebracht; kein Wunder, dass die auf diese Weise entstandenen automatischen Aufzeichnungen uns bisweilen solch intime Einzelheiten oder tiefste Geheimnisse der Teilnehmer verkünden, dass diese unwillkürlich einen Höllenrespekt davor bekommen und dem Glauben an ein übernatürliches Eingreifen der allwissenden „Geister“ leicht zugänglich werden.

Sobald jedoch die Idee der „Geister“ zahlreiche Anhänger gewinnt und der Geisterglaube in den Köpfen der Spiritisten sich dauernd festsetzt, so resultiert daraus bereits ein Circulus vitiosus, aus welchem die Spiritisten aus eigenen Kräften keinen Ausweg mehr finden können. In der Tat, die Spiritisten haben die gesamte sichtbare Welt mit ihren „Geistern“ bevölkert; mit dem Geisterglauben ist das gesamte Bewusstsein der Spiritisten — das Ober- wie das Unterbewusstsein — durchweg durchseucht; die „Geister“ haben sich ihres Bewusstseins bemächtigt und den gesunden kritischen Menschenverstand daraus verdrängt; wenn infolgedessen die Spiritisten dem „Geist“ eine Frage stellen, so erwartet ihr Unterbewusstsein eine Antwort nur von einem „Geist“ und sogar von einem ganz bestimmten „Geist“ (dem sog. Schutzgeist des betreffenden Zirkels); die hierbei auftauchenden Bilder und Vorstellungen werden an das Unterbewusstsein des Mediums übermittelt, das automatisch Aufzeichnungen macht; selbstverständlich handeln dann diese Aufzeichnungen von denjenigen „Geistern“ und erzählen sogar namens der „Geister“, welche in den Köpfen der Spiritisten unablässig herumspuken; falls auch das Medium von spiritistischen Phantastereien völlig frei ist, so schreibt es doch automatisch alle diese Phantastereien auf; mit einem Wort: Charakter und Inhalt der vom Medium erteilten Antworten hängt davon ab, was die Teilnehmer der Séance denken und empfinden.

In dieser Beziehung ist die Aussage des Prof. Lapponi, eines Spiritisten von Überzeugung, sehr interessant: „Bewundernswert ist die Leichtigkeit“ — sagt er — „mit welcher die Geister ihr Benehmen den Neigungen ihrer Verehrer anzupassen verstehen . . . . . Die Geister teilen die Überzeugungen, welche die Teilnehmer der Séance hegen: sie sind fromm mit Gläubigen, zärtlich und sentimental mit Verliebten,

vernünftig mit Verstandesmenschen, gesetzt und praktisch mit Geschäftsmännern; entfalten Kenntnisse vor Leuten, die der Wissenschaft ergeben sind; sind lustig mit Lebemännern; einfach und ungehobelt mit einfachem Volk." [1])

Dieser Umstand erscheint dem Spiritisten Lapponi so sehr sonderbar, dass er, obwohl Spiritist, sogar geneigt ist in diesen Fällen eine Mystifikation seitens der Medien anzunehmen. Von unserem Standpunkte aus ist natürlich eine solche Annahme garnicht vonnöten, und auch vom Standpunkte der Spiritisten müsste ein derartiger Erklärungsversuch schon deswegen unannehmbar sein, weil der von Lapponi hervorgehobene Umstand in den spiritistischen Séancen nicht eine Ausnahme, sondern die Regel bildet. Wie ich oben hingewiesen, ist die Erklärung viel einfacher: in den Sitzungen stellen die Medien ihrem Wesen nach nichts anderes dar als das mentale oder psychische Echo ihrer Nachbarn.

Es muss jedoch hier betont werden, dass es sich nicht immer so verhält, d. h. dass nicht immer die Medien blos ein Echo sind. Die Sache ist die, dass das Unterbewusstsein des Mediums nicht etwa ein unbeschriebenes Blatt Papier darstellt, sondern mitunter einen eigenen Inhalt aufweist; je nachdem können daher bisweilen die verschiedenartigsten und überraschendsten Aufzeichnungen zur Beobachtung kommen: mangelt es dem Unterbewusstsein des Mediums an eigenem Inhalt gänzlich oder fast gänzlich, so zeichnet es jedes empfangene psychische „Telegramm" genau auf; ist es jedoch durch irgend etwas ausgefüllt, so kann mitunter als Antwort auf die Frage ein solcher Unsinn aufgeschrieben werden, dass man geradezu verblüfft ist. So erhielt ich z. B. im allerersten Beginn meiner Versuche mit Lydia W., als ihre Vorstellung offenbar sich noch nicht gänzlich von den „Geistern" frei gemacht hatte, auf meine in Gedanken an den „Geist" gerichtete Frage: „wer bist du?" folgende Antwort: „Der traurige Dämon bin ich, der gefallene Engel, der Geist des Bösen, der Zweifel und Laster ausstreut." Kaum hatte ich jedoch vor dem Fräulein gesunde Anschauungen über das Wesen des automatischen Schreibens entwickelt, als derartige Antworten für immer völlig ausblieben.

Von Zeit zu Zeit machten sich jedoch „Improvisationen" in irgend einem andern Genre trotzdem bemerkbar, und darauf muss man stets gefasst sein, um nicht in Verlegenheit zu geraten; so erhielt ich z. B. einmal auf das von mir in Gedanken genommene Wort „Polotenze" (Handtuch) folgende Antwort: „Unglücklich sind alle, aber im Grunde seines Herzens denkt jeder schlecht vom andern." Am häufigsten traten in Lydias Antworten „Improvisationen" dann auf, wenn ihr irgend

[1]) Lapponi, Hypnotismus und Spiritismus. (Russ. Übers., 1907, Seite 136).

welche Unannehmlichkeiten zugestossen waren: in solchen Fällen mussten die Versuche für einige Tage eingestellt werden, bis Lydias Unterbewusstsein sein Gleichgewicht wieder erreicht hatte. — —

Oben sehen wir, wie eine kurze Analyse der in Lydias Antworten enthaltenen „Fehler“ uns die Möglichkeit an die Hand gegeben hat, den Prozess der Gedankenübertragung selbst teilweise klarzulegen. Indem wir nun zur Eruierung der Bedingungen übergehen, die diesen Vorgang begünstigen, können wir entsprechend wertvolle Hinweise ebenfalls in der erwähnten Analyse finden.

Der Leser entsinnt sich, dass ich auf Grund meiner Versuche mit der Sophie Starker zu dem Schluss gekommen war, dass die — optische oder akustische — Natur der Fehler bei der Gedankenübertragung höchstwahrscheinlich durch den Typus des Denkens beim Agenten bedingt ist; aus eben diesem Grunde schloss ich damals, dass bei mir persönlich der optische Typus des Denkprozesses vorherrscht. Als ich nun Lydias Antworten auf die von mir in Gedanken genommenen Wörter einer Analyse unterzog, bemerkte ich ebenfalls, dass am besten Bezeichnungen von Gegenständen übertragen werden, die sich vor meinem — geistigen oder physischen — Blick befanden, d. h. auf die ich unmittelbar blickte oder die ich mir vorstellte; passierten Fehler, so beruhten diese auf Assoziationen vornehmlich optischer Natur.

Angesichts dessen kam ich zu dem Schlusse, dass ich hauptsächlich in optischen Bildern denke und dass die in meinem Gehirne entstehende psychische Energie eine weit grössere Spannung erreicht bei Gesichtseindrücken als bei Gehörseindrücken: der Grad der Spannung der psychischen Energie muss nun durchaus von der Stärke der Gesichtseindrücke abhängen: je lebhafter und vielgestaltiger die Eindrücke, desto höher die Spannung der entstehenden psychischen Energie und folglich desto günstiger die Versuchsergebnisse bei der mentalen Suggestion.

Behufs Nachprüfung dieser Schlüsse stellte ich eine Reihe neuer Versuche an, bei denen ich mich der gegenwärtig so sehr in Mode gekommenen illustrierten Postkarten bediente: diese bieten eine enorme Auswahl aller möglichen Ansichten, die durch ihren Farbenreichtum und die Vielgestaltigkeit ihres Inhaltes auf unser Auge zweifellos einen starken Eindruck machen, einen ungleich stärkern jedenfalls als gewöhnliche Gegenstände.

Die Anordnung dieser Versuche war folgende: Lydia sass wie immer am Tisch und hielt ihre Hand auf der Kartonplanchette: ihr gegenüber sass ihre Schwester und trug die Buchstaben auf ein Stück Papier so auf, dass Lydia nicht sehen konnte, welche Buchstaben geschrieben wurden; ich setzte mich unweit von Lydia (manchmal auch hinter ihr), holte aus der Brusttasche eine Postkarte, die ich mitge-

bracht hatte (die folglich weder Lydia noch ihrer Schwester bekannt sein konnte), hielt sie vor mir derart, dass sie niemand zu sehen vermochte, und fing auf sie zu blicken an. Nach einiger Zeit (manchmal nach 5—10 Minuten, bisweilen nach einer halben Stunde und mehr) begann Lydias Hand sich langsam über den Papierbogen hinzubewegen und mit der Spitze des Kartondreiecks auf bestimmte Buchstaben hinzuweisen, die vom Assistenten (Lydias Schwester) getreu aufgeschrieben wurden. Sobald mir der Assistent mitteilte, dass ein ganzes Bild aufgezeichnet ist, brach ich den Versuch ab. Während des Schreibens beobachteten wir durchaus nicht ehrfürchtiges Schweigen, im Gegenteil, wir unterhielten uns über die verschiedensten Gegenstände, scherzten, lachten, führten mit einem Wort ein ungezwungenes Gespräch; dabei liess ich jedoch auch nicht für eine Sekunde meine Aufgabe ausser Acht und hielt die Postkarte die ganze Zeit über so, dass sie niemand zu sehen vermochte.

Es stellte sich nun heraus, dass Lydia unter derartigen Versuchsbedingungen den Inhalt der in meinen Händen befindlichen Postkarten automatisch beschrieb, wobei die Beschreibungen (Antworten) häufig Hinweise auf solch charakteristische Details der auf den Postkarten dargestellten Ansichten enthielten, dass die Tatsache ihrer Wiedergabe durch ein zufälliges Zusammentreffen keineswegs zu erklären war: die Versuche mit den Postkarten lösten endgültig die Frage über das Wesen der mediumistischen Erklärungen und lieferten gleichzeitig einen überzeugenden, schlagenden Beweis für die Möglichkeit der mentalen Suggestion nicht nur einzelner Wörter, sondern auch ganzer Bilder.

Ich gedenke nicht hier meine sämtlichen Versuche mit den Postkarten anzuführen: diese Versuche sind überzeugend nicht durch ihre Anzahl, sondern sozusagen durch die Individualität jeder Postkarte (Aufgabe) und die charakteristischen Einzelheiten der Beschreibung (Antwort): bei derartigen Versuchen ist ein positives Resultat wertvoller und überzeugender als zehn negative, bei mir jedoch kam auf zehn positive ein negatives, was natürlich noch überzeugender ist.

Im folgenden zur Illustration mehrere Versuche.

I. Versuch. Vor mir befindet sich folgende Postkarte: ein Meer mit leicht gekräuselter Oberfläche; fern am Horizont eine Gebirgslinie; im Vordergrunde rechts am steinigen Ufer schaukelt ein Fischerboot; über dem Boote am Ufer steht, auf ein Holzgeländer gelehnt, eine junge Frau in einer Haube und schaut aufs Meer hinaus.

Die genau verzeichnete Antwort lautet; „bläuliche Ferne . . . . dort fliesst der Himmel mit dem blauenden Meer zusammen . . . . ringsum unübersehbare Weite . . . . das Meer wie im Märchen ruhig . . . . blau, schön . . . . welche Gedanken können inmitten dieser Weite

auftauchen . . . . wie leicht atmet hier jeder auf . . . . dort, mit den Armen auf einen Pfosten gelehnt, ist wohl eine Figur sichtbar . . . . wieviel Sehnsucht in dieser Stellung . . . . Sehnsucht nach der Weite und nach der Schönheit, welche sie nur hier sieht . . . . umgeben von der nicht zu umfassenden Natur . . . "[1])

II. Versuch. Die Postkarte stellt dar: ein grünes Feld; im Vordergrunde rechts gelbe Ähren und bunte Feldblumen, in der Ferne eine Gruppe von Hütten, von Bäumen umgeben; den Hintergrund bildet der blaue Himmel mit milchweissen Wolken und Vögeln in Form von Punkten.

Antwort: „Blauer Himmel . . . . bunte Blumen . . . . am Horizont kaum sichtbare Gebäude . . . . von Bäumen überschattet . . . . in der Ferne so was wie Punkte zu sehen . . . . wohl etwas Lebendiges . . . . weiter ein schmaler Streifen von etwas Hellem . . . . vielleicht sind das Wolken, die leicht geballt vorüberziehen . . . "

III. Versuch. Die Postkarte: links ist ein kleines Stück Meer sichtbar; die ganze Karte hingegen nimmt ein hohes steiniges, stellenweise von Gesträuch bedecktes Ufer ein; am Ufer erhebt sich ein hoher weisser Fels (wohl ein Kreidefelsen), an dessen Fusse sich eine kleine Hütte befindet.

Antwort: „Weisse Berge . . . . glänzende . . . . unten, an ihrem Fusse nistet ein kleines Häuschen . . . . Grün auch zu sehen . . . ."

IV. Versuch. Die Postkarte: ein See mit glatter Oberfläche; in der Ferne eine gerade Gebirgslinie; am Fusse der Berge am Ufer des Sees sind an zwei Stellen Häuser sichtbar; im Vordergrunde steht eine Frau in einem Boot und setzt es in Bewegung, indem sie eine Stange gegen den Grund des Sees stemmt.

Antwort: „Wasser . . . . ein Gefühl von Frische . . . . leises Plätschern des Wassers . . . . spiegelt sich der Himmel mit seiner Bläue so im Wasser wieder . . . . oder ist einfach das Meer saphirfarben . . . . da schaukelt etwas leise . . . . auf den Wellen . . . . wohl ein Boot . . . . etwas Schwarzes ragt in ihm empor . . . . das ist ein Mensch . . . . eine Frau . . . "

Diese Beispiele werden wohl vorläufig genügen. Ich will mich nicht lange bei ihnen aufhalten, da diese Versuche zu überzeugend sind, um noch viel Worte darüber verlieren zu müssen: keinerlei Worte können so beredt und eindringlich sein wie die Tatsachen selbst; mögen

[1]) Punkte sind dort gestellt, wo Lydia während des Schreibens eine Pause machte.

nun alle, denen die Interessen und der Fortschritt der Wissenschaft teuer sind, durch Kontrollversuche an einem geeigneten Medium sich davon überzeugen, dass die von mir angeführten Tatsachen der Wirklichkeit entsprechen: Indifferentismus seitens der ernsten Psychologen jedoch wäre eine grosse Sünde vor der Wissenschaft.

Am interessantesten in den angeführten Experimenten ist ausser der Tatsache der mentalen Suggestion komplizierter optischer Eindrücke selbst noch der Charakter der zur Antwort erhaltenen Beschreibungen: erstens machen sie einen solchen Eindruck, als würde sich das Medium selbst inmitten der Naturumgebung befinden, die es auf Grund der bei ihm eingelaufenen „Gedankentelegramme" beschreibt, und zweitens geht die Beschreibung der Bilder bisweilen mit einer Reihe durch diese hervorgerufener Gemütserregungen einher.

Was den ersten Umstand betrifft, so ist es allem Anscheine nach für das Unterbewusstsein des Mediums einerlei, woher die Eindrücke zu ihm gelangen; aus der wirklichen Aussenwelt oder von ihrer Kopie auf dem Bilde, durch das Oberbewusstsein des Mediums selbst oder durch das Oberbewusstsein des Agenten mit mentaler Übertragung derselben auf das Medium; das Unterbewusstsein beurteilt nicht und vermag auch wahrscheinlich nicht die Art und Weise zu beurteilen, wie die Eindrücke aus der Aussenwelt zu ihm hingelangen: es bewertet nur die Eindrücke selbst und sucht auf Grund derselben sich eine Vorstellung von der Aussenwelt zu bilden.

Was den zweiten Umstand betrifft, d. h. die Andeutung von Gemütserregungen in den vom Medium zur Antwort erhaltenen Beschreibungen, so wäre es interessant zu entscheiden, wo diese Gemütserregungen entstehen — bei mir, wenn ich auf die Postkarte blicke, oder im Unterbewusstsein des Mediums, wenn es die empfangenen Eindrücke beurteilt, d. h. mit anderen Worten, werden von mir zugleich mit den optischen Bildern auch die durch dieselben hervorgerufenen Gemütserregungen übertragen oder entstehen diese erst im Unterbewusstsein des Mediums. Eine ganze Reihe von Tatsachen, von denen weiter unten noch die Rede sein wird, beweist, dass dieses wie jenes statthat: jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, dass zugleich mit den optischen Eindrücken auch die entsprechenden Gemütserregungen übertragen werden können — manchmal werden fast ausschliesslich Gemütserregungen allein übertragen.

Im allgemeinen ist das Unterbewusstsein des Mediums gewissermaßen das Echo derjenigen Eindrücke, die in das Bewusstsein einer andern Person gelangen oder dort entstehen, oder, besser ausgedrückt, das Unterbewusstsein repräsentiert sozusagen eine „sprechende" lichtempfindliche Platte des photographischen Apparates: welche Eindrücke in dasselbe eindringen, von diesen teilt es uns automatisch und getreu mit vermittelst der entsprechenden Ausdrücke des lebendigen Wortes;

das Unterbewusstsein des Mediums ist ein lebendiger Registrierapparat für die Aufnahme von Vorstellungen einer andern Person.

Dies sind die Schlüsse, die aus den oben angeführten Versuchen gezogen werden können. Ich erachte es für notwendig hier gleich zu erklären, dass ich es für überflüssig finde mich jedesmal bei der Beweisführung für die Richtigkeit meiner Schlüsse lange aufzuhalten; die weiteren Versuche werden selbst zeigen, wie sehr ich im Rechte war. Die Tatsachen, wiederhole ich, sind überzeugender als jegliche Worte — ich hingegen stehe für die Authentizität der von mir mitgeteilten Tatsachen ein.

Aus einer ganzen Reihe von Experimenten, die den oben angeführten glichen, erhellte auch, dass am besten solche illustrierte Postkarten reproduziert wurden, auf denen Ansichten mit genügend weiten perspektivischen Ausblicken abgebildet waren, d. h. Naturbilder mit offenem Horizont und zahlreichen ckarakteristischen, inmitten der umgebenden Natur gut wahrnehmbaren Einzelheiten. Eine enge Strasse oder eine Szene im Zimmer darstellende Bilder wurden schlecht übertragen; mit grosser Mühe oder garnicht übertragen wurden Darstellungen von einzelnen Gegenständen oder von Tieren. Je weiter der Horizont auf dem Bilde, je mehr Raum für das Auge, desto getreuer und besser die Reproduktion. Die Beschreibung des Bildes beginnt in der Regel mit den allgemeinen Umrissen, der Perspektive, dem Horizont, sodann folgen erst die Einzelheiten, welche bisweilen nur beiläufig oder garnicht erwähnt werden, selbst wenn auch die betreffende Einzelheit auf der Postkarte einen breiten Raum einnimmt Davon kann man sich bereits durch die angeführten Experimente überzeugen, aber als Beispiel will ich noch einen in dieser Beziehung interessanten Versuch anführen.

V. Versuch. Die Postkarte stellt dar: ein gelbes Feld; fern am Horizont dunkle Flecken von Bäumen und so was wie ein Gebäude; im Vordergrunde hohes grünes Gras und links eine Gruppe von Bäumen, vor denen ganz im Vordergrunde, fast die gesamte Breite der Postkarte einnehmend, ein grosser weisser Hund abgebildet ist, der in den Zähnen einen Hasen hält und gleichzeitig irgend einem Wild nachstellt, welches dortselbst im Grase herumfliegt.

Antwort: „Blauer Horizont . . . . helles Grün . . . . daneben zieht ein Streifen von dunklem Grün . . . . sonst nichts zu sehen . . . . etwas wird sichtbar . . . . sogar so was Lebendiges . . . . irgend ein Tier . . . . wohl mehrere . . . . ich vermag nicht zu unterscheiden . . . . eine Kuh wohl . . . . ich weiss nicht . . . .“

Der Hund also, der die ganze Breite der Postkarte einnimmt, erscheint dem Unterbewusstsein Lydias als etwas kaum Wahrnehmbares.

mit Mühe Unterscheidbares: das Unterbewusstsein befindet sich gewissermaßen inmitten der Natur, welche es beschreibt: in der Tat, stellen wir uns den Beobachter irgendwo auf diesem Felde vor, so ist es sehr leicht möglich, dass ein grosser Hund im hohen Grase aus der Ferne kaum zu sehen und von einer Kuh oder einem andern Tier schwer zu unterscheiden sein wird.

Wie der Umstand zu erklären ist, dass Bilder ohne weite Perspektiven und einzelne, sogar in die Augen fallende Details auf anderen Bildern häufig sehr schlecht oder garnicht wiedergegeben werden, davon wird später die Rede sein. Einstweilen will ich nur bemerken, dass daraus keineswegs der Schluss gezogen werden darf, als ob Bilder mit weiten Perspektiven gewöhnlich einander so glichen, dass die gelungenen Antworten des Mediums durch zufälliges Zusammentreffen zu erklären seien. Mögen die Herren Skeptiker reden, was sie wollen, ich hingegen behaupte, dass Antworten, in denen ausser der Beschreibung des allgemeinen Grundtones noch solch charakteristische Details enthalten sind, wie die auf das Geländer sich stützende Frau, die schwarze Figur im Boot, der weisse Felsen mit der Hütte an seinem Fuss u. a. m. — dass derartige Antworten durch ein zufälliges Zusammentreffen nie und nimmer zu erklären sind; das ist zu augenfällig und überzeugend, um noch viel Worte auf die Beweisführung verschwenden zu müssen.

Endlich stellte sich bei meinen Versuchen noch folgendes heraus: damit das Bild übertragen werden soll, so ist es gar nicht notwendig die ganze Zeit über, wo Lydia schreibt, darauf zu blicken; es genügt sich blos eine Minute lang die Postkarte anzusehen und sie sodann zu verstecken — und sie wird trotzdem wiedergegeben. Noch mehr, die Willensanstrengung, d. h. das Oberbewusstsein, spielt bei der Übermittelung dieser oder jener Details nicht die mindeste Rolle: ich kann noch so lange und eifrig auf irgend ein, sogar sehr bedeutendes Detail auf dem Bilde mit dem Wunsche, es an Lydia zu übermitteln, hinsehen, und dabei kann rein garnichts herauskommen — es wird nur das übertragen, was meinem Unterbewusstsein mehr zusagt als dem Oberbewusstsein. So wünschte ich bei der letzten Postkarte sehr den Hund mit dem Hasen in den Zähnen wiederzugeben und blickte deshalb sehr eifrig auf ihn hin, und dabei ist er trotzalledem in Lydias Antwort kaum angedeutet. Andererseits werden häufig solche Einzelheiten reproduziert, welche ich während des Versuchs nicht im geringsten beachtet hatte und von welchen ich erst beim Lesen der Antwort was erfuhr. Angesichts dessen halte ich den Schluss für berechtigt, dass die Übertragung von Gesichtseindrücken von meinem Unterbewusstsein zu dem Lydias fast ohne jegliche Mitwirkung unseres Oberbewusstseins sich vollzieht.

Um diesen Schluss auf seine Richtigkeit zu prüfen, stellte ich folgende Versuche an.

Aus einem Päckchen in meiner Tasche untergebrachter Postkarten, deren Auswahl ich beständig erneuerte, langte ich die erste beste hervor und näherte sie ohne sie zu betrachten, d. h. ohne sie mit meinem Blick zu fixieren, für 2 bis 3 Sekunden meinen seitwärts gerichteten Augen, um sie sofort wieder in die Tasche zu stecken. Unter diesen Umständen kannte ich nicht im geringsten den Inhalt der Postkarte, die vor meinen Augen aufgetaucht war, — nichtsdestoweniger war in Lydias automatischer Antwort das Bild richtig beschrieben. Hier wurde demnach die Postkarte von meinem Unterbewusstsein gesehen, das sie ohne Mitwirkung meines Oberbewussteins dem Unterbewusstsein Lydias übermittelte.

Bald jedoch merkte ich, dass bei einer derartigen Versuchsanordnung verhältnissmäßig häufig ganz falsche Antworten zustande kamen, was bei Mitwirkung des Oberbewusstseins, d. h. beim Fixieren der Postkarten, selten passierte; daraus erhellt, dass das Oberbewusstsein dennoch an der Übertragung der Bilder einigen Anteil nimmt, — vielleicht äussert sich diese Beteiligung in der Kontrolle der Richtigkeit der durch das Unterbewusstsein empfangenen Eindrücke, wobei das Oberbewusstein die Rolle etwa eines elektrischen Knopfes spielt: indem wir diesen Knopf andrücken, befördern wir diese psychische Ladung nach einer bestimmten Richtung hin, wogegen die Art und Weise der Wirkung und ihre Stärke, d. h. der Effekt der Entladung, gänzlich von dem Gehalt des in dieser Richtung befindlichen Unterbewusstseins abhängt.

Das sind in allgemeinen Umrissen die Ergebnisse meiner Versuche über die mentale Suggestion unmittelbarer optischer Eindrücke von Bildern auf Postkarten. Hierauf schritt ich an die Ausführung einer andern Versuchsreihe, die zur Aufgabe hatte zu zeigen, ob und wie optische Erinnerungsbilder, d. h. reproduzierte Vorstellungen, übertragen werden. Anstatt auf die Postkarte zu blicken, bemühte ich mich zu diesem Zweck mir wirkliche Naturbilder vorzustellen, die ich jemals gesehen, oder überhaupt das, was ich einmal gesehen und was in meinem Gedächtnis eine Spur hinterlassen hatte.

Ich führe einige derartige Versuche an.

VI. Versuch. Ich stelle mir den Zeiss-Gletscher im Kaukasus vor, den ich vor zwei Jahren bestiegen. Alles ist von Sonnenschein überströmt. Ich denke vornehmlich an mich selbst, an den Führer, der mich über das glatte Eis an der Hand führte, und daran, wie ich an einer Stelle beinahe in eine Spalte gestürzt wäre. An das Gesamtbild des Gletschers denke ich fast gar nicht, — wenigstens nicht bewusst.

Antwort: „Etwas unerklärlich Glänzendes . . . . funkelt, brennt . . . . wie ein Meer von verschiedenfarbigen Steinen . . . . beleuchtet vom hellen Sonnenschein . . . . etwas Weisses in der Ferne . . . . wie milchiges Gewölk . . . . und unten grünt etwas . . . . wie schön auf dem schneeigen Hintergrund die grüne Wand . . . . und dort blaut etwas . . . . wie in Nebel gehüllte Schneegipfel . . . . was Glänzendes dort . . . . etwas Schwarzes darauf . . . . kleine Flecken . . . . was ist das . . . . ein schimmerndes erhabenes Bild . . . . schwarze Punkte bewegen sich . . . . offenbar etwas Lebendiges . . . . Teufel noch einmal, wie gut . . . . der ganzen Welt weit entrückt . . . . hier dagegen die Natur allein . . . . die wilde, herrliche . . . .“

Brauch' ich noch zu sagen, dass diese Beschreibung eine überraschend getreue und poetische Schilderung des Gesamtbildes enthält, das ich damals gesehen, und genau mit denselben Worten schliesst, die mir damals entschlüpften, als ich zum ersten Mal den Gipfel erklommen hatte und das herrliche Bild des von Sonnenschein überfluteten Gletschers, umrahmt von den grünen Bergabhängen, sich vor mir auftat: die „schwarzen, sich bewegenden Punkte“ — das waren Turisten, die eine Stunde früher als ich aufgebrochen waren und deren ich in der Ferne auf dem Gletscher eben als blos schwarzer Punkte gewahr wurde. An alles dies erinnerte ich mich erst nach dem Durchlesen der Antwort, während des Versuches hindoch hatte ich daran nicht einmal gedacht.

VII. Versuch. Aufgabe. Ich rufe mir die Sommerfrische in die Erinnerung zurück, wo ich den vorigen Sommer verbracht habe; auf der Wiese vor der Villa spielen Kinder Ball; besonders gefällt mir ein kleines Mädchen in einem weissen Kleide mit einem Gummiball, der grösser als ihr Kopf ist; dortselbst befinden sich auch mehrere Erwachsene.

Antwort: „Etwas Kleines, Fröhliches . . . . schwebt dahin . . . . etwas Helles . . . . silbernes Lachen . . . . ach, das ist ja eine Kindergestalt . . . . sie erhebt die dünnen Ärmchen . . . . etwas schleudert sie empor . . . . wie lieblich sie sich niederbeugt . . . . was ist das für ein Spiel . . . . da wieder das helle Lachen . . . . ein runder Gegenstand fliegt dahin . . . . zarte liebe Geschöpfe . . . . wie frei tummeln sie sich hier . . . . auf dem grünen Teppich . . . . wie spielt die Sonne auf dieser durchsichtigen Gestalt . . . .“

Ich glaube, diese beiden Versuche genügen, um über die Tatsache und den Charakter der Übertragung reproduzierter Vorstellungen Klarheit zu gewinnen.

Vor allen Dingen ist es klar, dass letztere ebenso gut, wenn nicht besser übertragen werden als die unmittelbaren Gesichtseindrücke von Ansichtspostkarten. Sodann fällt der Umstand auf, dass die Erinnerungsbilder unabhängig von meinem Willen, d. h. vom Oberbewusstsein, in

meinem Unterbewusstsein auftauchen und in derselben Reihenfolge übertragen werden, in welcher sie von mir in Wirklichkeit durchlebt worden sind; so stellte ich mir, als ich an den Gletscher dachte, hauptsächlich meine gefährliche Wanderung über das Eis inmitten der Klüfte und Spalten vor und wollte gerade dieses Bild übertragen, — mein Unterbewusstsein jedoch übertrug das Gesamtbild des Gletschers, das damals offenbar auf mich einen tiefen Eindruck gemacht und in meinem Gedächtnis die in chronologischer Ordnung erste Spur hinterlassen; die übrigen Erlebnisse auf dem Gletscher bildeten nur das Detail auf dem Gesamthintergrund dieses Bildes und wurden fast garnicht übertragen. Demnach findet nochmals die Tatsache Bestätigung, dass unser Oberbewusstsein an der Übertragung von Gesichtseindrücken auf das Unterbewusstsein des Mediums fast gar keinen Anteil nimmt.

Aus den angeführten Versuchen erhellt ferner, dass die reproduzierten Vorstellungen des Oberbewusstseins und des Unterbewusstseins nicht koinzidieren: während das Oberbewusstsein sich hauptsächlich der Einzelheiten entsinnt, die in ihm wahrscheinlich einen stärkern Eindruck hinterlassen, reproduziert das Unterbewusstsein den Gesamthintergrund des Erlebten, der offenbar von ihm besser erfasst wird. Allgemeine Regeln aufzustellen ist jedenfalls vorläufig noch unmöglich, da wie der VII. Versuch zeigt, auch Einzelheiten vom Unterbewusstsein mit verblüffender Treue, wie vom photographischen Apparat fixierte einzelne Szenen, ja sogar Stellungen, übertragen werden können. Alles hängt dem Anscheine nach von der Stärke des Eindruckes ab, den diese oder jene Einzelheit auf uns macht.

Endlich zeigen die Übertragungsversuche reproduzierter optischer Vorstellungen, dass diese bei der Wiedergabe stark durch Gemütserregungen gefärbt erscheinen und dass die Quelle dieser Färbung nicht im Medium, sondern in meiner Person enthalten ist; daraus folgt, dass die Reproduktion und Übertragung optischer Bilder mit der Reproduktion und Übertragung der entsprechenden Gemütserregungen einhergeht. Nebenher wird durch diese Tatsache die Frage, ob es ein Erinnerungsvermögen für Affekte gibt, endgültig im positiven Sinne entschieden; zwei — drei ebensolche Versuche wie die angeführten entscheiden diese Frage viel schneller und einwandfreier als sämtliches verwickelte Kalkül und alle die indirekten Beweise, zu denen wir bisher notgedrungen unsere Zuflucht nehmen mussten: unsere Emotionen können zweifellos reproduziert werden, wobei als Aufbewahrungsort für die durchlebten Gemütsbewegungen allem Anscheine nach das Unterbewusstsein dient.

Während wir somit bei den Versuchen mit Sophie Starker es hauptsächlich mit der Übertragung von Gehörsvorstellungen zu tun hatten, beobachten wir bei den Versuchen mit Lydia W. fast

ausschliesslich eine Übertragung von Gesichtsvorstellungen und Gemütsbewegungen. Und da einerseits meine persönliche Teilnahme an den Versuchen in der Eigenschaft als Agent jeglichen Verdacht der Mystifikation beseitigt, und da andererseits die Tatsache der Übertragung komplizierter optischer Vorstellungen jegliche Deuteleien, wie Lesen von Muskelbewegungen, unwillkürliches Flüstern und dgl., ausschliesst, so liefert die Gesamtheit der angeführten Versuche den schlagenden, überzeugenden Beweis dafür, dass die Gedanken von einer Person auf die andere unvermittelt übertragen werden können.

Ist dem so, so bleibt für die wissenschaftliche Erklärung der in Rede stehenden Erscheinung nur eine Hypothese übrig, — eben die, welche ich auf Grund theoretischer Erwägungen im einleitenden Kapitel auseinandergesetzt und auf Grund von Versuchsergebnissen am Schluss des dritten Kapitels weiter entwickelt habe.

Ich habe die Hypothese der psychischen Energie im Auge. Diese Hypothese steht in vollem Einklang mit den Ergebnissen des Experimentes und mit den modernen theoretischen Anschauungen über das Wesen jeglicher Prozesse, und nur durch sie ist bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens eine vollkommen wissenschaftliche Erklärung der Erscheinung der Gedankenübertragung möglich. Wollen wir nun daran gehen, in Anlehnung an diese Hypothese und die aus den Versuchen mit Sophie gezogenen Schlüsse unsere Untersuchungen fortzusetzen.

Vor allem ist es notwendig einige an Sophie gemachte Beobachtungen nachzuprüfen, nämlich die, dass ein metallischer Leiter und unmittelbarer Kontakt die Übertragung der Gedanken vom Agenten auf den Perzipienten erleichtern oder, mit anderen Worten, dass Metall und der menschliche Körper die psychische Energie gut leiten.

Zu diesem Behufe stellte ich eine Reihe von Versuchen an, bei denen mir als Leiter ein runder Kupferstab von 25 cm Länge und 5 mm Dicke diente. Nachdem ich das eine Ende des Stabes mit meiner Hand ergriffen und Lydia angewiesen das andere Ende zu halten, schritt ich an den Versuch, dessen Anordnung die gleiche war wie in den voraufgehenden Versuchen; dabei blickte ich selbstverständlich auf die Postkarte so, dass kein anderer sie sehen konnte.

Die Schnelligkeit und Genauigkeit, mit der unter diesen Umständen das Bild übertragen wurde, waren nun geradezu verblüffend: während früher das automatische Schreiben 10—15 Minuten nach Beginn des Versuchs einzusetzen und die Wiedergabe des ganzen Bildes manchmal

1—$1^1/_2$ Stunden zu dauern pflegte, begann jetzt das Schreiben nach 2—3 Minuten und wurde das ganze Bild bereits in 5—10 Minuten wiedergegeben, wobei die Beschreibung so sehr genau und exakt wurde, dass es auf der Hand lag, dass Lydias Unterbewusstsein bereits viel leichter die empfangenen Eindrücke zu analysieren vermag. Zur Illustration des Gesagten führe ich hier zwei Versuche an

VIII. Versuch. Postkarte: Im Vordergrunde ein Teich; in der Ferne sind Badehütten sichtbar; hinter den Badehütten das grüne Ufer mit einem Hain; im Vordergrunde links ein hoher Felsen, an dessen Rand Bäume wachsen. Blauer Himmel mit Wolken.

Antwort: „Wasser . . . . . . in der Ferne Bäume am Ufer . . . . . . von der einen Seite so was wie ein Abhang . . . . . . dort in der Ferne sind auf dem Wasser zerstreute Gebäude sichtbar . . . . . . blauer Himmel mit leichtem Gewölk . . . . . .“

IX. Versuch. Postkarte: Winter, links kahle Bäume, in der Ferne Gebäude, ein zugefrorener Bach.

Antwort: „Winter . . . . . graue Töne . . . . . . kahle Bäume . . . . . . am Horizont Gebäude . . . . . .“

Die Übertragung jeder von diesen Postkarten dauerte, ich wiederhole es, blos 5—10 Minuten, die lakonische Fassung und die Exaktheit der Antworten sind augenfällig, sogar die Details werden wiedergegeben. Nachdem ich noch eine erhebliche Anzahl derart organisierter Versuche ausgeführt, kam ich zu dem Schluss, dass ein Kupferstab die Gedankenübertragung von mir auf Lydia tatsächlich beschleunigt und verbessert.

Nachdem ich dann meine Versuche in der Weise modifiziert hatte, dass ich zwischen mir und Lydia einen Kontakt ohne Stab, nämlich durch unmittelbares Halten ihrer Hand in der meinigen herstellte, konnte ich mich davon überzeugen, dass auch unter diesen Bedingungen die Übertragung des Bildes weit besser sich vollzog als ohne jegliche Berührung; trotzdem konnte man jedoch wahrnehmen, dass die Beschreibung dabei weit länger dauerte und nicht mehr so getreu war wie bei der Benutzung eines Kupferstabs. Aus diesem Umstande ist es wohl gestattet den Schluss zu ziehen, dass ein metallischer Leiter auf irgend eine Weise die schnelle Übertragung der psychischen Energie von einer Person auf die andere begünstigt.

Möglich, dass hier chemische Prozesse und die bei der Vereinigung der Hand mit dem Metall sich entwickelnde Thermoelektrizität eine gewisse Rolle spielen; jedenfalls muss diese Frage noch näher untersucht

werden, die Tatsache an und für sich unterliegt jedoch keinem Zweifel: der kupferne Leiter verbessert die Übertragung der psychischen Energie in erheblichem Maße.

Bei den Versuchen mit einem metallischen Leiter stellte sich noch ein im höchsten Grade interessanter und lehrreicher Umstand heraus, der umso wertvoller ist, als ich ihn nicht im mindesten vorausgesehen hatte. Die Sache ist nämlich die. Vor Beginn des Versuches pflegte ich gewöhnlich einige Zeit hindurch aus meinem Vorrat an Postkarten die interessanteste herauszusuchen oder in meiner Erinnerung die durchlebten Eindrücke durchzumustern, um bei einem von ihnen Halt zu machen; nach getroffener Wahl trat ich an den Versuch heran. Bei den Versuchen mit dem Kupferstab passierte es nun bisweilen, dass anstatt des Bildes, auf das meine Wahl gefallen, d. h. auf das ich blickte oder das ich in meinem Gedächtnis reproduzierte, ein ganz anderes übertragen wurde, und zwar gerade eines von denen, welche ich eben auf den Postkarten gesehen oder (falls das Objekt des Versuches reproduzierte Vorstellungen waren) in meinem Gedächtnis durchmustert hatte.

Das war ganz wunderbar. Lange Zeit hindurch wusste ich mir nicht diese Erscheinung zu erklären, bis ich mich einer Voraussetzung zuneigte, die in den ferneren Experimenten ihre vollkommene Bestätigung fand und in folgendem besteht. Wenn ich die Bilder auf den Postkarten mir ansehe oder die gesehenen Bilder der Wirklichkeit in meiner Vorstellung durchlebe, so macht eines von ihnen aus irgend welchem Grunde auf mein Unterbewusstsein einen besondern Eindruck: die dabei entstehende psychische Energie hat bis zu dem Momente, wo ich mit dem Versuch beginne, keine Zeit meinen Körper zu verlassen; sobald ich nun unmittelbar darauf den Stab ergreife, strömt daher die Energie zu Lydia über und ruft die entsprechenden optischen Bilder hervor, die auch beschrieben werden. Das Bild hingegen, das ich „bewusst“ ausgewählt hatte und übertragen wollte, gelangt in Lydias Unterbewusstsein erst dann, wenn dieses auf die erste Erregung bereits reflektorisch reagiert; deshalb ruft auch das zweite Bild keinen Effekt hervor und bewirkt wahrscheinlich nicht einmal eine psychische Entladung.

In diesem Falle stelle ich mir demnach vor, dass die psychische Energie sich auf der Oberfläche des menschlichen Körpers ansammeln kann, ähnlich wie die Elektrizität sich auf den Kondensatoren ansammelt und an den Leitern fortströmt.

Ist diese Erklärung richtig, so muss man, um Überraschungen vorzubeugen, vor Beginn jedes Versuches die zufällig angehäufte

psychische Energie in die Erde ableiten, und zwar durch Berührung von metallischen Leitern im Zimmer, z. B. von Beheizungs- oder Wasserleitungsröhren. In der Tat, seit der Zeit, wo ich diese Maſsregel anzuwenden begann, erlebte ich kein einziges Mal mehr Überraschungen in der Art der oben beschriebenen, während sie bis dahin mehrmals vorgekommen waren. Dieser Umstand ist als bester Beweis für die Richtigkeit der Erklärung selbst anzusehen.

Resumiere ich nun in Anlehnung an die früher von mir entwickelte Hypothese der psychischen Energie die Ergebnisse sämtlicher von mir bisher an Lydia ausgeführter Versuche, so kann ich folgendes sagen:

1. Unmittelbare Gesichtseindrücke und reproduzierte Vorstellungen, sowie Gemütserregungen können ohne Vermittelung der äusseren Sinnesorgane von einer Person auf die andere übertragen werden.

2. Allem Anschein nach geschieht diese Übertragung vermittelst einer psychischen Energie, die während des Denkens im Gehirne des Agenten entsteht, sich von dort aus nach allen Richtungen auszubreiten und nach Erreichung des Gehirnes des Perzipienten das Auftreten entsprechender Vorstellungen beim letztern zu bewirken vermag.

3. Der gesamte Vorgang der Übertragung und der Wahrnehmung der Gedanken spielt sich offenbar im Unterbewusstsein beider Personen ab, jedoch unter einiger Mitwirkung des Oberbewusstseins des Agenten. —

Was die Eigenschaften der psychischen Energie betrifft, so kann man auf Grund der angeführten Versuche ihr folgende rein-physikalische Eigenschaften vindizieren:

a) Die psychische Energie durchdringt die Luft, wird jedoch zum Teil von ihr absorbiert;

b) sie wird vom menschlichen Körper gut und von einem Kupferdraht noch besser fortgeleitet;

c) sie vermag sich auf der Oberfläche oder an den extremen Teilen des menschlichen Körpers anzusammeln, wobei sie ihn ziemlich langsam verlässt;

d) verbindet man unsern Körper mit einem metallischen Leiter, so strömt die psychische Energie an ihm rasch weiter fort und kann auf diese Weise auf eine andere Person oder in die Erde übergehen. —

Das sind die Schlussfolgerungen aus meinen bisher mitgeteilten Versuchen; zu diesen Schlüssen wäre noch folgender hinzuzufügen: da die von uns betrachtete Energie sowohl psychische als auch physikalische Eigenschaften besitzt, so wäre sie richtiger nicht psychische, sondern psychophysische Energie zu nennen.

Zur weitern Untersuchung dieser Energie gehe ich im folgenden Kapitel über; vorläufig will ich nur bemerken, dass wie kühn und sogar unmöglich meine Schlüsse auf den ersten Blick auch erscheinen mögen, der Leser nicht vergessen darf, dass sie alle auf unerschütterlichen Tatsachen beruhen. Und die unerbittliche Logik dieser Tatsachen muss jeden gewissenhaften wissenschaftlichen Forscher zu analogen Schlüssen führen: die Wahrheitsliebe muss jegliche Scheu vor der Seltsamkeit und scheinbaren Unwahrscheinlichkeit der Schlüsse, die aus den regelrecht beobachteten Tatsachen mit logischer Notwendigkeit resultieren, überwinden.

Quid non miraculo est, cum primum in notitiam venit? Quam multa fieri non posse, priusquam sint facta, judicantur?

Plinius.

VI.

Das Hellsehen und die Fixierung der Gedanken auf dem Papier.

Die voraufgehende Untersuchung hat uns das Vorhandensein einer psychophysischen Energie bewiesen und einige Eigenschaften derselben klargestellt. Im weitern Verfolg dieser Untersuchungen gelangte ich zur Anstellung neuer Versuche, die auf das Wesen der in Rede stehenden psychophysischen Energie ein helles Licht warfen und neue Eigenschaften an ihr offenbarten. Zur Schilderung dieser Versuche will ich nunmehr übergehen, vorher jedoch erachte ich es für notwendig einige Mitteilungen sozusagen historischen Charakters hier zu machen.

Als ich noch meine Versuche an Sophie Starker ausführte, sah ich mich zu der Annahme gedrängt, dass die Telepathie dem Hellsehen sehr nahe verwandt sei oder, genauer ausgedrückt, dass die Fähigkeit des Gedankenlesens sehr vieles mit der Fähigkeit Briefe in geschlossenen Kuverts zu lesen gemeinsam habe: in diesem wie in jenem Falle, dachte ich, müsse eine und dieselbe Energie eine Rolle spielen. Was die Fähigkeit Briefe in geschlossenen Kuverts zu lesen anlangt, so sind derartige Fälle bereits in der wissenschaftlichen Literatur beschrieben worden, die einen Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit nicht auftauchen lassen können. Solche Fälle waren Gegenstand der Verhandluug in der Londoner Gesellschaft für psychische Forschungen: sodann nahmen in Paris Janet und Richet eine Reihe von Experimenten vor, die das Vorhandensein des Hellsehens bei einem jungen Mädchen bewiesen und in der Pariser Gesellschaft für physiologische Psychologie in den Jahren 1886—1888 mitgeteilt wurden. In der russischen wissenschaftlichen Literatur ist ein im höchsten Grade überzeugender und wertvoller Fall niedergelegt, der von Dr. A. Chowrin, Oberarzt der Irrenanstalt in Tambow, vortrefflich beschrieben wurde.[1])

[1]) A. N. Chowrin, Eine seltene Form von Hyperästhesie der höheren Sinnesorgane. „Beiträge zur neuro-psychischen Medizin“ (russisch), Jahrg. 1898.

Ich will auf Chowrins Arbeit etwas näher eingehen, da dies meine Aufgabe bei den weiteren Darlegungen erleichtern wird. Seine Beobachtungen stellte Chowrin an dem 32 Jahre alten Frl. M. an, die an Grande Hystérie litt und unter anderem die Fähigkeit besass Briefe in geschlossenen Umschlägen zu lesen. Diese Tatsache wurde von einer ganzen Reihe von Ärzten, die Chowrins Versuchen beiwohnten, und durch zwei Gutachten, die in der (russischen) Zeitschrift „Beiträge zur Philosophie" unter den Verhandlungen der Petersburger Gesellschaft für Experimentalpsychologie für die Jahre 1892 und 1893 abgedruckt sind, beglaubigt, wobei diese Gesellschaft anlässlich der Lösung einer von ihr eingesandten Aufgabe in pleno zu dem Schlusse gelangte, dass „die Tatsache des Hellsehens in diesem Falle unanfechtbar war".

Ihre Fähigkeit bekundete Frl. M. im somnambulen und im Wachzustand. Den Inhalt des Briefes, der ihr nur für die Dauer der Séance und in Gegenwart des Arztes eingehändigt wurde, teilte sie laut Dr. Chowrin mit, der alle ihre Antworten genau verzeichnete. Für das Durchlesen jedes Briefes waren manchmal je 10—15 Sitzungen erforderlich, von denen jede 1—2 Stunden dauerte; im ganzen musste auf das Durchlesen eines Briefes bisweilen ein ganzer Monat verwendet werden. Viel schneller ging das Lesen vor sich, wenn Frl. M. sich im Trance befand; dann genügte mitunter blos eine Sitzung.

Am interessantesten und rätselhaftesten an den Beobachtungen Chowrins war die Art und Weise, wie der Inhalt der Briefe wiedergegeben wurde: Frl. M. gab in der Regel nicht den Originaltext des Schreibens wieder, sondern erzählte von denjenigen Bildern, welche in dem Briefe beschrieben waren, wobei sie so erzählte, als wenn sie selbst das Bild sehen würde; befand sich jedoch M. im Trance, so sah sie wirklich die im Brief beschriebenen Bilder.[1]) Der genannte Autor erklärt dies dadurch, dass der „unbewusst" wahrgenommene Text des Briefes bei M. hinterher entsprechende Gesichtshalluzinationen hervorrufe.

Was nun die Fähigkeit den Text des geschlossenen Briefes wahrzunehmen selbst betrifft, so sucht dies Chowrin teils durch das Sehen, teils durch das Durchfühlen der aufgeschriebenen Buchstaben durch das Papier hindurch zu erklären; seiner Meinung nach ist die Fähigkeit der M. gänzlich auf eine Verfeinerung des Unterscheidungsvermögens ihrer höheren Sinnesorgane, hauptsächlich des Gesichtes und des Gefühles, zurückzuführen.

[1]) Chowrin nahm stets Briefe mit der Beschreibung optischer Vorstellungen da er bemerkt hatte, dass letztere am besten „gelesen" wurden.

Prof. Anfimow, der ganz mit Unrecht die Tatsache des Hellsehens bei M. und die Möglichkeit des Hellsehens selbst anzweifelt, unterzieht gleichzeitig Chowrins Erklärungsversuch einer eingehenden Kritik: „Hyperästhesie des Gesichtes allein“ — sagt Anfimow —, „d. h. Erweiterung der optischen Fähigkeit des Auges, genügt für das Zustandekommen des Hellsehens noch lange nicht; für das Hellsehen ist nicht nur eine Erweiterung des optischen Horizontes, sondern eine Änderung des Wesens der Gesichtsempfindungen erforderlich, weil dabei undurchsichtige Gegenstände und Medien durchsichtig gemacht werden müssen. Demgemäß muss das Auge Schwingungen angepasst werden, die ihrer Form und Schnelligkeit nach von denen, die wir als Licht wahrnehmen, gänzlich verschieden sind. Biologisch ist der Eintritt eines solchen Zustands in unserm unbewaffneten Auge wohl kaum anzunehmen. . . . . Somit ist es erforderlich für das Hellsehen . . . . neue äussere Bedingungen zu schaffen, unter denen viele der jetzt von unserem Auge nicht wahrnehmbaren Schwingungen zu wahrnehmbaren Strahlen werden könnten. Es wäre das folglich derselbe Weg, den bei ihren grossartigen Entdeckungen Herz und Roentgen gewandelt haben.“ [1])

Wenn Prof. Anfimow das Hellsehen gegenwärtig für unmöglich hält, so beugt er sich nur vor den fest eingewurzelten wissenschaftlichen Vorurteilen, von deren Macht er sich zu befreien nicht imstande ist; nichtsdestoweniger kommt er fast instinktiv zu dem vollkommen richtigen Schluss, dass das Hellsehen nur auf der Wahrnehmung solcher Strahlen beruhen kann, die undurchsichtige Gegenstände und Medien zu durchdringen vermögen; Anfimow hatte blos nicht daran gedacht, dass die Wahrnehmung dieser strahlenden Energie nicht durch das Auge allein zu erfolgen braucht, das speziell für Lichtstrahlen eingerichtet ist.

Angesichts der dargelegten Erwägungen bildete sich in mir die Überzeugung, dass das Hellsehen vieles mit der unmittelbaren Gedankenübertragung gemeinsam haben müsse — gemeinsam in dem Sinne, dass in beiden Fällen wahrscheinlich die Hauptrolle eine und dieselbe Energie spiele, welche die Eigenschaft besitzt, undurchsichtige Medien zu durchdringen und in unserm Gehirn eine Reihe von Vorstellungen hervorzurufen; und ist dem so, so müssen Personen, die die Fähigkeit besitzen, fremde Gedanken zu „lesen“, auch imstande sein, Briefe in verschlossenen Kuverts zu lesen. Um mich davon zu überzeugen, stellte ich noch zur Zeit meiner Untersuchungen an Sophie Starker eine Reihe von

---

[1]) J. Anfimow, Über übersinnliche Erscheinungen bei Hysterischen. Wratschebnaja Gaseta (russisch), 1902, Nr. 22. Sperrung von mir.

Experimenten an ihr an behufs Entscheidung der Frage, ob sie die Fähigkeit besitze, Briefe in geschlossenen Umschlägen zu lesen oder nicht. Einige von jenen Versuchen gelangen, andere nicht: im allgemeinen gewann ich damals den Eindruck, dass Sophie die bezeichnete Fähigkeit wohl besitzt.

Am interessantesten war der Umstand, dass in den gelungenen Versuchen das Lesen geschlossener Briefe denselben Charakter trug wie in den Beobachtungen Chowrins: anstatt des Originaltextes übermittelte mir Sophie den Inhalt der im Briefe beschriebenen Bilder, d. h. das, was Sophie wiedergab, trug den Charakter von Gesichtshalluzinationen.[1]) Da ich jedoch bei meinen diesbezüglichen Versuchen damals aus äusseren Gründen nicht in der Lage war, alle nötigen Vorkehrungen zu treffen, um sie wissenschaftlich einwandfrei zu gestalten, so hielt ich es nicht für angebracht, sie zu veröffentlichen und beschloss abzuwarten, bis sich eine genügende Menge in wissenschaftlicher Beziehung einwandfreies Material angesammelt haben wird.

Als ich nun meine Untersuchungen an Lydia W. anstellte, beschloss ich meine Voraussetzung betreffend die nahe Verwandtschaft zwischen den Erscheinungen des Hellsehens und denen der Gedankenübertragung und die Identität der Energie, die bei diesen Erscheinungen die Hauptrolle spielt, nachzuprüfen. Vor allen Dingen hatte ich die Frage zu entscheiden, ob Lydia W. bei der geschilderten Versuchsanordnung den Inhalt geschlossener Briefe, die ich von ihr gänzlich fremden Personen erhalten, mitzuteilen vermag. Um die Möglichkeit mentaler Suggestion vollständig auszuschliessen, nahm ich die Briefe von Personen, die Lydia gänzlich unbekannt waren, wobei auch ich natürlich den Inhalt der Briefe nicht kannte. Ich ersuchte nur die Personen, von denen ich die die Aufgabe enthaltenden Briefe nahm, unmittelbare oder reproduzierte optische Vorstellungen zu beschreiben.

Der Prozess des automatischen Antwortens ging in folgender Weise vor sich. Zuerst nahm Lydia in beide Hände den von mir mitgebrachten geschlossenen Brief und hielt ihn 1—2 Minuten lang; hierauf legte sie die rechte Hand auf die Kartonplanchette, mit welcher sie auf die Buchstaben hinwies, während sie in der linken den Brief weiter hielt. 5—10 Minuten nach Beginn des Versuchs begann sich die Hand langsam fortzubewegen und die Buchstaben zu bezeichnen; ich sass Lydia gegenüber und vermerkte die Buchstaben: eines Assistenten bedurfte ich jetzt nicht. Während des Schreibens selbst verhielten wir uns wie gewöhnlich völlig ungezwungen: plauderten, scherzten, lachten —, kurzum, unser Oberbewusstsein entfaltete seine eigenen Lebensäusserungen.

[1]) Die Briefe bekam ich von dritten Personen, ihren Inhalt kannte ich nicht, aber nach dem Vorgang Chowrins bat ich um Briefe mit der Beschreibung optischer Vorstellungen.

Der Versuch wurde von mir abgebrochen, sobald irgend ein Bild aufgeschrieben war oder Lydias Hand für längere Zeit Halt machte. Nach Abschluss des Versuches erbrach ich das (in der Regel gut verschlossene und undurchsichtige) Kavert und las den Inhalt des Briefes laut vor: auf diese Weise suchte ich das Interesse für die Versuche in Lydia selbst wach zu erhalten, für welche das quälend lange Sitzen am Tisch über dem Alphabet sonst eine unerträgliche Marter gewesen wäre. Ich muss noch hinzufügen, dass ich die Briefe von verschiedenen Personen nahm, die ich um kurze (aus einem — zwei Sätzen bestehende) Briefe bat, um die Experimente vorläufig nicht zu komplizieren. Im Folgenden führe ich die Ergebnisse der ersten Versuche an.

X. Versuch. Der Brief: „Über der Wiese scheint hell die Sonne."

Antwort: „Sonne . . . . Vögel . . . . Grün . . . . welche Lust . . . . Lieder etwa dort . . . . was für ein Geräusch . . . . schwer zu unterscheiden . . . ."

XI. Versuch. Der Brief: „Vor Sonnenaufgang im Hain. Alles ist mit Tau bedeckt. Die Vögel erwachen und zwitschern."

Antwort: „Etwas Schwarzes . . . . grosse dunkle Umrisse . . . . leiser Wind . . . . die Bäume flüstern einander was zu . . . . was ist das nur für ein sonderbares Licht . . . . ein rosiger Glanz . . . . die Baumwipfel sind rosenfarben geworden . . . . wie vom Licht der Morgenröte . . . . es ist so frisch . . . . so munter . . . . Silbertau . . . . eine grosse rote Kugel ist zu sehen . . . ."

XII. Versuch. Der Brief: „Der Strasse entlang bewegt sich ein Volkshaufen mit roten Fahnen."

Antwort: Dumpfes Geräusch . . . . etwa das Murren der Menge . . . . etwas Ungeheures wälzt sich heran . . . . ein ungewohntes Bild . . . . etwas Ruhiges und Feierliches ist in diesem Volkszug . . . ."

XIII. Versuch. Der Brief: „In den Bergen des Kaukasus. Auf den Bergabhängen eine üppige Pflanzenwelt. Überall Bäche und Wasserfälle."

Antwort: „Ringsum Freiheit . . . . Natur allein . . . . vom Menschen nicht entstellt . . . . Sonne . . . . blauer Himmel . . . . ringsum Grün . . . . junge schlanke Bäume . . . . ragen empor . . . . leise murmelt etwas . . . . wie ein silbernes Band schlängelt es sich durch das Grün . . . . ein Waldbach glänzt dort oder ein schmaler Streifen von Schnee . . . . nein . . . . das stürzt dahin wie Frühlingsflut . . . . und da eine Kluft . . . ."

Wir beschränken uns vorläufig auf diese Briefe.

Das Schreiben einer jeden Antwort dauerte von 20—30 Minuten bis zu einer Stunde und mehr; gewöhnlich macht die Hand nach drei bis vier aufgeschriebenen Worten für 1—2 Minuten Halt; manchmal kann die Pause sogar 10 Minuten dauern Im ganzen sind die vier angeführten Antworten sämtlich im Laufe einer Sitzung aufgeschrieben worden, die mit Unterbrechungen 4—5 Stunden dauerte.

Bevor ich zur Analyse der erhaltenen Antworten schreite, muss ich betonen, dass auch für einen Augenblick nicht der Verdacht auftauchen darf, als habe Lydia den Inhalt des Briefes gegen das Licht durchlesen können; das überwachte ich auf das sorgfältigste, ganz abgesehen davon, dass eine derartige Voraussetzung bezüglich der bescheidenen wahrheitsliebenden Lydia geradezu absurd wäre

Ich wiederhole nochmals, dass der Inhalt der Briefe bis zum Abschluss des Versuches, wo ich den Brief erbrach, mir gänzlich unbekannt war. Wollen wir also nun an die Analyse der Antworten schreiben.

Vor allem kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Antworten dem Inhalt der Briefe vollkommen entsprechen, — folglich besitzt Lydia in der Tat die Fähigkeit, geschlossene Briefe automatisch zu „lesen", wie ich es auch erwartet hatte.

Aber an Lydias beschreibenden Antworten fallen folgende Besonderheiten auf: erstens das Missverhältnis zwischen den ziemlich kurzen Briefen und den langen Antworten; zweitens die in den Antworten enthaltene Beschreibung solcher Details, welche in den Briefen gar nicht erwähnt werden, was doch sehr verwunderlich ist; endlich drittens die starke Beeinflussung sämtlicher Beschreibungen durch Gemütserregungen, von denen in den Briefen ebenfalls keine Rede ist. Alles dies macht den Eindruck, als würde Lydia das entsprechende Bild direkt sehen, an ihm Gefallen finden, als würde sie die einzelnen Eindrücke beurteilen und zusammenfassen; mit einem Wort, hier geschieht dasselbe, was wir bereits bei der unmittelbaren Übertragung optischer Vorstellungen beobachtet haben; hier wie dort ist der Charakter der Wiedergabe derselbe.

Noch mehr, — als ich am nächsten Tage die Antworten den Personen vorzeigte, von denen ich die Briefe genommen hatte, waren sie starr vor Staunen; es stellte sich nämlich heraus, dass Lydias beschreibende Antworten E i n z e l h e i t e n mitteilten, d i e i n d e r W i r k l i c h k e i t a l l e r d i n g s s t a t t h a t t e n, aber in den Briefen nicht erwähnt waren; verblüffend genau war auch die chronologische Folge in dem Wechsel der Eindrücke während des Erlebnisses und sehr getreu waren die durchlebten Gemütsbewegungen wiedergegeben, die in den Briefen ebenfalls keine Erwähnung gefunden hatten.

Was bedeutet dies eigentlich? Wie ist das zu erklären?

Sobald wir uns daran gewöhnen werden, die Augen vor Tatsachen nicht zu verschliessen, sobald wir in unserem Gedankengange konsequent sein und keinerlei Schlussfolgerungen scheuen werden, so unwahrscheinlich und kühn diese uns auch scheinen mögen, so wird die Wissenschaft viel dabei gewinnen, vor allem das Tempo ihrer Entwicklung.

Welchen Schluss haben wir nun aus den mitgeteilten Tatsachen zu ziehen? Es kann nur eine einzige Schlussfolgerung in Betracht kommen: offenbar wird der Gedanke auf dem Papier unmittelbar, d. h. auch ohne Wortzeichen, fixiert. Offenbar vermag die psychische Energie, welche in den vorhergehenden Versuchen von mir zu Lydia durch die Luft oder an einem metallischen Leiter überging, auch auf das Papier überzugehen, dort erhalten zu bleiben, zusammen mit demselben an einen andern Ort übertragen zu werden, sodann auf eine andere Person überzugehen und bei ihr bestimmte Vorstellungen hervorzurufen. Wie tollkühn und unwahrscheinlich dies auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so dürfen wir dennoch vor diesem Schluss nicht Halt machen, sondern müssen uns bemühen, ihn nachzuprüfen.

Abgesehen von dem Charakter der Antworten (ich habe blos vier Versuche angeführt, aber angestellt habe ich viel mehr und alle mit demselben Resultat) brachten mich auf die oben bezeichnete Hypothese noch andere Tatsachen, nämlich die Fälle, wo die Antworten dem Inhalte der Briefe nicht im mindesten entsprechen, d. h. wo die Antworten mir ja hätten beweisen müssen, dass sie rein zufällig sind, wenn ich in meinen Schlüssen ebenso übereilt gewesen wäre, wie dies voreingenommenen Skeptikern eigen ist. Hier sind z. B. zwei Briefe, die ich von meinem Bruder genommen habe, welcher Lydia gänzlich unbekannt ist. Er ist Kaufmann, und sein Kopf steckt immer voller Geschäftssachen; als ich ihn im Bureau darum bat, zwei kurze Briefe aus zwei — drei Sätzen aufzuschreiben, sie in Kuverts zu schliessen und mir zu übergeben, blickte er mich äusserst erstaunt an: das überstieg die Grenzen seiner Fassungskraft; da ich es nutzlos fand, ihn in das Wesen meiner Versuche einzuweihen, so bat ich ihn, mich nicht mit Fragen aufzuhalten und meine Bitte zu erfüllen; da schrieb er die beiden Briefe auf und übergab sie mir in bereits geschlossenem Zustand. Die Ergebnisse waren folgende (ich füge noch hinzu, dass Lydia nicht wusste, von wem diese Briefe stammen):

XIV. Versuch. Der Brief lautete: „Erwarte mit Ungeduld die Abrechnung, da Geld nötig ist.“

Antwort: „Sonderbarer Auftrag . . . .“

XV. Versuch. Der Brief: „Ich fühle mich zufrieden, dass die Ankunft des Hauptfabrikanten zu erwarten steht.“

Antwort: „Morgen müssen Zinsen gezahlt werden . . . “

Kann nun nach solchen Antworten, so möchte man fragen, von irgend einer Möglichkeit, geschlossene Briefe zu lesen, überhaupt noch die Rede sein? Ja, zu lesen — in dem Sinne, wie man dieses Wort zu gebrauchen pflegt — natürlich nicht; aber Lydia hat in den letzt angeführten Fällen gar nicht das „durchgelesen“, was aufgeschrieben war, sondern das, was neben den aufgeschriebenen Worten sich dem Papier „aufgeprägt“ hatte: Lydia las die auf dem Papier fixierten Gedanken. Dass es sich gerade so verhielt, davon überzeugte mich das am folgenden Tage mit meinem Bruder angestellte Verhör: wie es sich dabei ergab, wirkte in ihm, als er den ersten Brief schrieb, noch immer das Staunen über den „sonderbaren Auftrag,“ den ich ihm erteilt, nach; als er hingegen den zweiten Brief — das erste beste, was ihm eingefallen war — schrieb, war sein Kopf bereits wieder von den laufenden Geschäftsangelegenheiten in Anspruch genommen und darunter von dem Gedanken, dass wirklich einer Firma Zinsen zu zahlen waren. Das also, was ihm im Moment des Schreibens am angelegentlichsten beschäftigte, prägte sich vor allem dem Papier auf; die von ihm aufgeschriebenen Sätze hingegen waren offenbar nur für einen Augenblick in seinem Oberbewusstsein aufgetaucht, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Oben sagte ich, dass wir vor Schlussfolgerungen nicht scheu Halt machen dürfen, sondern uns bemühen müssen, sie nachzuprüfen. So verfuhr ich auch in diesem Falle, indem ich dabei von folgenden Erwägungen ausging. Ist meine Voraussetzung, dass der Gedanke auf dem Papier unmittelbar, d. h. ohne Hilfe von Wortzeichen, fixiert wird, richtig, so ist eine zutreffende Antwort auf die gestellte Aufgabe auch in dem Falle zu erwarten, wenn ich anstatt eines Briefes, d. h. eines Papierbogens mit Text, der Lydia einen leeren Briefbogen bringe, über welchem eine dritte Person irgend ein Bild durchdacht hat und auf welchem demnach, entsprechend meiner Voraussetzung, der Gedanke jener Person hat fixirt worden sein müssen.

Derartige Versuche wurden auch von mir ausgeführt. Für diese Experimente erbat ich mir mehrere Aufgaben von verschiedenen Personen, wobei die Aufgabe in folgendem bestand: die betreffende Person hatte allein in einem andern Zimmer zwei bis drei Minuten lang über einem Bogen Postpapier an irgend einem Bild (ein reproduziertes oder unmittelbares) zu denken, sodann diesen „bedachten“ Briefbogen in ein Kuvert zu schliessen und mir zu übergeben, bei sich jedoch einen andern Bogen zu hinterlassen, auf dem der Inhalt des gedachten Bildes

beschrieben war; dieser zweite Bogen sollte hinterher zur Kontrolle der erhaltenen Antwort dienen.

Solche Aufgaben erbat ich mir mehrere von verschiedenen Personen und begab mich mit ihnen — diesen leeren Blättern — zur Lydia W., um meine entscheidenden Versuche an ihr anzustellen. Ich bekenne offen, dass ich, der ausschlaggebenden Wichtigkeit gerade dieser Versuche mir voll bewusst, mit Zittern und Zagen an dieselben herantrat und bereit war meine Schlüsse zu widerrufen, falls die bezeichneten Experimente misslingen sollten. Aber die Logik hat mich nicht getäuscht: sie hat mich nicht in eine Sackgasse geführt, sondern auf solch eine Höhe erhoben, von der aus sich mir auf einmal die weitesten Horizonte und die verheissungsvollsten Ausblicke für die weitere Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung eröffneten.

Die Anordnung der letzten Versuche war die gleiche wie in den bereits geschilderten Experimenten mit den Briefen, mit dem Unterschied blos, dass ich Lydia anwies das Kuvert zu erbrechen und den leeren Briefbogen in die Hände zu nehmen, um den präsumierten Übergang der psychischen Energie vom Bogen in Lydias Hand zu erleichtern; nicht immer jedoch erbrach sie das Kuvert, — die ersten Versuche wurden mit geschlossenen Umschlägen ausgeführt.

In folgendem teile ich die Ergebnisse mit.

XVI. Versuch. Antwort auf den ersten leeren Briefbogen: „Etwas breitet sich aus . . . . etwas Grosses, Grünes . . . mir scheint, das ist ein Meer von grünen Pflanzen und Blumen . . . oder vielleicht ein tiefer stiller See mit seinen Wassergewächsen . . . oder bleichen Lilien . . . ein Duft . . . das ist die Frische des Meeres . . . . vielleicht ist es nicht das Meer, sondern ein Traumbild . . . . hinter ihm hingegen dämmerige Weite . . . etwas kriecht umher . . . . ringsum glitzert es . . . so märchenhaft schön und wohlig . . . .“

Als ich am nächsten Tage diese Antwort dem Fräulein vorzeigte, von dem ich den Bogen mit der Aufgabe erhalten hatte, stellte sich heraus, dass bei ihr auf dem Kontrollbogen folgendes Bild beschrieben war, das sie einmal gesehen und sodann selbst auf Leinwand nachgezeichnet hatte: „Meeresgrund; mit Muscheln besetzter Felsen; Wasserpflanzen mit gelben Blüten; auf dem Meeresboden eine grosse Krabbe.“

Ich lasse vorläufig jegliches Kommentar beiseite und will blos bemerken, dass das Fräulein überrascht war darüber, wie getreu der allgemeine Hintergrund des Bildes und die durch dasselbe bei ihr wachgerufenen Empfindungen wiedergegeben waren; die kleineren Details waren ebenso wie in den voraufgehenden Versuchen nur teilweise zur Geltung gekommen.

XVII. Versuch. Antwort auf einen leeren Briefbogen, der von einer andern Person stammte: „Dunkel .... plötzlich ein Glanz .... etwas Sonderbares, Bezauberndes .... eine Menge Farbentöne ... etwas Helles .... Glänzendes .... leuchtet so die Sonne in den Meereswogen ... oder ist das das milchweisse Licht des bleichen Monds ... alles dies ist so unbestimmt und unklar ....“

Diesem Bogen entsprach die Beschreibung folgenden Bildes: „Als ich vor kurzem Abends eine Brücke passierte, erblickte ich unter derselben frisch ausgehackte Eisblöcke; von oben fiel das Licht einer elektrischen Bogenlampe; ich blieb stehen und ergötzte mich einige Zeit an dem Farbenspiel des Lichts in den Eisblöcken.“

XVIII. Versuch. Antwort auf einen leeren Bogen von einer dritten Person: „Unermessliche Weite ... etwas Glattes .... breitet sich aus .... wie ein blauer Spiegel ... als würde sich das gesamte Himmelsgewölbe in ihm wiederspiegeln ....“

Die Beschreibung des Bildes lautete: „Im Sommer am Ufer des Genfer Sees.“

XIX. Versuch. Antwort auf einen leeren Bogen: „Das war an einem wundervollen Tage .... etwas Kosendes .... lag in der gesamten Natur .... etwas Erhebendes .... dieses unbestimmte Rauschen .... das vom Leben .... vom Frühling ... von der Liebe spricht .... zwitschern das die Schwalben ... oder ist es das nimmer endende Geräusch jedes Atomes der Natur ... warum sind die Bäume so rot geworden .... was ist das für ein lichtes, frohes Bild ....“

Dieser Antwort entsprach folgende Beschreibung: „Beim Betreten des Waldes war ich überrascht durch das Schauspiel der untergehenden Sonne, welche die Baumwipfel rosig gefärbt hatte.“

Ich glaube, die angeführten Versuche sind dermaßen charakteristisch, dass von einem zufälligen Zusammentreffen der Antworten mit den Aufgaben keine Rede sein kann; somit sind diese Versuche im Verein mit den oben geschilderten als vollkommen ausreichend anzusehen, um die sich uns aufdrängende Frage von ausserordentlicher Wichtigkeit und ausschlaggebender Bedeutung, nämlich ob der Gedanke in der Tat auf dem Papier unmittelbar fixiert werden kann, zu entscheiden, und zwar im positiven Sinne zu entscheiden.

An diesen Versuchen fällt jedoch die reichliche Wiedergabe von Gemütsbewegungen auf, welche das gesamte optische Bild fast gänzlich verdecken und bei der Beschreibung in den Hintergrund drängen. Dies erklärt sich dadurch, dass Gegenstand der Aufgaben reproduzierte Vorstellungen waren, die, wie wir bereits früher gesehen, mit durchlebten

Gemütserregungen stark untermischt zu sein pflegen; letztere werden nun sehr getreu wiedergegeben und stellen bisweilen das eigentlich optische Bild tief in den Schatten. Um daher die Mitübertragung von Gemütserregungen nach Möglichkeit zu beseitigen und die Wiedergabe der eigentlich optischen Vorstellungen somit reiner und überzeugender zu gestalten, beschloss ich mich wiederum der Ansichtspostkarten zu bedienen

Die Personen, von denen ich nunmehr die Aufgaben nahm, wies ich an folgenderweise zu verfahren: zu allererst irgend eine Ansichtskarte auszuwählen, sodann einen kleinen Bogen reines Papier zu nehmen und den Bogen wie die Ansichtspostkarte vor sich in den Händen haltend letztere einige Zeit (2—3 Minuten lang) zu betrachten; hieraut den Briefbogen in ein vorher bereitgelegtes reines Kuvert zu schliessen und mir zu übersenden; die Postkarte hingegen behufs Kontrolle der erteilten Antwort bei sich aufzubewahren. Mit solchen Aufgaben — leeren Bogen „bedachtes" Papier — begab ich mich von neuem zu Lydia W., um meine Experimente fortzusetzen.

Die Ergebnisse waren, wie folgt.

XX. Versuch. Antwort auf den ersten leeren Briefbogen: „Hellgrüne Felder . . . . dort in der Ferne scheint ein Wald zu grünen . . . . inmitten der Bäume zahlreiche Gebäude . . . . Kuppeln sind zu sehen . . . . weiter eine glatte Wasserfläche . . . . wie es scheint, das Meer . . . ."

Auf der entsprechenden Ansichtspostkarte war abgebildet: breites Meeresufer; in die Ferne sich ausbreitendes Meer; grüne Felder, Haine und inmitten derselben ein Kloster mit zahlreichen Kuppeln.

XXI. Versuch. Antwort auf den zweiten leeren Briefbogen: „Klares reines Licht . . . . wunderbar blauer Himmel . . . . herrliche Natur . . . . eine spiegelglatte Wasserfläche scheint dort in der Ferne wie Silber zu glänzen . . . . das Grün der Bäume neigt sich zum smaragdgrünen See . . . . zwischen den Bäumen befinden sich Häuser . . . ."

Auf der Postkarte war dargestellt: ein Flüsschen oder ein Teich; zu beiden Seiten grüne Ufer mit blühenden Bäumen, die sich in der glatten Wasserfläche widerspiegeln; an zwei Stellen — Häuser; in der Ferne ein Steg und darauf ein Mensch.

XXII. Versuch. Antwort auf den dritten leeren Briefbogen: „Hellgrünes Feld . . . . etwas Goldiges breitet sich über den Boden hin . . . . schillert in der Sonne . . . . ach, das ist das Gelb des Feldes . . . . und dort etwas Dunkles . . . wohl ein Wäldchen

. . . in der Ferne irgend ein Gebäude . . . . ein ganz einfacher Bau . . . . in der Nähe sind Gestalten in ziemlich bunten Trachten sichtbar . . . .“

Die Postkarte stellte dar: ein grünes Feld mit goldig-gelben Blumen in grosser Anzahl; links die Umfriedigung einer Dorfkirche und ein Teil derselben ohne Kuppel; rechts und weiter nach der Tiefe ist die Aussicht durch dunkle bewaldete Hügel verdeckt, zwischen denen ein Häuschen zu sehen ist; im Vordergrunde begaben sich mehrere Männer- und Frauengestalten in feiertäglicher Dorftracht zur Kirche.

XXIII. Versuch. Antwort auf den vierten leeren Briefbogen: „Grünes Feld mit bunten Blumen . . . . dazwischen zieht sich ein Streifen dunklen Grüns . . . . bewölkter Himmel . . . . am Horizont eine Hütte . . . mit Flügeln . . . . wohl eine Mühle . . . .“

Die Ansichtspostkarte stellte das dar, was in der Antwort beschrieben war, aber ausserdem weideten noch auf dem Felde Kühe und neben der Windmühle befand sich ein Häuschen.

Mir will es scheinen, dass die letzten Versuche eines Kommentars nicht bedürfen: diese Experimente sind ihrer ganzen Anordnung nach so überzeugend und ihr Sinn ist so klar, dass jeder vorurteilsfreie und wahrheitsliebende Forscher offen und mutig bekennen kann und muss, dass der Gedanke auf dem Papier unmittelbar fixiert wird und von dort durch eine andere geeignete Person perzipiert werden kann. Wie fabelhaft, absurd, unwahrscheinlich, unmöglich u. drgl. dies auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so darf man doch nicht vergessen, dass dieser Schluss durch die unumstösslichen Tatsachen kategorisch geboten ist und ihn ablehnen — die Tatsachen selbst negieren hiesse

Nachdem ich zu dem Schlusse gelangt war, dass der Gedanke auf dem Papier unmittelbar fixiert wird, war jedoch noch eine andere Frage zu entscheiden, nämlich die, wie er fixiert wird. Hinterlässt der Gedanke auf dem Papier irgend eine Spur wie der Schall auf der Grammophonplatte oder geht er als solcher auf das Papier in Form von psychischer Energie über? Ich neigte mich der zweiten Annahme zu, die mit meiner Vorstellung von dem Wesen der psychischen Energie im engsten Zusammenhange steht: ich nahm an, dass die psychische Energie, die im Moment des Denkens aus dem Gehirne der einen Person ausgeschieden wird, auf das Papier übergehen, auf ihm erhalten bleiben, zusammen mit demselben an einen andern Ort übertragen werden und bei der Berührung des Papiers durch die Hand einer andern Person zu dieser letztern hinströmen und in deren Gehirn bestimmte Vorstellungen hervorrufen kann; mit anderen Worten, zu den uns bereits bekannten Eigenschaften der psychischen Energie fügte ich noch eine neue hinzu

— die Fähigkeit auf das Papier überzugehen und auf ihm erhalten zu bleiben. Aber dies war noch zu beweisen, d. h. es musste bewiesen werden, dass auf dem „bedachten" Papier wirklich psychische Energie als solche vorhanden ist.

Dies zu machen war nicht schwer. Da die psychische Energie die Eigenschaft besitzt an einem metallischen Leiter leicht fortzuströmen, so musste ich richtige Antworten auf die Aufgaben auch in dem Falle erhalten, wenn ich den Briefbogen nicht Lydia in die Hand gab, sondern an das Ende eines Drahtes anlegte, den sie in der Hand hielt: die psychische Energie musste nun vom „bedachten" Papier in den Draht übergehen, an ihm zu Lydia hinüberfliessen und sodann die uns bereits bekannte psychische Reaktion auslösen. Derartige Versuche stellte ich auch an, indem ich sie in folgender Weise anordnete.

In dem einen Zimmer sass Lydia und hielt die rechte Hand wie immer auf der Planchette, mit der linken hingegen umfasste sie das von der Isolierung entblösste und auf einen Bleistift aufgewickelte Ende eines gewöhnlichen isolierten Drahtes; der Draht war durch das Schlüsselloch der geschlossenen Tür in das andere Zimmer gezogen, wo ich an das andere, ebenfalls von der Isolierung entblösste und auf einen Bleistift gewickelte Ende einen leeren „bedachten" Briefbogen (im Umschlag oder ohne solchen) anlegte, den ich mir von dritten Personen erbeten hatte und der auf die uns bereits bekannte Weise präpariert war: die Handbewegungen verfolgte und die Buchstaben verzeichnete jetzt wieder Lydias Schwester, mein unermüdlicher Assistent.

Im folgenden teile ich die Ergebnisse mehrerer Versuche mit

XXIV. Versuch. Antwort auf den ersten leeren Briefbogen durch einen Draht: „Wasser . . . . am Ufer Bäume . . . . in der Ferne zahlreiche Häuser . . . . die sich wohl im Wasser widerspiegeln . . . . ein Boot ist zu sehen . . . . blaue Berge . . . ."

Die Ansichtspostkarte entsprach genau dieser Beschreibung

XXV. Versuch. Antwort auf den zweiten leeren Briefbogen durch den Draht: „Hellgrünes Feld . . . . dort in der Ferne grünt wohl ein dunkler Wald . . . . irgend ein gothischer Bau . . . . Berge . . . . Wolken . . ."

Die entsprechende Postkarte stellte dar: ein grünes Feld mit bunten Feldblumen; gelbe Streifen reifen Getreides, daneben ein Mann und eine Frau beim Mähen; im Hintergrund zahlreiche dunkle Laubbäume, inmitten derselben zwei — drei Häuser und eine evangelische Kirche mit einem spitzen gothischen Turm; noch weiter bläuliche Berge und bewölkter Himmel.

XXVI. Versuch. Antwort auf den dritten leeren Briefbogen durch den Draht: „Dunkelheit . . . . Wasser . . . . grosse Gebäude . . . . Flämmchen . . . . wohl ein Boot . . . . dunkler Farbenton . . . .“

Die Postkarte entsprach vollkommen der Beschreibung.

XXVII. Versuch. Antwort auf den vierten leeren Briefbogen durch den Draht: „Nacht . . . . grosse Steinblöcke . . . . wohl Ruinen . . . . rotes Licht . . . . wie eine Feuerzunge . . . . ringsum Leute . . . . das rote Licht spielt auf ihren Gesichtern . . . . sie sitzen . . . .

Die Ansichtspostkarte stellt dar: Wüste in Egypten; halbzerfallenes Gemäuer altertümlicher Gebäude; zahlreiche Steinblöcke; Nacht, gestirnter Himmel; um ein Feuer hat sich eine Karawane gelagert — Araber mit ihren Kameelen.

Wenn jemand bis jetzt bezüglich der Echtheit der von mir beobachteten Erscheinungen noch irgend einen Zweifel hegen konnte, so müssen die eben angeführten Versuche die letzten Reste dieser Zweifel vollends beseitigen; wenn Lydia die Aufgaben richtig zu beantworten vermag, ohne sogar den leeren Papierbogen selbst zu sehen, sondern blos bei Berührung des Endes eines Drahtes, an den in einem andern Zimmer das Papier angelegt wird, so sind bereits keinerlei andere Deutungen möglich als nur die eine: die psychische Energie, die im Moment des Denkens aus dem Gehirne der einen Person frei wird, kann auf das Papier übergehen, darauf erhalten bleiben, auf demselben an einen andern Ort gebracht werden, von neuem auf eine andere Person übergehn und in deren Gehirn entsprechende Vorstellungen hervorrufen. Diesen Satz halte ich jetzt für bereits bewiesen.

Interessant ist es aus diesem Anlass darauf hinzuweisen, dass die Okkultisten für das Vorhandensein einer besondern Fähigkeit bei einigen Medien, der sog. Psychometrie, eintreten. Diese besteht den Okkultisten zufolge darin, dass einige Medien bei Berührung irgend eines Gegenstandes, der sich früher in den Händen einer andern Person befunden hat, sehr viele der Wirklichkeit entsprechende Einzelheiten über das Vorleben und den Charakter dieser Person mitzuteilen vermögen. „Die Okkultisten behaupten,“ — sagt Maurecy, — „dass Eindrücke und Bilder auf Gegenständen registriert werden können, die dabei zugegen waren, sodass z. B. mit Hilfe irgend einer Nippsache das Sensitive (Medium) Vorkommnisse kund machen kann, in denen der Besitzer der Nippsache eine gewisse Rolle gespielt hat“[1]). In jüngster

[1]) Louis Maurecy, Expériences de psychométrie. — Zitiert nach Grasset, L'occultisme, 1907, Seite 305.

Zeit erscheinen in der französischen und amerikanischen Presse besonders häufig Mitteilungen über Fälle von gelungenen „psychometrischen" Offenbarungen. Prof. Grasset, der mehrere derartige Fälle anführt und sich ihnen gegenüber äusserst skeptisch verhält, glaubt allem Anscheine nach, dass für die Erklärung der gelungenen „Offenbarungen" die Hypothese der zufälligen Koïnzidenz vollkommen ausreicht. Grassets Skeptizismus ist natürlich sehr am Platz, denn fast sämtliche mitgeteilte Fälle von „psychometrischen" Offenbarungen tragen den Charakter vereinzelter zufälliger Beobachtungen, die Exaktheit vermissen lassen, da sie ohne jegliche Vorsichtsmassregeln behufs Ausschliessung von Betrug und Fehlern angestellt worden sind. Was jedoch die Hypothese des zufälligen Zusammentreffens in denjenigen Fällen anlangt, in welchen die Exaktheit der Beobachtung festgestellt und jegliche Mystifikation ausgeschlossen ist, so kann wohl kaum ernstlich davon die Rede sein: es ist ja rein unmöglich nur durch Zusammentreffen solche Fälle erklären zu wollen, wo der „Psychometer" einen Papierfetzen in die Hand nimmt und derart charakteristische Einzelheiten beschreibt, die niemandem ausser dem Besitzer dieses Papierfetzens bekannt sein konnten.

Ich glaube, dass nach den von mir angeführten rein experimentellen Beobachtungen, auf deren Anstellung ich vollkommen unabhängig von den Okkultisten und sogar ohne von der Existenz einer „Psychometrie" bei ihnen noch eine Ahnung zu haben, gekommen bin — nach diesen Beobachtungen, glaube ich, hat jeglicher Skeptizismus, insofern er natürlich nicht aus dem Misstrauen gegen den Autor selbst resultiert, zu schwinden und muss jeder zum Nachdenken fähige Leser ungescheut das anerkennen, was aus den Tatsachen logischerweise folgt, nämlich dass der Gedanke auf dem Papier unmittelbar fixiert werden kann.

Abgesehen von allen bisher von mir mitgeteilten Versuchen habe ich noch zahlreiche ähnliche Experimente angestellt, aber sie in meiner vorliegenden Arbeit anzuführen halte ich für gänzlich überflüssig: ich habe mir vorläufig zur Aufgabe gemacht, allgemeine Thesen aufzustellen und auf eine detaillierte psychologische Analyse nicht einzugehen; für die Aufstellung allgemeiner Schlusssätze sind jedoch die angeführten Versuche vollkommen ausreichend, die nicht durch ihre Menge, sondern durch die Individualität jedes als Aufgabe dienenden Bildes und durch die charakteristischen Eigentümlichkeiten der beschreibenden Antworten überzeugen müssen. Wen die angeführten Versuche nicht überzeugt haben, dem wird auch keine noch so erdrückende Statistik helfen: man kann ja den Leuten nicht mit Gewalt das eintrichtern, was ihr Gehirn nicht zu fassen vermag.

Wenn ich jedoch bisher nur gelungene Versuche angeführt habe, so kann und darf ich nicht meine Misserfolge verschweigen: letztere

sind für den Forscher ebenfalls äusserst wertvoll, denn sie gewähren die Möglichkeit, viele weniger wichtige Fragen zu lösen und diejenigen Bedingungen klarzustellen, welche die Versuche begünstigen oder erschweren. Unter missglückten Versuchen verstehe ich solche, bei denen entweder nichts aufgeschrieben wurde (d. h. die Hand sich garnicht in Bewegung setzte), oder ein Bild beschrieben wurde, das der Aufgabe nicht im mindesten entsprach oder das gemischt war, d. h. Elemente der Aufgabe neben fremden Elementen enthielt, oder endlich irgend eine „Improvisation“ aufgeschrieben wurde. Von mehreren derartigen Fällen habe ich bereits oben gesprochen; im allgemeinen bin ich auf Grund einer Analyse aller meiner missglückten Versuche zu folgenden Schlüssen gekommen, aus denen sich die Regeln zur Sicherung des Erfolgs der Experimente ableiten lassen.

Erstens spielt die Stimmung und der Allgemeinzustand des Mediums eine ungeheure Rolle: befindet sie sich in einer deprimierten Stimmung, d. h. ist ihr Unterbewusstsein von irgend etwas erfüllt, so ist es dann besser an die Versuche lieber nicht heranzutreten, denn es wird entweder nichts aufgeschrieben oder irgend ein Erguss, der das, was sie bewegt, zum Thema hat.

Zweitens hat derjenige, welcher die Aufgabe erteilt (d. h. auf einen Papierbogen irgend ein Bild durch Betrachtung desselben „aufprägt“ — nennen wir ihn „Betrachter“), stets einen reinen Papierbogen zu nehmen, der noch in niemandes Händen gewesen ist (am besten aus der Mitte eines Päckchens Postpapier); sonst kann sich auf dem Papierbogen durch irgend jemand unwillkürlich fixierte psychische Energie erweisen, die ganz andere Vorstellungen auslösen wird als die in Gedanken genommenen.

Drittens hat der Betrachter rechtzeitig ein Bild auszuwählen und darf im Moment des Beschauens bereits an kein anderes denken, wobei er fest im Auge behalten muss, dass sogar ein flüchtiger Gedanke an ein anderes Bild sich bisweilen stärker als der an das beschaute dem Papier aufprägen und hernach aufgeschrieben werden kann; daher ist es besser das Bild nicht lange (eine Minute genügt) und in einem solchen Raume zu betrachten, wo vor den Augen keine anderen Bilder sich befinden. Sofort nach Beendigung des Anschauens ist der Briefbogen in einen schon vorher bereitgelegten psychisch reinen Umschlag zu schliessen.

Viertens ist der für den Versuch bestimmte Briefbogen erst in dem Augenblick dem Päckchen zu entnehmen, wo man an das Anschauen herantritt, und während des Betrachtens des Bildes vor sich in der Hand zu halten; in diesem Falle geht, wie es sich herausgestellt hat, die psychische Energie am leichtesten auf das Papier über; sie kann

jedoch auf das Papier auch durch die Luft gelangen, aber viel langsamer und schlechter.

Endlich fünftens ist vor Beginn eines jedesmaligen Beschauens stets die zufällig angesammelte psychische Energie in die Erde abzuleiten, indem man zu diesem Behuf einen metallischen Leiter berührt.

Als ich alle diese Bedingungen klargelegt hatte und die entsprechenden Vorsichtsmaßregeln zu treffen begann, schwanden aus meinen Versuchen die unerwarteten Zwischenfälle fast gänzlich: entweder wurde nichts geschrieben oder eine richtige Antwort auf die Aufgabe erteilt. Überraschungen kamen blos dann vor, wenn ich als „Betrachter“ eine neue Person heranzog, die sämtliche Vorsichtsmaßregeln nicht gleich genügend zu berücksichtigen wusste und Verstösse beging, welche sie hernach selbst zugestand.

So erbat ich mir z. B. zweimal Aufgaben — leere Papierbogen — von Herrn Privatdozenten Dr. A. Bernstein, Leiter des psychologischen Laboratoriums an der psychiatrischen Klinik der Universität Moskau. Das erste Mal waren die Antworten (auf drei Aufgaben) unbefriedigend, d. h. sie enthielten neben den Elementen der Aufgaben noch fremde Elemente; als ich diese Antworten Herrn Bernstein mitteilte, gestand er mir, dass es ihm während des Betrachtens der Bilder nicht gelingen wollte, sich auf sie zu konzentrieren und dass die ganze Zeit über sich ihm nicht hierzugehörige Vorstellungen aufgedrängt hätten; er selbst habe daher befürchtet, die Versuche würden nicht gelingen. So geschah es auch: die Antworten waren ebenso gemischt wie seine Vorstellungen während des Betrachtens. In der Folge sandte mir Hr. Dr. B. noch drei Aufgaben — leere Briefbogen —, die bereits unter Beobachtung sämtlicher von mir aufgestellten Vorsichtsmaßregeln präpariert waren. Die Ergebnisse waren, wie folgt.

XXVIII. Versuch. Antwort auf den 1. leeren Briefbogen von Dr. Bernstein: „Wie es scheint, ist dort ein Feld . . . . dazwischen schlängelt sich ein Weg . . . . mehrere Bäume stehen dort . . . . bläuliche Ferne . . . . dort im Grün ist wohl etwas Lebendiges . . . . und da . . . . grünt in der Ferne wohl ein Wald . . . .“

Das entsprechende Bild stellte dar: ein Feld, Heuschober, einen Wagen; im Vordergrunde drei Frauen; rechts nach der Tiefe hin Häuser, hinter ihnen ein dunkler Wald.

XXIX. Versuch. Antwort auf den 2. leeren Briefbogen von Dr. Bernstein: „Glatter Wasserspiegel . . . . am Ufer wohl Häuser zerstreut . . . . hier und da von Bäumen umgeben . . . . auf dem Wasser, scheint es, schaukelt ein Boot . . . .“

Das entsprechende Bild stellte das Meeresufer dar; in der Ferne ein Boot, im Wasser stehen Menschen; weiterhin am Ufer ein Gebäude, das von spärlichem Grün umgeben ist.

Endlich der Versuch mit dem dritten Papierbogen von Dr. Bernstein, — der allerinteressanteste.

XXX. Versuch. Antwort auf den 3. leeren Papierbogen von Dr. Bernstein: „Wohl viel Wasser . . . . vielleicht ein ganzes Meer . . . . eine grosse graue Gebirgskette zieht dahin . . . . ein leichtes Segel in der Ferne . . . . und hier eine ganze Stadt . . . . am Fusse der Berge dunkles Grün, das in die Höhe strebt . . . .“

Als Aufgabe diente die reproduzierte Vorstellung einer Winterlandschaft, — mit anderen Worten, die Beschreibung entsprach der Aufgabe nicht im geringsten.

Da ich aus Erfahrung bereits wusste, wodurch ein derartiges Missverhältnis bedingt sein kann, erklärte ich Dr. B. entschieden, während er sein Abbild von der Winterlandschaft dem Papier „aufprägte“, habe sich entweder vor seinen Augen im Zimmer zufällig ein dem in der Antwort beschriebenen gleiches Bild befunden oder er habe zufällig an ein solches Bild gedacht; eine „Improvisation“ konnte ich jedoch in diesem Falle nicht zugeben, erstens deswegen, weil die erteilte Antwort abgerundet, zusammenhängend und völlig bestimmt war und zweitens weil Lyda W. beim Lösen dieser Aufgabe sich in einem für die Versuche günstigen Zustand befand. Für mich war es klar, dass die Ursache einer solchen Antwort nicht in ihr, sondern in dem Versuchssubjekt, d. h. in Dr. B., enthalten war.

Was stellte sich nun heraus? Wie Dr. B. mir mitteilte, wollte er in der Tat anfänglich ein anderes Bild aufprägen, nämlich die Sperlingsberge (bei Moskau), vom Moskau-Flusse aus gesehen; dabei dachte er ziemlich lange darüber nach, von welcher Seite aus er sich dieses Bild am besten vorstellen solle, ob der Blick von den Bergen auf das Ufer oder vom Ufer auf die Berge vorzuziehen sei; da die Wahl eines geeigneten Standpunkts ihm schwer fiel, so verwarf Dr. B. diese Aufgabe ganz und beschloss das Bild einer Winterlandschaft aufzuprägen, die er vor kurzem gesehen hatte. Nachdem er diesen Beschluss gefasst hatte, ging er aus dem Saal, wo er über das Thema nachgedacht hatte, in das Kabinett, nahm hier einen bereits früher bereitgelegten reinen Briefbogen und stellte sich 2—3 Minuten lang die Winterlandschaft vor. Ungeachtet dessen wurde das Bild der Sperlingsberge wiedergegeben, mit denen kurz vorher seine Gedanken sich eifrig beschäftigt hatten: wer die Sperlingsberge bei Moskau besucht hat, muss zugeben, dass die oben angeführte Beschreibung (Lydias Antwort) die Aussicht auf die

Sperlingsberge vom gegenüberliegenden Ufer des Moskauer Flusses recht genau schildert.[1])

Wie ist das nun zugegangen? Von meinem Standpunkte aus — sehr einfach: als Dr. B. über das Bild der Sperlingsberge nachdachte, entwickelte sich in seinem Gehirn psychophysische Energie, die das Gehirn nach und nach verliess und sich an der Körperoberfläche (an den Händen) ansammelte; kaum hatte er sodann das Blatt in die Hände genommen, als die Energie auf das Papier überging und darauf verblieb. Das Bild, an das er gleich nach dem ersten gedacht, hatte aus irgend welchen Gründen das Unterbewusstsein nur schwach erregt; die entstandene Energie konnte infolgedessen keine genügende Spannung erreichen, um aus dem Gehirn auszutreten und auf das Papier überzugehen, bevor noch der Versuch abgeschlossen war.[2]) Das Ergebnis war, dass das erste Bild übertragen wurde, das zweite hingegen nicht. Es sei hier bemerkt, dass ich damals die Ableitung der Energie vor dem Versuch in die Erde noch nicht anwendete und deshalb Dr. B. darauf nicht aufmerksam gemacht hatte.

Betrachten wir jetzt die Antworten auf die zwei ersten Briefbogen genauer, so sehen wir, dass sie ebenso wie in meinen anderen Versuchen hauptsächlich eine allgemeine Beschreibung des als Aufgabe dienenden Bildes enthalten, während die Einzelheiten nicht ganz wiedergegeben oder nur schwach angedeutet sind; aber jedenfalls ist es auf den ersten Blick klar, dass zwischen der Beschreibung und dem Bilde im allgemeinen eine grosse Ähnlichkeit besteht. Was nun den letzten Versuch betrifft, so ist er so charakteristisch und so demonstrativ, dass ein überzeugenderer Beweis für die Richtigkeit meiner gesamten Theorie und der aus ihr resultierenden Schlussfolgerungen wohl kaum herbeigebracht werden konnte.

Bevor ich meine Versuche resumiere, möchte ich noch eine Frage beantworten, die sich dem Leser wahrscheinlich schon mehrmals aufgedrängt hat, nämlich warum bei der mentalen Übertragung optischer Vorstellungen hauptsächlich die allgemeinen Umrisse des Bildes wiedergegeben werden, während die Details, die bisweilen auf dem Bilde den gesamten Vordergrund einnehmen, nur schlecht oder garnicht mitübertragen werden? Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Auf diese Frage eine völlig zutreffende und wissenschaftlich begründete Antwort

---

[1]) Ich halte es für notwendig zu erwähnen, dass die im obigen enthaltene Beschreibung der Versuche mit den von Herrn Dr. Bernstein gestellten Aufgaben ihm vor der Veröffentlichung von mir vorgelesen und von ihm als den Tatsachen vollkommen entsprechend bestätigt wurde.

[2]) Es ist noch eine andere Annahme möglich: nachdem die Energie vom ersten Bilde auf das Papier übergegangen war, erreichte dieses seine Sättigungsgrenze, und darum konnte die neue Energie nicht mehr auf dasselbe übergehen.

zu erteilen, ist bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens natürlich unmöglich; aber einige hypothetische Erwägungen anszusprechen, halte ich doch für notwendig.

Wenn wir nämlich irgend ein Bild betrachten, so lenken vor allem diejenigen Details, welche am hervorstechendsten sind und völlig bestimmte Konturen besitzen, unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich; um diese Details klar und genau zu erfassen, müssen sich unsere Augen gut akkommodieren, — mit anderen Worten, ist eine erhebliche Leistung der inneren Augenmuskeln erforderlich. Je deutlicher und bestimmter ein Gegenstand dargestellt ist, desto mehr Arbeit verlangt er seitens der bezeichneten Muskeln; die beim ersten Eindruck vom Gegenstand sich entwickelnde Energie wird fast gänzlich für die Kontraktion derjenigen Muskeln verbraucht, welche im betreffenden Falle Arbeit leisten, und deshalb garnicht ausgeschieden; infolgedessen werden die Bestandteile des Bildes, die eine besondere Akkommodationsanstrengung der Augen erfordern, garnicht oder nur schlecht übertragen. Im Gegenteil, diejenigen Bestandteile des Bildes, welche scharf gezeichnete Konturlinien nicht besitzen und einen blos zerfliessenden Eindruck hervorrufen (Himmel, Wasser, Wolken, Feld, Wald, Grün u. a.), müssen von diesem Standpunkte aus übertragen werden: das Betrachten des Himmels, des Wassers, der Wolken, des Grüns u. dergl. erfordert ja fast gar keine feine Einstellung der Augen; die beim Betrachten derartiger Bestandteile des Bildes sich entwickelnde Energie wird fast gar nicht verbraucht, wird frei ausgeschieden und ruft die entsprechenden Bilder im Gehirn der andern Person hervor. Demnach ist der Charakter der Übertragung optischer Vorstellungen nach meiner Auffassung durch die Wirkung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie bedingt, wodurch seine Geltung auch für die Erscheinungen psychischer Ordnung wiederum bestätigt wird.

Zum Schluss erachte ich es für notwendig, die Ergebnisse von Versuchen mitzuteilen, die ich noch an zwei, mit der Fähigkeit des graphischen Automatismus ausgestatteten jungen Mädchen angestellt habe. In dem einen Falle handelte es sich um ein Fräulein, das sich für den Spiritismus lebhaft interessierte und selbst in spiritistischen Séancen als Medium figurierte; die mit ihr angeführten Versuche ergaben mir vollkommen günstige Resultate, die sämtliche auf Grund der Experimente mit Lydia aufgestellte Leitsätze bestätigten. Gerade entgegengesetzte Ergebnisse wiesen die Versuche mit einem andern jungen Mädchen auf: obwohl auch sie eine deutlich ausgesprochene Fähigkeit zu automatischem Schreiben besass, so hatte doch der Inhalt desselben grösstenteils mit meinen Gedanken nicht das mindeste gemein: das Fräulein legte in ihren automatischen Niederschriften blos dasjenige dar, was in ihrem eigenen Unterbewusstsein sich befand oder befinden

konnte Mit anderen Worten, dieses Fräulein war als Perzipientin zu dienen nicht imstande, und die Fähigkeit des graphischen Automatismus stellte bei ihr blos ein hysterisches Symptom dar im Sinne einer partiellen Dissoziation der Bewusstseinselemente.

Aus diesem Anlasse halte ich es für angebracht, den Unterschied zwischen Mediumismus und Hysterie überhaupt und zwischen dem Inhalte der automatischen Niederschriften in diesem und in jenem Zustande im besondern nochmals zu betonen. Die Sache ist die, dass der graphische Automatismus bei der Hysterie, wie ich es im IV. Kapitel hervorgehoben, den Ausdruck einer partiellen Dissoziation bestimmter Bewusstseinskomplexe repräsentiert; dieser Umstand hat zur Folge, dass dieser oder jener Komplex seinen Inhalt unabhängig vom gesamten übrigen Bewusstsein nach aussen kundgeben kann; aber dieser Inhalt steht in gar keiner unmittelbaren Beziehung zum Gehalte eines fremden Bewusstseins, sondern setzt sich blos aus Eindrücken zusammen, die vermittelst der eigenen äusseren Sinnesorgane von der Aussenwelt gewonnen werden oder gewonnen worden sind. Mit anderen Worten, das Vorhandensein von graphischem Automatismus bei Hysterischen involviert durchaus nicht die Fähigkeit der betreffenden Person als Medium in meinem Sinne, d. h. als Perzipient, zu fungieren. Um hierzu geeignet zu sein, muss man offenbar noch andere Eigentümlichkeiten besitzen, kraft welcher die Haut oder sonstige Körperelemente der betreffenden Person für die psychische Energie einer andern Person durchgängig werden und das Bewusstsein der erstern somit der unmittelbaren Beeinflussung durch das Bewusstsein der letztern unterliegt und bisweilen sogar zu dessen Echo wird. Welcherart diese Eigentümlichkeiten sind, wissen wir zur Zeit nicht, aber diese Kenntnis kann und muss durch eifriges und gewissenhaftes Studium sämtlicher Erscheinungsformen des Mediumismus gewonnen werden

---

Ziehe ich jetzt das Resumee aus meinen sämtlichen Versuchen, so kann ich meine Schlüsse in folgenden Sätzen formulieren:

1. Das Denken geht mit der Ausscheidung einer besondern strahlenden Energie einher.
2. Diese strahlende Energie besitzt psychische und physikalische Eigenschaften und ist daher als psychophysische Energie zu bezeichnen.

3. Die psychischen Eigenschaften dieser Energie bestehen darin, dass sie beim Hineingelangen in das Gehirn einer andern Person in diesem das Auftreten genau der gleichen Vorstellungen bedingt, mit denen ihre Entstehung im Gehirn der ersten Person einhergegangen ist

4. Die physikalischen Eigenschaften der psychophysischen Energie bestehen darin, dass sie
   - a) im menschlichen Körper vom Gehirn zu den Extremitäten und umgekehrt frei hinfliessen,
   - b) an der Oberfläche des Körpers oder an seinen Extremitäten sich ansammeln,
   - c) die Luft nur schwer durchdringen,
   - d) eine undurchsichtige Scheidewand (Tür) noch schwerer durchdringen,
   - e) an einem Kupferdraht leicht dahinfliessen,
   - f) auf das Papier übergehen, dort erhalten bleiben und auf diese Weise an einen beliebigen Ort gebracht werden kann;

     Anmerkung. Bezüglich dessen, wie lange die psychophysische Energie auf dem Papier erhalten bleiben kann, ist es zur Zeit unmöglich, eine bestimmte Angabe zu machen, aber einige Umstände (richtig beantwortete Aufgaben, die mehrere Wochen unbenutzt gelegen) weisen darauf hin, dass unter günstigen Bedingungen die psychophysische Energie auf dem Papier recht lange erhalten bleiben kann.

   - g) bei der Berührung eines mit psychophysischer Energie „geladenen“ Körpers (lebender Organismus, „bedachtes“ Papier, metallischer Leiter) mit einem schwach oder gar nicht „geladenen“ strömt die psychophysische Energie aus dem erstern in den letztern über.

5. Ursprungs- und Aufnahmeort der psychophysischen Energie ist allem Anscheine nach das Unterbewusstsein, in welchem auch die psychische Reaktion sich abspielt, die nach aussen in dem automatischen Schreiben sich kundgibt.

6. Damit die psychophysische Energie in das Gehirn einer andern Person eindringen soll, muss diese gewisse besondere Eigenschaften besitzen, kraft deren ihr Körper für die bezeichnete Energie durchgängig wird.

VII.

Die Hypothese der psychischen Strahlungen und eigene Versuche.

Nachdem ich im Vorhergehenden sämtliche Erscheinungen der Gedankenübertragung und des Hellsehens auf die Wirkung einer psychophysischen Energie zurückgeführt und viele Eigenschaften derselben festgestellt, will ich nunmehr an die Klarlegung des Wesens der psychophysischen Energie, d. h. an ihre physikalische Bestimmung und die Eruierung ihres Analogons in der physischen Welt herantreten. Vorher jedoch erachte ich es für notwendig, die Geschichte der Frage über die strahlende Energie des lebenden Organismus überhaupt und des Gehirnes im besondern etwas näher zu streifen.

Die Idee, dass der menschliche Körper überhaupt und das Nervensystem im besondern gewisse spezifische Strahlen aussendet, die auf andere Personen einwirken, ist sehr alt: sie datiert wahrscheinlich aus der Zeit, wo Fälle von unwillkürlicher Gedankenübertragung zuerst beobachtet zu werden begannen und der menschliche Geist eine natürliche Erklärung dieser Erscheinung zu suchen anfing. Die Hypothese einer spezifischen Ausstrahlung des menschlichen Organismus als natürlicher Erklärungsversuch für allerart okkulte Erscheinungen ist so einfach und drängt sich einem jeden, der nur eine solche Erklärung anstrebt, so hartnäckig auf, dass sie trotz der feierlichen Auto-da-Fés, welchen sie die gelehrten Kommissionen in verschiedenen Ländern mehrmals überlieferten, nach kurzer Zeit immer von neuem ans Tageslicht auftauchte.

Es muss übrigens zugestanden werden, dass der Sieg über die bezeichnete Hypothese ihren Gegnern recht leicht zufiel, denn diese Hypothese ruhte stets auf dem schwanken Boden zufälliger Beobachtungen vereinzelter Personen, während ihre theoretische Begründung darauf hinauslief, dass es einigen besonders empfindlichen Personen — den sog. Sensitiven — geglückt sein soll, im Dunkeln die Ausstrahlung des menschlichen Körpers wahrzunehmen, der ihnen infolgedessen leuchtend vorgekommen sei.

Was das Wesen und die Eigenschaften der hypothetischen strahlenden Energie des Organismus betrifft, so gehen die Ansichten der verschiedenen Autoren über diesen Punkt auseinander. Der berühmte Mesmer — der Vater des Hypnotismus — behauptete, dass dem menschlichen Organismus ein eigentümliches Fluidum entströme, das magnetische Eigenschaften besitze und deshalb von ihm als „tierischer Magnetismus" bezeichnet wurde; nach Mesmers Ansicht vermögen die Hände und die Augen gewisser Personen vermittelst der Fluidenergie des tierischen Magnetismus eine physische Einwirkung auf andere Personen auszuüben. Das Aufsehen, das Mesmers Lehre und Kuren seit dem Jahre 1779 in der Gesellschaft erregt hatten, war so gross, dass die Pariser Akademie der Wissenschaften es für nötig fand behufs Erforschung der Frage im Jahre 1784 eine spezielle Kommission niederzusetzen, deren Urteil jedoch für Mesmers Lehre äusserst ungünstig ausfiel; dieses Urteil machte infolge der hohen Autorität der genannten Kommission (welcher unter anderen Franklin und Lavoisier angehörten) auf die französische Gesellschaft einen derart starken Eindruck, dass das magnetische Fluidum hernach in dieselbe Kategorie wie der Stein der Weisen eingereiht wurde.

Trotzalledem tauchte die Frage über die Ausstrahlungen des menschlichen Körpers auch nach Mesmer wiederholt in den wissenschaftlichen Kreisen auf und fesselte die Aufmerksamkeit einzelner Forscher. Unter diesen ist am bekanntesten der gelehrte Chemiker Freiherr v. Reichenbach, dessen Werke seinerzeit (nämlich um die Mitte des XIX. Jahrhunderts) allgemeine Beachtung fanden und grossen Erfolg hatten. Dieser Autor nannte die Energie, welche nach ihm vom menschlichen Körper ausgestrahlt wird und im Dunkeln von seinen „Sensitiven" gesehen werden konnte, das „Od" und behauptete, dass der menschliche Körper bipolar ist, d. h. dass der rechten und linken Körperhälfte Energie von entgegengesetztem Zeichen entströmt; über die Natur der Odenergie sprach sich v. Reichenbach dahin aus, dass sie die Mitte zwischen Magnetismus, Elektrizität und Wärme einnehme, aber mit keiner von diesen Kräften identifiziert werden könne.

Des Freiherrn v. Reichenbach unermüdliche Propaganda seiner Ideen in einer ganzen Reihe von Schriften hatte jedoch blos den Effekt, dass er trotz seiner erheblichen wissenschaftlichen Verdienste auf dem Gebiete der Chemie in den Ruf eines unverbesserlichen Sonderlings kam. Inwiefern dieser Ruf ihm mit Recht zukam, wagen wir nicht zu entscheiden, wollen blos bemerken, dass ein Vierteljahrhundert später, zu der Zeit, als alles sich für den Spiritismus aufs lebhafteste interessierte, der französische Arzt A. Chevillard eine Arbeit veröffentlichte, in welcher er das Wesen der spiritistischen Erscheinungen auf Grund der

Hypothese eines tierischen Fluidums zu erklären versuchte.[1]) Nach der Ansicht dieses Autors befindet sich die gesamte Körperoberfläche des Menschen in einem gewissen Spannungszustand und strahlt gleich den elektrisierten Körpern irgend eine unwägbare Materie aus, die er Nervenfluidum nennt.

Interessant ist es auch, dass Prof. Mendelejeff — dieser schonungslose Gegner des Spiritismus, der für die Bekämpfung des spiritistischen Aberglaubens viel Mühe und Energie aufwandte — über die Chevillardsche Hypothese folgendes Urteil fällt: „diese Hypothese" — sagt er — „schliesst meines Erachtens nichts Unmögliches in sich ein, und würde den Versuchen, die sie bekräftigen sollen, kein Zweifel anhaften, so würde sie jeder Naturforscher akzeptieren."[2]) Aus diesem Anlass wollen wir noch daran erinnern, dass der berühmte englische Physiker William Crookes, der bereits vor 30 Jahren die damals unwahrscheinliche und gegenwärtig allgemein anerkannte Existenz eines vierten, „strahlenden Zustands der Materie" nachzuweisen suchte, auf Grund eigener Beobachtungen über die spiritistischen Erscheinungen auch die Existenz einer besondern „psychischen Kraft" zugab.

Endlich erübrigt es noch zu erwähnen, dass in jüngster Zeit, d. h. ein halbes Jahrhundert nach v. Reichenbach, seine Ideen von neuem auflebten und in der Person zweier französischer Autoren — De-Rochas und Luys — eifrige Anhänger fanden, die eine Reihe entsprechender Beobachtungen anstellten und fast zu den gleichen Schlüssen kamen, wie v. Reichenbach. Aber auch diese Autoren erreicht in unserer Zeit das Schicksal ihres deutschen Vorgängers: die offizielle Wissenschaft kümmert sich nicht um sie, und die Philister machen sich über sie lustig.

Und das ist unvermeidlich: die Philister aller Sorten und Ränge werden sich stets über das lustig machen, was den Stempel offizieller Billigung nicht an sich trägt, die Wissenschaft hingegen kann und darf nie und nimmer das anerkennen, was durch die objektive Methode oder durch die Objektivisierung der durch die subjektive Methode gewonnenen Ergebnisse nicht zu beweisen ist.[3])

Dessen eingedenk, versuchten mehrere Autoren Apparate zu konstruieren, welche die Möglichkeit gewähren sollten, die spezifischen Ausstrahlungen des tierischen Körpers, insbesondere die psychischen

[1]) A. Chevillard, Etudes expérimentales sur certains phénomènes nerveux et solution rationelle du problème spirite. 2me édition, 1875.

[2]) D. Mendelejeff, Materialien zur Beurteilung des Spiritismus [russisch]. 1876. Seite 324.

[3]) Unter Objektivisierung verstehe ich das Bestreben, den Ergebnissen subjektiver Beobachtungen vermittelst grosser Zahlenreihen oder paralleler Kontrollbeobachtungen möglichst wissenschaftliche Exaktheit zu verleihen.

Ausstrahlungen in objektiver Weise festzustellen; das Resultat dieser Versuche war die Erfindung einer ganzen Reihe sogenannter Biometer, wie die von Lucas, Fortin, Baraduc u. a. Das Prinzip aller dieser Biometer besteht darin, dass innerhalb einer Glasglocke eine leicht bewegliche Nadel aufgehängt ist, die bei der Annäherung eines Fingers angezogen oder abgestossen wird. Die erwähnten Autoren und ihre Anhänger nahmen nun an, dass derartige Versuche mit Biometern die Existenz spezifischer Ausströmungen des Körpers und sogar die psychischer Strahlen beweisen; aber dieser Schluss war nicht ganz gerechtfertigt. Die Sache ist nämlich die, dass die Autoren bei ihren Biometerversuchen die Einwirkung der Wärme und der Elektrizität des eigenen Organismus auf den Apparat nicht auszuschalten vermochten: auf die Nadel des Biometers konnten, wie dies durch die Kritik nachgewiesen wurde, die mit den physikalisch-chemischen Lebensprozessen verbundenen elektrischen und Wärmeerscheinungen, ja sogar atmosphärische Einflüsse eine Wirkung ausüben: unter diesen Umständen sind die Bewegungen der Biometernadel natürlich keinesfalls zur Begründung der Hypothese spezifischer Ausstrahlungen unseres Körpers zu verwerten.

Im Jahre 1904 berichtete Paul Joire in der Pariser „Gesellschaft für Hypnologie und Psychologie" über die Ergebnisse seiner Versuche mit einem neuen Biometer, der von ihm selbst konstruiert war und Stenometer genannt wurde.[1]) Dieser besteht in der Hauptsache aus einem dünnen Zeiger aus Stroh oder Aluminium, der an einem ganz dünnen Seidenfaden aufgehängt ist oder ähnlich einem Wagebalken auf einer Schneide aus Glas ruht. Joire glaubt nun mit Hilfe dieses Apparates nachgewiesen zu haben, dass „eine besondere Kraft existiert, die von dem lebenden Organismus ausströmt, hauptsächlich unter dem Einfluss des Nervensystems entsteht und in die Ferne übertragbar ist."

Die Wirkung dieser Kraft äusserte sich aus der Entfernung darin, dass die Nadel des Stenometers sich stets der Hand des Experimentators zuwandte, in seltenen Fällen sich von ihr abwandte; dabei war er bei der Anordnung der Versuche darauf bedacht, die mögliche Einwirkung jeder andern Kraft — der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität und des Schalls (der Lufterschütterung) — auszuschliessen. Da bei Ausschaltung aller dieser Kräfte die Stenometernadel sich dennoch mit ihrem einen Ende der ausgestreckten Hand des Experimentators zuwandte, so kam Joire zu dem Schluss, dass die in diesem Falle wirkende Kraft die spezifische Energie des lebenden Organismus darstellt, die im Nervensystem entsteht.

---

[1]) Paul Joire, Étude de la force nerveuse extériorisée et enregistrée par le stenomètre. Revue de l'Hypnotisme, 1905, Février.

Noch mehr: dieser Autor konstatierte noch folgendes: „plaziert sich jemand vor diesem Apparat, ungefähr 60 cm von der Glasglocke entfernt, und fixiert, ohne die Hand auszustrecken, mit seinem Blick ein an der Nadelspitze befestigtes Wattebäuschchen, so kann man bemerken, dass die Nadel, in welcher ursprünglichen Lage sie sich auch befunden haben mag, sich zuwendet und perpendikulär zum Beobachter sich einstellt, als würde das Wattebäuschchen von diesem angezogen werden."

Dem Leser leuchtet es natürlich ein, dass derartige Versuche, falls sie sich als exakt erweisen sollten, in der Tat, wie Joire es will, die Existenz einer besondern Energie des lebenden Organismus beweisen würden, die im Nervensystem (oder Gehirn) entsteht, aus dem Körper ausströmt und eine Fernwirkung entfaltet. Um mich davon zu überzeugen, hielt ich es für notwendig, eine Reihe von Kontrollversuchen mit dem Stenometer [1]) anzustellen, aber leider waren die Versuchsergebnisse ungünstig: meinen 1905 im psychologischen Laboratorium an der psychiatrischen Klinik der Universität Moskau ausgeführten Beobachtungen zufolge vermochten die geringsten Wärmeeinwirkungen die Nadel zu drehen, so dass ich absolut nicht imstande war, den Einfluss meiner eigenen Körperwärme auf die Bewegungen der Nadel auszuschalten.

Das wird aus folgendem leicht klar. Joire behauptet, dass er durch Umwickelung seines Stenometers mit einer dicken Watteschicht ihn dermaßen vor der Einwirkung der Aussenwärme zu schützen gewusst habe, dass die Annäherung eines glühenden Eisenstückes auf die Nadel nicht den mindesten Effekt hervorbrachte, während die Annäherung der Hand unter denselben Umständen sie in Bewegung versetzte. Ich führte gleiche Versuche aus, aber anstatt glühenden Eisens näherte ich dem in eine dicke Watteschicht gehüllten Stenometer ein Gefäss mit warmem Wasser; es stellte nun sich heraus, dass trotz der sehr dicken Watteschicht die Stenometernadel sich unentwegt dem Gefäss mit warmem Wasser zuwandte; eine doppelt, ja sogar dreifach aufgelegte Watteschicht war dennoch nicht imstande, den Stenometer vor der Einwirkung des warmen Wassers zu schützen.

Mir will es scheinen, dass es unter derlei Umständen recht schwer ist, die Beeinflussung der Nadel durch die Körperwärme des Experimentators auszuschliessen, und in einem solchen Falle kann auch auf diesem Wege das Vorhandensein einer besondern strahlenden

[1]) Zu meinem Bedauern verfügte ich nicht über einen Stenometer aus der von Joire bezeichneten Fabrik und war deshalb genötigt, mich auf Experimente mit einem Stenometer zu beschränken, den ich nach den Beschreibungen des Verfassers selbst konstruiert hatte.

„aus dem Nervensystem ausgehenden Energie des lebenden Körpers" nicht bewiesen werden.

Übrigens will ich nicht ein endgültiges Urteil fällen, sondern blos meine Eindrücke mitteilen.

Was nun den Widerspruch zwischen Joires Beobachtungen über die Einwirkung der Wärme auf die Stenometernadel und den meinigen anlangt, so ist die Ursache hierfür vielleicht darin enthalten, dass ich mit feuchter Wärme (Wasser) experimentierte, Joire hingegen mit trockener (glühendes Eisen). Wenigstens spricht der Franzose Jounet, der im Jahre 1905 gleiche Beobachtungen wie ich ausführte, gerade dieselbe Voraussetzung anlässlich seiner eigenen Versuchsergebnisse aus: „Wird eine Kerze" — sagt er — „vor der Stenometernadel aufgestellt, so übt sie in der Tat einen kaum merkbaren Einfluss aus, während die Hand die Nadel um 20° zu sich wandte. Aber ein Stück Eisen oder die Kerzenflamme — das ist trockene Wärme. Ich fragte mich nun, ob nicht auf den Apparat eine stärkere Wirkung die feuchte Wärme ausüben dürfte, die der Wärme des lebenden Körpers mehr entspricht. Das Experiment bestätigte diesen Gedanken: bei der Annäherung eines Gefässes mit warmem Wasser an den Stenometer schlug die Nadel um 20° aus." [1])

Joires Versuche haben demnach vorläufig keine solchen Resultate ergeben, die einem Zweifel an der Existenz einer besondern, vom lebenden Organismus ausgehenden und eine Fernwirkung besitzenden Nervenenergie, keinen Raum mehr liessen; wir sind auch nach diesen Experimenten ebenso wie früher vor die Aufgabe gestellt, eine Methode zum objektiven Nachweis der präsumierten Ausstrahlungen des menschlichen Körpers zu finden. Und auf der Suche nach dieser Methode wendet sich der Gedanke unwillkürlich zu jenem Gebiete, auf welches gegenwärtig die Aufmerksamkeit der ganzen wissenschaftlichen Welt konzentriert ist und wo dem menschlichen Geiste sich vollkommen neue Horizonte eröffnet haben: ich meine die Untersuchungen über die Radioaktivität

Die vor kurzem erfolgte Entdeckung des Radiums und einer ganzen Reihe anderer radioaktiver Körper hat bekanntlich in unseren Anschauungen über die Materie einen gewaltigen Umschwung hervorgebracht und in die alte Weltbetrachtung eine verhängnisvolle Bresche geschlagen, durch welche in raschem und frischem Strom Ideen eingedrungen sind, die unlängst noch absurd schienen. Im Zusammenhange damit ist die Frage über eine besondere strahlende Energie des menschlichen Organismus von neuem aufgetaucht und sucht nun auf wissen-

[1]) Albert Jounet, Expériences à reprendre et à verifier. — Zitiert nach Prof. Grasset, L'Occultisme, Seite 267.

schaftlicher Basis festen Fuss zu fassen; aber diesmal wird die Methode zur Konstatierung der präsumptiven Ausstrahlungen demjenigen Zweige der Physik entlehnt, welche sich mit den neuesten Forschungen über die strahlende Energie beschäftigt

Ich habe die Untersuchungen des französischen Physikers R. Blondlot im Auge. Als dieser seine Beobachtungen über die von der Crookesschen Röhre ausgehenden Strahlen anstellte, bemerkte er, dass ein Teil derselben im Gegensatz zu den Röntgenstrahlen die Eigenschaft besitzt reflektiert und gebrochen zu werden; bei näherer Untersuchung dieser Strahlengruppe entdeckte der genannte Gelehrte an ihr eine ganze Reihe anderer Eigenschaften, durch welche die bezeichneten Strahlen sich von den Röntgenstrahlen unterscheiden; diese neuen Strahlen nannte Blondlot N-Strahlen. Obwohl an sich dunkel, besitzen doch die N-Strahlen die Fähigkeit, schwaches Licht zu verstärken: so wird z. B. ein mit einer dünnen Schicht von schwach-phosphoreszierenden Schwefelkalzium bedeckter Schirm unter der Einwirkung der Blondlotschen Strahlen zu stärkerer Phosphoreszenz gebracht; dank diesem Umstande vermag ein solcher Schirm zum Nachweis der N-Strahlen zu dienen, und ihn benutzte auch Blondlot bei seinen Untersuchungen.

Das Schicksal dieser Entdeckung war jedoch ein ziemlich trauriges: während eine ganze Reihe französischer Autoren nach Ausführung von Kontrollversuchen Blondlots Beobachtungen bestätigten und ergänzten, kamen deutsche und englische Forscher zu negativen Resultaten. Am meisten bemühte sich die Lehre von den neuen Strahlen der englische Physiker Wood zu widerlegen, der Blondlots Laboratorium besuchte und behauptet, er habe die Erscheinungen am Schirm, die sein französischer Kollege ihm demonstrieren wollte, garnicht gesehen.

Es kann nicht geleugnet werden, dass die Blondlotsche Methode wirklich in hohem Maße subjektiv ist: um an einem schwach-phosphoreszierenden Schirm die unter dem Einflusse der N-Strahlen auftretenden schwachen Veränderungen in der Intensität des Leuchtens wahrzunehmen, muss man eine recht feine Gesichtsempfindung besitzen; kein Wunder daher, dass Personen, denen ein solches Vermögen abgeht, die für andere vollkommen deutlichen Veränderungen am Schirm nicht erfassen.

Wenn somit die Beobachtungsmethode als subjektiv anzuerkennen ist, so bildet doch dies durchaus noch keinen ausreichenden Grund, um über die in Rede stehenden Strahlen ein kategorisch verneinendes Urteil zu fällen. Ebendeshalb scheint mir die Leugnung der Existenz der von Blondlot entdeckten und von einer ganzen Reihe französischer Autoren nachgewiesenen Strahlen durch die deutschen und englischen Forscher sehr riskiert. Und es erübrigt nur gleicherweise zu bedauern,

dass es bisher nicht gelungen ist, die neu entdeckten Strahlen auf einem mehr objektiven Wege nachzuweisen, wie dass solide Forscher so ohne zureichenden Grund ihre absprechenden Urteile fällen. Die Wissenschaft muss wie in ihren Behauptungen so auch in ihren Negierungen gleich vorsichtig sein.

Wie dem auch sei, so führten die Untersuchungen der dunklen Strahlen mittels des phosphoreszierenden Schirmes zu der Entdeckung des französischen Physiologen Auguste Charpentier, dass der Tierkörper — hauptsächlich das Nerven- und Muskelgewebe — ebenfalls dunkle Strahlen aussendet, die auf einem schwach leuchtenden Schirm einen Lichteffekt hervorrufen. Angesichts der letztern Eigenschaft — der Einwirkung auf den Schirm — zählte Charpentier die von ihm entdeckten Strahlen der Gattung der N-Strahlen zu; jedoch war dies etwas voreilig.

Die Sache ist nämlich die, dass die Charpentierschen Strahlen in vielem sich von den Blondlotschen unterscheiden; so werden z. B. die letzteren von Wasser und von Zinn absorbiert, während die ersteren diese Körper leicht durchdringen, aber durch eine Aluminiumplatte von 0,5 mm Dicke aufgehalten werden. Es ist daher anzunehmen, dass die Natur beider Strahlengattungen etwas verschieden ist und dass sie auf Grund blos einer Eigenschaft — der Einwirkung auf den Schirm — nicht identifiziert werden dürfen, da dieselbe Eigenschaft einer ganzen Reihe verschiedener dunkler Strahlen, wie den Wärme-, infraroten, den Strahlen des Radiums und überhaupt aller radioaktiven Stoffe, zukommt. Angesichts dieser Erwägungen ziehe ich es vor von Charpentierschen Strahlen zu sprechen, indem ich sie als selbständige betrachte und die Frage nach ihrer physikalischen Natur und nach ihrer Beziehung zu den in Zweifel gezogenen Blondlotschen Strahlen beiseite lasse.

Bei seinen Beobachtungen über die Strahlen des Tierkörpers stellte Charpentier fest, dass das Nervengewebe sich durch eine besonders energische Ausstrahlung auszeichnet, wobei das Zentralorgan — das Gehirn — sich als die stärkste Quelle dieser Strahlen erwies. Weitere Beobachtungen des genannten Forschers sowie anderer Autoren (André Broca, Zimmern, Jean Becquerel u. a) ergaben, dass bei der Erregung der Nervenzentren ihre Strahlenaussendung sich steigert [1]) und dass die von den Nervenzentren ausgehenden Strahlen die Neigung besitzen, vornehmlich längs des Rückenmarkes und der Nerven sich sowohl zentrifugal als auch zentripetal zu verbreiten [2]).

---

[1]) André Broca, Comptes rendus de l'Académie des Sciences, 1904, Nr. 20.
[2]) Aug. Charpentier, Comptes rendus, 1904, Nr. 12 u. 19.

Am wertvollsten sind für uns die Beobachtungen Charpentiers über die Einwirkung der geistigen Arbeit (des Denkens) auf den phosphoreszierenden Schirm. Behufs Ausführung dieser Beobachtungen stellte der erwähnte Autor den Schirm vor der Stirn der zu untersuchenden Person, und zwar etwas nach links, auf. „Diese Person" — sagt Prof. Bordier, der die Charpentierschen Beobachtungen schildert — „geht sukzessiv in zwei verschiedene psychische Zustände über: in dem einen Zustande bemüht sie sich ihre Aufmerksamkeit nach Möglichkeit abzuschwächen und an nichts zu denken; in dem andern verrichtet sie irgend eine geistige Tätigkeit: rechnet, überlegt, entwickelt in Gedanken eine Reihe nicht geläufiger Ideen. Und nun ist deutlich zu bemerken, dass im ersten Fall das Leuchten des Schirmes sich verringert, im zweiten hingegen sich verstärkt: der Unterschied ist, obwohl schwach, doch augenfällig und um so deutlicher ausgeprägt, je besser die betreffende Person die bezeichneten Bedingungen geistiger Ruhe und geistiger Tätigkeit zu erfüllen vermag .... Diese Erscheinungen können von der (denkenden) Person selbst beobachtet werden, die auf diese Weise in der Lage ist, ihren Denkprozess am Schirme zu verfolgen" [1]).

Die Beobachtungen Charpentiers haben somit das Vorhandensein gewisser dunkler Strahlen offenbart, die im Moment des Denkens dem Gehirne entströmen und auf dem Schirm einen Lichteffekt hervorrufen. Was die Natur dieser Strahlen anlangt, so ist es von Interesse, dass sie nach den Beobachtungen ihres Entdeckers von den Strahlen des Muskelgewebes sich unterscheiden: so durchdringen die letzteren sogar eine dicke Aluminiumplatte leicht, während die ersteren bereits eine solche von 0,5 mm Dicke nicht zu passieren vermögen. Im allgemeinen unterscheiden sich die Strahlen neuro-zerebralen Ursprungs mehr als alle anderen physiologischen Strahlen Charpentiers hinsichtlich ihrer physikalischen Eigenschaften von den von Blondlot beschriebenen; deshalb halte ich es auch für ganz falsch, sie blos auf ein einziges, durchaus nicht charakteristisches Kennzeichen hin — die Einwirkung auf den phosphoreszierenden Schirm — zu identifizieren, wie es Charpentier getan hat. Im Gegenteil, solange die Natur der Strahlen zerebralen Ursprungs uns unbekannt ist und solange sie sich von anderen Strahlen durch einige besondere physikalische Eigenschaften unterscheiden, müssen wir sie in eine besondere Gruppe ausscheiden und ihnen eine bestimmte Bezeichnung beilegen.

Wenn wir sie nun Gehirnstrahlen nennen, so geben wir ihnen hiermit eine vollkommen passende Bezeichnung, die blos auf den Ursprung

[1]) Prof. H. Bordier, Les rayons N, 1905, Seite 76. — Leider ist mir die entsprechende Arbeit Charpentiers hier unzugänglich gewesen, sodass ich mich notgedrungen mit dem Hinweis auf Bordier begnügen muss.

dieser Strahlen hinweist, ohne die Frage nach ihrem Wesen zu entscheiden. Mit diesen Gehirnstrahlen werden wir uns nun zu beschäftigen haben.

Bereits im Jahre 1904, als ich meine Versuche an Sophie Starker ausführte, erregten Charpentiers Beobachtungen mein Interesse, in denen ich eine wissenschaftliche Basis für die Theorie der psychischen Ausstrahlungen und für eine Erklärung der Gedankenübertragung zu finden hoffte; zu jener Zeit waren mir die Beobachtungen dieses Autors über die Einwirkung des Denkens auf den Schirm noch gänzlich unbekannt, und ich habe unabhängig von dem französischen Gelehrten eine Reihe analoger Beobachtungen damals angestellt.[1])

Da diese für die Lösung der Frage, die Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist, von grosser Wichtigkeit sind, so halte ich es für notwendig, sie hier anzuführen, um so mehr, als meine Beobachtungen diejenigen Einwände hinfällig machen, welche gegen die Charpentierschen Versuche erhoben werden können, nämlich dass die Lichterscheinungen am Schirm das Resultat einer Autosuggestion des Beobachters seien und deswegen als einwandfreier Beweis für die Existenz von Gehirnstrahlen nicht herangezogen werden dürften. In meinen Versuchen ist, wie der Leser sehen wird, die Möglichkeit einer Autossugestion durch Kontrollbeobachtungen völlig ausgeschlossen, welche die nach der subjektiven Methode gewonnenen Ergebnisse objektivisieren und den oben angeführten Einwand hierdurch hinfällig machen.

Für meine Untersuchungen nach dieser Richtung hin verfertigte ich mir einen runden Schirm aus Karton von 12 cm Durchmesser; das Schwefelkalzium wurde vorher zu gleichen Teilen mit Dammaralack gemischt und sodann in dünner Schicht (von $^1/_2$ mm) auf den Schirm aufgetragen; beim Austrocknen fixiert der Lack das Schwefelkalzium gut auf dem Schirm. Wird ein derart präparierter Schirm nur für eine Sekunde dem zerstreuten Sonnenlicht ausgesetzt, so vermag er nachher 8—10 Minuten lang im Dunkeln zu leuchten. Die Untersuchungen wurden von mir selbstverständlich in einem dunklen Raume ausgeführt.

Indem ich nun den Schirm, mit der phosphoreszierenden Seite mir zugewandt, in der Hand hielt, stellte ich mich vor dem Kopfe der Versuchsperson auf; während ich sie an irgend ein Wort zu denken, d. h. es in Gedanken zu wiederholen anwies, passte ich genau auf.

---

[1]) Obosrenije Psychiatrii (russ.), 1904, Nr. 8 u. 9.

welche Veränderungen in diesem Moment am Schirme vor sich gehen. Bei diesen Untersuchungen stellte sich nun folgendes heraus.

Anfänglich präsentiert sich der Schirm als gleichmäßig leuchtende Scheibe; sobald jedoch die Versuchsperson auf ein von mir gegebenes Signal an irgend ein Wort zu denken oder in Gedanken zu rechnen anfängt, bemerkt man am Schirme folgendes: Ränder des Schirmes werden heller, während der zentrale Teil wie früher schwach beleuchtet bleibt und durch den Kontrast zu den aufgehellten Rändern gleichsam als dunkler Fleck auf hellem Hintergrund erscheint; sobald die Versuchsperson auf ein gegebenes Signal zu denken aufhört, werden die Ränder des Schirmes wieder dunkler, und der gesamte Schirm nimmt sofort eine gleichmäßige Helligkeit an. Die Breite des aufleuchtenden Randes ist bald erheblicher, bald geringer, der zentrale Teil des Schirmes bleibt jedoch stets gleich schwach leuchtend und erscheint während des Denkens als wogende dunkle Wolke auf erhelltem Hintergrund.

Anfangs wusste ich mir den Umstand, dass der zentrale Teil des Schirmes nicht aufleuchtet, nicht zu erklären, bald jedoch wurde mir diese Erscheinung klar: die Sache ist nämlich die, dass das Vermögen schwaches Licht und geringfügige Schwankungen des Lichtes zu perzipieren nur die Peripherie unserer Netzhaut besitzt, während der Zentralteil der Retina geringfügige Schwankungen schwachen Lichtes nicht wahrnimmt; infolgedessen wird das unbedeutende Aufleuchten des Schirmes nur an der Netzhautperipherie empfunden und von uns auf die Ränder des Schirmes projiziert, während dessen zentraler Teil, der dem geringe Lichtschwankungen nicht empfindenden Ort des zentralen Sehens entspricht, in gleicher Weise schwach leuchtend bleibt und deshalb gewissermaßen als dunkle Wolke auf hellem Hintergrund erscheint. Da unser Augapfel und mit ihm auch die Netzhaut während der gesamten Beobachtungszeit leicht oszilliert, so geht auch der Zentralfleck infolgedessen die ganze Zeit über am Schirme hin und her, bald sich dem Rande nähernd, bald sich von ihm entfernend; eben deshalb fällt beim Beobachten des Schirmes im Moment des Denkens vor allem das Auftreten einer beweglichen, wogenden dunklen Wolke auf hellem Hintergrund in die Augen und macht das gesamte Bild einen solchen Eindruck, als würde der zentrale Teil des Schirmes im Moment des Denkens dunkel werden; in Wirklichkeit jedoch ist das dadurch bedingt, dass die Peripherie heller wird.

Zahlreiche Beobachtungen an verschiedenen Personen ergaben mir beständig ein und dasselbe Resultat: Aufleuchten des Schirmes während des Denkens und Dunklerwerden desselben nach Abschluss des Denkaktes. Da ich jedoch befürchtete, ich könnte hierbei das Opfer unwillkürlicher Autosuggestion werden, stellte ich eine Reihe von Kontrollbeobachtungen an, die in folgendem bestanden: die Versuchsperson hatte

selbst den Moment zu wählen, wenn es ihr zu denken beliebte oder nicht: ich hingegen sah auf den Schirm und hatte zu bestimmen, ob sie zu dieser Zeit denkt, und ihr genau die Momente anzugeben, wann sie zu denken anfängt und wann sie zu denken aufhört. Die erzielten Resultate überzeugten mich davon, dass eine Autosuggestion hier nicht statt hatte: in sämtlichen Kontrollversuchen vermochte ich auf Grund der am Schirm zu beobachtenden Erscheinungen stets genau zu bestimmen, wann die Versuchsperson nach eigenem Wunsch zu denken anfing und aufhörte; dabei gab ich gewöhnlich den Anfang um 1—2 Sekunden später an, das Ende hingegen fast momentan. Die Umkehrung der Versuchsanordnung hatte mir somit ein Mittel an die Hand gegeben, mich beständig zu kontrollieren, und dieses Mittels bediente ich mich in allen weiteren Beobachtungen, um Fehlschlüsse zu vermeiden.

Nachdem ich also die Tatsache gesteigerter Ausstrahlung des Gehirnes zur Zeit des Denkens festgestellt hatte, schritt ich sodann an die Untersuchung der Verbreitungsweise der vom Gehirn ausgehenden Strahlen (der Gehirnstrahlen). Bei diesen Untersuchungen stellte sich folgendes heraus. Legte ich den Schirm auf die Hand oder auf den Fuss der Versuchsperson, so begann er in dem Moment, wo diese zu denken anfing, ebenfalls stärker zu leuchten, wobei das Aufleuchten des Schirmes in diesem Falle viel deutlicher ausgeprägt war, als wenn er sich vor dem Kopfe der Versuchsperson befand: offenbar bewahren die Gehirnstrahlen im erstern Falle mehr Energie und wirken intensiver als im letztern.

Ferner konnte ich folgendes konstatieren: in welcher Entfernung von der Versuchsperson in demselben Zimmer ich mich auch befinden und welche Stellung diese auch einnehmen mochte (eine stehende, sitzende oder liegende), — stets leuchtete der Schirm auf, sobald nur die Person zu denken anfing; dabei konnte man jedoch bemerken, dass der Effekt auf den Schirm um so schwächer war, je weiter entfernt ich mich von der Versuchsperson befand. Hielt sich diese in einem andern Zimmer als ich auf und war die Tür zwischen uns dicht geschlossen, so konnte ein Aufleuchten des Schirmes in dem Moment, wo die Versuchsperson im andern Zimmer zu denken anfing, ebenfalls konstatiert werden, wobei der Effekt wiederum um so schwächer war, je grösser die Entfernung zwischen mir und der Versuchsperson war. Kontrollversuche überzeugten mich auch hier davon, dass meine Beobachtungen keineswegs auf Autosuggestion beruhten.

Hielt sich endlich die Versuchsperson in einem dritten Zimmer von mir auf und waren beide Türen zwischen uns dicht geschlossen, so brachte das Denken der Person gar keinen Effekt auf dem Schirme hervor. Zog ich jedoch in diesem Falle durch die Schlüssellöcher beider Türen einen Kupferdraht, und hielt die Versuchsperson das eine Ende

desselben in den Händen, während ich an das andere den Schirm heranbrachte, so stellte sich zur Zeit, wo die Versuchsperson dachte, auf ihm der gewohnte Effekt ein. Auf dem Wege der oben beschriebenen Kontrollversuche konnte ich mich auch hier überzeugen, dass keine Autosuggestion im Spiele war: mir gelang es stets (mit Hilfe eines verabredeten Signals) genau die Momente zu bestimmen, wann die Versuchsperson im dritten Zimmer zu denken anfing und aufhörte.

Interessant ist es, dass in sämtlichen oben angeführten Fällen das Reden, d. h. der ausgesprochene Gedanke, an dem Schirm keinen Effekt hervorbrachte, — mit anderen Worten, nicht mit dem Ausströmen von Gehirnstrahlen einherging. veranlasste ich die Versuchsperson irgend ein Wort abwechselnd bald zu denken, bald es laut auszusprechen, so leuchtete der Schirm im erstern Falle auf, im letztern hingegen nicht. Diese Erscheinung findet von meinem Standpunkte aus eine vollkommen befriedigende Erklärung in dem Walten des Gesetzes von der Erhaltung der Energie: wenn wir nämlich ein Wort laut aussprechen, so wird die in unseren Redezentren sich entwickelnde Energie für die Erregung von Kontraktionen der Zungen- und Mundmuskeln verbraucht; werden jedoch die Wörter von uns blos gedacht, so bleibt die sich entwickelnde Energie frei und strömt in der Form von Gehirnstrahlen in verstärktem Maße aus. Hier beobachten wir folglich die Gültigkeit des Gesetzes von der Erhaltung der Energie für die von uns untersuchten Gehirnstrahlen, ebenso wie wir oben in der Wirkung dieses Weltgesetzes auf die psychophysiche Energie die Ursache der Besonderheiten in dem Charakter der Übertragung optischer Vorstellungen (Zurücktreten der Details) erblickt haben.

Resümieren wir jetzt sämtliche von mir vermittelst des Schirmes ausgeführte Beobachtungen und ziehen wir die analogen Versuche *Charpentiers* in Betracht, so sind wir im Recht zu behaupten, dass *das Denken in der Tat mit dem Ausströmen von Gehirnstrahlen einhergeht* und dass diese folgende Eigenschaften besitzen:

a) sie fliessen im menschlichen Körper vom Gehirn zu den Extremitäten und umgekehrt *leicht* über,
b) durchdringen *ziemlich leicht* die Luft,
c) fliessen an einem metallischen Leiter *leicht* dahin,
d) durchdringen undurchsichtiges Medium (Tür), wobei sie zum Teil *absorbiert* werden.

Zum Schluss erlaube ich mir einige praktische Fingerzeige für diejenigen zu geben, die meine Beobachtungen nachzuprüfen wünschten.

1. Das Schwefelkalzium muss im Dunkeln mit violettem Lichte leuchten.

2. Bevor der Beobachter an die Untersuchung mit dem Schirme herantritt, hat er einige Zeit im Dunkeln zu verweilen, damit das Auge sich erholt und die Fähigkeit gewinnt, geringfügige Lichtschwankungen wahrzunehmen; ebenso ist auch während der Untersuchung von Zeit zu Zeit den Augen im Dunkeln Erholung zu gönnen, sonst beginnt es vor ihnen dermaßen zu flimmern, dass es bereits schwer wird, die am Schirm vor sich gehenden Veränderungen zu perzipieren.

3. Die Beobachtungen des vom Denkakt auf den Schirm ausgeübten Effektes wird durch ein gewisses Optimum des Leuchtens begünstigt, das wahrscheinlich durch die Natur unseres Auges bedingt ist; ein zu starkes wie ein zu schwaches Leuchten des Schirmes benimmt unserem Auge die Möglichkeit, die in Abhängigkeit vom Denkvorgang auftretenden Lichtschwankungen wahrzunehmen. Dieses Optimum stellt sich nach meinen Beobachtungen dann ein, wenn der anfänglich stark leuchtende Schirm sich mit einem leichten Wölkchen oder Nebel überzieht; an einem derart leicht bewölkten Schirm treten die Erscheinungen am deutlichsten hervor. Diesen Schirm kann man 8—10 Minuten lang benutzen, dann aber wird es so dunkel, dass man an ihm bereits nichts mehr wahrnehmen kann; hierauf hat man den Schirm von neuem mit Sonnenlicht zu laden, zu welchem Zweck er für eine Sekunde dem zerstreuten Tageslicht ausgesetzt wird.

4. Während der Untersuchung darf der Beobachter an nichts denken, denn sein Gedanke vermag den oben beschriebenen Effekt auf den Schirm ebenfalls hervorzubringen, wodurch der regelmäßige Wechsel und folglich auch die Beobachtung der durch das Denken der Versuchsperson bedingten Erscheinungen gestört wird. Zu Beginn der Untersuchung wartet der Beobachter in der Regel den Moment ab, wo der Schirm eine gleichmäßige Lichtintensität aufweist; häufig jedoch passiert es, dass der Schirm auf keinen Fall in Lichtgleichgewicht kommen will und an ihm ein wogender Zentralfleck sich hartnäckig hält. Nach meinen Erfahrungen ist dies dadurch zu erklären, dass entweder der Beobachter selbst oder die Versuchsperson unwillkürlich an etwas denkt; in solchen Fällen ist es erforderlich, jeglichen Gedanken in sich zu unterdrücken und auch die Versuchsperson anzuweisen an nichts zu denken (am besten zu schlummern); kaum ist diese Bedingung erfüllt, als der Zentralfleck sofort verschwindet, und der Schirm das Lichtgleichgewicht gewinnt.

5. Die Versuchsperson hat sich daran zu gewöhnen, spontan oder auf das Signal des Beobachters auf einmal zu denken anzufangen und auf einmal zu denken aufzuhören; am leichtesten gelingt dies dann, wenn die Versuchsperson an irgend ein einziges Wort denkt oder rechnet.

VIII.

Die psychophysische Energie: Gehirnstrahlen und psychophysische Emanation.

Die im vorigen Kapitel niedergelegten Ergebnisse lassen, obwohl nach der subjektiven Methode gewonnen, angesichts der Kontrollbeobachtungen keinen Zweifel darüber bestehen, dass das Denken mit der Aussendung von Gehirnstrahlen einhergeht, die das Leuchten des phosphoreszierenden Schirmes verstärken und bestimmte physikalische Eigenschaften besitzen.

Vergleichen wir nun die bezeichneten Eigenschaften der Gehirnstrahlen mit den physikalischen Eigenschatten der psychophysischen Energie, wie wir sie auf Grund der Erscheinungen der Gedankenübertragung festgestellt haben (s. S. 100), so springt uns sofort eine Menge gemeinsamer Merkmale in die Augen, oder richtiger, so bemerken wir, dass sämtliche Eigenschaften der Gehirnstrahlen zu den Bestandteilen der physikalischen Eigenschaften der psychophysischen Energie gehören. Angesichts einer solchen Koïnzidenz drängt sich unwillkürlich die Annahme auf, dass die Gehirnstrahlen mit der psychophysischen Energie identisch seien, d. h. dass sie auch psychische Eigenschaften besitzen und dass eben sie die Gedanken übertragen, indem sie das Auftreten entsprechender Bilder im Gehirne des Perzipienten bedingen.

Einige Erwägungen gestatten jedoch nicht einen solchen Schluss zu ziehen. Die Sache ist nämlich die, dass die Gehirnstrahlen, wie wir es gesehen, schnell und leicht einen Lichteffekt auf dem Schirme hervorbringen, sogar dann, wenn der Beobachter sich in einem andern Raume als die Versuchsperson bei geschlossener Tür aufhält: folglich erleiden die Gehirnstrahlen auf eine verhältnismäßig grosse Entfernung in der Luft an ihrer Kraft keine Einbusse. Die Gedankenübertragung aus der Entfernung (sogar aus der kürzesten) geht indes sehr langsam und äusserst unvollkommen vor sich, – jedenfalls viel schlechter als bei unmittelbarer oder mittelbarer Berührung, wie dies aus den Versuchen an Sophie Starker und Lydia W. zu ersehen ist. Wenn den Gehirnstrahlen, die ihren Effekt auf dem Schirme hervorbringen, psychische

Eigenschaften in dem oben bezeichneten Sinne zukommen würden, so müsste sich die Gedankenübertragung aus der Entfernung ebenso leicht und sicher vollziehen wie die Erzeugung des Lichteffektes auf dem Schirm.

Es leuchtet wohl ein, dass die Gehirnstrahlen psychische Eigenschaften nicht besitzen oder sie wenigstens in viel geringerem Maße besitzen als die psychophysische Energie, die im Moment des Denkens im Gehirn entsteht und deren Eigenschaften wir früher auf Grund der Analyse der bei der Gedankenübertragung obwaltenden Verhältnisse festgestellt haben; mit anderen Worten, *die Gehirnstrahlen sind allem Anscheine nach mit der psychophysischen Energie nicht völlig identisch.*

In welcher Beziehung stehen sie jedoch zu einander?

Ziehen wir in Betracht, dass die physikalischen Eigenschaften der psychophysischen Energie sämtliche Eigenschaften der Gehirnstrahlen mit umfassen, so sind wir zu der Annahme berechtigt, dass letztere einen Bestandteil der erstern bilden, d. h. mit anderen Worten, dass *die psychophysische Energie zusammengesetzter Natur ist* und dass die Gehirnstrahlen einen ihrer Bestandteile repräsentieren. Zieht man dabei in Betracht, dass die Gehirnstrahlen verhältnismäßig leicht die Luft und sogar eine Tür aus bedeutender Entfernung passieren, so sind wir im Recht zu sagen, dass die bezeichneten Strahlen allem Anscheine nach *ein grosses Durchdringungsvermögen besitzen.* Im Gegenteil, die langsame und unvollkommene Gedankenübertragung aus der Entfernung berechtigt uns zu der Annahme, dass die psychophysische Energie beim Passieren der Luft einen gewissen Bestandteil, dem *vornehmlich* psychische Eigenschaften zukommen, einbüsst; dieser psychische aktive Anteil — nennen wir ihn *das psychische Element* — *besitzt offenbar ein sehr geringes Durchdringungsvermögen* und wird auch infolgedessen in der Luft aufgehalten.

Wir gelangen demnach zur Vorstellung, dass die im Gehirn im Moment des Denkens sich entwickelnde psychophysische Energie aus zwei Teilen besteht: 1. aus den *Gehirnstrahlen*, die ein grosses Durchdringungsvermögen besitzen und vermittelst des phosphoreszierenden Schirmes nachweisbar sind, und 2. aus dem *psychischen Element*, das ein sehr geringes Durchdringungsvermögen besitzt und mit Hilfe eines Mediums (Perzipienten) nachweisbar und erforschbar ist. Der phosphoreszierende Schirm ist gewissermaßen das *physikalische Reagens* zur Bestimmung der Gehirnstrahlen, die mediumistische Person — das *psychische Reagens* zur Bestimmung des psychischen Elements.

Wenden wir uns nun zu diesem letztern, so müssen wir noch konstatieren, dass der psychische Anteil der psychophysischen Energie, insofern er bei der Gedankenübertragung sich kundgibt, in physikalischer Beziehung ausser geringem Durchdringungsvermögen noch eine ganze Reihe anderer Eigenschaften erkennen lässt: er sammelt sich an der Oberfläche und an den extremen Teilen des Körpers an; strömt an einem Drahte dahin; kann auf das Papier übergehen und darauf ziemlich lange erhalten bleiben; kann endlich von einem damit „geladenen" Körper auf einen „ungeladenen" übergehen. Die Gesamtheit aller dieser Eigenschaften weist darauf hin, dass das psychische Element der psychophysischen Energie in hohem Maße „materiell" oder, wenn man sich so ausdrücken darf, physisch ist; deshalb ist es auch richtiger es nicht psychisches, sondern psychophysisches Element zu nennen. Dieses ist von unserem Standpunkte sozusagen das physische Substrat des Gedankens, sein Träger und Erreger.

Die zusammengesetzte psychophysische Energie, die im Gehirn im Moment des Denkens auftritt, besteht demnach aus den Gehirnstrahlen, die vermittelst eines „physikalischen Reagens" (des phosphoreszierenden Schirms) nachweisbar sind, und aus dem psychophysischen Element, dem physischen Substrat des Gedankens, das mit Hilfe eines „psychischen Reagens" (der mediumistischen Person) untersucht werden kann.

Was ist jedoch das „psychophysische Element", dieses physische Substrat des Gedankens? Was stellt es seiner physikalischen Natur nach dar? Besitzt es ein Analogon in der rein physikalischen Welt? Haben wir nicht überhaupt in unseren Schlüssen den Boden der wissenschaftlichen Wirklichkeit verlassen?

Um die Entscheidung dieser Fragen wenden wir uns an die Physik und hauptsächlich an den Abschnitt derselben, der uns hier besonders interessieren muss, nämlich an den Abschnitt, der von der strahlenden Energie und von den Stoffen, die selbständig dunkle Strahlen aussenden, d. h. den radioaktiven Stoffen handelt. Der Darstellung und Verallgemeinerung der von der Wissenschaft auf diesem Gebiete festgestellten Grundtatsachen ist das Werk des bekannten Physikers A. Righi „Die moderne Theorie der physikalischen Erscheinungen" gewidmet; an der Hand dieses Buches will ich die uns interessierenden Ergebnisse anführen, wobei ich mich möglichst an die Darstellung des Autors selbst halten werde. —

Die Untersuchungen des Radiums und der anderen radioaktiven Stoffe, d. h. der Stoffe, die selbständig unsichtbare Strahlen aussenden, haben ergeben, dass diese Strahlen aus drei Strahlengruppen bestehen:

den α-, β- und γ-Strahlen; diese drei Gruppen unterscheiden sich von einander hinsichtlich ihrer Brechbarkeit, ihres Durchdringungsvermögens und ihrer Ablenkung im elektromagnetischen Feld. „Werden verschiedene Stoffe“ — sagt Prof. Righi — „von den drei Strahlenarten getroffen oder durchsetzt, so treten je nach der Natur dieser Stoffe verschiedenartige Wirkungen auf, die sich besonders bei Anwendung eines Radiumsalzes deutlich kundgeben . . . . Es ist nicht möglich, die Strahlen einer Art vollständig von den anderen zu trennen und die von ihnen hervorgerufenen Erscheinungen gesondert zu studieren; es gelingt aber vermittelst absorbierender Platten die weniger durchdringenden Strahlen, zum Beispiel die α-Strahlen oder diese zusammen mit einem Teil der β-Strahlen zurückzuhalten oder auch nur die γ-Strahlen passieren zu lassen . . . . Die von den radioaktiven Stoffen und insbesondere vom Radium hervorgebrachten Wirkungen lassen sich in Lichtwirkungen, chemische, elektrische, mechanische Wirkungen, Wärmewirkungen und physiologische Wirkungen klassifizieren . . . . Phosphoreszenz und Fluoreszenz scheinen hauptsächlich Wirkungen der α- und β-Strahlen; einige Körper werden durch die α-Strahlen, andere durch die β-Strahlen zu lebhafterem Leuchten erregt.“ [1])

Ausserdem weist eine ganze Reihe von Tatsachen darauf hin, dass die α- und β-Strahlen ihrer Natur nach sich von den γ-Strahlen beträchtlich unterscheiden; während die letzteren allen Anzeichen nach eine Art elektromagnetischer Wellen darstellen, entsprechende Eigenschaften erkennen lassen und die Bezeichnung „Strahlen“ mit Recht verdienen, kann dasselbe bezüglich der ersteren nicht ausgesagt werden: die α- und β-Strahlen können nur in übertragener Bedeutung als Strahlen bezeichnet werden, denn in Wirklichkeit bestehen sie aus kleinsten Teilchen, den sog. Elektronen, die in ungeheuren Mengen und mit unglaublicher Geschwindigkeit von der radioaktiven Substanz hinausgeschleudert werden; die α- und β-Strahlen sind eigentlich keine Strahlen, sondern sozusagen Ströme mit enormer Geschwindigkeit ausgestatteter Elektronen, derjenigen kleinsten Einheiten, aus denen nach der heutigen Auffassung sämtliche materielle Atome aufgebaut sind.

Abgesehen von den α-, β- und γ-Strahlen geben die radioaktiven Stoffe beständig einen Teil ihrer Substanz in anderer Form von sich, nämlich in Form der von Rutherford entdeckten radioaktiven Emanation. Dieser Forscher zeigte, dass das Thorium beständig sich langsam ausbreitende Teilchen aussendet, deren Wirkung zu derjenigen der α-, β- und γ-Strahlen hinzutritt und derjenigen der beiden ersten Strahlenarten nahekommt;

[1]) Prof. Augusto Righi, Die moderne Theorie der physikalischen Erscheinungen, Leipzig 1905, Seite 73 ff.

das ist eben die radioaktive Emanation, die sämtliche Eigenschaften der radioaktiven Substanz besitzt und ihrerseits wiederum neue Elektronenmassen ebenfalls in Form der α- und β-Strahlen aussendet.

Allen Anzeichen nach besteht die Emanation aus denselben Teilchen, den Elektronen, aus denen die α- und β-Strahlen sich zusammensetzen; aber „die Teilchen, welche diese Emanation bilden, unterscheiden sich von denjenigen, aus welchen die α- und β-Strahlen bestehen, insofern die ersteren nach Art der Moleküle eines Gases langsam durch den Raum diffundieren, während die anderen mit enormer Geschwindigkeit hinausgeschleudert werden. In der Tat mischt sich die Emanation mit dem umgebenden Gas und kann mit diesem von einer Stelle des Raumes zu einer andern transportiert werden."

„Die Emanation geht leicht selbst durch sehr kleine Öffnungen und enge Spalten hindurch, welche einem gewöhnlichen Gase nur überaus langsam Durchtritt gestatten. Sie ist nur vorübergehend radioaktiv, d. h. ihre Radioaktivität nimmt beständig ab .... Die Emanation besitzt die Eigenschaft, die Körper, mit welchen sie in Berührung kommt, vorübergehend aktiv zu machen. Dieses Auftreten der Radioaktivität bei Körpern, welche dieselbe an und für sich nicht besitzen, wurde .... als induzierte Radioaktivität bezeichnet. Nach Rutherford kommt dieselbe dadurch zustande, dass die Emanation auf den betreffenden Körpern unmerkliche Mengen einer unsichtbaren Substanz ablagert .... Ausserdem scheint die Emanation als solche an den Körpern, welche sie aktiv macht, zu haften und dieselben gewissermaßen zu durchtränken, denn diese Körper werden selbst zu Quellen von Emanation .... Wahrscheinlich ist die Radioaktivität eine Eigenschaft, welche sich in verschiedenem Grade bei allen Körpern vorfindet."[1])

„Die hier mitgeteilten Beobachtungen" — sagt Righi — „bilden in ihrer Gesamtheit ein gewichtiges Material von Tatsachen, die zum guten Teil mit absoluter Sicherheit konstatiert sind .... Es ist in der Tat zweifellos, dass ein radioaktiver Körper beständig Teile der Materie, aus welcher er besteht, von sich gibt ...."

Derart sind die neuesten Tatsachen aus dem Gebiete der Physik, die ich dem Leser vorzuführen für notwendig erachtete, um ihm meine letzten Schlussfolgerungen in ein rechtes Licht zu rücken: an die Beleuchtung derselben wollen wir nun herantreten.

Wir sahen, dass das Gehirn eine strahlende psychophysische Energie ausscheidet, d. h. dass es zur Reihe der radioaktiven Substanzen gehört. Auf Grund der Analyse psychologischer und psychophysischer Versuche

[1]) A. Righi, l. c., Seite 85 ff.

gelangten wir zu dem Schluss, dass die psychophysische Energie aus Gehirnstrahlen, die ein grosses Penetrationsvermögen besitzen, und aus einem „psychophysischen Element" mit einem sehr geringen Durchdringungsvermögen besteht. Nun erfahren wir aus der Physik, dass überhaupt alle radioaktiven Stoffe eine Energie ausscheiden, die ebenfalls aus zwei Teilen besteht: aus Strahlen mit grossem und aus der Emanation mit sehr geringem Penetrationsvermögen. Wollen wir die Frage nach der Natur der Gehirnstrahlen, die allem Anscheine nach mit den α- und β-Strahlen jeglicher radioaktiven Substanz vieles gemeinsam haben (grosses Durchdringungsvermögen, Erregung von Phosphoreszenz u. a.), beiseite lassen und wenden wir uns zur andern Komponente, zum „psychophysischen Element", das uns hauptsächlich interessiert.

Vergleichen wir es mit der physikalischen Emanation, so finden wir bei beiden eine Menge gemeinsamer Merkmale: beide besitzen sie ein sehr geringes Durchdringungsvermögen, diffundieren langsam durch die Luft, haften an den Körpern (das psychische Element an dem Papier in unseren Versuchen) und durchtränken sie gewissermaßen, machen sie aktiv (das Papier wird in unseren Versuchen psychisch aktiv) und machen endlich andere Körper zu Energiequellen, d. h. gehen von einem „geladenen" Körper in einen „ungeladenen" über.

Angesichts dieser gemeinsamen Eigenschaften, welche fast sämtliche Merkmale der physikalischen Emanation umfassen, glaube ich einen vollkommen logischen Schluss zu machen, wenn ich sage, dass das von mir entdeckte und oben näher untersuchte „psychophysische Element" nichts anderes ist als die Emanation der psychophysischen Energie. Die Koïnzidenz der physikalischen Eigenschaften des „psychophysischen Elements" mit denjenigen der Emanation einer beliebigen radioaktiven Substanz ist so durchgehend, dass der erwähnte Schluss sich von selbst aufdrängt; dieses Zusammenfallen ist um so überzeugender, als ich zu den bezeichneten Resultaten von einer ganz andern Seite her und auf ganz anderen Wegen gelangt bin als die Physiker.

Seitens der letzteren ist jedoch eine Reihe von Einwänden zu gewärtigen, auf welche ich gleich hier entgegnen möchte. Die Sache ist die, dass die Physiker unter „Radioaktivität" gewöhnlich die Fähigkeit gewisser Substanzen, wie Uran, Thorium, Radium u. a., verstehen, selbständig eine besondere Art von Strahlen auszusenden, welche imstande sind: a) Phosphoreszenz in einigen kristallinischen Stoffen hervorzurufen, b) auf die photographische Platte einzuwirken und c) elektrische Körper durch Ionisierung der Gase zu entladen; auf Grund dieser Haupteigenschaften der von den radioaktiven Substanzen ausgehenden Strahlen sind auch drei Methoden zur Bestimmung und Messung jeglicher Radio-

aktivität angegeben worden, und zwar die Phosphoreszenz-, die photographische und die elektrische Methode Um folglich die Radioaktivität des Gehirns und die der psychophysischen Emanation auf streng physikalischem Wege zu beweisen, müsste man die Wirkung der erstern wie der letztern mit Hilfe der drei erwähnten Verfahren nachweisen.

Was die erste Methode anlangt — die der Phosphoreszenz —, so wurde sie bereits von uns oben angewandt und gerade sie hat uns zur Entdeckung der Gehirnstrahlen geführt; allerdings rufen diese, streng genommen, nicht Phosphoreszenz hervor, sondern verstärken blos eine bereits vorhandene Phosphoreszenz; aber dieser Umstand tut der Bedeutung der Erscheinung keinen Abbruch, es sei denn, dass er auf die relativ schwache physikalische Aktivität der in Rede stehenden Strahlen hinweist. Und vielleicht ist diese schwache physikalische Aktivität der Gehirnstrahlen auch die Ursache dessen, dass es sie nach der photographischen Methode nachzuweisen nicht gelingt: bekanntlich wirken die Blondlotschen und Charpentierschen Strahlen ebenfalls auf die photographische Platte nicht ein. Übrigens werden beide erwähnte Verfahren — das photographische und das der Phosphoreszenz — überhaupt in der Physik als keine besonders sicheren angesehen und werden zur Untersuchung nur derjenigen Substanzen benutzt, welche eine sehr intensive Radioaktivität besitzen, denn bei schwach aktiven Stoffen ergibt ihre Anwendung häufig ein negatives Resultat.

Für die Untersuchung dieser letzteren Stoffe und überhaupt jeder Radioaktivität ist die sicherste, empfindlichste und exakteste Methode die elektrische, d. h. die elektroskopische Bestimmung der Abnahme der elektrischen Ladung eines elektrisch gemachten Körpers unter der ionisierenden Wirkung der radioaktiven Substanz. Folglich hätte ich, um auf streng physikalischem Wege die radioaktive Natur des Gehirns und die Existenz der radioaktiven Emanation der psychophysischen Energie nachzuweisen, mich für das eine wie für das andere des elektrischen Verfahrens bedienen müssen.

Was das Gehirn anlangt, so hätte auf diesem Wege wohl kaum etwas bezüglich des Gehirns eines lebendigen Menschen nachgewiesen werden können, bei dessen Untersuchung es ja völlig unmöglich ist, den ionisierenden Einfluss aller übrigen mit den physikalisch-chemischen Lebensvorgängen verbundenen Momente auszuschliessen. Aber dafür kann die elektroskopische Methode ausgezeichnet zur Bestimmung der radioaktiven Natur der psychophysischen Emanation angewandt werden: da diese nach unseren Ergebnissen imstande ist, auf dem Papier erhalten zu bleiben, so könnten wir vermittelst der elektroskopischen Untersuchung eines solchen „geladenen" Papiers auf rein physikalischem Wege die Anwesenheit radioaktiver Emanation auf dem betreffenden Papier nachweisen und beweisen Leider war ich bisher

durch äussere Umstände daran verhindert, dies anzuführen und deshalb bin ich gegenwärtig noch nicht in der Lage, den Physikern die Beweise zu liefern, welche von mir zu fordern sie berechtigt sind.

Wenn aber die Physiker, die auf dem Boden rein physikalischer Betrachtungsweise stehen und für die Exaktheit rein physikalischer Bezeichnungen eintreten, von mir, wenn ich letztere gebrauche, vermittelst rein physikalischer Methoden gewonnenes Beweismaterial fordern dürfen, so gilt das nicht in gleichem Maße von den Psychologen und überhaupt von allen denen, welche begreifen, dass die Wichtigkeit der Entdeckung der psychophysischen Emanation hauptsächlich in der Anerkennung ihrer psychischen Eigenschaften enthalten ist: nicht das ist wichtig oder nicht so sehr wichtig ist das, dass auf dem Papier aus dem Organismus ausgeschiedene Emanation überhaupt sich befindet, wie das, dass diese Emanation psychophysisch ist, d. h. psychische Eigenschaften besitzt; und dieser Umstand wird und kann bewiesen werden nur durch psychologische und psychophysische Versuche, aber durchaus nicht durch rein physikalische.

In der Tat, wenn wir sogar nach dem exaktesten physikalischen Verfahren den Nachweis erbringen, dass in dem Papier, über welchem ich etwas gedacht habe, radioaktive Emanation enthalten ist und dass vorher in dem betreffenden Papier keinerlei Emanation vorhanden war, sind wir etwa dann im Recht daraus zu schliessen, dass die vorliegende Emanation aus dem Gehirn ausgeschieden wurde und dass dies psychophysische Emanation ist? Natürlich nicht. Um die vermittelst physikalischer Methoden konstatierte Emanation als psychophysische anzusprechen, müssen wir beweisen, dass ihr psychische Eigenschaften zukommen, d. h. müssen wir unbedingt diejenigen psychologischen Versuche ausführen, welche der vorliegenden Untersuchung zugrunde gelegt sind; mit anderen Worten, für den Nachweis und das Studium der psychophysischen Emanation ist unbedingt ein psychisches Reagens erforderlich, und als solches Reagens kann nur ein lebendiger Mensch dienen, der die Fähigkeit besitzt, die von uns zu untersuchende Emanation wahrzunehmen (s. Seite 11).

Als allein überzeugend und einzig entscheidend in der Frage nach der Existenz einer Emanation der psychophysischen Energie sind somit nicht physikalische, sondern psychologische oder psychophysische Experimente zu betrachten. Eben deshalb finde ich es für falsch oder inkonsequent, wenn man die von mir auf Grund exakter experimenteller Beobachtungen aufgestellten Sätze von der psychophysischen Emanation eine Hypothese nennt; nein, das ist keine Hypothese, sondern eine von mir entdeckte und erklärte Tatsache, ebenso wie die Existenz der radioaktiven Substanzen und der radioaktiven Emanation ebenfalls keine Hypothese, sondern eine Tatsache ist; der Unterschied besteht nur

in der Methode ihrer Untersuchung, aber ich wiederhole es, für die Entdeckung und Erforschung der psychophysischen Emanation sind nur psychophysische Methoden denkbar

Aber diejenigen, welche für die Exaktheit physikalischer Bezeichnungen eintreten, könnten mich fragen: mit welchem Rechte rede ich fortwährend von einer Emanation, wenn ich selbst zugestehe, die erforderlichen physikalischen Methoden noch nicht angewandt zu haben? Ist das nicht in diesem Falle ein müssiges Phantasieren über physikalische Themata?

Hierauf hätte ich folgendes zu erwidern: es existieren ja eherne, für alle obligatorische Gesetze der menschlichen Logik, die, das Vorhandensein bestimmter Tatsachen vorausgesetzt, die aus diesen resultierenden Schlussfolgerungen zu zwingenden stempeln: diese ehernen Gesetze der Logik dienten im Verlaufe der gesamten Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft als sicherer Leitstern auf der Suche nach der Wahrheit: diese Gesetze der Logik führten bereits vielmals zu den grössten Entdeckungen: sie halfen Newton die allgemeine Gravitation entdecken; sie halfen, in mathematische Formeln gekleidet, den Astronomen am Himmel neue Leuchten entdecken, die den gewaltigsten Teleskopen unzugänglich sind; sie leiteten Crookes schon vor 30 Jahren zur Entdeckung des vierten, des „strahlenden Aggregatzustandes der Materie", einer Entdeckung, die damals auf allgemeinen Skeptizismus stiess, heutzutage aber — in etwas modifizierter Gestalt — eine allgemein anerkannte Tatsache darstellt.

Auf sie, auf diese ehernen Gesetze der Logik stütze ich mich in meinen Schlüssen und an sie appelliere ich in letzter Instanz. Ich kalkuliere: eine genaue Analyse sorgfältig von mir ausgeführter experimenteller Beobachtungen psychologischer Ordnung bringt mich logisch zum Nachweise eines verborgen wirkenden Prinzips in Gestalt von psychophysischer Energie, die bestimmte psychische und physikalische Eigenschaften besitzt: die fernere Analyse ebenfalls sorgfältig angestellter experimenteller Beobachtungen psychophysischen Charakters (mit dem Schirm) führt mich im Verein mit dem Vorhergehenden zur Entdeckung der zusammengesetzten Natur der in Rede stehenden Energie und zu ihrer Differenzierung in Gehirnstrahlen und psychophysisches Element; das Nebeneinanderstellen der auf diese Weise gewonnenen Resultate mit den neuesten Ergebnissen der Physik offenbart endlich ein geradezu erstaunliches Zusammenfallen der Eigenschaften des psychophysischen Elements mit denen der radioaktiven Emanation: nach allem dem, dünkt mich, gerät in einen unlöslichen Widerspruch mit der Logik derjenige, welcher den bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens einzig möglichen Schluss nicht zieht, nämlich dass das psychische Element nichts anderes ist als psycho-

physische Emanation. Dieser Schluss ist logisch zwingend, und ihn nicht zu akzeptieren vermögen nur solche Personen, die entweder mit der Logik oder mit den Tatsachen nicht rechnen.

Ich will jedoch damit durchaus nicht sagen, dass dies das Endstadium der Frage sei und dass der rein physikalische Nachweis der Emanation im vorliegenden Falle für uns garnicht vonnöten wäre; im Gegenteil, ich bin tief überzeugt, dass gerade physikalische Untersuchungen auf diesem Gebiet neben psychologischen die Sache bedeutend zu fördern imstande sind. Aber ich behaupte, dass die Tatsache der Existenz der von mir beschriebenen psychophysischen Emanation angesichts alles oben Ausgeführten nicht dem geringsten Zweifel unterliegen kann; diese Tatsache steht, gestützt durch die Versuchsergebnisse, so fest, dass wenn sogar die elektroskopische Untersuchung keine Spur von radioaktiver Emanation auf dem „bedachten" Papier offenbaren würde, dies nur von der ungenügenden Empfindlichkeit der modernen Elektrometer für die besonders zarte psychophysische Emanation zeugen würde, keinesfalls jedoch die Tatsache der Existenz der bezeichneten Emanation selbst zu erschüttern vermöchte.[1])

Und dies noch aus folgendem Grunde. Wollen wir sogar jegliche Analyse beiseite lassen, von allen theoretischen Erwägungen absehen und die Grundtatsache an und für sich nehmen: das leere „bedachte" Papier überträgt eine ganze Reihe von Vorstellungen (sogar durch einen Draht), — folglich enthält es irgend eine Energie. Was für eine Energie kann das nun sein? Von allen uns bekannten Energieformen gibt es nur eine solche, die imstande ist, auf andere Gegenstände überzugehen, auf ihnen erhalten zu bleiben, mit ihnen an einen andern Ort übertragen zu werden und dabei seine Aktivität nicht einzubüssen, — das ist eben die radioaktive Emanation; alle anderen uns bekannten Energiearten – Wärme, Magnetismus, Elektrizität u. s. w.

[1]) Zur Stütze dieser Erwägungen ist es nicht unangebracht folgenden Hinweis Rutherfords („Radioaktive Umwandlungen", Seite 275) anzuführen: „Die experimentelle Beobachtung, dass die α-Partikel ihre Wirkung auf die photographische Platte verliert und aufhört, ein Gas zu ionisieren, wenn ihre Geschwindigkeit auf ungefähr 8×10^8 cm per Sekunde gefallen ist, ist in diesem Zusammenhange von grosser Bedeutung. Zweifellos würden α-Partikeln, die von der Materie mit kleinerer als diese Geschwindigkeit ausgesandt werden, wenn überhaupt, so eine sehr geringe elektrische Wirkung hervorbringen. Daher ist es keineswegs unwahrscheinlich, dass die sogenannten radioaktiven Substanzen sich von der gewöhnlichen Materie wesentlich nur durch die Fähigkeit unterscheiden, α-Partikeln mit einer grössern Geschwindigkeit als die kritische Geschwindigkeit auszusenden. Gewöhnliche Materie, die ausserordentlich schwache Ionisationswirkungen hervorbringt, könnte in dem Maße wie das Uranium α-Partikeln aussenden, und doch würde es schwierig sein, das Vorhandensein dieser α-Partikeln zu entdecken, wenn ihre Anfangsgeschwindigkeit unterhalb des kritischen Wertes läge."

— besitzen solche inerte physikalische Eigenschaften nicht; es ist klar, dass die zu untersuchende Energie nur Emanation sein kann und sonst nichts. Dieser Schluss ist ebenso klar und unvermeidlich wie in dem Schulsyllogismus: alle Menschen sind sterblich, ich bin ein Mensch, folglich bin ich sterblich. — Ich bitte den Leser um Verzeihung für diese allgemeinen Erörterungen, die ich angesichts der erwähnten Einwände für unumgänglich hielt

Die Emanation der psychophysischen Energie — das ist also das geheimnisvolle Agens, das durch sein Eingreifen eine ganze Reihe unerklärlicher psychischer Erscheinungen hervorruft, die einen verblüffend und verwirrend, die anderen in ehrfürchtiges Bangen versetzend; da haben wir nun das geheimnisvolle Agens, das eine Unmasse von Aberglauben gezeitigt hat, angefangen vom mittelalterlichen Hexenglauben bis zum modernen Spiritismus mit seinem Glauben an „Geister", an den Verkehr mit dem Jenseits und an andern Unsinn; da haben wir nun das geheimnisvolle Agens, das bisher dem prüfenden Blicke des Forschers entgangen war und ebendeshalb in der Beobachtung der psychologischen Erscheinungen einen solchen Wirrwarr anrichtete, dass ihre wisse schaftliche Bearbeitung ausserordentlich erschwert war, — die moderne Psychologie kann ja nach der zutreffenden Bemerkung von James nicht einmal als Wissenschaft betrachtet werden!

Die Entdeckung der psychophysischen Emanation gewährt die Möglichkeit, nunmehr eine ganze Reihe bis jetzt unerklärlicher, sogenannter „okkulten" Erscheinungen zu erklären und regt gleichzeitig eine Reihe neuer Fragen an, deren Lösung die nächste Aufgabe weiterer Untersuchungen bilden muss.

Zu diesen gegenwärtig auf der Tagesordnung stehenden Fragen gehört z. B. die nach der Zusammensetzung der pschophysischen Emanation. Wie wir oben gesehen, betrachten die Physiker die Emanation als aus kleinsten Partikeln bestehend, die in den umgebenden Raum langsam diffundieren; aber für uns ist es bereits jetzt klar, dass die Partikeln der psychophysischen Emanation zusammengesetzter Natur sein müssen oder dass diese Emanation selbst aus einer komplizierten Kombination kleinster Teilchen bestehen muss: sonst könnten wir uns nicht den Umstand erklären, dass diese auf das Papier sich niederschlagende und dasselbe durchtränkende psychophysische Emanation beim Übergehen auf eine andere Person in deren Gehirn eine ganze Reihe kompliziertester Bilder und Vorstellungen auslöst. Es ist daher zuzugeben, dass die Partikeln der psychophysischen Emanation aus einer komplizierten Kombination einfachster psychophysischer Elemente bestehen, welche wir psychophysische Atome oder, entsprechend den neuesten Anschauungen, psychophysische Elektronen nennen könnten.

Gehen wir auf diesem Wege weiter, so sind wir auf Grund derjenigen Kenntnisse von der Natur der α- und β-Strahlen und ihren Beziehungen zur radioaktiven Emanation, welche wir den Physikern entlehnen, einige Voraussetzungen über die psychischen Eigenschaften der Gehirnstrahlen auszusprechen berechtigt. Oben haben wir nämlich die Frage über die Gehirnstrahlen offen gelassen und nur auf die Möglichkeit ihrer Identität mit den α- und β-Strahlen beliebiger radioaktiver Substanz hingewiesen. Jetzt sind wir im Rechte weiter zu gehn und zu sagen, dass wenn diese Identität auf diesem oder jenem Wege bewiesen werden könnte, die Frage nach den psychischen Eigenschaften der Gehirnstrahlen im positiven Sinne entschieden werden müsste, und zwar auf Grund folgender Erwägungen.

Durch die physikalischen Untersuchungen der Radioaktivität ist der Nachweis erbracht worden, dass die α- und β-Strahlen aus denselben oder den gleichen Elektronenteilchen bestehen wie die Emanation, nur mit dem Unterschied, dass die Elektronenströme in den Strahlen eine enorme Geschwindigkeit besitzen, die der Lichtgeschwindigkeit (etwa 300 000 km in der Sekunde) nahekommt, während die Elektronen der Emanation sich durch eine beträchtliche Inerz auszeichnen und durch die Luft langsam diffundieren. Ist dem so, so müssen auch die Gehirnstrahlen sich aus denselben psychophysischen Elektronen zusammensetzen, welche die psychophysische Emanation bilden; und in diesem Falle müssen auch die Gehirnstrahlen ebensolche psychische Eigenschaften besitzen wie die bezeichnete Emanation, d. h. das Auftreten bestimmter Vorstellungen in unserem Gehirne bedingen und demgemäß Gedanken übertragen.

Die experimentellen Beobachtungen stehen jedoch damit in Widerspruch: wir haben gesehen, dass die Gedanken durch die Luft verhältnismäßig langsam und nur aus unbedeutender Entfernung übertragen werden. Daraus kann zweierlei gefolgert werden: entweder sind die Gehirnstrahlen mit den α- und β-Strahlen nicht identisch und bestehen daher nicht aus psychophysischen Elektronen; oder sie sind wohl identisch, aber die psychophysischen Elektronen der Gehirnstrahlen besitzen aus irgend welchem Grunde in psychischer Hinsicht eine geringe Aktivität, und deswegen geschieht auch die Gedankenübertragung aus grosser Entfernung viel zu selten, um experimentell nachgewiesen werden zu können.

Ich persönlich neige mich der letztern Voraussetzung zu, und zwar aus folgendem Grunde: damit irgend eine — auch die allereinfachste — Vorstellung übertragen werde, ist ja eine bestimmte Kombination einer ganzen Reihe von Elektronen erforderlich, die in diesem kombinierten Zustande und in fester Verkettung mit einander das Gehirn des Agenten zu verlassen und in der gleichen Weise ins Gehirn des

Perzipienten einzudringen haben; mit anderen Worten, es ist eine gewisse Stabilität der Elektronenkombination oder des Elektronengebildes erforderlich, das als Träger bestimmter Vorstellungen auftritt.

Es leuchtet ohne weiteres ein, dass diese Stabilität in grösserem Maße der langsam diffundierenden Elektronenemanation als den mit Lichtgeschwindigkeit ausgeschleuderten Elektronenströmen eigen ist; es ist leicht möglich, dass in dem reissenden Elektronenwirbel, mit dem wir es bei den Gehirnstrahlen zu tun haben, eine Zerstörung oder ein Zerfall derjenigen Elektronenverkettungen und Elektronengebilde eintritt, welche Träger bestimmter Vorstellungen sind; daher also vermag die psychophysische Emanation sich durch leicht nachweisbare psychische Eigenschaften auszuzeichnen, während die Gehirnstrahlen diese Eigenschaften kundzugeben nicht vermögen.

Abgesehen von den eben dargelegten theoretischen Erwägungen gibt es noch mehrere tatsächliche Hinweise, welche es ebenfalls nicht gestatten, den Gehirnstrahlen psychische Eigenschaften gänzlich abzusprechen. Die Sache ist nämlich die, dass obwohl es bis jetzt nicht gelungen ist, experimentelle Beobachtungen über Gedankenübertragung aus grossen Entfernungen auszuführen, man doch die zahlreichen — häufig von vollkommen glaubwürdigen Personen stammenden — Mitteilungen über Fälle von unwillkürlicher, bisweilen aus kolossaler Entfernung sich kundgebender Telepathie nicht gänzlich ignorieren darf; vielleicht haben wir es in diesen Fällen mit dem seltenen Vorkommnis zu tun, dass die Gehirnstrahlen trotz ihrer enormen Geschwindigkeit in stabilem Zustande die Kombinationen und Verkettungen von Elektronen bewahrt haben, welche in dem sie aussendenden Gehirn entstanden sind.

Begreiflicherweise vermögen nur sorgfältig arrangierte Experimente diese Frage regelrecht zu lösen, deren praktische und theoretische Wichtigkeit jedem einleuchtet. Bereits jetzt diese und andere analoge Fragen auf dem Wege theoretischer Erörterungen zu lösen versuchen hiesse den Boden der reinen Phantasie betreten, von dem mich fern zu halten ich stets bestrebt war, und deshalb ziehe ich es vor, hier einstweilen Halt zu machen.

Schlussbetrachtung.

Indem ich meine Arbeit beschliesse, erlaube ich mir auf die allgemeinen Folgerungen hinzuweisen, welche aus der Tatsache der Existenz und aus den Eigenschaften der psychophysischen Emanation resultieren.

Vor allem weist die Tatsache, dass in meinen Versuchen das von Personen verschiedenen Geschlechts und Alters „bedachte" Papier die in Gedanken genommenen Vorstellungen an den Perzipienten prompt übermittelte, d. h. psychophysische Emanation enthielt, darauf hin, dass das Denken eines jeden Menschen unabänderlich mit der Ausscheidung der bezeichneten Emanation einhergeht. Folglich ist es anzunehmen, dass in dicht bevölkerten Ortschaften, in grossen Kulturzentren, sowie überhaupt an Orten bedeutender Menschenanhäufung die psychophysische Emanation in solch enormer Menge ausgeschieden wird, dass sie wahrscheinlich jeden Gegenstand durchtränkt und die gesamte Luft sättigt.

Die Frage jedoch, ob diese Emanation fortwährend in unser Gehirn eindringt und ob sie auf unsern wechselnden Ideeninhalt einen Einfluss ausübt, ist verschieden zu beantworten. Dem Leser ist es wohl erinnerlich, dass eine Reihe von Versuchen, die ich an einem jungen Mädchen mit graphischem Automatismus hysterischer Natur anstellte, mir den Schluss nahegelegt hat, dass um für die Aufnahme der psychophysischen Energie empfänglich zu sein, die betreffende Person gewisse Eigenschaften besitzen muss, kraft deren ihr Körper für die genannte Energie durchgängig wird; welches diese Eigenschaften sind und welcherart ihre Natur ist, anatomischer oder psychophysiologischer, ist uns vorläufig unbekannt. Infolgedessen sind wir auch nicht imstande die Frage, wie und in welchem Maße die die Luft allerorts sättigende psychophysische Emanation unseren Bewusstseininhalt beeinflusst, jetzt gleich endgültig zu entscheiden.

Wenn es aber keinem Zweifel unterliegt, dass gewisse Individuen, sogenannte Medien (Perzipienten), eine beständige, unmittelbare, obwohl mitunter unmerkliche Beeinflussung seitens der Psyche ihrer Umgebung

erleiden, von dieser sozusagen beständig nivelliert werden und dabei vielleicht ihre Individualität einbüssen, so glauben wir uns jedenfalls durch die oben erwähnten Versuche zu der Annahme berechtigt, dass „Normalmenschen“ durch ihre angeborenen Eigenschaften oder besondere psychophysiologische Einrichtungen vor dem unmittelbaren Einflusse einer fremden Psyche geschützt sind; infolgedessen sind sie unter gewöhnlichen Verhältnissen gewissermaßen von einer für fremde psychophysische Emanation undurchdringlichen Hülle umgeben, die es ihnen ermöglicht, ihre psychische Individualität zu bewahren.

Zahlreiche Tatsachen weisen jedoch darauf hin, dass die psychophysische Emanation, die im gewöhnlichen Leben gemäß den soeben ausgesprochenen Erwägungen eine untergeordnete Rolle spielt, in allen Massenbewegungen ganz ausserordentlich an Bedeutung und Einfluss gewinnt: dann werden wahrscheinlich die oben erwähnten psychophysiologischen Einrichtungen insuffizient und büssen ihre Schutzkraft ein, der Körper wird für die in ungeheurer Menge ausgeschiedene und die Luft bis zur Sättigung erfüllende psychophysische Emanation durchgängig, sie dringt widerstandslos in aller Bewusstsein ein und wird zur echten psychischen Infektion im wahren Sinne des Wortes.

Behalten wir noch dabei im Auge einerseits die leichte und genaue Wiedergabe von allerlei Gemütsbewegungen in unseren Versuchen, sowie andererseits die sehr schnelle Bewältigung einer Menschenmasse durch verschiedene Gemütsaffekte und deren immense Macht über den Volkshaufen, so müssen wir zu dem Schluss kommen, dass die Psychologie der Volksmasse, die Gesetze der Nachahmung und überhaupt alle rätselhaften Erscheinungen der Massenpsyche ebenso wie die der individuellen Suggestion nur vom Standpunkte einer unmittelbaren Beeinflussung durch die Emanation der psychophysischen Energie richtig beleuchtet und gedeutet werden können.

Von demselben Standpunkte aus gewinnt die bildliche und zutreffende Redensart, dass „die Zeitideen in der Luft schweben,“ einen tiefen und passenden Sinn: ja, müssen wir jetzt sagen, die Ideen schweben im wahren Sinne des Wortes in der Luft, und ihre Träger sind die Partikeln der Emanation der psychophysischen Energie!

Über das
Eheliche Glück.

Erfahrungen, Reflexionen und Ratschläge eines Arztes.

Von Dr. med. L. Loewenfeld, München.

Zweite Auflage. — Mk. 5.— gebunden.

In diesem Werke hat es der Verfasser, ein anerkannter Fachmann, zum ersten Male unternommen, die Gesamtheit äusserer und innerer Faktoren des ehelichen Glückes auf Grund umfassender persönlicher Erfahrungen klarzustellen.

Die Schrift verfolgt das Ziel, durch vorurteilsfreie Aufklärung über die mannigfaltigen Quellen des ehelichen Glückes direkt die Erlangung dieses Gutes und damit zugleich die Meidung trauriger ehelicher Verhältnisse zu erleichtern.



Neben Forels epochemachender „Sexueller Ethik“ darf das soeben im Verlag von J. F. Bergmann (Wiesbaden) erschienene Buch „Über das eheliche Glück, Erfahrungen, Reflexionen und Ratschläge eines Arztes“ als eine der besten neuerer Zeit der Beachtung des Publikums empfohlen werden. Es ist die Frucht der ungewöhnlich vielseitigen fachmännischen Erfahrung eines bekannten, angesehenen Nervenarztes, der aus Gründen privater Natur seinen Namen nicht genannt hat. Man sieht aber bald, dass der Verfasser auch über die fachmännische hinaus eine gute allgemeine Bildung mit weitem Horizonte besitzt und überdies, was vor allem zum Schreiben solchen Werkes ihn befähigte, eine gesunde, bis zu eigentlicher Lebensweisheit sich erhebende Weltanschauung und humanes Verständnis für die Bedingungen, in die von der Natur unser aller Existenz hineingepflanzt wurde. . . . . Und weiter ist hervorzuheben, dass der Verfasser nicht etwa einseitig nur die physiologischen Verhältnisse und Bedingungen in Betracht gezogen hat, welche für den Verkehr der Geschlechter innerhalb der Ehe bestimmend sind, sondern dass sich seine Untersuchung auf die Totalität des Menschen und seiner Interessen beziehen.

. . . . Die wichtigsten Abschnitte des Buches bleiben immerhin diejenigen, die sich innerhalb der sexuellen Sphäre bewegen, indem doch schliesslich die Ehe auf dem geschlechtlichen Verhältnisse beruht. Hier nun begegnen wir allenthalben tiefgehenden Erörterungen, die wir jedoch hier nicht weiter behandeln können. Nur das Eine sei hervorgehoben, dass der Verfasser sich überall als ehrlicher und konsequenter Denker bewährt und auch Ansichten auszusprechen und zu begründen wagt, die von der Gesellschaft sonst in Acht und Bann getan werden. Dahin gehört es z. B., wenn der Verfasser keineswegs unbedingt einen Vorteil darin erblicken kann, dass auch der Mann „im Stande der Unschuld“ in die Ehe eintrete. Erstlich sei die voreheliche sexuelle Tugend des Mannes durchaus keine Bürgschaft für eheliches Glück und dann ergeben sich aus einem Zusammenkommen zweier in diesen Dingen gänzlich unwissender Menschenkinder zuweilen peinliche Verlegenheiten, die gerade das Glück der Flitterwochen bedenklich stören können. . . . . Den Schluss seines Buches bilden einige Beispiele glücklicher Ehen: Das Ehepaar Barret-Browning, Robert und Klara Schumann und Lord Beaconsfield und seine Gattin. *Bund.*



Das unterbewusste Ich

und sein Verhältnis zu Gesundheit und Erziehung.

Von Dr. Louis Waldstein.

„What's done we partly may compute,
But know not wath's resisted."
Burns.

Autorisierte Übersetzung von
Frau Gertrud Veraguth.



Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben
von
Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 62.



Vorwort.

Der freundlichen Aufforderung des Autors, der Übersetzung seines Buches ein paar Geleitsworte mitzugeben, komme ich mit Vergnügen nach, weil mir dadurch Gelegenheit geboten ist, die Gründe, aus denen der Waldsteinsche Essay auch dem deutschen Leser zugänglich gemacht worden ist und einige weitere Einzelheiten bekannt zu geben, die bei der Lektüre dieser Übersetzung nicht ohne Interesse sein dürften.

Die tieferen Stufen des Bewusstseins beginnen in zunehmendem Grade die Aufmerksamkeit insbesondere der Neurologen und Psychopathologen auf sich zu ziehen. Dass dies, soweit das deutsche Sprachgebiet in Betracht fällt, eine erfreuliche Folge der Freudschen Forschungen ist, kommt mir als eine Tatsache vor, die wir dankbar anzuerkennen haben. Ebenso sicher aber scheint mir, dass die bekannte spezielle Richtung, die diese Schule in der Erforschung des Unterbewusstseins mit zunehmender Exklusivität pflegt, weder einer gedeihlichen Vertiefung unserer Kentnisse über das normale und pathologische Seelenleben, noch der so notwendigen Popularisierung einer rationellen Psychologie, besonders unter den Ärzten, aber auch bei allen anderen Gebildeten, förderlich sei.

Bei einer solchen Sachlage wird das Waldsteinsche Essay zunächst dem Forscher als historisch interessantes Dokument willkommen sein. Denn es ist auf Grund eigener Beobachtungen des Autors zu einer Zeit zum ersten Male entworfen worden, da die deutsche neurologische und psychologische Literatur sich mit dem Gegenstand noch keineswegs befasste.

Eine beschränkende Exklusivität wird der kundige Leser auch in diesem Buche feststellen, aber eine, wie mir scheint, im Interesse der Sache liegende. Bei der Prägung seiner Gedanken in der Form, wie sie der nachfolgenden Übersetzung zugrunde liegt, hatte nämlich der Autor den Zweck im Auge, den Gegenstand für jeden gebildeten Laien geniessbar zu gestalten. Dies war nur zu erreichen durch Weglassung

zu eingehender medizinischer Besprechungen. Es sei gestattet, hierüber eine Stelle aus einem Briefe des Autors an mich zu zitieren: „.... dass ich bei der willkürlichen Beschränkung meiner Aufgabe mit besonderer Vorsicht rein medizinische Erwägungen anschliessen musste. Ein an den Mediziner gerichteter Versuch auf diesem Gebiete müsste schon vor elf Jahren Dinge in die Besprechung einbegriffen haben, zu derem Verständnis dem Erzieher und dem Laien die erforderlichen Kenntnisse abgehen. War dies zu jener Zeit der Fall, so trifft es heute noch in höherem Masse zu. Die moderne Humoralpathologie hat Aussichten eröffnet, welche uns mit ganz neuen Gedanken den Fragen nach der Entstehung und über Behandlung der Nervenkrankheiten und der Neurosen entgegenstellen. Ja, man kann ohne Übertreibung sagen, dass sich in dieser kurzen Spanne Zeit eine neue Wissenschaft herausgebildet hat, die pathologische Chemie, deren Errungenschaften wohl in allerkürzester Frist auf jene Zustände und ihre Behandlung Anwendung finden werden, die ich zu schildern versucht habe ......"

Mit der Anführung dieser Worte glaube ich den medizinischen Leser am richtigsten darauf vorzubereiten, dass er vieles zwischen den Zeilen wird lesen können, was er nicht expressis verbis in dem Buche ausgedrückt findet. —

Der eine oder andere Arzt, den seine Studien bis jetzt nicht mit dergleichen Problemen in Berührung gebracht haben, wird durch das Buch zum Meditieren veranlasst werden. Ein anderer mag vielleicht durch seine Lektüre für die Erforschung des Unterbewusstseins wieder gewonnen werden. Und sind die folgenden Zeilen nicht dazu angetan, beim gebildeten Laien das persönliche Verantwortungsgefühl zu schärfen und den einen oder anderen unter den Vielen von der erniedrigenden Botmässigkeit zu befreien, in die uns die kritiklose Hereditätsangst gebracht hat?

Wenn die deutsche Übersetzung nur solche oder nur eines dieser Ziele erreicht, so hat sie den Zweck erfüllt, einer trefflichen Urkunde Verständnis in einem weiteren Sprachgebiete zu verschaffen.

Zürich, Herbst 1908.

Dr. Otto Veraguth.

Inhalt.

Seite

I. Einleitung — Organgefühle — unterbewusste Eindrücke — Stimmungen und Erregungen — das taktile Gefühl — Aufmerksamkeit — Heredität — frühe Übung — Genius — Feuerbach — die poetische Stimmung — Freude an der Kunst . . . . 1—17

II. Erziehung — Instinkt — Kinder-Kultur — Rassen- und Religionsvorurteile — Mädchenerziehung — Wirkung früher Eindrücke — Helen Keller — Religiöser Glaube — Natürliche Umgebung — Landleben — Individualisieren . . . . 17—33

III. Vage Gefühle — Telepathie — Schlaf — Träume — Übertriebene Übung des bewussten Ichs — Schlaflosigkeit — Korrektur von Stimmungen Amiel — Unterbewusste Erinnerung an Krankheit — Nervöse Zustände — Hysterie und Neurasthenie — Selbstbehandlung der Hysterie — Hypnotismus — Suggestion — Hohes Alter — Geisteskrankheit — — Halluzinationen — Glück — Sorge — Aberglaube — Omen — Behandlung von Geisteskrankheit . . . . 33—60

IV. Eindrücke gemischter Empfindungen — Musikalischer Unterricht der Blinden — Audition colorée — Reproduktion und Wiedererkennung — Wirkung von Gerüchen — Wirkung einiger Arzneien — Übung der Sinne — die Schule von Nancy und der Hypnotismus — Lourdes — Epidaurus — Zusammenfassung . . . . 60—71

I.

Alles Wissen, welches der Mensch über seine Umgebung und über sich selbst besitzt, ist abgeleitet von Eindrücken, die von den verschiedenen Sinnesorganen empfangen und von den leitenden Nerven dem Gehirn zugeführt werden. Diese Eindrücke werden durch die Dauereigentümlichkeiten des Perzeptions- und Transmissionsapparates modifiziert: die Farbe eines Gegenstandes wirkt auf das Auge eines Farbenblinden anders, als auf das eines Menschen mit normalem Farbensinn; gewisse Geräusche und Töne rufen verschiedene Wirkungen auf das Ohr hervor, je nach der Beschaffenheit dieses Organes bei verschiedenen Personen. Deshalb sind die Eindrücke, welche im Gehirn eines Individuums anlangen, ebenso verschieden von den Eindrücken, die ein anderes erhalten hat, wie die betreffenden Augen und Ohren, oder irgend ein anderes unserer Sinnesorgane bei den einzelnen Individuen in Bau und funktioneller Leistungsfähigkeit jeweilen verschieden sind. Gleiche ursprüngliche Unterschiede bestehen sowohl in den Nerven, welche die Eindrücke leiten, als auch in den Gehirnen, welche sie aufnehmen. Daraus folgt, dass die Wahrnehmung von Eindrücken im Zentralorgan in erster Linie bestimmt wird durch seine organischen — hauptsächlich wohl strukturellen — Eigentümlichkeiten.

Unsere Sinneseindrücke werden also modifiziert durch diese inhärenten Dauereigentümlichkeiten; sie sind aber ferner auch abhängig von zeitweiligen Variationen der Organe, welche dieselben zum Hirne leiten, so dass dasselbe Ding verschieden scheint, je nach dem vorherrschenden Zustand des gegebenen Zeitpunktes, modifiziert, mit anderen Worten, durch Änderungen in unserer funktionellen Energie. Es ist nicht das Ziel der vorliegenden Untersuchung, auf eine Auseinandersetzung dieser Beziehung einzugehen; denn sie stehen im Zusammenhang mit einem anderen Teil des Untersuchungsgegenstandes, als mit dem, um welchen es sich hier handelt.

Auf eine Tatsache müssen wir indes Gewicht legen: in welchem Grade oder auf welche Art immer diese Eindrücke empfangen worden

sein mögen, stets werden sie registriert. Sie sind nie ganz verloren. Wir können freilich nicht willkürlich uns aller Eindrücke erinnern, welche wir im Laufe unserer Existenz erhalten haben und so einen direkten Beweis dieser Behauptung leisten; aber die zahllosen Beispiele, welche zeigen, wie schwächste Eindrücke wieder erschienen, ja nach Jahren wieder auftauchten, sollten jeden weiteren Beweis unnötig machen. Eindrücke beispielsweise, die in frühester Kindheit registriert wurden, erscheinen unwillkürlich wieder und zeigen die ihnen eigentümliche Beständigkeit zu einer Zeit unseres Lebens, da kein selektiver Prozess, keine Gründe für Erinnern oder Vergessen sich geltend gemacht haben können. Wir kommen hierauf weiter unten zurück. Für den Moment sei festgestellt, dass einmal empfangene Eindrücke die Eigenschaft der Permanenz besitzen und zusammengenommen **das** ausmachen, was wir Gedächtnis nennen. Und dies bezieht sich nicht nur auf jene Empfindungen, welche die sogenannten höheren Sinne vermitteln, es gilt ebensogut für die Eindrücke, die das Gehirn von anderen Organen unseres Körpers her erhalten hat; wie z. B. von denen der Assimilation und Sekretion. Moderne anatomische Untersuchungen haben zwischen dem Perzeptionszentrum und diesen Organen klar die Nervenleitungen nachgewiesen, durch welche alle ihre Reizveränderungen direkt zum Gehirn geführt werden. Wir sind also heute berechtigt anzunehmen, dass sogar die normale Funktion der vegetativen Organe entsprechende und wiederholte Eindrücke hervorruft, und dass diese unserem Gehirne einverleibt werden. Freilich werden wir uns dessen unter gewöhnlichen Umständen nicht bewusst, denn diese Eindrücke wiederholen sich in fast anhaltender Eintönigkeit und ergeben einen tonischen Zustand, welcher unbeachtet bleibt zufolge der mächtigeren Eindrücke des normalen, aktiven Zustandes unserer Seele. In Krankheitsfällen oder bei funktionellen Störungen aber beachtet man stets sofort das Nichtvorhandensein dieses tonischen Zustandes. Dieser hält z. B. an, solange der Magen Nahrung in sich trägt; wenn letzterer aber leer ist, macht sich der Innervationswechsel durch das Gefühl von Hunger bemerkbar. Oder wenn, wie **Tissie** u. a. hervorgehoben haben, abnormale Sensationen die unbewussten Zustände des Schlafes stören und Träume hervorbringen, so rufen jene Eingeweidereize, welche zu leicht sind, um in wachem Zustande zu Wahrnehmungen zu führen, entsprechende geistige Tätigkeit hervor. „Wir werden uns solcher Sensationen nicht bewusst“, heisst, dass unsere Aufmerksamkeit nicht in dieser Richtung eingestellt ist, dass wir nicht gelernt haben, diese leichten, beständig vorhandenen und beständig wiederkehrenden Eindrücke zu beachten. Die Tatsache, dass unsere Aufmerksamkeit auf andere Wege geleitet wird, verhindert ihren Einfluss auf unser Bewusstsein.

Es gibt jedoch Individuen, welche schwer unter der fortwährenden Empfindung solcher Eindrücke leiden, ohne dass diese heftig oder ausgesprochen zu sein brauchen. Jeder Arzt begegnet solchen Fällen in der grossen Zahl der Nervenkranken oft genug.

Kehren wir nun zu den Eindrücken zurück, die von der Aussenwelt kommen und die von unseren eigentlichen Sinnesorganen empfangen werden, so können wir dieselben in zwei Klassen teilen, welche freilich hier und da ineinander übergehen.

Der Akt der Einstellung unserer Aufmerksamkeit auf gewisse Dinge verlangt die Ausschliessung aller anderen Eindrücke. Wenn wir einem Gespräch zuhören, erhalten wir allerdings nicht nur einen Eindruck von den gesprochenen Worten, sondern zugleich auch solche von den Geräuschen in der Luft, von ihrer Temperatur, von Gerüchen, Formen, Farben, Lichtern und Schatten, wozu dann noch alle jene feinen Sensationen kommen, die wir dem Getast im allgemeinen und der Hautsensibilität im besonderen verdanken. Alles dies assoziiert sich mit den zugetragenen Gedanken. Je mehr wir diese Umgebungseinflüsse ausschliessen, desto einfacher sind die Empfindungen und die daraus folgende Wahrnehmung und Registrierung des an uns gerichteten Gesprächs. Je weniger wir andererseits imstande sind, die assoziierten Eindrücke auszuschliessen, desto weniger deutlich, weil komplizierter, wird die Erinnerung der erhaltenen Eindrücke werden: unsere Aufmerksamkeit kann keine vollständige gewesen sein.

Wir machen deshalb einen Unterschied zwischen den bewussten Eindrücken und den mit diesen assoziierten, wenn schon nicht in dem engen Zirkel unserer Aufmerksamkeit liegenden unterbewussten Eindrücken. Wir sind aktiv und selektiv gegenüber den bewussten, dagegen bloss passiv gegenüber den unterbewussten Eindrücken. Aber diese letztere Klasse von Empfindungen wird doch beständig registriert und bildet einen Bestandteil unseres Gedächtnisses. Jedermann wird sofort die Tatsache anerkennen, dass sogenannte unterbewusste Eindrücke viel zahlreicher sein müssen, als die als bewusst bezeichneten. Die Gesamtheit unseres Gedächtnisses besteht deshalb zu einem viel grösseren Teil aus unterbewussten, als aus bewussten Eindrücken. Dessen angestauter Inhalt beherrscht unser Gemüt, unsere Gedanken und unsere Handlungen. Deshalb muss derjenige Teil unseres Gedächtnisses, der aus unterbewussten Eindrücken und ihren Aggregaten besteht, eine grosse Rolle in unserem individuellen Leben spielen.

Zu diesen Konstituenten unserer intellektuellen und emotionellen Individualität muss man, wie oben angedeutet, notwendigerweise auch jene beständigen und subtilen Eindrücke mit einrechnen, welche wir durch die Organe unseres vegetativen und animalischen Lebens erhalten.

Wenn wir alle anderen Eindrücke sorgfältig ausschliessen, erhalten wir nur einen Eindruck. Dadurch wird dieser ausgeprägter. Diejenigen aber, die wir mehr oder weniger widerstandslos an uns herankommen lassen, bleiben unbestimmt und unselbständig.

War jedoch dieser geistige Ausschliessungsvorgang kein vollkommener, so wird der bewusste Eindruck mit einem oder mehreren unterbewussten Eindrücken assoziiert. Dies braucht aber nicht notwendigerweise zu geschehen. Wenn die Eindrücke durch die niederen Sinne empfangen wurden, sind sie sogar meistens nicht assoziiert. Auch beim kleinen Kinde nicht, welches nur unterbewusste Eindrücke erhält. Denn erst spät im Leben des Kindes übt sich die Aufmerksamkeit, so dass Assoziationen, die mit jedem Eindruck sich eindrängen wollen, ausgeschlossen werden.

Die Deutlichkeit des Eindruckes hängt ab von dem Grad der Aufmerksamkeit, welcher dem Sinne zugewendet wird, durch den der Eindruck empfangen worden ist. Und dieser Entwickelung der Aufmerksamkeit verdanken wir die Fähigkeit, bewusste Eindrücke zu erhalten. Wenn nun solche isolierte Eindrücke wieder hervorgerufen werden, erscheinen sie in ihrer unassoziierten Form und verursachen wiederum die intellektuelle Stimmung, welche sie zum erstenmal bewirkten. Dagegen wird ein Eindruck mit vielen Assoziationen, wann immer er selbst auftaucht, von diesen begleitet und verursacht den emotionellen Zustand, die „Stimmung", welche jene Assoziationen repräsentieren.

Wenn man zu beliebigem Zeitpunkt sich eines Gesprächs erinnert, erscheinen alle jene gleichzeitigen, damals rein zufälligen Eindrücke wieder und lassen die ganze Szene von neuem aufleben. Andererseits ist ein tägliches Vorkommnis, dass ein oder mehrere jener unterbewussten Eindrücke die Erinnerung an einen bestimmten und klaren Gedanken oder an eine Begebenheit aus früherer Zeit wachrufen. Dies wird um so eher der Fall sein, je mehr assoziative Eindrücke mit der Begebenheit verbunden sind. Sehr oft sind diese zufälligen oder unterbewussten Eindrücke äusserst wirksam, um eine vergangene Erfahrung in lebendigem vollkommenem Bilde wieder aufleben zu lassen.

So können der Geruch einer Blume, ein Lied, sogar ein Gefühl der Temperatur oder der sich bewegenden Luft eine ganze Szene oder einen Vorfall, welcher keinen tiefen Eindruck gemacht hatte und für Jahre ganz verloren schien, mit Lebendigkeit und Vollkommenheit heraufbeschwören.

In Wirklichkeit ist es nicht der Eindruck, der sich wiederholt, sondern die Stimmung, welche der primären unterbewussten Erfahrung entspricht. Umgekehrt ist es auch die Stimmung, welche möglicherweise den bewussten Zustand ins Leben rufen kann. So kann ein warmer Luftzug im tiefen Winter, der das Gesicht plötzlich für einen

Moment, mit irgendwelchem exotischem Geruch, anfächelt, eine Person, einen Vorfall oder eine Gegend deutlich vor unser inneres Auge führen, Erinnerungen, welche zusammenhängen mögen mit einer Periode des Lebens, die man vor vielen Jahren im Süden zugebracht hat. Sie mögen vielleicht auch nur eine Stimmung schaffen, die der Traurigkeit oder der Freude jener Tage entspricht. Wir alle sind schon von solchen plötzlichen geistigen Zuständen geleitet worden. Sogar unsere Urteile und Taten können von ihnen bestimmt worden sein. Und doch — wir mögen darüber noch so sehr nachgrübeln — gewöhnlich ist es uns unmöglich, uns Rechenschaft über sie zu geben. Wenn aber den Vorfällen etwelches Nachdenken gewidmet wird, so gelingt es uns in manchen Fällen doch, die Stimmung und deren zugehörige Assoziation auf einen Eindruck zurückzuführen, welcher in dem bestimmten Moment einen unserer Sinne traf. Dass dieser Sinn auch einer der tieferen, unentwickelten sein kann, versteht sich natürlich, sobald wir zugeben, dass solche Bilder in ihrer Unbestimmtheit von den unterbewussten Eindrücken abhängen, und dass diese ihrerseits die verschiedenen Stimmungen hervorrufen. Je weniger ein Sinnesorgan geübt worden ist, mit Aufmerksamkeit wahrzunehmen, desto mehr nähern sich die Eindrücke, die es empfängt den rein unterbewussten, seien sie nun assoziiert oder vereinzelt. Das Auge des Menschen dagegen wurde seit frühester Kindheit zur Konzentration, d. h. Ausschliessung von unwesentlichen Assoziationen angehalten und ist so sein wichtigstes Organ der genauen Empfindung und Orientierung geworden. Durch das Auge erkannte Bilder werden deshalb weniger geneigt sein, unterbewusste Eindrücke zu wecken. Deutlich gesehene Gegenstände rufen gewöhnlich keine Emotionen oder Stimmungen hervor. Das Auge eines Malers wird Szenerien und Farben bewusst in sich aufnehmen, welche gewöhnliche Individuen nur unterbewusst zu empfangen vermögen.

Diejenigen Eindrücke, die beim Menschen durch den Geruchsinn zum Gehirn geführt werden, sind meistens von unterbewusster Art; in der Hunderasse dagegen bilden sie, wie wir annehmen können, den Hauptteil der Intelligenz. Die Gerüche, welche wir unterbewusst wahrnehmen, müssen weit unter unserer Beachtung stehen, wenn wir in Betracht ziehen, dass nach Valentin der menschliche Olfaktorius Brom sogar in einer Lösung von $^1/_{30000}$ eines Milligramms in einem Kubikzentimeter Luft unterscheiden kann und dass Fischer und Penzold gefunden haben, dass $^1/_{9200000}$ Milligramm von Merkaptan und $^1/_{920000}$ Milligramm von Chlorphenol in derselben Menge Luft immer noch vom menschlichen Geruchssinn wahrgenommen werden. Ist es deshalb nicht erlaubt anzunehmen, dass gerade dieser Sinn es ist, durch den unser unterbewusstes Ich hauptsächlich affiziert wird? Ist es nicht erlaubt, olfaktorische und taktile Sensationen in reichem Masse für unsere Stim-

mungen verantwortlich zu machen? Wenn durch diese und ähnliche Experimente von unserem Geruchssinn bewiesen ist, dass er bei entsprechender Prüfung scharf genug ist, um solch ganz kleine Spuren zu entdecken, so muss er beständig unzählige Eindrücke zum Gehirn führen und dermassen unserem unterbewussten Gedächtnis ein Kapital von potentiellen Kräften zutragen, auch wenn wir ahnungslos bleiben über diese unbestimmten Empfindungen. Nach Galtons Ausspruch haben „vage Gefühle nur potentielle Eigenschaften". Desgleichen verhält es sich mit dem Tastsinn. Es gibt, während wir wach sind, ja sogar während des Schlafes (soweit er nicht ein Zustand absoluter Bewusstlosigkeit ist) kaum einen Augenblick, da die Nervenendigungen der Haut nicht beständig gereizt werden durch Druck, Temperatur, durch mechanische Einwirkungen des Zu- und Abflusses unseres Blutlaufs. Trotzdem uns diese Eindrücke völlig unbewusst bleiben, treten sie doch in das Unterbewusstsein und vermehren dessen Material.

Der leichteste äusserliche Reiz mag einen unterbewussten Zustand erwecken, der aber durch Willensanstrengung doch nicht sofort wieder hervorgerufen werden kann. Wenn man z. B. Italien nennt oder von irgend einer Begebenheit unseres Aufenthaltes im Süden spricht, wird die Aufmerksamkeit geweckt. Die Erinnerung wird hierbei auf Dinge der detaillierten und bewussten Erfahrung gelenkt, und es wird also logischerweise verhindert, dass eine Spannung entstehen kann. Es sind eben unterbewusste Eindrücke, welche in die unterbewusste Region des Gedächtnisses eintreten und sie stimulieren. Sie erwecken hauptsächlich frühere Eindrücke und allgemeine Stimmungen wieder und diese sind dann imstande, ihrerseits ihre Assoziationen hervorzurufen. Deren Beständigkeit kann in einzelnen Fällen durch die Tatsache erklärt werden, dass sie das unterbewusste Ich nicht, oder nur mit geringgradiger Hemmung vom bewussten Ich aus beeinflussen, welches geschwächt, in manchen Fällen sogar vollständig erstarren kann durch die Plötzlichkeit des Eindrucks. Solche Shocks brauchen nicht notwendigerweise von einer unangenehmen Erfahrung herzurühren. Das plötzliche, noch so undeutlich wahrgenommene Erscheinen eines schönen Gesichtes, der Geruch eines angenehmen Parfüms, oder eine ergreifende Melodie wird, selbst wenn jede dieser Sinneseindrücke in einem Moment höchster, absorbierender Geistesanstrengung eintrifft, irgend eine bewusste Erinnerung überleben und das vorherrschende Charakteristikum eines Abends werden, der in den Jahren unseres Lebens weit zurückliegt.

Je grösser die aufmerksame Perzeptionsfähigkeit eines besondern Sinnes geworden ist, je enger, mit andern Worten, die Erziehung den Zusammenhang zwischen der funktionellen Tätigkeit desselben und dem höhern Bewusstsein hergestellt hat, desto eher können bewusst gewesene Sinneseindrücke vermittelst Willensanstrengungen zurückgerufen werden.

Dass das Auge so geübt wird, habe ich hervorgehoben und es wird deshalb klar sein, dass man sich visueller Assoziationen schneller wieder bewusst erinnert. Die Eindrücke, die mit solchen Assoziationen zusammenhängen, rekonstruieren oft einen gleichzeitigen Eindruck, der bewusst empfangen wurde. Wir haben also gesehen, dass die unterbewussten Eindrücke abhängig sind von dem Grad der in Verbindung mit den Sinnen entwickelten Aufmerksamkeit, dass sie bestehen bleiben, sogar wenn jene bewusst empfangenen Eindrücke unwirksam geworden sind, dass sie sehr leicht wieder hervorgerufen werden von andern unterbewussten und deshalb unwillkürlichen Eindrücken und schliesslich, dass sie nicht unter der Kontrolle des Willens stehen.

Aber es gibt Zustände, bei welchen es möglich ist, in das unterbewusste Erinnern bei einer andern Person mit einiger Sicherheit einzudringen. Diese Zustände treten ein, wenn die kontrollierende Funktion ihres Geistes mehr oder weniger ausfällt, wenn sie fast völlig in einem unterbewussten Zustand sich befindet. Ich meine jene Momente unmittelbar vor dem Einschlafen, die des Deliriums, des Traumes selbst und des Fiebers, das Halbbewusstsein des Alters, die phantastische Existenz eines gestörten Geistes und schliesslich der Zustand der Hypnose.

Nun differieren die Arten der Erziehung in den zivilisierten Ländern der ganzen Welt in der Hauptsache wenig voneinander, das bewusste Ich ist deshalb inhaltlich dasselbe, wo immer niedere und höhere Schulen existieren. Das unterbewusste Ich aber, welches aufgebaut ist von jener zahllosen Menge unterbewusster Eindrücke und ihrem Verhältnis zu Umgebung, Sitten, Sprache, Nationaltypus, physikalischen Eigentümlichkeiten des Klimas und so mancher anderer Quellen, ist verschieden. Eines gebildeten Franzosen Urteil über gewisse Dinge, sei er ein Kaufmann, ein Professionist oder ein Künstler, mag in keiner Weise verschieden sein von demjenigen eines gebildeten Engländers oder eines gebildeten Deutschen. Er ist, wie wir richtigerweise sagen, ein Weltmann. Aber wenn aus irgend einem Grund, durch Aufregung z. B., durch Depression oder Krankheit, sein Bewusstsein geschwächt wird oder ihn verlässt, so macht sich das unterbewusste Ich geltend und die nationalen Charaktereigentümlichkeiten erscheinen trotz der intellektuellen Kultur. Desgleichen schaffen die mehr individuellen Umgebungen seines Heimes ein unterbewusstes Ich in jeder Person. Sie machen aus ihm also nicht einen Repräsentanten seiner Zeit, sondern entwickeln in ihm jene bestimmten Eigentümlichkeiten seines Landes, seiner Nativität und der Gesellschaftsklasse, zu welcher er gehört, und stempeln ihn ohne weiteres mit all ihren Beschränkungen und Idiosynkrasien.

Die Ähnlichkeit zwischen verschiedenen Individuen einer Familie

ist nicht nur eine solche der Gesichtszüge, sie erstreckt sich auch auf Eigentümlichkeiten der Struktur und Funktion innerer Organe. Auf diese Art können wir uns die Anlage zu Krankheiten erklären. Und wenn es richtig ist, dass ein beständiger Strom von nervösen Impulsen von diesen innern Organen zum Gehirn fliesst und deren Empfindungen hinzuhäuft zu jenen, die das unterbewusste Gedächtnis aufstapelt, so muss daraus folgen, dass die Neigung zur Ähnlichkeit in der Geltendmachung des unterbewussten Ich ebensosehr eine bewiesene Tatsache ist, wie die Neigung zur Entwicklung von pathologischen Zuständen. Das Kind ahmt nicht nur unterbewusst die wiederholten Taten der Eltern nach, es fühlt sogar auch, wie sie fühlen.

In unserer Zeit ist viel Wesens von dem Hereditätsgesetz gemacht worden, welches man anruft, um manche Eigenheiten zu erklären, physische sowohl als geistige und moralische, und die Literatur des Tages wimmelt von Beispielen, welche dieses Gesetz illustrieren sollten. Sorgfältigste Arbeit in streng wissenschaftlichem Geist hat den Naturforscher und den Arzt dazu geführt, bestimmte, unzweifelhafte Tatsachen festzustellen. Diese können in den meisten Fällen auf Nachahmung in der organischen Form und von dort auf solche der Funktion bezogen werden, freilich mehr vermutungsweise, als durch tatsächliche Beweisführung. Dass das Kind die besondere Art von Leber oder Magen eines Vorfahren erben soll, ebensogut wie ihre Augen oder ihre Nase, scheint an und für sich nicht wunderbar. Aber dass dieses also abgeleitete Gesetz den Nachkommen zu den Sünden der Eltern verurteilte, und so zu der Annahme führen würde, dass alles Sich-Wehren nicht nützen könne, dass progressive Degeneration eine traurige Schicksalsfolge der Sünden der Väter sei, dies sind Schlüsse, die keineswegs genügend begründet sind: vielmehr werden oft solche Folgerungen unsorgfältigerweise bloss deswegen angenommen, weil eben andere Erklärungen fehlen.

Die Kraft früher Eindrücke, ihre Wiederholung und ihre Wirkung, der korrigierende Einfluss früher Erziehung in konzentrierender sowohl als in ablenkender Richtung, werden unglücklicherweise ganz übersehen, um Dinge zu erklären, die dann der Vererbung zugeschrieben werden; und es ist der Zweck der folgenden Untersuchung, einige Vorbeugungs- und Heilmittel vorzuschlagen, indem der unterbewusste Ursprung der psychischen Phänomene gezeigt werden soll. Diese Einflüsse scheinen mir äusserst wichtig zu sein, um geistige und körperliche Gewohnheiten zu bilden, und sie sind in manchen Fällen viel leichter zu entdecken, als die sogenannten ererbten Eigentümlichkeiten. Ja, mehr als das, was oft Heredität genannt wird, ist einfach der Ausdruck des unterbewussten Ich, dessen Anfang zurückgeführt werden kann in frühe Kindheit, in die Zeit, da die Taten der Eltern und ihr Beispiel unter-

bewusst empfunden werden und durch ihre beständige Wiederholung fundamentale Eindrücke formen, welche dann einen grossen Teil unseres Gedächtnisses ausmachen.

Die bewussten Eindrücke und ihre Aufstapelung bilden den intellektuellen, den rechnenden, den erwägenden Menschen. Aus allem, was aus den Tiefen, aus dem reichen Material der unterbewussten Eindrücke emporwächst, entsteht der emotionelle, der spontane, der leidenschaftliche Mensch. Das bewusste Ich regiert die Taten des Menschen in Beziehung zu seiner Umgebung, es macht ihn aufmerksam sowohl auf seine Verantwortung gegenüber der lebenden und leblosen Welt, als auch gegenüber sich selbst. Alle Wünsche, instinktives Sehnen, unnütze Anstrengungen werden in Schach gehalten durch diesen Teil seiner geistigen Natur. Es ist das bewusste Ich, welches hauptsächlich konzentrierende, also exklusive, unterdrückende, also hemmende Funktionen ausübt. Wäre dem nicht so, würde der Mensch die Schranken durchbrechen, die ihm von der zivilisierten Gesellschaft gezogen worden sind; die Familie, die nationalen Eigentümlichkeiten, würden vorherrschen und gemeinsames Arbeiten sowohl als soziale Ordnung wären unmöglich. Es ist das bewusste Ich, welches die Arbeiten der Menschen regelt, und es ist die Anstrengung seiner Konzentrationsfähigkeit, welche das Nervensystem ermüdet durch seine Bemühungen, alle jene Eindrücke auszuschliessen, die da ungerufen kommen. Ruhe vor diesen bringt entweder die Bewustlosigkeit im Schlaf oder der Zustand passiven Aufnehmens von Eindrücken, welche an uns herankommen; während dem bewusstlosen Ich erlaubt wird, auszuruhen, wenn wir uns der Kontemplation ziel- und wunschlos hingeben. Zu dieser Zeit des Ruhens gerät der Geist in künstlerische Stimmung, welche so enge verbunden ist mit unserem emotionellen Leben. Denn beide haben ihren Ursprung im unterbewussten Ich.

Es wäre jedoch unrichtig, nur dem bewussten Ich aktive Kräfte zuzuschreiben und dem unterbewussten nur rezeptive Funktionen, denn es gibt Gelegenheiten, wo aktive und produktive Wirkungen der menschlichen geistigen Energie direkt aus den unterbewussten Quellen entspringen. Die Schöpfungen des Genius z. B. können nur erklärt werden, wenn man annimmt, dass sie herrühren von der spontanen Aktion desjenigen Teiles des menschlichen Geistes, welcher befreit ist von den Ketten, die der intellektuelle, der mit Vorsatz erzogene Teil seines Geistes um ihn gewunden hat. Der Künstler wird selber oft gestehen, dass er nicht erklären kann, wie seine beste Arbeit entstanden ist, er kann denselben Grad schöpferischer Freiheit nur selten willkürlich erlangen. Jeder von uns kennt Zustände, während welcher es uns scheint, als ob eine andere Kraft als diejenige, über die wir Kontrolle haben, aus uns spreche oder handle. Es gibt Momente, da der Geist scheinbar den Druck des wählenden Willens abgeworfen hat, wo Selbstkritisieren aufhört und

Konzeption und Gedanken oder Formen ohne Anstrengung ins Leben treten. Schwere Probleme, schwierige Situationen werden mit erstaunlicher Leichtigkeit behandelt, und fallen wir dann zurück in unseren gewöhnlichen Zustand, so ists, als wären wir von einer Höhe gestürzt oder als hätte für jene Zeiten ein anderes, mächtigeres Individuum in uns gewohnt. Wir haben eine Bezeichnung für solche Momente, wir nennen sie die der Inspiration und gehen so irrigerweise ausser uns, um eine Erklärung dieses Zustandes zu suchen, anstatt seinen Ursprung tief in unserem unterbewussten Ich zu finden, dessen Keime vielleicht weit zurück in unserer Kindheit gesät, durch unsere Umgebung entwickelt, und vermehrt wurde durch Geschehnisse, die jenseits unserer Kontrolle lagen. Sie mögen wohl auch nicht gewählt worden sein von jenen, die das Material unserer geistigen Entwickelung zurechtlegten. Weit davon entfernt, den Grund unserer Stimmung zu inspirierter Produktivität zu bilden, war diese sorgfältig dirigierte geistige Erziehung tatsächlich nur insofern wirksam, als sie uns in unseren gewöhnlichen, nüchternen und rationellen Zustand zurückbrachte. Shakespeare hat durch das unterbewusste Ich ohne grosse Anstrengung Wahrheiten aufgedeckt, die dem bewussten Geist des Denkenden verborgen blieben. Und nur kraft seines unterbewussten Ichs hat Phidias Marmor und Bronze geformt, hat Raphael Madonnen gemalt und Beethoven Symphonien komponiert. Es ist unnütz, eine Erklärung dieser künstlerischen Phänomene vom Gesichtspunkt des reinen Oberbewusstseins aus zu versuchen und da liegt der Grund, weshalb alle analysierenden Anstrengungen scheitern, die uns die Arbeit des Genius begreiflich machen sollten. Wir sehen und bewundern sie zwar. Aber verfolgen können wir sie niemals. Dass die Perzeption sich dem Gegenstand nicht durch die Kanäle des Oberbewusstseins nähert, geschieht eben auf Grund der Ingeniosität, der Naivität des Genius; ohne Absicht, ohne Analyse, ohne Induktion. Was uns als das Resultat höchst minutiöser Beobachtungen und subtilen Abwägens erscheint, ist vom Künstler spontan und unterbewusst erfasst worden. Es ist, möchte ich sagen, ein elementarer Prozess von nicht abwägender Eindrucksfähigkeit, welche sich bei uns Normalen selten und in launenhafter Weise einstellt, während es beinahe die konstante Stimmung des Dichters und des produktiven Künstlers ist. Bei gewöhnlichen Leuten hängt diese Stimmung vielmehr von der Abwesenheit der bewussten Gedanken ab, — während sie beim Dichter und Künstler eher einen konstanten und aktiven Gemütszustand bildet. Solche Geister sind, wie Dowden sich ausdrückt, die Abkömmlinge nicht so sehr ihrer direkten Vorfahren, als die der ganzen menschlichen Art. Daher die Universalität ihrer Werke, deren unfehlbare Weisheit und die absolute Schönheit der Form, in welche sie gekleidet sind. Es war immer eine Quelle der Verwunderung, wie Shakespeare, dessen Erziehung, wie wir den Sinn dieses

Ausdruckes eingeschränkt haben, die allereinfachste gewesen sein muss, dazu kam, Wahrheiten zu entdecken, welche nur die gelehrtesten der verschiedenen Wissenschaften verstehen konnten. Ich wage zu behaupten, dass dies einzig und allein erklärt werden kann durch die Annahme, dass er sie empfand mit einer Natürlichkeit des Sehens, die nicht verdunkelt war von allem Detail methodischer Untersuchung und Analyse, mit welcher der Mann der Wissenschaft ausgestattet ist. Die Augen des Dichters sind gewöhnt an starkes Licht und lebhafte Empfindungen, welche ihn ungesucht erreichen und von ihm ohne Anstrengung festgehalten und verwendet werden. Seine Eindrucksfähigkeit ist schärfer als die unserige, denn sein unterbewusstes, seit der ersten Kindheit von der Natur selbst ernährtes Ich hat sich natürlicher, weil frei von den beengenden Eindrücken absichtlich geleiteter Beobachtung, entwickelt. Hierin liegen auch oft die Gründe seines Versagens. Der Ausdruck seiner Gedanken kann für den bewussten kritischen Geist zu unbestimmt und kompliziert sein. Shelley z. B. sieht häufig Gerüche, fühlt Lichter und Schatten und wird von unkörperlichen Dingen geleitet. Diese mächtige Entwickelung des unterbewussten Ichs erklärt überdies manchen von des Künstlers persönlichen Fehltritten. Seine vorherrschende persönliche Stimmung macht ihn nachlässig gegenüber seinem Verhältnis zur Welt, in welcher er immerhin genötigt ist, sich zu bewegen. Daher rührt auch wohl seine Missachtung der Verantwortlichkeit gegenüber Gesellschaft, Familie und Staat: „Il a les défauts de ses qualités“.

Aus all diesem und aus dem, was noch folgt, wird erhellen, warum Wahnsinn und Genius als bis zu einem gewissen Grad in ihrem Ursprung miteinander verwandt angesehen werden; ein Gedanke, welcher, wie mir scheinen will, von Lombroso und seinem Gefolge zu sehr verallgemeinert wurde.

Es ist unmöglich, den Dichter und den Künstler in ihrem Arbeiten zu verstehen nur durch die rein analysierende Untersuchung ihrer voll entwickelten Individualität, oder ihrer Erziehung und ihrer Umgebung, so wie sie sich bewusst offenbaren. Eine gründliche Kenntnis jener unterbewussten Eindrücke, aus welchen der unterbewusste Teil ihres Geistes entstand und welche besonders zahlreich und mächtig in der frühen Kindheit sind, werden viel eher zu einer klareren Würdigung ihrer Hauptcharakterzüge und zu einem vollkommeneren Verständnis ihrer Arbeit führen. — Die für gewöhnlich als richtig geltende Behauptung, dass der Künstler und der Dichter Erzeugnisse ihrer Zeit seien, ist nur teilweise wahr, denn sie stützt sich nicht auf die persönlichen Faktoren, die ziemlich schwer zu entdecken wären. Ein Beispiel aus vielen möge meine Meinung dem Verständnis näher bringen.

In der Sammlung moderner Gemälde in der Nationalgalerie in

Berlin ist ein grosses Bild von Feuerbach, das Gastmahl des Plato darstellend. Die Geschichte dieses, vielleicht vollendetsten Werkes des fruchtbaren und merkwürdigen Künstlers ist, so wie er sie erzählt, in einer Sammlung seiner Briefe und biographischen Notizen, welche einige Zeit nach seinem Tode erschienen ist („Ein Vermächtnis") in vielen Beziehungen wichtig. Feuerbach fasste die Idee, dieses Bild zu malen, ganz am Anfange seiner Laufbahn. Trotzdem Plan und Skizze unzählige Male umgestaltet und verändert wurden, ist doch eine Figur da, die von Anfang an und während des ganzen Wechsels von Ausscheiden und Verwerfen der anderen Teile der Komposition unverändert geblieben ist: es ist die Figur des Sokrates und seine Stellung in dem Bild in bezug auf Helldunkel und Komposition. Sogar wenn wir die Erzählung nicht kennten, die Feuerbach selbst gibt über die Schwierigkeiten, unter denen er während der Schöpfung dieses Meisterwerkes gearbeitet hat, würde unsere Aufmerksamkeit notwendigerweise auf das vorherrschend betonte Licht gezogen werden, in welches die Figur des Philosophen gestellt ist. Denn dies ist eine Hervorhebung, welche die Figur isoliert und also die sonst vollkommene Harmonie der Komposition stört. Die Kritik mag sich immerhin zufrieden geben mit der Betonung dieser Eigenheit in der Komposition. Sie könnte auch versucht sein, von ihr aus eine ausführliche Theorie abzuleiten über die Manier dieses Künstlers und über ihre Wirkung auf seine Schule, welche, nach dem Enthusiasmus seiner Schüler zu schliessen, sich sicher entwickelt haben würde, falls er seine Stellung als Professor an der Akademie in Wien beibehalten hätte. Es kann meine Absicht nicht sein, diese Eigentümlichkeit der unharmonischen Akzentuierung in den anderen, grösseren Gemälden des Künstlers zu analysieren, obschon dies von unserem momentanen Gesichtspunkt aus interessant und höchst lehrreich wäre. Denn schon in Feuerbachs eigenen Worten liegt, so scheint es mir, die Erklärung der merkwürdigen Behandlung des Sokrates in seinem Gastmahl. Sie werfen ein helles Licht auf das Wirken der Erinnerung im Künstler. Wo er über den Plan des Gemäldes in einem seiner Briefe spricht, drückt er seine Verwunderung aus über die Hartnäckigkeit, mit welcher ihn der Kopf des Sokrates, ihm immer gegenwärtig, verfolgt, von Anfang an unverändert in Ausdruck und Beleuchtung, das auf den kahlen Teil seines Schädels fallende Licht in einer Weise verteilt, dass das Profil in scharfen Linien sich heraushebt.

> — „Sokrates in ihrer Mitte, auf dessen Kahlkopf die Lampe einen lichten Schein wirft. Es liess mir keine Ruhe und musste heraus. Bei dieser Gelegenheit besinne ich mich, aus welcher Zeit die erste Idee stammt und ich komme darauf zu fragen, ob ich sie etwa mit auf die Welt gebracht habe." —

— „Mir ist es, als hätte es (das Symposion) ein anderer gemalt.“ —

Wir, die wir diese für das pseudowissenschaftliche Denken von heutzutage so bequeme Flucht in vorgeburtliche Zeiten sehr wohl kennen, brauchen uns darüber nicht zu verwundern, dass wir den Künstler ausserstande finden, eine viel einfachere Erklärung zu geben, eine Erklärung überdies, die, wenn sie weiter analysiert wird, manchen Zustand in seiner Entwickelung als Künstler beleuchten und uns dazu führen dürfte, die Kräfte zu verstehen, die seinen Stil formten und seinen Arbeiten die Motive vorschrieben. Diese Motive waren hauptsächlich klassisch und das ist kein Wunder. Sein Vater war Professor der Philosophie in Freiburg und ein Archäologe von hohen Gaben. In seinem Heim war das Kind — so dürfen wir uns anzunehmen erlauben, ohne ein Argument zu forcieren — umgeben von all den Kunstgegenständen, die zu des Vaters Beruf gehörten. Unter diesen befanden sich Abgüsse von Alt-Griechenland und Rom. Was ist wahrscheinlicher, als dass darunter auch, nahe dem Fenster des Studierzimmers, ein Kopf des Philosophen gestanden hat, in einer solchen Stellung, dass das Licht schräg auf eine Seite und den Kopf fiel und dermassen die Bestimmtheit des Charakters in seinen unteren Partien und die Gedankenschwere und Tiefgründigkeit in Stirn und Schläfen zugleich hervorhob. Der Kopf war kein Gegenstand des Studiums und bewusster Anschauung des Jungen, aber er bildete einen Eindruck, der sich dem Kind unauslöschlich und ohne Wahl in sein Gedächtnis einprägte und dort schlafen blieb, bis er manches Jahr später durch assoziierte Ideen aufgerufen wurde. So unbewusst war er sich dessen, dass jede oberbewusste Anstrengung, sich seine hartnäckige und wohl umschriebene Erscheinung zu erklären, erfolglos war, trotzdem seine Phantasie zu jener späteren Zeit in nächster Nähe von ähnlichen geistigen Bildern verweilt haben muss. Ich habe mit Absicht diese ausführliche Schilderung gegeben, um die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit des biographischen Materials dieser Art zu lenken, ferner in der Zuversicht, dass ein eifriges Studium der Kinderjahre der Dichter und Künstler und deren unterbewusster Eindrücke, welche sie zu dieser Zeit erhalten, zu einem besseren Verständnis ihres Stiles und ihrer Schule führen dürfte.

Manche ähnliche Beispiele habe ich mich zu sammeln bemüht. Und mehr als eines könnte ich nennen, wo im Gegensatz zu dem eben Erzählten der Künstler selber dazu gekommen ist, den Einfluss des Unterbewusstseins nicht nur zur Zeit der Konzeption, sondern auch während der Periode des Schaffens zu erkennen. Eine berühmte Schriftstellerin, die Märchen und Gedichte schreibt, hat mir einmal lebhaft ihre Beobachtung während der Arbeit geschildert. Die Personen ihrer Novellen und Dramen erschienen ihr plötzlich, unversehens, während sie

arbeitete oder gewöhnliche Dinge besorgte. Zuerst in vagen Umrissen, dann in bestimmten Formen mit deutlichen Zügen und Ausdrucksbewegungen. Manchmal verschwanden sie oder wurden überschattet von Bildern wirklicher Personen, die mit ihrem täglichen Leben zusammenhingen. Aber sie erschienen dann doch wieder und nahmen nach und nach die Charaktereigenheiten von lebenden Wesen an, welche sich gruppierten, zusammen sprachen, handelten, sogar dachten und zwar ganz unabhängig von dem Willen der Autorin. „So“, sagte sie, „wurden sie ein Teil meines Lebens, wie wenn sie in dasselbe eingetreten wären und zuletzt hätten sie wohl ihren Einfluss auf mich ausgeübt, wenn ich mir nicht des Getrenntseins von ihnen bewusst geblieben wäre.“ Und mit der Zeit gewannen diese menschlichen Gestalten in den verschiedenen Phasen ihrer Existenz und Umgebung einen solchen Grad von Lebendigkeit und drängten sich so kräftig in den Kreis ihrer Aufmerksamkeit, dass ihr eigenes bewusstes Leben Gefahr lief, gehemmt zu werden; so dass sie nur schon, um sich ihres Zwanges zu entledigen, dazu getrieben wurde, zu erzählen, was gänzlich unabhängig von ihrem Willen in ihrem Geiste vorging. Während sie nun niederschrieb, was sich vor ihrem geistigen Auge in fieberhafter Tätigkeit gezeigt hatte — ihre Feder konnte nicht Schritt halten mit der Schnelligkeit des lebendigen Wechsels ihrer Phantasiewelt, in welcher sie nur ein Zuschauer war — wurde sie oft zu Tränen gerührt oder zu Fröhlichkeit erregt durch die Situationen und Bilder, die sich vor ihr abrollten. Auf solche Art war sie imstande, durch dieses andere Ich in ihr getrieben, weiter zu arbeiten, bis sie aus rein körperlicher Erschöpfung aufhören musste. Wenn sie dann, im Zimmer auf- und abschreitend, zufällig ihr Gesicht im Spiegel sah, erkannte sie sich kaum, so verändert war ihr Ausdruck. „Es sah“, sagte sie, „aus, wie das einer anderen Person und ich musste mich zusammennehmen, um wieder die Gesichtszüge zu ihrem gewöhnlichen Ausdruck zurückzubringen.“ Solche Arbeit wurde gewöhnlich beim späteren Durchlesen als gute Leistung befunden; nur wenn bewusste Momente, mit Willen und Absicht auf die Aussenwelt gerichtete und zu ihrer Stellung in ihr gehörige Akte die künstlerische Stimmung verdarben, wurde die Qualität ihrer Schriften herabgesetzt durch falsche Ausdrücke oder durch Unvollständigkeit der Form. Durch solche vom Oberbewusstsein beherrschte Intervalle wurde der Faden der Vorkommnisse oder die logische Beziehung zwischen Charakter und Tat oft zeitweise unterbrochen.

Wenn das bewusste Ich also die Kontrolle wieder erhalten hat, ist es dem Künstler unmöglich, dieselbe Stimmung durch Willensanstrengung zu reproduzieren. Die Musen haben sich in ihre Heimat zurückgezogen, in das unterbewusste Ich, und die verlorene Stimmung wird erst zurückkehren, wenn sie wieder erweckt werden kann. Dies

mag geschehen entweder durch eine machtvolle Assoziation, oder wenn das unterbewusste Ich aufgerüttelt wird durch einen unterbewussten Eindruck von adäquater Kraft. So hat ein anderer eminenter Schriftsteller Musik als das beste Mittel zur Wiedererweckung der poetischen Kräfte gelobt. Nach einem Konzert führten seine imaginären Personen aufs neue ihre Existenz weiter und beherrschten seine Phantasie wie vorher.

Für den, der über diese Dinge nachgedacht hat, wird es sicher nicht nötig sein, noch weitere Beispiele anzuführen, deren Zahl ich aus dem Material, das ich gesammelt habe, leicht vervielfachen könnte. Ich wünsche nur zwei Punkte zu illustrieren, welche in diesem Zusammenhang von grösstem Interesse sind. Der eine ist folgender: Eindrücke, die, sei es in früher Kindheit oder sei es in späteren Jahren, empfangen worden sind, müssen in den unterbewussten Teil unseres Gedächtnisses aufgenommen werden, um die schöpferische Phase der ästhetischen Stimmung zu bewirken, ferner: das Erwachen dieses unterbewussten Geisteszustandes ist die einzige Bedingung für rein künstlerische Konzeption und vollkommen künstlerische Produktion. Der Künstler selbst erwacht sozusagen zu seiner zweiten geistigen Natur, wenn er plötzlich das unterbewusste Wissen seiner „Imagination" mit seinem kritischen, seinem bewussten Ich beobachtet. Der moderne Realist oder Impressionist geht hingegen von einem anderen Gesichtspunkt aus. Er analysiert das reale Ding minutiös und baut es wieder gewissenhaft auf. Er wendet sich an die kritische Fähigkeit und ruft dabei gerade jene geistige Kraft ins Spiel, welche reine Kontemplation verhindert. Er zieht bewusst gemachte Erfahrung zu Rate und verfehlt auch hierbei vollständig die wahre Wahl aller rein künstlerischen Eindrücke. Denn es ist notwendig, dass die fruchtbare Stimmung für reines und volles Geniessen eines Kunstwerkes analog sei jener, in welcher dasselbe konzipiert wurde. Die ästhetische Stimmung ist auch auf das unterbewusste Ich gegründet und ist deshalb nahe verwandt mit den Elementen seiner Zusammensetzung. Sie ist in der Hauptsache rezeptiv, kontemplativ, ausgeprägt persönlich und deshalb frei von Absicht und bewusster Auslese. Die Macht des Geniessens ist ferner in negativem Sinne abhängig von der Abwesenheit analysierender und intellektueller Anstrengungen, welche dazu führen könnten, ihre Intensität zu verringern und ihre Qualität zu verändern.

Statt so die Störung der ästhetischen Stimmung den bewussten Eindrücken zuzuschreiben, nimmt die gewöhnliche Anschauung eine Schwäche der Phantasie an. Der Autor, der Künstler, der Musiker vermindert für sich und seine Zuhörer den reinen Effekt der künstlerischen Arbeit, wenn er bewusst die Konstruktionsgesetze anwendet, welche im Laufe der Zeit formuliert worden sind. Indem er ihnen kritisches Analysieren

und gut begründete Beweise unterlegt, verdirbt oder vermindert er unwillkürlich ihren Wert als spontane Schöpfung. Es ist möglich, dass er dabei ein neues Element der Lust schafft, welches aber der Kunst ursprünglich fremd ist. Es wendet sich an eine andere Fähigkeit; nämlich an die der Intelligenz. Diese intellektuelle Freude mag die rein ästhetische überwiegen für den intellektuell Einseitigen; ja für den Moralisten mag die Absicht sogar Ideen ausdrücken, die von höherem Wert sind, als die Freude an reiner Form, an Farbe, an Harmonie der Töne.

Wir alle haben Erfahrungen dieser Art gemacht und waren gewöhnlich zufrieden, wenn wir die Plattheit wiederholt hatten, die verkündet, dass die Wirklichkeit nie die Phantasie erreicht. In der Schilderung seines Lebens in Venedig erzählt Rousseau in seinen „Confessions" von einem Vorfall im Theater. Dort sei er während der Oper eingeschlafen trotz der lärmenden und brillanten Musik. Nach einiger Zeit erwachte er über den Klängen einer Melodie, die ihn so tief bewegten, dass er keine Worte fand, um seine Rührung zu beschreiben. „Ich musste dies Stück besitzen", fährt er weiter. „Ich verschaffte es mir und behielt es lange Zeit, aber es war nicht dasselbe auf dem Papier wie in meiner Erinnerung. Gewiss enthielt es dieselben Noten, aber es war nicht dieselbe Musik. Jene göttliche Melodie kann nie mehr so gespielt werden, wie an jenem Tag, da sie mich weckte. Unergründlich lebt sie nur in meiner Erinnerung."

Die wesentliche Natur der ästhetischen Freude ist deshalb in der Anrufung des unterbewussten Ichs zu finden und ihr Grad wird von den Elementen abhängen, die diesen Teil unseres Gedächtnisses ausmachen. Aus diesem Grunde sind oft hoch intelligente Menschen ganz gefühllos für Musik. Denn sie ist eine Kunstform, welche das Unterbewusste ganz direkt trifft, die rein künstlerische Stimmung weckt und den einen von uns zu Tränen rührt, den anderen tröstet und belebt. Es hängt nur von der Beschaffenheit unseres unterbewussten Ichs ab, in welcher Weise und in welchem Grad wir ergriffen werden.

Es wäre interessant, diesen Teil des Gegenstandes in seiner Beziehung zu Kunstwerken weiter zu verfolgen. Man könnte hierdurch dazu geführt werden, gewisse Gesetze zu formulieren, die die Ästhetik als Wissenschaft beherrschen. Hier mag es jedoch genügen, mit Nachdruck die Tatsache hervorgehoben zu haben, dass die künstlerische Schöpfung wie auch das ästhetische Vergnügen in seiner reinsten Form eine Funktion des unterbewussten Ichs ist; und dass das Studium des schöpferischen Künstlergenius und des Geschmackes, welcher der Nation und der Epoche eigen ist, begonnen werden muss mit einem gründlichen Verstehen ihrer unterbewussten Eigenheiten. Und um diese finden und erkennen zu können, müssten wir zurückgreifen in die Jugendzeit des

Künstlers und von dort aus seine Umgebung und ihre Bedingungen und die Vorfälle seiner Zeit uns vor Augen führen, die alle zusammen das unterbewusste Ich des Künstlers beeinflussen. Wenn je ein Kunstwerk das Vehikel einer Idee oder Absicht ausserhalb seiner wesentlichen Form wird, so leidet darunter seine Reinheit als künstlerische Schöpfung und es verfehlt seinen Appell an die ästhetische Stimmung, während es dann freilich — dies sei zugegeben — einem anderen Zweck noch gut dienen mag, aber einem solchen zweiter Ordnung, einem solchen, der in das Gebiet des Archäologen, des Kunsthistorikers oder des Sammlers gehört.

II.

Von der Geburt an und, — da, wie gesagt, Organ- und Eingeweidegefühle dem Gehirn mitgeteilt werden — sogar vor der Geburt, beginnt in der Seele des Kindes das Sammeln und Aufbewahren der unterbewussten Eindrücke. Auf diese Weise dürfte also der Grund gelegt werden zu der Entwickelung desjenigen Teiles der geistigen Natur des Menschen, welcher auf den vorhergehenden Seiten das unterbewusste Ich genannt wurde. Mit Absicht habe ich diesen Ausdruck gewählt — der zum erstenmal, wenn ich nicht irre, von George Henry Lewes gebraucht wurde — denn diese Eindrücke sind nichtbewussst. Wären sie bewusst, so müsste eine Auswahl unter den Empfindungen, mit anderen Worten eine Ausschliessung von Assoziationen vorausgesetzt werden. Sie können auch nicht unbewusst genannt werden, da sie in späteren Jahren wieder hervorgerufen und aktiv angewandt werden können. Ausdehnung, Kraft und Charakter des unterbewussten Ichs müssen in erster Linie und zu einem gewissen Grad abhängen von den Organen der Perzeption und von der Eindrucksfähigkeit des Gehirns. Diese angeborenen Eigenschaften entstehen mit dem Individuum und sind verhältnismässig konstant: nur im Grad sind sie variabel und nur in den physischen Bedingungen einem Wechsel unterworfen. Die Untersuchung solcher innewohnender Differenzen lasse ich beiseite. Vielmehr ist es die Natur der im Leben des Menschen für Freude und Schmerz so wichtigen Eindrücke und ihr Effekt auf das Individuum, die den Gegenstand dieser Betrachtung bildet.

Wenn wir von der Erziehung eines Kindes reden, so meinen wir gewöhnlich die Bemühung, es mit einer Menge von Eindrücken zu versehen, welche bewusst empfangen und für den zukünftigen Gebrauch aufbehalten werden. Wenn die Menschheitserzieher von „Kultur“ sprechen, so verstehen wir darunter die Befolgung von Geboten, die in genauer Formulierung dem Teil unserer geistigen Persönlichkeit eingeprägt werden, welcher eben das bewusste Ich ausmacht. Aber während Eltern und Lehrer, die politischen und moralischen Erzieher, sich nur

an einen Teil der Psyche wenden, fügt alles, was die Jugend umgibt, jedes Gefühl des eigenen Körpers, jeder Instinkt, der von der funktionellen Tätigkeit der Organe herrührt dem Gedächtnis eine enorme Zahl von Eindrücken ein, welche das unterbewusste Ich konstituieren. Dieser Teil des Geistes hängt ab von seiner Eindrucksfähigkeit. Infolgedessen unterscheidet sich ein Individuum von einem anderen hochgradig in der Entwickelung dieses wesentlichen Teiles seiner Natur. Überdies hängt der Charakter seines unterbewussten Ichs gänzlich von der Qualität der erhaltenen Eindrücke, von den befriedigten Instinkten ab. Wenn der Säugling jedesmal, wenn er weint, zur Ruhe gebracht wird durch Nahrungszufuhr, so ist es sicher, dass eine enge Beziehung in seinem Gedächtnis entstehen wird, zwischen dem Weinen und dem physischen Gefühl der Nahrungseinnahme, der Geschmacksempfindung und der Füllung des Magens.

Es möge mir erlaubt sein, der Diskussion hier vorzugreifen in einem Punkt, der zugunsten des „Instinktes" in seiner Beziehung zu dem behandelten Gegenstand hervorgehoben werden könnte. Der Instinkt, meine ich, ist in seinem Ursprung nicht ein psychischer Faktor; er kann umschrieben werden als die Notwendigkeit der funktionellen Leistung, die den Organen innewohnt und unabhängig ist von ihrer Nahrungszufuhr. Er ist ein physiologisches Element. Nur die Erfüllung oder Unterdrückung von Instinkten schafft Gefühle, die dann eintreten in das, was das Unterbewusstsein ausmacht. Dort erhalten sie eine wesentliche Wichtigkeit, die mit ihrer Wiederholung proportional zunimmt. So kann denn auch das Erleben oder die Nichtbeachtung von instinktiven Gelüsten das verbindliche Glied werden, zwischen dem physiologischen Reflex und den höheren geistigen Instanzen des Individuums. Wenn das Kind in der Helle schläft, oder in einem sonnenlosen Zimmer erwacht, oder zahllose körperliche Empfindungen vom Kindermädchen her empfängt, so müssen seine Gewohnheiten notwendig von solchen Umgebungen abhängen. Es ist jedem Beobachter der Kinder wohl bekannt, wie scharf deren Beobachtungsvermögen, wie hartnäckig ihre Erinnerung, wie genau ihre Nachahmung ist. Es gibt nur Weniges, was ihnen an ihrer Umgebung entgeht, und doch ist es äusserst schwierig, ihre Aufmerksamkeit zu fixieren. Nichts ist schwerer, als einem Kinde Konzentration beizubringen. Verhältnismässig erst spät im Leben beginnt es, sogenannte bewusste Eindrücke aufzunehmen. Seine ersten Lebensjahre sind dem Empfangen unterbewusster Eindrücke gewidmet und zu dieser Zeit wird die bleibende Grundlage seines unterbewussten Ichs gelegt. Es ist ein Leichtes, die Ungeschicklichkeit der Kinder zu zeigen, wenn man sie versuchen lässt, richtig zu beobachten und ihre Aufmerksamkeit bewusst auf die elementaren Dinge zu fixieren. Die Angaben von Preyer, Darwin und anderer Beobachter von

Kindern sind hierfür ein sehr interessantes Zeugnis. Meine eigenen Versuche, die an jeden Sinn des Kindes gerichtet waren, haben mich oft sehr überrascht. Ich will dem Leser nur ein einfaches Experiment vorschlagen. Man ziehe einen Kreis auf ein Papier oder eine Tafel und indem man das Kind zu grösster Aufmerksamkeit anhält, zeichne man ein Kreuz hinein, auf der einen oder anderen Seite, über oder unter der Mitte. Nachdem man dem Kleinen erlaubt hat, die Lage des Kreuzes während eines Bruchteils einer Minute sich gut zu merken, wische man die Zeichnung aus und bitte das Kind, sie auf einem neuen Papier oder auf der anderen Seite der Tafel zu reproduzieren. Ich habe gefunden, dass unter einer grossen Zahl von Kindern (ich kann wohl sagen, einigen Hunderten), im Alter zwischen 5—9 Jahren, kaum ein Zehntel dem Kreuz die richtige Stellung im Kreis gegeben hat; auch war es in der Tat keine leichte Sache, sie überhaupt zur Reproduktion der Zeichnung zu bringen, obschon sie bei meinem Vorzeichnen gern zugesehen hatten.

Während die Fähigkeiten, die von unserem bewussten Ich herrühren, Absichten dienen, das heisst, eine Wirkung auf die Aussenwelt und seine Stellung in ihr bezwecken, handelt das unterbewusste Ich mit Impuls, ohne Rücksicht auf Wirkung und strebt nur danach, unsere innerste, wahrhaft elementare Natur zu befriedigen. Wie wichtig ist es deshalb, dass die Umgebung des Kindes, welche sein Temperament formt, mit Sorgfalt ausgesucht werde! Nicht Gebot und nicht Ermahnung sind in dieser Zeit am wichtigsten, sondern sorgfältiges, fortwährendes Beispiel ohne wahrnehmbare Anstrengung und Absicht bilden den Anfang wahrer, persönlicher Kultur. Denn diese hängt vom Impuls ab, nicht von der Absicht.

Und wenn die Liebe für das Schöne, wenn die ästhetische Stimmung ihren Ursprung im Unterbewussten haben, wie wesentlich ist es da, der Kinderseele unzählige Eindrücke von Schönheit und Harmonie zuzuführen und alles von ihr auszuschliessen, was hässlich und unschön ist! Und dies sind Anforderungen, die von arm und reich gleichermassen erfüllt werden können. Die Dinge, die das Kind umgeben, die Leute, die gewöhnlich seine Gesellschaft bilden, sogar die Farben der Umgebung sollten mit Sorgfalt gewählt werden. Sonnenlicht und frische Luft müssen freien Eintritt haben, nicht nur wegen der Gesundheit des Körpers, sondern auch, um eine Stimmung natürlicher Fröhlichkeit zu schaffen und zu erhalten. Womöglich sollte die Umgebung des Hauses und besonders das Gebahren und Betragen derer, mit denen das Kind in Berührung kommt, von wahrem Frohsinn und Feingefühl durchdrungen sein. Es sollte nicht zugegeben werden, dass die Befriedigung der Instinkte Gewohnheitseindrücke schafft. Ist es zu kühn, wenn ich behaupte, dass der schreiende Säugling, der aus seiner Mutter

einen Sklaven macht, zu einem Gewohnheitsnörgler der Gesellschaft sich entwickelt, dass das Kind, welches umgeben ist von allen äusserlichen Zeichen des Luxus und von Verdrossenheit, das in einer Atmosphäre von Egoismus, Disharmonie und Gesellschaftslügen grossgezogen wird, zu einem Menschen auswächst, der eines Tages seine Freunde überraschen wird durch Taten, die ausser Verhältnis stehen mit dem Leben, das er bislang mit ihnen geführt.

In diesen frühen Eindrücken, die niemandem bewusst werden, am wenigsten dem Kind, und welche Kräfte sammeln wie die rollende Lawine, werden die Elemente für zukünftige Emotionen, Stimmungen, Taten aufgestapelt, die einen grösseren Teil der Geschichte des Individuums und der Staaten ausmachen, und die wichtiger und bedeutender sind als jene, die in Memoiren niedergeschrieben werden, so „intim“ letztere sein mögen, oder welche in noch so „geheimen“ Archiven entdeckt werden können. Die befremdenden Schwankungen der Affekte und Leidenschaft, welche die ganze Existenz von Männern und Frauen beeinflussen — die Rassen- und Religionsvorurteile, die Staaten und Gemeinwesen bis auf den Grund erschüttern, die Ruhm schaffen und zerstören, die das Rad des Fortschrittes zurückdrehen in dunkle Zeiten — sie alle können zurückgeführt werden auf solch kleine Anfänge und in jene Winkel des unterbewussten menschlichen Gedächtnisses. Im intimen Kreis der Familie, wo doch angeblich jede bewusste Anstrengung gemacht wird, die besten sozialen Absichten zu entwickeln, lassen unzählige gedankenlose Bemerkungen und Unterschiebungen gegen eine Klasse, eine Religion, eine Rasse manche Taten ungezügelter Begierde, tückischer, mittelalterlicher Verfolgung wieder aufleben. Wenn immer im Laufe der Ereignisse in den Verhältnissen der Menschen Phasen der Depression auftreten — und dies entspricht den Perioden physischer und geistiger Schwächen im Leben des einzelnen Menschen — Zeiten, sage ich, da die Leidenschaften und egoistischen Emotionen des Individuums die Zügel des Bewusstseins zerreissen, dann werden religiöse Vorurteile und der Klassenhass wieder aufgeweckt, oder vielmehr nur wieder ans Licht gebracht aus den Tiefen unseres Unterbewusstseins, wo die wiederholten früheren Erinnerungen liegen. Was Bagehot sagt von grossen Gemeinden, gilt auch für Individuen, „sie sind wie grosse Berge, sie haben in sich die primäre, die sekundäre und die tertiäre Schicht des menschlichen Fortschritts; die Charakteristika der unteren Schichten gleichen dem Leben der alten Zeit eher, als das jetzige Leben den höheren Schichten“. — Wenn je ernste soziale Revolutionen ausbrechen, so kommen die tiefsten Elemente der menschlichen Seele an die Oberfläche; wie das Grundgestein der Berge während der vulkanischen Eruptionen durch den Krater aus den Tiefen aufgeworfen wird.

Ich kann nur die Linien angeben, nach welchen ein Erziehungs- und Verbesserungssystem ausgeführt werden könnte. Sobald zunächst die Wichtigkeit der Entwickelung des unterbewussten Ichs zugegeben würde, wäre schon viel gewonnen. Dann müsste derjenige Teil des Unterrichts, auf den heute am meisten Gewicht gelegt wird, bis zu einem gewissen Grad in eine untergeordnete Stellung kommen. Die Umgebung, in welcher ein Kind gelehrt wird, ist in Beziehung zum äussersten erreichbaren Grade von Bildung wichtiger als der Unterricht, die Art des Lehrers und sein Wesen ebenfalls folgereicher, als der Inhalt seiner Lehren. Die schlechten Wirkungen auf die Gesundheit und den moralischen Ton einer jungen Seele, der Zustand der jugendlichen Nerven, können von aufmerksamen Eltern und einem sorgfältigen Arzt oft direkt auf solche allgemeine Ursachen zurückgeführt werden. Der Anfang der zu unserer Zeit so häufigen nervösen Störungen kann noch weiter zurück in unsere früheste Kindheit verfolgt werden. Mancher Fall von Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit und allgemeiner Ruhelosigkeit beim Kind ist verursacht worden durch aufregende Umgebung. Die Eindrucksfähigkeit des kindlichen Geistes erwachte zu frühzeitig, d. h. zu einer Zeit, da es von grösster Wichtigkeit wäre, dass Ruhe und Regelmässigkeit vorherrschen sollten. Später im Leben, wie gesagt, ist die Art des Unterrichtes wichtiger, als sein Inhalt, sogar die Form der Bücher, der Druck, das Papier, die Einbände sollten nicht vernachlässigt werden. Das Kindergartensystem und der Anschauungsunterricht haben hochwertigste Verbesserungen gebracht. Aber auch hier könnten Kleinigkeiten von scheinbar winziger Bedeutung sorgfältiger behandelt werden. Es kann nicht ohne schädliche Wirkung auf den Kunstsinn des Kindes bleiben, wenn es gelehrt wird, Papierstreifen in den hässlichsten Farbenkombinationen zu flechten oder wenn man es lächerliche Lieder oder sentimentale Reime aufsagen lässt. Denn obschon also Gelehrtes an den Intellekt gerichtet ist und man beabsichtigt, hierdurch den bewussten Teil des Geistes zu beeinflussen, bleibt doch soviel dieses Angelernten ganz unverstanden und tritt infolgedessen in den Bannkreis des unterbewussten Ichs ein.

Es ist von jenen, die sich am meisten um höhere Erziehung interessierten, und welche volle Gelegenheit zu Beobachtungen hatten, oft mit Bedauern hervorgehoben worden, dass so manche Kinder besonders während der Entwickelung unter dem Druck der strengen Schulbildung zusammenbrechen. Seit der Entstehung von Gymnasien für Mädchen ist von diesen dies mit mehr Nachdruck als von Knaben gesagt worden. Natürlich wurde diese Tatsache von den Gegnern des Frauenstudiums ausgenützt, und sie gaben als Grund ihrer Opposition eben die fundamentale Ungeeignetheit der Frauen für solche Anstrengungen an. Wo immer die gewöhnlichen Argumente nicht mehr

ausreichten, da suchte man physische Gründe und Hereditätsgeschichten. Es scheint mir, dass auch hier das Verständnis der Natur des Unterbewussten nicht nur zu einer richtigen Einsicht in den wahren Stand der Dinge, sondern auch zu den so notwendigen Reformen in der frühen Bildung des zukünftigen weiblichen Studenten führen wird. Die Eindrücke im frühen Kindesalter sind vag und unbewusst und machen hauptsächlich auf Grund ihrer grossen Hartnäckigkeit das unterbewusste Gedächtnis aus, durch welches dann das unterbewusste Ich entsteht: deshalb werden später die Eindrucksfähigkeit und die daraus folgende Stärke der Stimmungen um so grösser, je mehr dieser Teil des kindlichen Geistes entwickelt wird. Mit jeder geistigen Anstrengung werden in den Kindern Stimmungen erweckt, die mit den bewussten Eindrücken in Beziehung stehen und mit ihnen sich assoziieren. Dadurch aber werden die letzteren mehr oder weniger undeutlich und ihr Verständnis infolgedessen schwerer. Auf diese Art sind das bewusste und das unterbewusste Ich beständig in Konflikt miteinander und die Eindrucksfähigkeit steigt mehr und mehr. Nun ist aber die Stellung der Mädchen und ihr Leben in der Familie viel mehr als diejenige des Knaben für das Wachstum des eindrucksfähigen Teils der Seele förderlich. Möglicherweise sind auch einige physische Eigentümlichkeiten in dieser Richtung in gewissem Grade mit bestimmend. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Mädchen an den Gymnasien öfter an nervösen Zusammenbrüchen leiden als die Jungen.

Ich habe mehrere Jahre lang Beobachtungen gesammelt, welche als Beweis für diese allgemeine Annahme dienen könnten, und es ist überraschend zu sehen, wie innig die Verbindung ist zwischen gewissen Idiosynkrasien, Sympathien, Antipathien und Vorurteilen einerseits und frühen Eindrücken unterbewusster Art andererseits. Ich habe es weniger schwieriger gefunden, als ich zuerst glaubte, da ich meine Aufmerksamkeit auf diese Dinge richtete, sie zu ihrem Ursprung zurückzuführen und so eine einfache Erklärung zu finden für gewisse unerwartete Handlungen und überraschende Eigenheiten, die Lehrer und Eltern des Kindes verblüfften und die deshalb in die dunklen Regionen der erblichen Neigungen verwiesen wurden. Das Unglück wäre klein, wenn es sich nur um einen Irrtum des Urteils handeln würde, aber leider ist es oft viel mehr als dies. Denn das Prädikat „geerbt“ schliesst in sich die Bedeutung von: unabänderlich, fatalistisch, unverbesserlich; es ist uns unmöglich, solche Neigungen zu entwurzeln oder zu ändern, sie sind jenseits unseres Einflusses. Aber wenn andererseits der Grund in irgendwelchen früheren, erschütternden oder mächtigen, weil oft wiederholten Eindrücken entdeckt werden muss, die in unser unterbewusstes Gedächtnis eingefügt wurden, dann *kann* viel dazu getan werden,

solche Neigungen zu verhindern. Sie können tatsächlich sogar bis in ihre letzte feste Stellung verfolgt werden.

Ein Junge meiner Bekanntschaft hatte eine unbesiegbare Antipathie gegen Musik. Er konnte nicht dazu bestimmt werden, seine Musikstunden wieder aufzunehmen. Die Heftigkeit seiner Aversion machte mir Eindruck. Ich forschte nach. Da hörte ich, dass er in einem Hause geboren worden war und seine Kindheit verlebt hatte, welches sich neben einem Musikkonservatorium befand. Ohne Zweifel war er im Schlaf beständig gestört worden durch die Disharmonie der Töne einer Anzahl zu gleicher Zeit gespielter Instrumente. Ein anderer zeigte eine überraschende, heftige Antipathie gegen Geschäfte. Als ich hörte, dass diese von seiner Ungeschicklichkeit für das Studium der Arithmetik herrührte, erfuhr ich auch zugleich, dass sein erster Lehrer in diesem Fach ein Mensch gewesen war, der seinen eigenen Beruf als eine unerträgliche Quälerei ansah. Er wurde durch seine Roheit und Ungerechtigkeit zum Gegenstand der heftigsten Abneigung für diesen jungen und eindrucksfähigen Knaben. Das unrichtige Benehmen des Lehrers wurde hier die genügende Ursache, um eine weit reichende Abneigung für den von ihm gelehrten Gegenstand zu bewirken und hatte nichts zu tun mit Talent oder natürlicher Anlage. — Der verfeinerte Geschmack und die fröhlichen Anlagen der älteren Kinder einer Familie, mit der ich oft in Berührung kam, war für mich eine erstaunliche Sache, da ich für diesen gemeinsamen Zug keine Aufklärung in dem Wesen oder den speziellen Eigentümlichkeiten der Eltern fand. Sie waren in der einfachsten sozialen Stellung und arm. Mein erster Besuch in ihrem Heim verschaffte mir eine natürliche Lösung und gab mir zu denken. Die sechs Kinder bewohnten zwei Zimmer, in welche die Sonne hell hereinschien, als ich eintrat. Die anderen Zimmer blieben für die grössere Zeit des Tages sonnenlos. Die Farben und die Figuren der Tapeten waren fröhlich und unaufdringlich, auch die kleinen Teppiche, Tisch- und Bettdecken in ruhiger Zeichnung und in fast elementaren Farben gehalten, waren alle harmonisch zusammengestellt. Alles in diesen ärmlichen Zimmern armer Leute war mit dem wahrsten Gefühl für ästhetische Wirkung ausgewählt worden. Die Mutter schien jedoch erstaunt, dass ich soviel aus etwas machte, das ihr ganz natürlich vorkam.

Unter meinen Notizen finde ich eine besonders interessante Aufzeichnung, die sich auf eine englische Dame bezieht. Sie zeigt, wie leichtsinnig die Erblichkeit angerufen wird für etwas, das vollständig erklärt werden kann durch unterbewusste Erfahrung und die Entwickelung anormaler Eindrucksfähigkeit in früher Kindheit. Als kaum drei Jahre altes Kind hatte sie ihre Mutter verloren und verbrachte dann ihre früheste Jugend bei den Grosseltern. Ihre Mutter war lange Jahre

invalid gewesen und das Kind hatte wenig von ihr gesehen. Als es vier Jahre alt war, wurde es eines Tages während des ersten Nähversuches beobachtet, wie es eine Nadel mit der linken Hand führte. Dies weckte die Aufmerksamkeit der Familie, da man sich erinnerte, dass diese Gewohnheit der Mutter eigen gewesen war. Trotzdem Mrs. K. in allen anderen Dingen rechtshändig ist, behielt sie diese Gewohnheit bis zum heutigen Tage bei. „Sicher“, sagte sie, „muss das ein Beispiel von Erblichkeit sein, denn von meiner Mutter kann ich doch nicht nähen gelehrt worden sein“. So erschien es auch mir zuerst; aber als ich mir die Mühe nahm, näher nach der geistigen Natur der Fragerin zu forschen, wurde ich bald von der aussergewöhnlichen Entwickelung ihres unterbewussten Ichs überzeugt. Sie war äusserst eindrucksfähig; leicht und übermässig beeinflusst durch ihre Umgebung, abwechselnd deprimiert und erheitert, voll von Vorurteilen, zu plötzlichen Neigungen und Abneigungen disponiert: alles ohne logische oder definierbare Gründe. Andererseits waren ihr bewusstes Ich und ihre intellektuelle Kraft zu beobachten: die Schärfe des Gedächtnisses oder der Ausdrücke in bezug auf Dinge, die sie zu ergreifen und zu behalten versuchte, auffallend schwach und kaum in ihrer Gewalt. Als ich sie über ihre frühen Eindrücke befragte, konnte sie sich nur der gefühlsbetonten erinnern und solcher, die nur ein impressionables Kind treffen. Während Eindrücke, die von jungen, im Gleichgewicht befindlichen Köpfen festgehalten werden, total verschwunden waren. Ihrer Mutter konnte sie sich nur noch in einer Verbindung erinnern, wie sie sich in einem Kleid mit kirschenfarbigen Bändern über ihre Wiege neigte und sie zum Gutenachtsagen küsste, bevor sie ausging. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, dass dieses vereinzelte Bild zu der Zeit entstand, da das Kind nahe am Schlafen war, einem Moment, da, wie wir sehen werden, der unterbewusste Teil unseres Ichs höchst empfindlich ist. Ihre Grossmutter starb, als sie zehn Jahre alt war, und trotzdem sie freundlich und liebreich zu ihr gewesen, konnte sie nur mit einem geteilten Gefühl der Abneigung an sie denken, da sie die Grossmutter in ihrem dritten Jahr wegen eines kleinen Fehlers einmal in ärgerlichem Tone einen Zieraffen genannt hatte. Dies ist ein Ausdruck, den sie damals nur verstehen konnte in bezug auf die laute Stimme und den gleichzeitigen unzufriedenen Blick. Die assoziierten Eindrücke waren natürlich die Hauptfaktoren dieser Erinnerung. „Ich hatte sie sehr lieb, gerade wie eine Mutter, aber ich mag tun, was ich will, diesen kindischen Eindruck kann ich nicht los werden.“ Dann fügte sie hinzu: „Ein gewisses helles kirschenfarbenes Band wird sofort meine Mutter in meine Erinnerung rufen, und ich verbinde mit meiner Grossmutter immer den Geruch von Lavendel. Dies war ihre Lieblingspflanze und alles, was zu ihr gehörte, roch davon.“

Hier ist also ein Kind von höchst ausgeprägter Empfindlichkeit für unterbewusste Eindrücke, welche dauernde und charakteristische Assoziationen mit ihnen verbunden haben, deren Kraft nicht überschätzt werden kann. Ist es nicht natürlicher, anzunehmen, dass die Gewohnheit der Mutter, die Nadel mit der linken Hand zu führen, wovon das Kind während der ersten drei Jahre seiner Jugend täglich Zeuge war, ihre Wirkung auf das eindrucksfähige Gedächtnis des Mädchens ausübte, als dass wir ein „nadelziehendes Zentrum" im Gehirn dieses Menschen vermuten? Unzählige besondere Gewohnheiten der Eltern, die von den Kindern verhältnismässig spät angenommen werden, wie z. B. während des Lesens den Mund spitzen, beim tiefen Nachdenken mit einem Auge zwinkern, an einer Seite des Bartes oder des Schnurrbartes ziehen etc. könnten zitiert werden, wenn dies und ähnliches sich nicht sofort dem Leser aufdrängte.

Ohne Zweifel wird er sich auch aus eigener Erfahrung mancher Momente erinnern, da die deprimierende Wirkung assoziierter Eindrücke ihren Stempel auf der Erinnerung zurückliess und sich weit hinein in das Leben des Erwachsenen projizierte. Ich möchte ein typisches Beispiel anführen, das die vag assoziierte und unterbewusste Wirkung früher Eindrücke beleuchtet. Es ist mir von einem der talentiertesten Schauspieler der deutschen Bühne erzählt worden. Im Alter von drei Jahren wurde er in das Zimmer eines kleinen Freundes geführt, dessen Leiche für die Beerdigung vorbereitet wurde. Der Sarg war mit Zweigen und Blumen bedeckt, die das Zimmer mit Wohlgerüchen erfüllten. Trotzdem er von der schrecklichen Tatsache, dass das Kind in seinem Sarge lag, sehr bewegt worden sein muss, so hat doch der Anblick des Todes, welcher sich für ihn in späteren Jahren auf dem Schlachtfeld und anderswo oft wiederholte, nie mehr dieses erste Zusammentreffen mit ihm in Erinnerung gerufen. Aber wenn ein Gemisch von Gerüchen ihn traf, die denen im Totenzimmer des kleinen Freundes glichen, so stieg vor seinen inneren Augen lebendig und klar in allen Einzelheiten sofort das Bild auf und versetzte ihn in eine ähnliche Stimmung von Traurigkeit und Furcht.

Es ist natürlich eine Fehlermöglichkeit in allen diesen Beispielen vorhanden, welche es zweifelhaft erscheinen lassen könnte, ob diese Eindrücke wirklich die gleichen waren, welche in der Kindheit empfangen worden sind; denn möglicherweise haben sie sich später wiederholt. Wenn also erfolgreich an die Erinnerung einer Person appelliert werden könnte, die die gleichen Eindrücke *nur in früher Kindheit* erhalten haben konnte, *und später nicht mehr*, so würde ihre Dauerhaftigkeit und damit auch ihre Wirkung überzeugend klargelegt.

Ich hatte das grosse Glück, mit *Helen Keller* bekannt zu werden, deren merkwürdige geistige Entwickelung trotz ihrer Taubstummheit

und Blindheit seit dem 19. Lebensmonate der Inhalt von verschiedenen, höchst interessanten Untersuchungen geworden ist. Ich möchte den Leser auf eine reizende biographische Aufzeichnung von F. H. Hall im St. Nichoas Magazin vom September 1889 und auf den sympathischen Aufsatz von Wm. Hutton in Harpers Bazaar vom Februar 1896 aufmerksam machen. Ich bin Frau Keller sehr verbunden für ihre Freundlichkeit, mit der sie mir Einzelheiten zukommen liess, ohne welche ich mein Experiment nicht hätte durchführen können; ebenso ihrer Lehrerin, Fräulein A. M. Sullivan für das Interesse, welches sie der Untersuchung entgegenbrachte und für die Hilfe, die sie so freigebig zur Vollendung derselben leistete. Das Erwachen und die Entwickelung der einzigartigen Intelligenz des wunderbaren jungen Weibes ist gänzlich der Lehrtätigkeit Miss Sullivans zu verdanken. Von der Geduld und Liebenswürdigkeit, mit welcher mir Helen Keller selbst entgegengekommen ist, kann ich nicht warm genug sprechen.

Die schwere Krankheit, die damals sein Leben bedrohte, liess das Kind von 19 Monaten nur noch an jenen Sinnesorganen unbeschädigt, welche wir gewohnt sind als die niedereren anzusehen, nämlich am Tast-, Geschmacks- und Geruchssinn. Der hohe Grad ihrer heutigen Intelligenz, welcher ihr ermöglicht, mit seltener Gedankenfülle und ungewöhnlichem Verständnis sich nicht nur englisch, sondern auch französisch und deutsch zu unterhalten und sich ein gänzlich selbstständiges Urteil über ihre Umgebung, Ereignisse und Personen zu bilden, kann einzig durch Eindrücke geformt worden sein, die sie durch jene erhalten gebliebenen Sinne empfangen hat. Dazu kommen, so können wir annehmen, auch diejenigen Eindrücke, die weit zurück reichen in die Zeit ihrer frühesten Kindheit.

Unter ihren vielen Fähigkeiten ist ihr Verständnis für Musik die erstaunlichste. Sie empfindet Musik, indem sie die Vibrationen des Instrumentes fühlt, auf welches sie ihre Finger leicht hinlegt, oder auch durch den Fussboden, selbst wenn derselbe ganz mit Teppichen belegt ist. Und sie wird sich derselben nicht nur bewusst, sondern sie ist ohne Zweifel durch ihren Rhythmus beeinflusst, entweder deprimiert durch eine melancholische Melodie wie: „The old folks at home“, oder „Home, sweet home“, oder erheitert und angenehm erregt durch einen Walzer oder einen Galopp. Ich habe sie tief bewegt gesehen von einer weiblichen Stimme, welche sie erreichte, indem ihre Finger die Kehle der Sängerin berührten. Bei einer anderen Gelegenheit verglich sie einen Tanz, der vom Manuskript auf dem Klavier gespielt wurde, mit laufendem Wasser. Dieser Vergleich erschien uns allen sehr geschickt. Drei Monate später machte sie ihn wieder, als sie dieselbe Komposition zum zweiten Male „hörte“. Sie hat also durch ihr Tastgefühl ein Zentrum für musikalische Eindrücke geschaffen, gerade wie wir Normalen ein solches besitzen für

die gleiche Art von Eindrücken, jedoch mit dem wichtigen Unterschied, dass das unserige mit dem Ohrnerven, das von Helen Keller aber mit den Nervenendigungen von Haut und Muskeln verbunden ist. Wäre es möglich, wahre Gehörseindrücke in ihrem Fall durch das Medium des Tastsinns wieder wachzurufen — Gehörseindrücke, die natürlich vor ihrem 19. Monat erhalten worden sein müssen — so würde dies die Kraft unterbewusster Eindrücke (die also infantil sein mussten) klar beweisen. Überdies würde ein solcher Befund auch die interessante Frage aufwerfen, ob in dergleichen Fällen nicht eine Verbindung entsteht zwischen dem Zentrum des Hörens und dem des Tastens und so eine Art von geistigem Prozess entstünde, der solchen Fällen eigen wäre. Mit dieser Frage schrieb ich an Mrs. Keller, welche mir freundlicherweise die Titel von zwei „Plantation Songs“ nannte, die in ihrem Heim in Alabama, als Helen ein kleines Baby war, viel gesungen wurden. Heute aber sind sie nicht mehr allgemein bekannt, so dass ich sie mir nur noch als Manuskript aus dem Süden her verschaffen konnte. Diese Melodien nun spielte ich auf dem Klavier, während Helen bei dem Instrument stand, die Finger auf dessen hölzernen Rahmen gelegt. Natürlich war man dafür besorgt gewesen, dass sie nichts von meinen Absichten erfahren und also unerwartet überrascht werden sollte. Die Wirkung war auffallend. Das junge Mädchen, eben 16 Jahre alt, wurde nach den ersten paar Taktstrichen des: „Way down in the Meadow a'mowing of the Hay“ sehr aufgeregt, lachte und klatschte in die Hände. „Papa trägt sein Baby auf und nieder und nimmt sie auf die Knie!“ „Blac crow, black crow!“ rief sie wiederholt mit offenbarer Erregung aus. Miss Sullivan und einige anwesende Damen waren von dem Resultat sehr erstaunt. Beim Anhören des zweiten Liedes: „The Ten Foolish Virgins“ trat dieselbe Wirkung ein. Es war für alle Anwesenden klar, dass das junge Mädchen in ihre frühere Umgebung zurückversetzt war, sogar in jene Zeit ihres Lebens, da ihr Vater sie noch herumtrug. Aber für die Worte „Black crow“ konnten wir keinen Sinn finden. Ich hielt es für klug, Helen nicht zu fragen, sondern gelangte mit einem Brief an die Mutter, die so gütig war, mir eine baldige Antwort zu senden. Mrs. Keller schrieb: „Was Sie uns mitteilen, hat uns sehr interessiert. Die „Black crow“ ist ihres Vaters Lieblingslied, welches er allen Kindern singt, sobald sie auf seinen Knieen sitzen können. Dies sind die Worte: „Gwine long down the old turn row, something hollered, Hello Joe“ etc. Dies Liedchen war ein unfehlbares Mittel, um die Kinder in gute Laune zu bringen und wurde Hunderte von Malen vorgesungen. Es ist möglich, dass sie sich dessen erinnert, da es den jüngeren Geschwistern gerade wie ihr gesungen wurde. Nach meiner Überzeugung kann sie zu den anderen zwei Gesängen keine Assoziationen haben, ausser wenn sie dieselben vor ihrer

Krankheit gehört hat. Gewiss, bevor sie krank wurde, liess ihr Vater sie auf den Knien traben und sang die „Ten Virgins“. Dann kletterte sie hinunter und schrie, wie die Neger es in der Kirche tun. Es war sehr lustig. Aber nachdem sie ihr Augenlicht und ihr Gehör verloren hatte, ward all dies eine schmerzliche Erinnerung und die Lieder wurden den zwei Kleinsten nicht mehr vorgesungen.“

Es war also ganz klar, dass das Kind, als es 19 Monate alt war, vom „Old Crow“ Lied, als es den jüngern Geschwistern gesungen wurde, einen Eindruck erhalten haben könnte durch die eigentümlichen Vibrationen, die dem Boden des Zimmers mitgeteilt wurden. Aber die anderen zwei Lieder konnten nur durch das Ohr empfangen worden sein, zu einer Zeit, da sie ein Baby, jünger als 18 Monate, war und hören konnte. Deshalb sind sie ein Teil ihres frühesten Gedächtnisses. Wir sind also berechtigt, anzunehmen, dass die Vibrationen des Klaviers durch die zwei Plantation Songs, die ihr durch das Tasten mehr als 14 Jahre später mitgeteilt worden sind, in das „Zentrum“ geleitet wurden, wo ihre frühen akustischen Eindrücke aufbewahrt sind, und dass sie ihrerseits die Erinnerung des „Old Crow“ Liedes wachriefen, welches sie vor ihrer Krankheit, wenn es den jüngeren Kindern vorgesungen wurde, gehört hatte und möglicherweise auch nachher noch gefühlt hatte durch Vibration.

Es scheint mir, dass dieses auffallende Beispiel in unzweifelhafter und unübertrefflicher Weise die Dauerhaftigkeit früher Eindrücke dartut, wie es auch den intimen Zusammenhang beweist, den die Zentren von zwei verschiedenen Sinnen, die ja freilich schon physiologisch mannigfach verwandt sind, in gewissen Fällen erreichen können. Die seelische Umsetzung von Tönen, die nur durch Vibration übermittelt werden, muss sicherlich von besonderer Natur sein, verschieden von solchen Gefühlen beim normalen Menschen, denn sie ist zusammengesetzt von Elementen der unmittelbaren Hautempfindung und mit früheren assoziierten, die im normalen Tongedächtnis aufbewahrt wurden.

Wenn nun körperliche Gewohnheiten, Vorurteile und Abneigungen des späteren Lebens ihren Ursprung im unterbewussten Ich haben, ist es nicht ebenso angezeigt, die Ursachen von tiefer Liebe und Anhänglichkeit in diesem Teile der Seele des Menschen zu suchen? Ist es unvernünftig, anzunehmen, dass in den frühesten Jahren im unterbewussten Gedächtnis nach und nach vage Prototypen geformt werden für die späteren Bilder, welche plötzlich das Herz mit einer Kraft und Hartnäckigkeit erfüllen, die eine vernünftige andere Erklärung verunmöglichen, ja oft den bewussten Neigungen z. B. einer liebeskranken Person widersprechen? Es ist wohl anzunehmen, dass irgend eine unterbewusste

Erinnerung von frühen Eindrücken, eine Ähnlichkeit, die ganz unbewusst erinnerlich werden kann, der Grund ist für „Liebe auf den ersten Blick“.

Unser religiöser Glaube wird ursprünglich nicht durch Vernunft entwickelt, das bewusste Ich hat mit seinem Ursprung nichts zu tun. Die Religion unserer Heimstätten ist unsere Religion, wie gross später im Leben auch immer der Einfluss unseres Intellekts auf die Stellung zu ihr wird. Und wenn wir gewohnt sind, in späteren Jahren der formellen Seite von geistigen Dingen keine Beachtung mehr beizumessen, und wir den Details des Kultes nur eine sekundäre und allegorische Bedeutung zuschreiben, so unterschätzen wir sehr die wesentliche Rolle, welche diese Übungen und Bräuche in unserer frühesten Periode der geistigen Entwickelung gespielt haben; da sie in ihrer engen Verwandtschaft mit höchst trivialen, aber immer wiederkehrenden Vorgängen während unserer Kindheit einen wesentlichen Teil unseres unterbewussten Ichs formten. „Die Kirchenglocke hat Gott in unsere Seele geläutet“, sind Worte von Jacobsen, welche gut ausdrücken, was gemeint ist.

Es wäre interessant, die Geschichte der Kirchenglocken in diesem Zusammenhange zu studieren. Zuerst ums Jahr 600 eingeführt als ein Teil des Kultus der katholischen Kirche, muss sie eine sehr wichtige Rolle in der Entwickelung und dem Erhalten der religiösen Stimmung gespielt haben. Sehen wir ab vom Eindruck, den sie beim Läuten in der Nacht sicherlich auf den Schlafenden haben wird, so muss doch die Morgen- und Vesperglocke zu regelmässigen Zeiten notwendigerweise wenigstens etwas wie eine unterbewusste religiöse Stimmung hervorrufen, welche täglich unserem Vorrat an Emotionen beigefügt wird. Der Ton der Glocke am Morgen früh dringt in unser Gemüt zu einer Zeit, da der Schlaf am leichtesten ist und allmählich in den wachen Zustand übergeht. Wir haben gesehen, dass dies einer der Momente der grössten Eindrucksfähigkeit ist, und der Ton kann deshalb entweder Träume einer bestimmten Natur hervorrufen, oder er kann unsere Gedanken beim Erwachen in eine bestimmte Richtung lenken. Die Dämmerung und das veränderte Aussehen der Umgebung beim Sonnenuntergang sind nicht allein der Grund für die Vermehrung der emotionellen Eindrucksfähigkeit zu dieser Tageszeit: Auch die Erschöpfung des Muskelsystems hat, wie Dr. S. Bettmann überzeugend dargetan, einen Zustand des Geistes herbeigeführt, in welchem seine Fähigkeit für konzentrierte und analysierende Tätigkeit erheblich geschwächt ist. Zwei Zustände also, die höchst günstig sind für den Einfluss vager Sensationen und für das Entstehen emotioneller Stimmungen. In diesem Moment flutet durch die Luft ein Chor von Vesperglocken von nah und fern und wendet den Sinn religiösen Dingen zu. Der Leser, der in

Spanien oder Italien gereist ist, wird mir beistimmen, wenn ich also in der Kirchenglocke eine feine Macht erkenne, welche nicht verfehlt haben kann, zu der Macht beizusteuern, die der katholischen Kirche ihre Vorherrschaft in jenen Landen verliehen hat.

Der primitive Mensch hat die Zeremonien erfunden, um nach seiner Meinung die höheren Mächte zu beeinflussen. Bei seinen Nachkommen rufen die Zeremonien selbst eine religiöse Stimmung und Gedankengewohnheit hervor und lenken oder verändern nachher stets seine religiösen Gefühle und Gedanken. Zuerst waren sie frühe, jeden Sinnes bare Eindrücke und trugen dazu bei, mit den unzähligen anderen unterbewussten Eindrücken in seinem unterbewussten Gedächtnis eine unlösbare Einheit zu bilden. Und so erhielt von Generation zu Generation das Kind ähnliche rituelle Eindrücke, intim verbunden mit allem, was sein tägliches Leben erfüllte, gekräftigt ferner durch die ästhetische Stimmung, wie sie während der religiösen Zeremonien unserer Zeit hervorgerufen wird. Bei der hohen Messe in der Kathedrale sind alle Sinne beschäftigt, und das Resultat ist eine Fülle von Eindrücken, je zahlreicher, desto vager. Die Temperatur der Luft, die anders ist als die draussen, die Farbe der bunten Fenster mit dem eigenen, düsteren Licht und der Weihrauchgeruch, der Gesang des Chores, die Musik der Orgel, die plötzlich eintretende Stille bringen zusammen eine Stimmung hervor, zu welcher in einer unbewussten, aber mächtigen Weise alle Sinne beigetragen. Ist es nicht bemerkenswert, dass jene Kirche, deren Art des Gottesdienstes die eindrucksvollste war, am wenigsten von ihren Anhängern verloren hat? Wenn wir alle anderen Seiten der Frage ausser Betracht lassen, bin ich, wie man sehen mag, geneigt, der rituellen Seite aller Form der Religion eine hohe und positive Wichtigkeit für des Menschen innere Geschichte zuzuschreiben, aus dem Grund hauptsächlich, weil es uns schwer wird, irgendwelche Verbindungsglieder zu vermissen, welche uns an unsere innerste persönliche Existenz binden, so wie sie in der Jugend sich entwickelt. Denn wenn entweder im späten Alter oder durch Krankheit die intellektuellen Kräfte geschwächt sind, wenn der Wille durch Unglück gebrochen ist, wenn die Dinge dieser Welt ihre Proportionen und ihre Wichtigkeit verlieren, dann erinnern wir uns der Kirchenglocke, des Weihrauchgeruches, der Feierlichkeit unter dem Dome, und der skeptische Mann der Tat fällt zurück in die Erinnerungen der Kindheit und der Jugendzeit. Es ist wohl möglich, dass dies die Stimmung ist, die so oft in der Geschichte den Schismatiker und Ungläubigen „an den Busen der Kirche zurückgebracht hat“, wenn er durch Krankheit niedergeworfen oder von Sorgen tief gebeugt und bedrückt war, von der Nichtigkeit des bewussten Kampfes des Individuums gegen seinen Teil des „Leids der Welt“. Ist es nicht, wie wenn das Licht, das in widerstrahlender Harmonie der

Farben auf den Altar geworfen wird, jene Tage der frühen Kindheit zurückriefe, da die Seele zufrieden ist, ohne Wunsch und ohne Gedanken; jene Zeit ohne Mühsal, ohne Pflicht und ohne geistige Qual — das Nirwana dieses Lebens. —

Die Anfänge des unterbewussten Ichs können also zurückgeführt werden in eine frühe Periode des menschlichen Lebens. Unser Charakter hängt, was man vollständiger ausführen könnte, als es hier geschehen ist, ab von der Natur der unterbewussten und derjenigen Eindrücke, die mit jenen eng assoziiert sind. Man könnte zeigen, dass gewisse Eigenheiten, gewisse Gedanken und Taten, die nicht anders erklärt werden können und deshalb oft der Heredität zugeschoben werden, auf frühe und oft wiederholte Eindrücke zurückgehen, die ihrer Natur nach unterbewusst und so erhalten geblieben sind. Aber es ist nicht nur der Charakter des unterbewussten Teiles des Geistes, der so geformt wird, auch seine Ausdehnung, seine Macht und seine Kraft werden von denselben Ursachen bestimmt. Wie alles Organische, so wird auch dieses entwickelt im Verhältnis zu seinem Gebrauch. Wenn die Umgebung der jungen Seele darauf berechnet ist, vage und veränderliche Eindrücke zu vervielfachen, wenn die Befriedigung instinktiven Sehnens sich hinzufügt zu der Summe von Assoziationen, welche starke Impulse schaffen, so ist es wohl unvermeidlich, dass diesen proportional die Eindrucksfähigkeit wachsen wird. In solchen Fällen wird mit dem fortschreitenden Leben der unterbewusste Teil des Geistes das Übergewicht annehmen in Gedanke und Tat, Arbeit und Spiel; die Leidenschaften, gute und böse, werden nur mehr vom Impuls regiert. Das bewusste Ich, der intellektuelle Teil des Geistes wird unterdrückt, die Wirkung von dem, was getan oder gedacht oder gesagt wird, kann von geringerer Wichtigkeit sein im Vergleich zu der Befriedigung der impulsiven Wünsche. Ferner werden alle äusseren Reize direkt Emotionen und Reaktionen im Nervensystem hervorrufen, welche ihrerseits abnormale Zustände schaffen werden, die sich zuletzt jeder Kontrolle entziehen.

Es dürfte deshalb nicht wenig wichtig erscheinen, dass das unterbewusste Ich und alles, was zu seiner Entwickelung beiträgt, unter richtiger Beobachtung gehalten und ihm nicht erlaubt würde, abnormalem Einfluss zu unterliegen. Jeder Appell an die Phantasie der Kinder, alle heftigen Emotionen, jeder plötzliche Wechsel der Umgebungen sollten in engen Grenzen gehalten werden. Und obschon es für die Entwickelung des plastischen, jugendlichen Geistes ebenso gefährlich ist, demselben zu früh die Konzentration der Aufmerksamkeit zu lehren, wie an sein Gedächtnis zu appellieren (welches von so langsamem Wachstum ist, da es von den Assoziationen abhängt), so ist es doch gut, nach und nach das Feld der exakten Beobachtung zu vergrössern. In der Natur, deren Betrachtung für das unterbewusste Ich höchst er-

frischend ist, können wir auch das einfachste Material finden für die Entwickelung des intellektuellen, des bewussten Teiles des jugendlichen Geistes. Zwischen hauptsächlichen und zufälligen Eigentümlichkeiten an Naturgegenständen unterscheiden zu können, sollte der erste und bevorzugteste realistische Unterricht für die Jugend sein, denn in der Natur sind alle Assoziationen höchst klar auf normale Funktionen bezogen, und in ihr tritt das Kausalitätsgesetz am kenntlichsten, in seiner grössten Reinheit und in seiner vollsten Unabhängigkeit von dem menschlichen Willen zutage.

Mit Ausnahme allein der reinen Kunst tragen alle Arbeiten der Menschen in grösserem oder kleinerem Masse den Stempel ihrer Absicht und Nützlichkeit. Wohin immer das Auge in einer Stadt sich wendet, trifft es auf Gegenstände, welche die letzte, direkte und zielbewusste Absicht zeigen, für welche sie entworfen worden sind. Der jugendliche Geist wird deshalb erfüllt von Ideen, welche ihn hinwegführen von dem Aussehen der Dinge zu dem, was hinter oder über ihnen liegt. Die Umgebung auf dem Lande jedoch wirkt auf das Kind mit ihrer Vollkommenheit an und für sich; jedes Werk der Natur hat sein Ende in sich selbst und seine Beobachtung schliesst jenen ruhigen Geist und die Einheit der Absicht in sich, welche die Seele jedes Kristalls, jeder Pflanze und jedes Insekts ist. In der Stadt kann der Geist nicht zur Ruhe kommen, denn die Eigentümlichkeit ihres von Plänen und Absichten vollen Lebens machen Konzentration äusserst schwierig, während auf dem Land die Kraft der Konzentration gegeben wird durch die Freiheit der Betrachtung, die das bewusste wie das unterbewusste Ich stärkt. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, dass vielleicht die meisten grossen Männer der Geschichte ihre Kindheit auf dem Lande zugebracht haben, und ebenso interessant ist auf der anderen Seite der ganz entschieden degenerierende Effekt des Stadtlebens, auf den Fothergill die Aufmerksamkeit in seinen statistischen Nachforschungen über London und Paris gelenkt hat.

Die Bildung des jugendlichen Geistes ist meines Erachtens eines der schwersten Probleme, die man sich denken kann, denn sie setzt nicht nur einen hohen Grad von Wissen und von dem voraus, was Sir Herbert Maxwell beschrieben hat als „intellectual detachment“, sondern auch von feinstem Takt und einem gründlichen Verständnis für die innerste Natur des Kindes. Die Befähigung, mit diesen umzugehen, kommt uns nicht von selbst, sie verlangt viel Nachdenken und Mühe.

Ich nehme an, dass es unnötig sei zu wiederholen, was in dieser Beziehung von dem Einfluss der Pflegerinnen, Gouvernanten und Lehrer Gutes und Böses gesagt wurde. Im besten Fall ist es jedesmal ein Risiko ernstester Natur, die erzieherische und lenkende Macht der

Mutter besonders in den frühesten Lebensjahren der Kinder einem Fremden zu überlassen.

Der Plan, der zu befolgen ist in der Bemühung, ein Gleichgewicht herzustellen zwischen dem unterbewussten und dem bewussten Ich des Kindes, muss in jedem individuellen Fall ein anderer sein. Im einen ist es gut, die Neigung zum Beschauen zu ermutigen, während es in einem anderen besser sein mag, die Wirkung der vagen Eindrücke auszuschliessen durch Anspornen zur auswählenden Methode und der Gewohnheit der genauen Beobachtung. Charles Darwins Selbstbeobachtung enthält eine ausdrückliche Warnung. Er sagt von sich selber, dass sein Vermögen, Musik zu geniessen, sich allmählich verminderte, als er mehr und mehr die Fähigkeit des exakten Nachforschens und analytischer Studien sich erworben hatte. Diese Erfahrung ist durchaus nicht ungewöhnlich; wie auch gerade der umgekehrte Gang der Dinge nicht selten zu beobachten ist, nämlich, dass die wachsende Neigung für eine Kunst die Fähigkeit der genauen Beobachtung geschwächt hat.

Aber es ist nicht nur die Entwickelung des Geistes im gesnnden Zustand, der die Aufmerksamkeit der Eltern von Anfang an beschäftigen müsste. Sie sollten auch daran denken, dass eine grosse Anzahl von geistigen Störungen direkt von unverständiger Erziehung herrühren. Die Kenntnis gewisser Familienzüge könnte, wenn sie in ihrer Wichtigkeit erfasst und ihnen früh genug entgegengearbeitet würde, durch Anreizung von normalen und hemmenden geistigen Kräften in merklichem Grade das Vorkommen von funktionellen Störungen, ja sogar der Geisteskrankheiten verringern. Solche Eigentümlichkeiten mögen oft auch als abhängig befunden werden von gewissen anormalen Organgefühlen, die den Eltern und dem Kind eigen sind. Diese verlangen dann intelligente ärztliche Behandlung.

III.

Die fundamentalsten und am längsten dauernden Charaktereigentümlichkeiten, sowohl des bewussten als des unterbewussten Ichs werden in der Jugend geformt. Aber während des ganzen Menschenlebens bereichern sich diese beiden Teile der Seele durch die Erfahrung. Die eigene Wahl der Umgebung kann in gewissem Masse sowohl die Natur als die Kraft der Eindrücke modifizieren, welche in des Menschen Seele eindringen, doch sind diese unabhängig von seinem Willen. Und so verhält es sich mit ihrer Wirkung auf sein Leben. Wie oft fühlen wir ihren Einfluss, ohne ihn erkennen zu können! Und wenn wir anfangen, ihn zu untersuchen — das unterbewusste Ich zu ergründen versuchen — so müssen wir alle seine Eindrücke in bewusste Wahrnehmungen umwandeln.

Sympathie oder Abneigung, welche immer auf den ersten Blick durch das Äussere einzelner Personen wachgerufen werden, niederdrückende oder aufheiternde, irrigerweise als instinktiv angenommene Einflüsse gewisser Szenen — könnten mit Leichtigkeit erklärt werden, wenn es gelänge, bestimmte Assoziationen aus den Tiefen des unterbewussten Ichs heraufzuholen oder sich ihrer wieder zu erinnern. Aber da solche Impulse von unzähligen und oft sehr vagen und frühen Eindrücken abhängen, ist es gewöhnlich unmöglich, ihren wahren Grund wieder zu erkennen, besonders da unsere Sinne meistens durch die momentane Umgebung bewusst beschäftigt sind. Wenn ein besonderer Duft, eine Melodie, das charakteristische Aussehen einer Person oder eines Ortes in uns eine spezielle Stimmung wecken, so sollte man zunächst versuchen, die reizende Ursache zu erkennen, indem man alle Sensationen des Momentes ausschliesst. Dann erst wird es uns möglich, die Aufmerksamkeit auf die Stimmung zu konzentrieren, die also unterbewusst hervorgerufen wurde. So fühle ich mich plötzlich und eigentümlich erheitert, während ich die Titel einer Bücherkollektion in einem Schaufenster studiere. Sicherlich kann der Anblick eines neuen Buches von „British Nudibranchiate Mollusca“ nicht die Ursache dieses ausgesprochenen Freudegefühles sein, welches sich meiner bemächtigt. Auch sonst kann nichts von allem, was ich sehe, diese plötzliche Stimmung erklären. Ich schliesse meine Augen und horche. Da höre ich unter den Geräuschen der Strasse die Töne einer Drehorgel heraus. Und zwar erkenne ich plötzlich das Lied, das sie spielt, als die Melodie wieder, die vor langer Zeit einst, als ich tanzen lernte, das Tempo zu meinen Schritten in der ersten Quadrille markierte. Was nun, wenn es mir nicht möglich gewesen wäre, den ersten Eindruck zu verfolgen? Er war sicherlich unterbewusst, denn zu jener Zeit meiner Tanzstunde war ich ein Kind und jeweilig vollständig in Anspruch genommen von den Schwierigkeiten des Knixens und der Kunst, meinen Partner richtig zu schwingen. Die Stimmung vor den „Mollusken“ wäre unerklärt geblieben, aber nichtsdestoweniger wäre sie mächtig gewesen und hätte mich vielleicht unter anderen Umständen beeinflussen können. Zweifellos werden wir täglich und zu vielen Malen mächtig angeregt von unterbewussten Eindrücken. Zweifellos wird unser Handeln ohne Erkenntnis der Ursachen oft von ihnen regiert und zwar eher, als durch unser Urteil.

Die Erfahrung einer Person in einem gegebenen Moment kann sehr wohl identisch sein mit der einer anderen, sogar in grösseren Entfernungen, denn heutzutage sind wir einer Anzahl ähnlicher Gefühle ausgesetzt, die meistens durch vage Eindrücke ausgelöst werden. Die direkte Wirkung der modernen Journalistik und des Telegraphs muss notwendigerweise die Geistestätigkeit über den ganzen Globus in genau

derselben Weise in Bewegung setzen und überall dieselben Interessen und Emotionen hervorrufen. Die Einförmigkeit der täglichen Gewohnheiten, der Moden, der Nahrung und von ähnlichem können dazu dienen, unzählige unterbewusste Stimmungen zu schaffen, welche ihrerseits den gleichen Ideengang nahelegen. Dürfen wir nicht in dieser Weise die Ursache einiger der Phänomene erklären, welche telepathischen Einflüssen zugeschrieben worden sind?

Indem wir also die unterbewusste Verbindung zwischen dem Jetzt und der Vergangenheit suchen, verwandeln wir einen unterbewussten Eindruck in einen bewussten, und wenn wir sie pflegen würden, so könnte diese Gewohnheit viel zur Modifizierung der Summe von Emotionen und Stimmungen beitragen und konsequenterweise unsere Eindrucksfähigkeit reduzieren.

Im ersten Teil dieses Essays ist gesagt worden, dass, trotzdem die bewussten und unterbewussten Eindrücke und ihre Resultanten auseinander gehalten werden können, es solche gibt, die Elemente von beiden in sich schliessen. Nicht alle Eindrücke können eingeteilt werden in rein bewusste, oder rein unterbewusste. Manchmal erhalten wir gemischte Eindrücke und häufen damit Material für beide Konstituenten unserer Seele an. Ferner gibt es Momente, da wir rezeptiver sind für den einen als für die anderen. Insofern als Konzentration oder (was dasselbe ist) Aufmerksamkeit abhängt von der Elimination aller Eindrücke — auch der von unserem eigenen Körper herrührenden — ausser eines einzigen, können bewusste Eindrücke allein und rein nur erhalten werden während des vollen Wachzustandes bei vollständiger Gesundheit, also wenn wir im ungeschmälerten Besitze unserer aktiven geistigen Kräfte sind. Wir sind andererseits unterbewussten Eindrücken am leichtesten ausgeliefert, wenn unser Wille geschwächt worden ist durch physische Ermüdung, Krankheit, Alter oder geistige Erschöpfung

Während des vollständigen Schlafes haben die Sinnesorgane und das Gehirn ganz aufgehört zu reagieren. Vollständiger Schlaf ist daher eine Periode gänzlicher Ruhe. Der Schlaf ist jedoch selten vollkommen, da er unterbrochen wird von Träumen oder von Zuständen teilweisen Wachseins am Anfang und am Ende. Während dieser Perioden sind wir besonders empfänglich für unterbewusste Eindrücke. Nähert sich der Schlaf, so werden Konzentration des Geistes und Aufmerksamkeit mehr und mehr unvollständig, so dass alle Eindrücke graduell vager und dämmeriger werden und in unterbewusste Regionen gleiten. Dort werden sie registriert. Zuletzt geht dann sogar dieser Grad von Eindrucksfähigkeit verloren im unbewussten Zustand des vollständigen Schlafes. Wenn sie jedoch durch ihre Natur oder ihre Intensität Assoziationen aufrufen, die (seien sie nahe oder entfernte) schlafend im unterbewussten Gedächtnis liegen, so arbeitet das unterbewusste Ich

weiter und webt Träume. Solcher Träume sich zu erinnern ist schwer, wenn sie gefolgt sind von einer bestimmten Periode tiefen Schlafes; aber trotzdem wird ihr Einfluss während einer gewissen Zeit und mit wechselnden Graden von Intensität in einer unterbewussten Art gefühlt. Sie mögen Nachstimmungen bewirken, die nicht nur dem Individuum selbst, sondern auch anderen gänzlich unverständlich vorkommen. In einer Anzahl von Fällen habe ich mit Erfolg eine deprimierte oder eine ungewöhnlich heitere Stimmung auf Träume zurückgeführt, deren man sich mit Hilfe von suggestiven Fragen und fortgesetzter geistiger Anstrengung wieder erinnern konnte. Natürlich können solche Träume durch gewisse Assoziationen in das bewusste Ich und hierdurch zu völligem Erwachen hinüberleiten. In den Studien über „Subliminal Consciousness“ hat F. W. H. Myers auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass er beim Versuche, vor dem nächtlichen Einschlafen sich der letzten Umgebungseindrücke zu erinnern, genötigt war, seine Augen zu schliessen, um so morgens einen Zustand partieller Bewusstlosigkeit herbeizuführen. Dann erst erschienen solche Bilder wieder. Es ist wohl der Mühe wert, in diesem Zusammenhang zu bemerken, dass es ihm unmöglich war, sich der bewusst gewählten Eindrücke von der Nacht vorher wieder zu erinnern, und dass nur solche wieder erschienen, welche unbestimmt gewesen waren. Mit anderen Worten: die unterbewussten Eindrücke waren noch zu einer Zeit in das unterbewusste Ich aufgenommen worden, da das bewusste Ich anfing, seine Energie zu verlieren und so konnten sie auch nicht bewusst in Erinnerung gerufen werden. Damit sie wieder erscheinen konnten, war es notwendig, einen unterbewussten Zustand herbeizuführen.

Während also die Träume der ersten Periode des Schlafes in der Richtung von dem bewussten zu dem unterbewussten Zustand sich entwickeln, gibt es andere, diejenigen am Ende des Schlafes, welche in der umgekehrten Richtung entstehen. Hier also setzen Eindrücke der Sinnesorgane, wie Geräusche, Gerüche, allgemeine Hautempfindungen die unterbewusste Region der Seele in Bewegung und schaffen in Übereinstimmung mit diesen Sensationen Träume. Der rhythmische Schlag eines Zimmermannhammers frühmorgens mag eine Melodie desselben Rhythmus suggerieren, mit welcher der Schläfer erwacht. Der Geruch von Blumen kann Landschaftsszenerien zurückrufen, die man lang vorher gesehen und gänzlich vergessen hatte; das Licht der Sonne lässt die Schrecken des Brandes oder des Krieges entstehen. So kann jede von aussen kommende Irritation ohne Begrenzung von Zeit und Raum der Anfangspunkt von Träumen werden.

Diese zwei Arten von Träumen mögen auch in einer etwas anderen Weise entstehen, doch ist dies wohl ihre gewöhnliche Entwickelung. Ihnen mögen wir noch eine dritte Klasse von Träumen beifügen, ge-

wöhnlich von fürchterlicher, Schrecken erregender Natur, welche meistens zwischen 3—5 Stunden nach dem Beginn des Schlafes vorkommen und welche bewirkt werden durch Sensationen von abnormalen Zuständen der Innenorgane: Verdauungsstörungen, Hunger, neuralgische Schmerzen, Fieber oder Zustände, die sich einer Krankheit nähern.

Welcher Art immer der Traum sei, stets findet sich sein Ursprung, sein Sitz im unterbewussten Ich und trägt dort bei zur Entwickelung dieses Teiles der menschlichen Seele. Der Gewohnheitsträumer ist deshalb auch in seinem Wachzustand viel eher von Impulsen, Emotionen und Stimmungen regiert. Es ist also von grosser Wichtigkeit, dass sowohl Ärzte als auch Eltern dem Traumleben einige Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Von der Natur ebenso wie von der Häufigkeit der Träume können manche brauchbare Fingerzeige erhalten werden. Es ist ferner klar, dass die Eindrücke, welche den Schläfer umgeben und dem Schlaf vorausgehen, von der Art sein sollen, dass sie einen fröhlichen Gemütszustand fördern, sowohl wenn er in den Ruhezustand sinkt, als wenn er zu vollem Bewusstsein erwacht. So sollte in der Wahl der Lage und des Schmuckes unserer Schlafzimmer mehr Sorgfalt geübt werden, als dies allgemein sogar bei den bedachtesten unter uns geschieht; denn wie wir gesehen haben, hat man Grund anzunehmen, dass die letzten wachen Eindrücke und Gedanken oft von längerer Dauer sind als gewöhnlich angenommen wird.

Gewisse nervöse Störungen sind begleitet von Schlaflosigkeit oder ruhelosen Nächten, und ein grosser Teil der Schwäche also Betroffener kann direkt erklärt werden durch die bedeutende Verschwendung von nervöser Energie, welche die Folge der Tätigkeit des Gehirns im Schlafzustand ist. Eine einfache Untersuchung der Nierensekretion des Morgens und ein Vergleich derselben mit denen des Tages geben weiteres Zeugnis von diesem Resultat.

Reine Fälle von Schlaflosigkeit sind verursacht durch eine Überanstrengung des bewussten Teiles des Geistes. Die Sorgen des Tages werden in der Nacht weiter verfolgt und verhindern, dass der nötige Zustand von Bewusstlosigkeit und absoluter Ruhe einsetzen kann. Behandlung mit Arzneien ist hier oft ohne Erfolg, denn diese werden in manchen Fällen den Zustand nur verschlimmern, indem sie den unterbewussten Teil des Geistes stimulieren und also Träume bewirken. In anderen Fällen ist Schlaflosigkeit die Folge einer Gewohnheit, welche ganz bewusst erlangt wurde.

Mr. N., ein Advokat, litt seit 14 Jahren an Schlaflosigkeit. Dass er, wie er angab, tatsächlich ganz schlaflos war, ist verbürgt durch das Zeugnis von verschiedenen Pflegerinnen, die zeitweise während Monaten bei ihm waren. Mr. N. hatte sich nach und nach in diesen Grad von ununterbrochener Wachheit hineintrainiert. Er fing sein Studium als

armer Junge mit nur wenig Schulung an. Es gelang ihm nur durch unermüdliche und systematische Nachtarbeit, in seinem Beruf Bedeutung zu erlangen. Der Tag wurde gebraucht, um Geld zu verdienen, mit dem er sich und einen Teil seiner Familie erhalten musste. Wenn er zu Bett ging, so hielt er immer Überschau über die Tagesereignisse, er reihte alle neuen Eindrücke ein und klassifizierte sie. Dann machte er sich sorgfältig seinen Plan für die Arbeit am nächsten Tage zurecht. Gleichzeitig vermied er jahrelang hartnäckig alle Vergnügungen und war durch seine Pflichten anderen gegenüber (manche davon hatte er sich selbst aufgeladen) beständig von jedem beschaulichen Ausruhen abgehalten. Die Stunden seines Schlafes wurden nach und nach so reduziert, dass er gar nicht mehr schlafen konnte, er mochte noch so müde sein. Er ruhte nur in einer Art aus, nämlich indem er mit geschlossenen Augen am Tag oder in der Nacht sich hinsetzte, doch nie so, dass er alles dessen, was um ihn herum stattfand, vollständig unbewusst wurde. So verlor er die Fähigkeit, seinen Geist von bewussten Gedanken zu befreien, und er konnte die Konzentration nie mehr genügend lösen, um mit Freude Kunst oder Natur zu geniessen. Das Vermögen der Beschaulichkeit, des Empfangs unterbewusster Eindrücke war also geschwächt worden. Alle Anstrengungen, die gemacht wurden, um diesen Fall zu heilen, blieben erfolglos, einfach weil sie nur darauf gerichtet waren, das übertrieben bewusste Ich zu unterdrücken, da es nächst der Beseitigung aller Reize für den bewussten Gedanken doch sicher der erste Schritt sein musste, die Fähigkeit zum Empfangen unterbewusster Eindrücke wieder herzustellen und so eine emotionelle Fähigkeit zu schaffen und zu stärken.

Dies ist ein extremer Fall, welcher jedoch den Effekt einer zu mächtigen Entwickelung des bewussten Ichs gut illustriert.

Ich kann mich nicht enthalten, an dieser Stelle einen Zustand zu erwähnen, der ohne Zweifel dem Leser aus eigener Erfahrung bekannt sein wird. Anstatt die Aufmerksamkeit fixiert zu halten auf einen absichtlich gewählten Gedankengang, werden manche von uns in der Nacht verfolgt durch einen beunruhigenden Gemütszustand, welcher von einem vagen Bewusstsein von den Geschäften des einen Tages und den Pflichten des nächsten herrührt; und wenn der Schlaf uns zuletzt übermannt, wird er gestört von Träumen, die mit den letzten Gedanken vor dem Einschlafen verbunden oder von ihnen suggeriert sind. Ich bin diesem Zustand oft entgegengetreten, indem ich verordnete, dass alle offenen Fragen und Möglichkeiten sorgfältig aufgeschrieben wurden, und dass diese Notizen bis zum nächsten Morgen weggelegt werden sollen. Die unterbewusste Stimmung wurde also verhindert, indem man statt ihrer eine einzige bewusste Aufzeichnung substituierte, ein Stück Papier also, das bis zur Wiederaufnahme der Tätigkeit sorgfältig eingeschlossen wurde.

Man hört, meistens von nervösen Personen, häufig die Versicherung, dass sie nie träumen. Dies rührt in manchen Fällen nur davon her, dass sie sich der Tatsache nicht erinnern. „Ich habe nie in meinem Leben geträumt, des bin ich ganz sicher“, wurde mir kürzlich von jemand gesagt. Als ich denselben Menschen eine Woche später wieder sah, widerrief er seine Behauptung: „Im Gegenteil, er träume in der Tat alle Nächte, und jetzt, da ich seine Aufmerksamkeit auf die Sache gelenkt, könne er ruhig sagen, dass er wohl jede Nacht seines Lebens geträumt habe.“ Zu dieser Entdeckung war er offenbar erst beim Erwachen am Morgen nach seinem ersten Besuch bei mir gekommen.

Dieser Zustand ist in jedem Fall von sehr grosser Wichtigkeit hauptsächlich bei nervösen Störungen, und er muss als ein ernstes Hindernis für eine vollkommene Wiederherstellung der geistigen Gesundheit angesehen werden.

Ein hervorragender Schriftsteller, der an einem nervösen Zusammenbruch ernster Natur litt, klagte hauptsächlich über unruhigen Schlaf und beständiges Träumen; er konnte seine Augen nicht einmal während des Tages für kurze Zeit schliessen, ohne sofort zu träumen. Trotzdem er sich des Inhaltes der Träume selber selten erinnern konnte, fühlte er immerhin, dass sie schrecklich und traurig waren, denn er war am Morgen deprimiert und stand den ganzen Tag beständig unter dem Einfluss dieser melancholischen Stimmung. Sein Zustand war derjenige grosser geistiger Ermüdung und hauptsächlich der Depression, weil Arbeit irgendwelcher Art ihm unmöglich war. Ich empfahl, jeden Morgen zu versuchen, ob er sich des ganzen Traumes der vorigen Nacht erinnern könne und mir hiervon eine entsprechende, sorgfältig aufgeschriebene Schilderung zu senden. Im ersten Brief berichtete er über eine Anzahl höchst phantastischer und grauenerregender Fiktionen und klagte mich unnötiger Grausamkeit an, dass ich ihn auf diese Weise seine geistigen Qualen der Nacht wieder erneuern liess. Aber schon beim nächsten Wiedersehen versicherte er mir, dass er sich am Morgen nun viel freier fühle, dass die Träume weniger häufig, kürzer und weniger unangenehm seien. Er verstehe nun, sagte er, was ich mit meinem Gebot des Niederschreibens im Sinne gehabt hätte. Es ist nicht meine Sache, *hier* auf die ärztliche Seite der Frage einzutreten, aber ich konnte nicht umhin, die freilich etwas unvollständige Erzählung dieses Falles zu geben, weil er so gut illustriert, worauf ich vorhin Nachdruck legen wollte: die unterbewusste Hartnäckigkeit der Träume der vorhergehenden Nacht in der Stimmung des folgenden Tages und wie diese Wirkung ausgeschaltet werden kann, indem man den *unterbewussten* Traum selber in einen *bewussten* Gedankengang umwandelt.

In diesem Falle ist es ganz klar, dass die Stimmung beim Er-

wachen verursacht worden war von der Natur der nächtlichen Träume. Aber in den meisten Fällen ist es nicht so leicht erkennbar, weshalb man morgens entweder deprimiert oder erheitert erwacht, warum man oft sogar während des ganzen Tages unter der Wirkung von etwas steht, was ein mysteriöser geistiger Einfluss zu sein scheint. Amiel beschreibt diesen Zustand in seinem Journal und wird zuletzt zum Glauben geführt, dass es irgend ein subtiler Bewusstseinszustand ist, hervorgerufen von den Geistern der Seele, Reflexe vergangenen Glückes, die „Manen“ unserer toten Emotionen. Er sagt: „Wie soll ich einen Namen finden für das subtile Gefühl, welches mich heute morgen im Zwielicht des Erwachens überkam? Es war eine Reminiszenz, reizend, aber namenlos, vag und ohne Züge, wie die Figur eines Weibes, einen Moment erkannt von einem kranken Mann in der Ungewissheit des Deliriums und durch die Schatten des dunkeln Zimmers. Ich hatte einen ausgeprägten Eindruck einer Form, welche ich irgendwo gesehen, welche mich einst gerührt und mir gefallen hatte und dann mit der Zeit in die Katakomben der Vergessenheit zurückgefallen war. Aber alles andere war verwischt, Ort, Gelegenheit und die Figur selbst, denn ich sah weder das Gesicht noch seinen Ausdruck. Das ganze war wie ein fliegender Schleier, unter welchem das Rätsel — das Geheimnis des Glücks — verborgen hätte sein können. Und ich war wach genug, um sicher zu sein, dass es kein Traum war.“ Es war kein Traum, aber die unbewusste Reminiszenz eines Traumes, welchen Amiel in deutliche Erinnerung hätte bringen können, wenn er nicht ein solcher Tag-Träumer gewesen wäre, ein von Emotionen erfüllter und ihrer Macht unterworfener Mann, der wie Hamlet glücklich ist, seine Willensschwachheit und Tatenlosigkeit zu beschauen. „Ich entdeckte sehr bald, dass es für mich einfacher ist, einen Wunsch aufzugeben, als ihn zu erfüllen, . . . ich schämte mich, zu wünschen. . .“ Und an einem anderen Orte frägt er: „Was ist es, das immer zwischen mich und das reale Leben sich gedrängt hat?“ „Was für eine Glaswand stellt sich zwischen mich und das Vergnügen, den Besitz, den Kontakt der Dinge und überlässt mir nur die Rolle eines Zuschauers?“ Es ist, erlaube ich mir zu sagen, der Umstand, dass er (wenigstens der Amiel des „Journal intime“) zum grossen Teil geistig eine unterbewusste Existenz, die des Weltschmerz-Egoisten, führte.

Organsensationen, so vag und schwach, dass sie nicht bewusst empfunden werden, schaffen während des Schlafes doch unterbewusste Eindrücke und geben zu Träumen Anlass, die oft als Vorläufer von Krankheiten erschienen sind. Sie können sich deshalb als wertvolle vorläufige Wahrzeichen für den Arzt erweisen aus demselben Grund, der sie zu allen Zeiten den Menschen als prophetische Omen erscheinen liess. Solche Reaktionen des Geistes auf physische Störungen im Schlaf

sind gewöhnlich konstitutioneller Natur und kommen bei Kindern häufig vor. Sie verursachen sie, im Bett aufzufahren, aufzuschreien und in einigen Fällen sogar herauszuspringen, als wären sie in grosser Angst. Es ist ersichtlich, wie wichtig die Erkenntnis dieses Zusammenhanges sein muss, besonders da er meistens bei eindrucksfähigen Individuen zu finden ist, deren ganzer geistiger Zustand durch solche Träume gereizt wird.

Eine alte Dame, eine konstante Träumerin, erzählt, dass ein Traum besonders ihr immer wieder erscheint. In diesem wird sie von einem Menschen oder von einem wilden Tier verfolgt, bis sie sich eingefangen sieht von grossen Häusern am Ende einer Strasse; von Schrecken erfasst, erwacht sie hierauf zitternd und erschöpft. Der Vorgang ist durch sein häufiges Wiedererscheinen so deutlich und wohlbekannt, dass, wäre sie ein Künstler, sie ihn bis in alle Details malen könnte. Und doch ist ihr nicht bewusst, diesen Vorfall je in wachem Zustand gesehen zu haben. Ihre Beschreibung entspricht keiner modernen Stadt in Amerika, wo solche Strassen und Häuser unbekannt sind. Sie muss mit einem Ort in Deutschland übereinstimmen, welchen sie jetzt nicht identifizieren kann. Dieser Traum hat sie sicherlich weit fortgetragen in ihre erste Kindheit. Er hat wohl eine Erinnerung ihres frühen unterbewussten Lebens wieder geweckt, dessen Details für ihre bewusste wache Existenz nun ganz untergegangen sind.

Alles, was eben gesagt worden ist, kann noch sogar mit mehr Nachdruck auf Kranke angewendet werden. Ihre Leiden sind nicht allein durch die abnormalen Zustände des Körpers und des Geistes bedingt, sondern es gibt andere von subtilerer und vagerer Art, die indirekt durch die Umgebung und ihre unumgänglichen Begleiterscheinungen verursacht werden. Lange nachdem eine Krankheit an und für sich vorüber ist, bleiben doch noch tief im unterbewussten Teil unserer Seele Narben zurück, wie es scheint Narben der Wunden, welche weniger bestimmte Sensationen des unglücklichen Zustandes geschlagen haben. Ein Zustand nervöser Schwachheit, der Irritabilität ist noch da, welcher dem Patienten und denen, die um ihn sind, unerklärlich erscheint. Keine organische oder funktionelle Störung kann gefunden werden, um diese mehr oder weniger immerwährende geistige und moralische Depression zu erklären, und alle Willensanstrengungen sind unnütz, sie können sie nicht verscheuchen. Nur wenn wir uns erinnern, dass jedes Detail im Krankenzimmer, jedes Wort oder jede Tat, sogar der Ausdruck derer, die um das Bett sind, unterbewusste Eindrücke bewirken, welche in dem abnormal rezeptiven Zustand des Invaliden zur Formation eines unterbewussten Gedächtnisses beitragen, können wir verstehen, warum es so schwer ist, das frühere Gleichgewicht im Gemüt des Rekonvaleszenten wieder herzustellen. Es ist deshalb in erster Linie äusserst

wichtig, dass der allgemeine Eindruck des Krankenzimmers so angenehm als möglich sei, und dass keine Kleinigkeit in seiner Einrichtung sich zu sehr aufdrängt und so den Patienten zu seiner Beobachtung zwingt, sich also mit dem allgemeinen Eindruck der Leidenszeit verbindet. Es ist sogar empfehlenswert, gelegentlich das Zimmer zu wechseln, was natürlich eine Änderung der Eindrücke mit sich führen muss. Auf jeden Fall wird man finden, dass ein kompletter Wechsel nach der Erholung das energischeste Mittel ist, um jene unterbewussten Narben zu beseitigen, oder womöglich dem deprimierten Stadium der Rekonvaleszenz gänzlich vorzubeugen. Die Vorkommnisse um das Krankenbett lassen einen ebenso tiefen Eindruck auf das unterbewusste Ich zurück, als die Begleiter (Schmerzen etc.) der Krankheit selber auf die bewusste Erinnerung.

Zufolge der Missachtung dieser Ursachen werden in der Behandlung von gewissen funktionellen Störungen des Nervensystems, welche heutzutage so häufig sind, beständig manche vergebliche Versuche gemacht. Die Hysterischen, Neurasthenischen und Hypochondrischen sind alle abnormal eindrucksfähig, und trotzdem der Anfang von nervösen Störungen in gewissen Fällen auf eine bestimmbare Ursache zurückgeführt werden kann, muss doch dieser Gemütszustand nach Krankheit oder irgend einem anderen Trauma in manchen Fällen als die wahre Ursache des Übels angesehen werden. Aus diesem Grunde können alle Räte und Anstrengungen, die an den Willen des Patienten gerichtet sind, keine Wirkung haben, wie er sich auch Mühe geben möge. Die vielen erfolglosen Versuche, seine geistige Last abzuwerfen, zeigen seine Schwäche noch deutlicher. Sie haben deshalb den entgegengesetzten Effekt und werden also die Störung wahrscheinlich noch verschlimmern. Dr. Weir Mitchell hat die Gründe für das Fehlschlagen seiner wohltuenden „Ruhekur“ in ähnlichen Fällen gezeigt. Nicht nur Sonnenschein im Zimmer, ein freundlicher, heiterer Anblick desselben im allgemeinen, seine Farben an Mauern und Decke, die Möbel und auch die Bilder an der Wand sind von Wichtigkeit. Das Benehmen der Pflegerin und des Arztes tragen ebenfalls zum Erfolg bei dieser Art von Behandlung bei, denn solche unwesentliche Dinge machen gerade Eindruck auf jenen Teil des Geistes des Patienten — das Unterbewusstsein —, welches der Sitz dieser nervösen Störungen ist.

In der grossen Mehrheit der Fälle jedoch ist es notwendig, Zuflucht zu nehmen zu einer radikalen Änderung der Beschäftigung, der Umgebung und der moralischen Eindrücke, welche zusammen auf das unterbewusste Ich des Individuums einwirken können, um so einen graduellen Wechsel sogar seiner Zusammensetzung zu erreichen, da es verdorben worden sein kann durch Einflüsse, die weit zurück in der Kindheit liegen.

Die Zunahme der Hysterischen und Neurasthenischen in unseren Tagen ist für den Arzt ein Gegenstand ernster Betrachtungen. Das grosse Publikum nimmt ebenfalls Anteil an diesen Dingen, sei es wegen persönlicher Erfahrung oder aus dem Grund, dass die Offenbarungen dieser Krankheiten so beharrlich in einer pikanten und prickelnden Gattung der Literatur behandelt werden. Auf diese Weise sind diese Anomalien des menschlichen Geistes der Gegenstand eines wachsenden Interesses geworden.

Der Romanschreiber, der Dramatiker und gewisse Maler und Bildhauer der realistischen und naturalistischen Schulen haben das „Neurotische“ zu einem Gegenstand ihrer Behandlung gewählt. Sie geben vor, ihren Gegenständen Wahrheit zu verleihen, indem sie sogenannte wissenschaftliche Methoden der Beobachtung und der Analyse annahmen. Wir werden zu Zeugen gemacht von jedem Detail physischen Leidens, und man erspart uns weder die Schreie noch das ohnmächtige Ringen der als erblich erklärten Demenz. Jede Phase der Pathologie der Liebe wird ausgemalt mit allem Witz der modernen Fiktion, und die angenommenen Resultate der degenerativen Einflüsse werden ohne Rücksicht auf die Reife des allgemeinen Publikums für alle, die lesen können, publiziert als unzweifelhafte Tatsachen. Was Wunder also, dass die arrogante Auffassung des Halbwissens, infiziert durch das Gift der befleckten Phantasie, die Köpfe aller derer, die so wie so schon sensibel genug sind, noch mehr schwächt. Dieser Gebrauch von Kunst und populärer Wissenschaft ist deren wahrer Natur direkt entgegengesetzt und muss von jenen, denen ihr beglückendes, wohltuendes Wesen am Herzen liegt, tief beklagt werden, und ich kann eine Gelegenheit wie die jetzige nicht vorübergehen lassen, ohne an diesem Ort einige Worte beizufügen, welche die Natur der oben genannten Neurosen betreffen. Denn ich bin überzeugt, dass sie nicht erbliche Krankheiten sind, sondern in der grossen Zahl der Fälle eher verursacht wurden durch Irrtümer in der Jugenderziehung und der Gedankenlosigkeit des Individuums selbst. Sie wären also zu verhindern und würden in manchen Fällen bei richtiger Behandlung verschwinden.

Hysterie wie Neurasthenie sind die Wirkung einer Schwäche des bewussten Ichs und ein entsprechendes Vorwiegen aller impulsiven, emotionellen und ausgesprochen egoistischen Offenbarungen dessen, was das unterbewusste Ich ausmacht. Die Hoffnungen und Befürchtungen des hysterischen und des neurasthenischen Individuums, seine Gedanken und Taten, stehen in genauem Verhältnis zu den Eigentümlichkeiten des unterbewussten Teiles seines Geistes. Aber hier hört die Ähnlichkeit dieser zwei nervösen Krankheiten auf. Ihre Symptome haben einen gemeinsamen Ursprung, aber sie variieren in der Entwickelung.

Der neurasthenische, der nervös erschöpfte Mensch hat die Grenzen

seiner Kraft für geistige Arbeit überschätzt und hat so nach und nach den Gebrauch der Kräfte zur Hemmung seines unterbewussten Ichs verloren. Infolgedessen hat seine Phantasie die vollständige Kontrolle über seine Gedanken und Taten an sich gerissen. Während der Patient das Ungenügende seiner Versuche, die Kontrolle wieder herzustellen, nun fühlt, wird er entmutigt und niedergedrückt. In solchen Fällen ist es gänzlich unnütz, sogar schädlich, an die Vernunft zu appellieren oder die Aufmerksamkeit des Kranken auf andere Dinge und Gedanken zu leiten. Sein unglücklicher Zustand kann am ehesten gebessert werden durch geistige Ruhe, eine so absolute Ruhe, als sie überhaupt möglich ist. Wenn es denkbar wäre, dass es einen Zustand gibt, der dem traumlosen Schlaf gliche, so wäre dies, möchte ich sagen, die ideale Methode der Behandlung.

Der hysterische Zustand dagegen braucht durchaus nicht notwendig irgendwelche Schwäche des Beobachtungs- oder des Urteilvermögens in sich zu schliessen; die letzteren sind beide in der Tat in manchen Fällen besonders gut entwickelt. Aber hier hat das unterbewusste Ich eine ungewöhnliche Übermacht erlangt. Hysterische Personen sind höchst empfindlich und werden regiert durch ihre vagen und mächtigen emotionellen Stimmungen, so dass die geistigen Reflexe auf den leichtesten Reiz hin in Bewegung geraten, während die dem Willen innewohnende Kraft untätig bleibt, so sehr sie auch angestrengt werden mag. Es ist deshalb klar, dass die ersten Ursachen der Hysterie in den Gewohnheiten des Geistes zu suchen sind, die der Patient in früher Jugend gepflegt hat, und sie werden deshalb im unterbewussten Ich zu finden sein, dem seine eigene Entwickelung ohne Kritik und Sorgfalt überlassen war. Die Befriedigung seiner instinktiven Wünsche hat auch noch ihre emotive Wirkung beigefügt. Daher kommt es, dass diese funktionelle Störung so schwierig zu heilen ist, dass nichts helfen will, ausser dem vollständigen Wechsel der Gewohnheiten und der Umgebung, mit der bestimmten Absicht, das Temperament und die Kraft des Unterbewusstseins zu modifizieren und die Übung der Aufmerksamkeitskonzentration auf Fragen und Arbeiten zu pflegen, welche die Sinne von der Selbstbeobachtung ablenken und sie altruistischen und unpersönlichen Interessen zuführen.

Um den Sitz hysterischer Störungen zu erreichen, wurden gewisse Medizinen angewandt, und in den letzten Jahren hat die Behandlung durch Hypnose in manchen Fällen zu sehr befriedigenden Resultaten geführt. Wenn jedoch dem Patienten die systematische Beherrschung des unterbewussten Ichs durch das bewusste gelehrt werden könnte, so dürfte hiervon eher Besserung und zwar von kumulativer und beständiger Art erwartet werden. Lasst ihn s e l b e r mit Regelmässigkeit und Ausdauer die Tiefen, möchte ich sagen, seines unterbewussten Ichs durch-

suchen, lasst ihn sich bemühen, die verborgenen Ursachen seiner eigentümlichen Gefühle und Emotionen zu entdecken und derart durch Hervorheben und Umwandeln in bewusste Eindrücke ihren verderblichen Einfluss zu schanden zu machen. Ähnlich wie der träumende Autor, von dem oben erzählt wurde, wird er nach und nach das Überwiegen der emotionellen Eindrucksfähigkeit reduzieren und den bewussten Teil seines Geistes stärken. Er wird durch solche Selbstbeichten eine stärkere und eine länger andauernde Wirkung erreichen, als er von den vertraulichen Mitteilungen an den Freund oder Arzt erhoffen darf, oder im Beichtstuhl der Kirche finden würde.

Gewisse gemeinsame Fälle dieser zwei Störungen und noch andere geistige Zustände, welche hier angeführt werden könnten, wenn dies der Ort für ihre Besprechung wäre, werden oft als Krankheiten erblichen Ursprungs und infolgedessen als unheilbar angesehen. Sie sind jedoch ebensosehr Resultanten unterbewusster Eindrücke, da sie ihren Anfang in dem abnormal entwickelten, unterbewussten Ich haben, dessen Charakter in jedem individuellen Fall bestimmt werden muss. Den unterbewussten Eindrücken, die von den Empfindungen spezieller Sinnesorgane aus äusseren Reizquellen stammen, müssen sich, wie oben dargetan, eine grosse Zahl von Organempfindungen beifügen. Ihre Wichtigkeit steht in direktem Verhältnis zu der Eindrucksfähigkeit des Individuums. Sie spielt natürlich im Geiste des Hysterischen und Neurasthenischen eine grössere Rolle als beim Gesunden und ruft dort hypochondrische Wahnideen hervor. Bei Hysterischen und Neurasthenischen fügen leichte Grade von funktionellen Störungen ihren deprimierenden Einfluss noch zu diesen Zuständen hinzu und halten die derart Leidenden beständig im Banne der Furcht vor physischer Krankheit mit tödlichem Ausgang.

Seit das Phänomen der Hypnose hauptsächlich durch die Anstrengungen Charcots und seiner Schule der Gegenstand anerkannt wissenschaftlicher Untersuchung geworden ist, sind eine grosse Zahl von Theorien aufgestellt worden, um sie zu erklären. Noch immer gehen Erklärungen um von verborgenen dem Hypnotismus zugeschriebenen Kräften, mit denen er das Subjekt beeinflussen soll, ein Glaube, für den der professionelle Hypnotiseur geschickt und mit Vorteil eintritt.

Diejenigen, welche sich ernstlich mit dem Studium dieses sehr alten Zustandes des menschlichen Geistes abgegeben haben, waren in der Bekämpfung solcher Irrtümer glücklicherweise erfolgreich. Wir wissen heute, dass der hypnotische Zustand seine Quelle nur in gewissen Eigentümlichkeiten des Subjekts selber hat, die gänzlich unabhängig sind von irgend einem Einflusse seitens der Person, die das Instrument sein mag, das die Hypnose bewirkt. Es ist für unser Verständnis dieses Zweiges der psychologischen Untersuchung viel getan worden. Besonders seit der Publikation der Arbeiten von Liébault

und Bernheim hat die ganze Frage eine materielle Vereinfachung erfahren durch den Beweis, dass alle hypnotischen Demonstrationen in Wirklichkeit nichts weiter sind, als die Wirkung der Suggestion, dass diese letztere ferner bis zu einem solchen Grad frei ist von irgendwelcher persönlichen Kraft des Operateurs, dass sie sogar von dem Subjekt auf sich selber ausgeübt werden können durch die „Auto-Suggestion."

Da jede Gelegenheit benützt werden sollte, um zwischen gut begründeter Erfahrung und den sensationellen Erzählungen aus der Feder der auto-suggerierten Enthusiasten zu unterscheiden, wäre es gut, dem Einfluss populärer Schaustellungen und Missverständnisse entgegen zu wirken dadurch, dass man über den Gebrauch der Hypnose Gesetze aufstellt, gerade wie der Gebrauch jeder Art von Medizinen in zivilisierten Ländern kontrolliert wird. Ihre ungesetzliche Anwendung sollte zu einer strafrechtlichen Vergeltung führen, wie dies beim gesetzwidrigen Verkauf oder der Benützung von Arzneien jetzt der Fall ist. Das Wissen, das wir zurzeit über die Hypnose und ihre nachträgliche Spätwirkung besitzen, zwingt uns, sie mit derselben Vorsicht zu gebrauchen, mit der wir Morphium, Belladonna und andere stark wirkende Mittel anwenden. Ich möchte damit nicht behaupten, dass sie je eine direkt tödliche, oder sogar nur dauernde schädliche Wirkung gehabt habe, sondern so viel ich weiss keine schlimmere, als die genannten Drogen, wenn sie angewandt wurden von jenen, die im Besitz der nötigen Kenntnisse sind. Ich sage dies, nachdem ich durch Tatsachen überzeugt worden bin. Sollen wir den unschätzbaren Wert der Anästhesie verlieren, weil in einigen wenigen traurigen Fällen der Tod dem Gebrauch von Chloroform oder Äther zugeschrieben wurde, wenn Herz- oder Nierenkrankheiten oder andere konstitutionelle Fehler vorlagen und sich vorher nicht erkennen liessen? Es ist nicht meine Absicht, mich weiter über den Gebrauch der Hypnose in der Medizin auszulassen, aber ich wollte gern auf den populären Aberglauben hinweisen, der sie umgibt. Es mag wiederholt werden, was oft vorher gesagt worden ist: Dass er in engem Zusammenhang steht mit der Gleichgültigkeit des Gesetzgebers gegenüber dieser Materie. Ein in Bayern vorgekommener, aufsehenerregender Prozess gegen einen Scharlatan und gewöhnlichen Schwindler hat in diesem Lande die Annahme von Gesetzen zur Folge gehabt, welche die hypnotischen Experimente regeln. Diese cause célèbre gewinnt in gerichtlich-juristischem Sinne noch an Wichtigkeit dadurch, dass sie die erste war, die die Tatsachen der Suggestion überhaupt öffentlich vor einen europäischen Gerichtshof gebracht hat.

Wie gesagt sind verschiedene Theorien für die Erklärung der hypnotischen Phänomene aufgestellt worden. Wundt hat in seinem kritischen Essay über Hypnose gezeigt, dass einige dieser Theorien un-

zureichend sind, weil sie die physiologische und die psychologische Seite der Frage erklären wollten. Sie schlugen fehl, weil es notwendig wurde, gewisse ebenfalls unerwiesene funktionelle und physikalische Hypothesen anzunehmen. Aber ich glaube, ihre Hauptschwäche liegt in der Tatsache, dass sie einen während der Hypnose vorhandenen speziellen Gehirnzustand voraussetzten, von dem sie annahmen, dass er funktionell und auch sonst verschieden sei vom gewöhnlichen, normalen geistigen Zustand. Die Analogie zwischen dem schlafenden und dem hypnotischen Zustand, welche Liébault aufgestellt hat, versprach zuerst bestimmte Resultate. Bernheim hat diese Ansicht der Nancy-Schule bis in jüngster Zeit mit seltenem Analisierungs- und Beobachtungsvermögen repräsentiert. Er ist jedoch zur Überzeugung gelangt, dass Suggestion einen psycho-dynamischen Zustand des Zentralnervensystems schafft, welcher dasselbe besonders empfänglich für und kontrollierbar durch äussere Einflüsse macht.

Nachdem ich den Wert der verschiedenen Versuche, das Problem zu lösen, sorgfältig überdacht und nicht wenig Zeit und Mühe darauf verwendet habe, den Gegenstand experimentell zu studieren, kann ich mich mit keiner dieser Ansichten vollständig zufrieden erklären. Ich wäre jedoch geneigt, die Hypothesen Liébaults mit denen Bernheims zu kombinieren. Was Liébaults Annahme anbelangt, müssen wir Ähnlichkeit der Hypnose mit imperfektem Schlaf zugeben, während wir die Definition Bernheims der physiologischen Seite der Frage zuweisen möchten und einstweilen vorziehen, uns auf seine psychologische Ansicht zu beschränken.

Der grosse Fortschritt, der von der Nancy-Schule gemacht wurde, war die Erkenntnis der Tatsache, dass alle Phänomene der sogenannten Hypnose auf Suggestion zurückgeführt werden können. Der hypnotische Zustand sowohl, als was während seinen Folgen eintritt, ist suggeriert. Mit diesem Schritt hörte die Untersuchung auf, in abnorme und ausserhalb der Kritik stehende Regionen verbannt zu sein und trat dadurch in die Domäne des gewöhnlichen Prozesses geistiger Tätigkeit ein; sie brachte den Gegenstand also in leichter erreichbare Nähe. Der hypnotische Zustand ist also eine Phase des Geistes, die nur graduell von der normalen differiert.

Jede Idee, die uns suggeriert wird, weckt andere Gedanken und Assoziationen, stimuliert unseren bewussten Geist zur Tätigkeit; aber zugleich dringt sie auch in unser unterbewusstes Ich und schafft dadurch eine Stimmung oder einen allgemeinen Gemütszustand. In dem intellektuell höchst entwickelten Individuum werden die Funktionen, die ins Spiel gerufen werden, auf analytische Prozesse hin gerichtet, Konzentration und Interesse für unpersönliche Gedanken werden geweckt. Ausnahmsweise jedoch, wenn die intellektuellen Fähigkeiten geschwächt

werden durch physische Erschöpfung, wenn der Schlaf sich nähert, in Krankheit oder hohem Alter, und auch in der Kindheit, wenn diese Mächte noch unentwickelt sind, herrscht die Stimmung vor und ist geneigt, die ganze Seele zu beeinflussen. Dann wird das unterbewusste Ich der einzige tätige Teil. Den Suggestionen der Furcht, des Schmerzes, der Freude, des Selbstvertrauens folgen all die Eindrücke dieser Zustände, wie wenn sie aktuell wären. Wir strengen unsere Sinne sehr an und lenken sie auf die Personen und Szenen, die uns umgeben, um vor der wirklichen Situation zu fliehen, in welche wir durch innere affektive Mächte gedrängt wurden, gerade wie wir, wenn wir in der Nacht aufschrecken, unsere Augen reiben, oder uns in die Haut kneifen würden, um aus dem Banne des Traumes zu erwachen. Das impressionable „Subjekt" jedoch, dessen Unterbewusstsein oft auf Kosten seines bewussten Ichs mächtig entwickelt worden ist, und welches gegen die Anfälle auf seine subjektive geistige Natur nur spärlich mit Verteidigungselementen ausgestattet ist, wird auf diese Weise schneller und bestimmter beeinflusst. Sein Erfassen der Wirklichkeit, seine selbstleitende Kraft sind nicht immer unter seiner Kontrolle, und es denkt und handelt je nach den erhaltenen Suggestionen: die affektive Stimmung hilft zum „Willens-Impuls". Die Eindrucksfähigen sind deshalb für den Hypnotiseur die besten Subjekte, während der trainierte Geist, der gewohnt ist, auszuwählen und zu verwerfen und der ausschliesslichen Herrschaft der Stimmungen und den emotionellen Impulsen entgegenzutreten, während ein solcher Geist, sage ich, nur beeinflusst werden kann unter besonderen und aussergewöhnlichen Umständen, welche überdies in jedem Fall ihren Ursprung allein in ihm haben. Es ist schon gezeigt worden, dass das unterbewusste Ich besonders tätig ist in der Zusammensetzung der Träume und es geschieht in einem Traum, der vom gewöhnlichen nur im Grad verschieden ist, dass der hypnotisierte Mensch dem Zug der Gedanken oder Taten folgt, welche ihm suggeriert werden. Die Tatsache, dass Hypnose am leichtesten eingeleitet wird durch die lebhafte Vorstellung des Schlafes, bringt die Analogie sogar noch näher. Das „Subjekt", das sich weigert, die Idee des Schlafens, und zwar in einer ganz passiven und vollständigen Weise, bei Beginn des Experimentes anzunehmen, kann nicht hypnotisiert werden. Obschon ich manche Fälle gesehen habe, in welchen Suggestionen befolgt worden waren, auch wenn das Wort „Schlaf" nicht genannt wurde, so bin ich doch noch überzeugt, dass der Zustand dieser Patienten traumähnlich war, indem sich dieselben nur für einen Moment in einem unterbewussten Zustand befanden, — einem Zustande, der, wie wir gesehen haben, ein mächtiger Beweggrund zu Tätigkeit sein kann. Am Grad des Widerstandes, den wir zu überwinden haben, um ein Subjekt zu hypnotisieren, können wir die Zusammensetzung seines

Geistes erkennen — ob der unterbewusste oder der bewusste Teil desselben mehr entwickelt ist — und es wird uns hierdurch ermöglicht, bestimmen zu können, in welcher Richtung seine Erziehung die Verbesserung verlangt. Und da wir wissen, dass, was während der Hypnose geschieht, sich direkt an unser unterbewusstes Ich wendet, so dürfen wir auch hoffen, seine Entwickelung zu beeinflussen, indem wir Eindrücke schaffen, die mit den in der Kindheit erhaltenen verglichen werden können.

Dies wurde von der Nancy-Schule erkannt und ihre Professoren haben wiederholt die Aufmerksamkeit auf den disziplinarischen und korrigierenden Wert dieser Methode für die Erziehung der Kinder geleitet.

Ich habe schon oft der Versuchung widerstehen müssen, weitläufiger einzugehen auf die Teile meiner Untersuchung, welche dem Arzte besonders interessant sind; und bei diesem Punkte angelangt, muss ich ebenfalls davon absehen, auf eine Diskussion einzutreten über den Nutzen der Hypnose vom medizinischen Standpunkt aus. Doch kann ich mir nicht versagen, in ein paar Worten zwei Überlegungen vorzubringen, welche in näherer Beziehung stehen zu dem Unterbewusstsein. Ich meine das Verhältnis des „freien Willens“ und des Gedächtnisses zur Hypnose und ihrer psychischen Wirkung.

Unsere Erregungen und mit ihnen alles, was unser inneres persönliches Leben direkt bestimmt, werden von Kräften angeregt, welche Unabhängigkeit von unserem Willen erlangt haben. Es geschieht jedoch allein durch die positiven und auswählenden Eigenschaften unseres bewussten Ichs, dass wir die Fähigkeit zum Willen erlangen, und dieser kann und will die unbeschränkte Herrschaft unserer Erregungen und Leidenschaften eindämmen.

Der hypnotische Zustand setzt das Aufgeben unserer Macht zu wollen voraus; wir werden also empfänglich gemacht für von aussen kommende Einflüsse auf unser unterbewusstes Ich. In jenen Fällen, wo die Suggestion „zu schlafen“ sofort befolgt wird, müssen wir annehmen, dass der Wille gewöhnlich schwach, oder dass die Eindrucksfähigkeit hoch entwickelt sei. In beiden Fällen wird die Suggestion zuerst in eine „Auto-Suggestion“ verwandelt, mehr oder weniger rasch, je nach dem Entwickelungsgrad des bewussten oder unterbewussten Ichs. Wir können deshalb nicht zugeben, dass der hypnotische Zustand durch Zwang hervorgerufen werden kann. Dies ist, wie mir scheint, eine Tatsache von der grössten gerichtlichen Bedeutung. Die Gesellschaft muss sich schützen gegen Leute, welche, sei es infolge abnormal schwacher Entwickelung des Oberbewusstseins, sei es infolge Vorherrschens unbegrenzter Eindrucksfähigkeit durch ihre Taten mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Kriminelle Taten, als Folgen posthypnotischer Suggestionen,

werden ohne Zweifel in nächster Zeit die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers und des Juristen sehr stark in Anspruch nehmen. Die Untersuchungen von Liégeois geben zahlreiche Beweise für die Wichtigkeit der Sache. Es wird nötig sein, zu bestimmen, inwiefern das hypnotisierte Individuum durch das Gesetz zu Recht verantwortlich gemacht werden kann. Ich brauche nicht an die verschiedenen Theorien der gesetzlichen Strafen zu erinnern, die als Abschreckungs- oder Zwangsmittel oder zum Schutze der Gesellschaft dienen sollen. Hier müssen wir nur die letzteren in Betracht ziehen. Es ist mir nie möglich gewesen, irgend eine meiner Versuchspersonen in der posthypnotischen Suggestion Taten vollbringen zu lassen, welche kriminellen Akten glichen, während ich meistens Erfolg hatte, wo harmlose Dinge suggeriert wurden. Das „Subjekt" entsann sich entweder des erhaltenen Befehls oder konnte an die Tatsachen erinnert werden durch die Methode der suggestiven Andeutungen. Zum Beispiel wurde in dem Fall eines hochgebildeten Herrn der Zumutung, dass fünf Minuten nach dem Erwachen aus einer unvollständigen Hypnose irgend eine harmlose Sache von ihm getan werden sollte, während einer gewissen Zeit bewusst widerstanden, um dann zuletzt zu seinem eigenen Widerwillen doch ausgeführt zu werden. „Ich weiss ganz gut, was ich tun soll und erinnere mich vollständig, dass Sie mir sagten, ich müsse es tun. Aber ich werde nicht nachgeben." Nachgegeben hat er zuletzt doch und erklärte seine sichtbare Schwäche des Widerstandes durch die Feststellung, dass die Idee dessen, was er hätte tun sollen, so unbehaglich und hartnäckig gewesen sei, dass er vorgezogen habe, es zu tun, um dadurch des unangenehmen Zwanges ledig zu werden. Wir brauchen nicht hypnotisiert gewesen zu sein, um die gleiche Erfahrung zu kennen: wir fühlen uns geistig unbehaglich, wenn ein Entschluss in unser unterbewusstes Ich zurückgefallen ist und wir ihn für einen Moment nicht finden können. Hätte ich dem eben erwähnten Herrn eine kriminelle Tat suggeriert, so würde er tatsächlich widerstanden haben, besonders weil eine Suggestion solcher Natur, in seinem Unterbewusstsein keinen Platz gefunden hätte, denn der Charakter des unterbewussten Ichs hängt, wie wir oben gesehen haben, vom unterbewussten Gedächtnis ab, und dieses ist zusammengesetzt aus der totalen Summe der unterbewussten Eindrücke. Das Individuum, das eine posthypnotische kriminelle Suggestion ausführt, muss, denke ich, ein kriminelles unterbewusstes Ich besitzen, und die Gesellschaft sollte Mittel finden zum Schutz gegen einen potentiellen Verbrecher.

Es wurde von einigen Autoren versichert, dass das Subjekt sich dessen nicht erinnern kann, was in einem tiefen hypnotischen Zustand gesagt oder getan wurde. Dies ist nur in einer beschränkten Zahl von Fällen richtig. Gerade wie wir uns eben auch nicht jedes Traumes der

vorigen Nacht erinnern können. Aber es ist mir wiederholt gelungen, ein komplettes Erinnern der ganzen Szene zu erwecken durch gewisse Worte, welche helfen konnten, das unterbewusste Gedächtnis aufzurütteln. Z. B.: dem Subjekt wird befohlen, fünf Minuten nach dem Erwachen einen Hut vom Tisch zu nehmen. Er führte dies aus, konnte sich aber des Befehls nicht als eines solchen erinnern, der während der Hypnose gegeben worden war. Wenn jedoch das Subjekt ernstlich und dringend gebeten wurde, sich zu erinnern, mit Hilfe der präzisierenden Fragen: „Wurde Ihnen befohlen, etwas zu nehmen? War es eine Mütze?" so rief die Versuchsperson mit sichtbarer Erleichterung aus, dass ihm gesagt worden sei, er solle nach fünf Minuten einen Hut vom Tisch nehmen. In anderen Fällen mögen ähnliche suggestive Fragen, von anderen oder sich selbst gestellt, einen ganzen Traum in Erinnerung zurückrufen, was unter gewöhnlichen Umständen völlig unmöglich erscheint. Es ist noch viel leichter, dasselbe Resultat zu erhalten, wenn die Versuchsperson in einem darauffolgenden Experiment, falls es sich um Hypnotismus handelt, oder während des Schlafes im Falle von Träumen, gefragt wird. Es ist z. B. eine wohlbekannte Erfahrung, dass einer, der im Schlaf stöhnt, oder andere Zeichen von Träumen äussert, oft dazu gebracht werden kann, eine Erzählung seines Traumes zu geben, wenn er sanft gefragt wird, während man ihm die Stirn oder die Hand in einer besänftigenden und ruhigen Weise streichelt.

Wenn wir also dazu gebracht werden, die in manchen Beziehungen bestehende Ähnlichkeit zwischen dem Träumen und dem hypnotischen Zustand zu erkennen, werden wir auch zur Annahme genötigt, dass Suggestionen mit der Absicht zu heilen, dass unterbewusste Ich leichter erreichen, wenn der Schlaf sich nähert. In Fällen von funktionellen nervösen Krankheiten könnten wir die glücklichsten und überraschendsten Resultate erlangen, wenn wir dem Patienten, gerade wenn er seine Augen schliessen wollte, frohe Gedanken, einen schmerzfreien Zustand oder die Rückkehr verlorener Kräfte suggerieren oder ihn dazu brächten, s i c h s e l b s t solches zu suggerieren, indem wir auf diese Weise eine künstliche Hypnose durch die spontane des Traumes erhielten. Solche Träume, in welchen jede Nacht Suggestionen des Glückes weiter entwickelt werden und welche jeden Morgen posthypnotische Suggestionen erwecken würden, könnten das glückliche Resultat vergrössern und vertiefen. Diese Behandlungsmethode ist auf das basiert, was oben über die Natur und Wirkung der Träume gesagt wurde: auf die Permanenz der unterbewussten Eindrücke.

Wir wollen nun die Beziehung zwischen den aktiven und passiven Teilen des Geistes von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten, nämlich ausgehen von der Zeit, da die Entwickelungsperiode desselben

längst vorüber ist, und es nicht mehr in unserer Macht liegt, sie in irgendwelcher Weise zu modifizieren.

Es ist etwas Alltägliches, dass sich diejenigen, die schon etwas älter werden, über eine zunehmende Schwäche ihres Gedächtnisses beklagen. Dies hängt jedoch nicht so sehr ab von dem graduellen Verlust der Möglichkeit, erhaltener Eindrücke sich zu erinnern, als von der Tatsache, dass die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit auf sie zu konzentrieren, sich nach und nach beim Herannahen des Alters vermindert. Und wie der Einfluss der Gegenwart derart wahrnehmbar sich verringert und damit die Vorkommnisse des aktiven Lebens ihr Interesse verlieren, gewinnt die Vergangenheit mit ihren mehr persönlichen und intimen Zügen grössere Deutlichkeit und Wichtigkeit, bis früher oder später der Geist dieser Alten vollständig zurücksinkt in den unterbewussten Zustand, welcher demjenigen der Kindheit gleicht.

Während dieser Periode von zunehmender Schwäche im bewussten Teile des Ichs und dem entsprechenden graduellen Überhandnehmen des Unterbewussten, wird besonders offenbar, wie mächtig und dauernd die unterbewussten Eindrücke sind. Denn die Bilder und Ideen, die jetzt an die Oberfläche treten, gehören nicht zu denen, die ehemals eine grosse Rolle spielten in der Geschichte des Individuums, so wie diese sich zusammengesetzt hat aus seinen Taten, Worten oder aus seinem Verhältnis zu den Mitmenschen und der Welt im allgemeinen. Sie sind eher die Erinnerung der vagen und assoziierten Eindrücke, die sich in sein unterbewusstes Gedächtnis eingeschlichen und darin sich eingeprägt haben, ohne Wahl und ohne den Wunsch einer späteren Wiedererweckung. Nur diejenigen, die von früher Jugend an seine Zeitgenossen gewesen waren, sie, denen es möglich war, seine frühe geistige Entwickelung zu verfolgen und die überdies in das geheime Wirken seiner ureigenen Persönlichkeit eingereiht waren, können hoffen, die Gedanken, die ihn beschäftigen und die Wünsche zu verstehen, die ihn in dieser Phase seiner Degeneration bewegen. Die Alten sind, wenn sie gefragt und zur Gegenwart zurückgerufen werden, selbst erstaunt über das Wiedererscheinen von solch trivialen Bildern und unwichtigen Kleinigkeiten, während die Beschäftigungen ihres frühen Mannesalters und ihre wichtigsten und absorbierendsten Interessen für das Gedächtnis vollständig verloren gegangen sind.

Goethe erzählt seinem Freund Riemer ein interessantes Ereignis dieser Art (Goethes Gespräche mit Eckermann):

„Die Sache ist sehr wahrscheinlich“, sagte Goethe. „Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein alter Mann geringen Standes, der in den letzten Zügen lag, ganz unerwartet die schönsten griechischen Sentenzen rezitierte. Man war vollkommen überzeugt, dass dieser Mann kein Wort Griechisch verstehe, und schrie daher Wunder über Wunder, ja

die Klugen fingen schon an aus dieser Leichtgläubigkeit der Toren Vorteil zu ziehen, als man unglücklicherweise entdeckte, dass jener Alte in seiner frühen Jugend war genötigt worden, allerlei griechische Sprüche auswendig zu lernen, und zwar in Gegenwart eines Knaben von hoher Familie, den man durch sein Beispiel anzuspornen trachtete. Er hatte jenes wirklich klassische Griechisch ganz maschinenmässig gelernt, ohne es zu verstehen, und hatte seit fünfzig Jahren nicht wieder daran gedacht, bis endlich in seiner letzten Krankheit jener Wortkram mit einem Male wieder anfing sich zu regen und lebendig zu werden."

Wenn je im Leben des Menschen die Wichtigkeit der unterbewussten Eindrücke besonders sichtbar wird, so ist es wohl zu der Zeit, da es ihm aus physischen Gründen unmöglich geworden ist, willkürlich auszusuchen, was seine Gedanken beschäftigen sollte. Zeiten also, da das unterbewusste Ich beinahe vorherrschend geworden ist. Daher kommt es, dass die Freuden wie die Schmerzen des Alters vor allem vom Charakter und der Kraft des unterbewussten Ichs abhängen.

Es ist durchaus nicht selten, dass man höchstes Alter nicht begleitet findet von den Zeichen zweiter Kindlichkeit, dass im Gegenteil die geistige Kraft sich bis zum Ende erhalten hat. Die senilen Änderungen haben in diesen Fällen ein beständiges und richtiges Arbeiten der geistigen Fähigkeiten nicht verhindert. Die graduell zunehmende Schwäche wird nicht als Entschuldigung gebraucht für „in den Tag hinein träumen" und für die Überhandnahme der unterbewussten Eindrücke. Diese alten, geistig rüstigen Leute befolgen den Rat Ciceros: fortzufahren in dem Interesse an Kunst, Wissenschaft und in der aktiven Beobachtung der Natur. Sie zeigen uns also, dass wir sogar gegen das Ende des Lebens noch einige Kontrolle besitzen über das Gleichgewicht zwischen dem bewussten und unterbewussten Teil des Ichs. Im hohen Alter ist das bewusste Ich nur teilweise geschwächt, aber sobald es ganz untätig geworden, sei es nur für eine gewisse Zeit oder fortwährend — wenn seine hemmende Kraft gänzlich reduziert ist und infolgedessen Illusionen, die nicht korrigiert werden können, wie die Wirklichkeit behandelt werden, dann, sage ich, tritt an Stelle des logischen Denkens zeitweilige oder unheilbare Geisteskrankheit. In diesem Stadium leitet das Unterbewusstsein mit allem, was es enthält, jedes Zeichen geistigen Lebens; es schafft Zustände und interpretiert Eindrücke allein in Übereinstimmung mit seinem Inhalt. Inwiefern einige Überbleibsel des bewussten Ichs wieder hervorgerufen und zur Kontrolle des rein unterbewussten Überlegens des Geisteskranken benützt werden können, ist individuell verschieden. Es ist dies jedoch oft beobachtet worden von denen, die Gelegenheit hatten, solches genau zu studieren. Die Aufzeichnungen Kandinskys enthalten Betrachtungen über verschiedene frühere Patienten, die nach vollendeter Kur oder zwischen

den Anfällen gemacht worden waren. Sie sind für diesen Zusammenhang ein äusserst wertvolles Material. In diesen Fällen konnten Halluzinationen vollständig geheilt und verbannt werden durch die Anstrengung, die höheren intelligenten Fähigkeiten zu üben, indem sie intensiv auf äusserliche und aktuelle Dinge gerichtet wurden, oder indem ein von Patienten selbst angeregter Gedankengang in ganz logischer Weise verfolgt wurde.

Unter den Kranken, welche für das Studium der Pseudohalluzinationen, wie Kandinsky sie nennt — ein guter Ausdruck, auf dessen Erklärung wir nicht näher einzutreten brauchen — als besonders geeignete Versuchspersonen befunden wurden, war ein 38jähriger Artillerieoffizier, der, nachdem er vollständig geheilt worden war, zum Halluzinieren gebracht werden konnte. Dies war beinahe willkürlich, oder wenn er unter dem Einfluss von gewissen Arzneien stand, zu erreichen. Ohne zu versuchen, eine ins Einzelne gehende Beschreibung dieser höchst interessanten Experimente zu geben, möchte ich doch in Anbetracht ihrer Wichtigkeit in ihrer Beziehung zu dieser Abhandlung einige Schlüsse nennen, die von diesen Experimenten abgeleitet wurden. Dolinin (dies ist das Pseudonym, welches Kandinsky seinem Patienten gibt), konnte z. B. weder einen Eindruck halluzinieren, welchen er vorher und deshalb bewusst bestimmt hatte, noch war es ihm in irgend einem Falle möglich, die Halluzination weiterzuführen, nachdem eine bewusst erhaltene Zutat oder Veränderung beigefügt worden war, wenn solche Einflüsse nicht an und für sich vag waren. Mit anderen Worten: das bewusste Ich konnte keine unterbewussten Eindrücke schaffen, im Gegenteil, es handelte der halluzinierenden Tätigkeit des unterbewussten Ichs zuwider. Ein Beispiel, das eine Illustration bildet zu dem, was über die Beziehung des unterbewussten Ichs und die Geisteskrankheit gesagt wurde, muss hier noch besonders hervorgehoben werden. Dolinin bildete sich ein (halluzinierte, d. h. er bildete sich mit allen Qualifikationen der Wirklichkeit ein), er fahre in einem Schlitten durch die Winternacht, und er sah an den Orten, wo Schneehaufen rechts und links der Strasse aufgeworfen worden waren, deutlich das gelbliche Licht der Lampen. Als er versuchte, den gelben Schein in das weisse Licht der elektrischen Lampen zu verwandeln, verschwand sofort das ganze Bild. Hier haben wir das Beispiel einer Szene, welche denjenigen gleicht, die sich die Geisteskranken einbilden, und die von solchen Elementen zusammengesetzt sind, die nur im unterbewussten Gedächtnis eines Menschen angesammelt sein können. Hätte er versucht, das gelbliche Licht in rotes oder grünes zu verwandeln, wäre ihm dies wahrscheinlich gelungen, wie es vorher in ähnlichen Fällen geschehen. Aber mit dem elektrischen Licht misslang ihm der Versuch, da dieses eine kürzlich gemachte Erfahrung war, die ganz in sein be-

wusstes Gedächtnis gehörte. Die Eindrücke der elektrischen Strassenlichter konnten in seinem Alter für ihn nichts so gewöhnliches sein, und ihre Einführung war zu neu, um Eindrücke der Kindheit zu schaffen, die in unterbewusster Weise erhalten wurden.

Dieses Experiment datiert von 1883, als Dolinin 39 Jahre alt war. Da das elektrische Strassenlicht nicht früher als 1876 eingeführt worden war, konnte er nicht weniger als 32 Jahre alt gewesen sein, als er es zum ersten Mal sah. Die Halluzinationen der Geisteskranken der 90er Jahre enthalten nichts, was das Telephon, den Phonograph und andere neuere Erfindungen berührt, aber diejenigen der 20 Jahre später erkrankenden dürften in grosser Zahl Telegrammberichte des Paradieses und Lichtblitze der Hölle enthalten.

Bei den Geisteskranken zeigen sich die verborgenen Impulse in ihrer vorherrschenden Wichtigkeit. Sie entschleiern so die innerste Natur des Individuums und rufen diejenigen Elemente wieder an die Oberfläche, aus welchen das unterbewusste Ich, sogar ganz zu Anfang seiner Existenz, entwickelt worden war. Man wird finden, dass der Inhalt und Charakter der Illusionen und Halluzinationen mit den unterbewussten Eindrücken zusammenfallen, in allen Fällen, wo diese aufgedeckt werden können und sie zeigen also höchst zwingend ihre Dauerhaftigkeit und ihren unter gewissen Umständen überwiegenden Einfluss. Es ist gewöhnlich nicht die Intensität der ersten Eindrücke, die sie so permanent und so eindruckskräftig fürs spätere Leben macht, sondern es ist ihre Wiederholung in früher Jugend einer eindrucksfähigen Person. Nur allein von diesen Gesichtspunkten aus ist es möglich, solche Fälle von Wiederauftauchen früher und unwillkürlicher Eindrücke zu verstehen, wie sie von verschiedenen Autoren erzählt werden. Die Dienerin, welche während eines Wahnsinnsanfalles mehrere Abschnitte des Talmud aufsagte, gehört zu diesen. Bei Nachforschungen stellte es sich heraus, dass sie im ersten Teil ihrer Jugend einige Zeit in der Familie eines Theologen gedient, der die Gewohnheit hatte, bei seiner Arbeit im Zimmer auf und ab zu gehen und solche Abschnitte laut herzusagen. Im Unterbewusstsein der ungebildeten Magd, die ihre volle Aufmerksamkeit ihrer üblichen Handarbeit widmete, setzten sich Eindrücke dieser Rezitation fest, und lagen jahrelang in ihrem unterbewussten Ich schlafend. Und als dasselbe im Wahnsinn eine abnormale Tätigkeit annahm, brachte es diese unbeabsichtigt im Gedächtnis aufbewahrten Abschnitte eines Werkes wieder zum Vorschein, welches das Mädchen zu verstehen nie hoffen konnte, dessen Sprache es auch nicht gekannt hatte. Manche eigentümliche Vorfälle im Leben der Wahnsinnigen können erklärt werden, durch die Geschichte, den Inhalt ihres unterbewussten Ich. Und wenn wir genügend aufgeklärt würden über das Vorleben der Geisteskranken, könnten wir in jedem Fall und in ähnlicher Weise die Ursache der ver-

schiedenen Formen von Wahnsinn auf ihren Ursprung zurückführen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Worte, Gesten und Taten, welche uns im Irrenhaus oft auffallen, Reflexe sind von Bildern aus der Kindheit seiner Insassen. Ein Zeichner z. B., der die Züge Napoleons gut kannte, da er sie oft genau gezeichnet hatte, geht nun als Kaiser von Frankreich umher, ausstaffiert mit den Attributen kaiserlicher Würde, welche er in seinem Bilderbuch, auf dem Schosse seiner Mutter sitzend, gedankenlos betrachtet haben mag. Ein wohlbekannter Schauspieler rezitiert in seinen Wutanfällen von früh bis spät kindliche Reime. Ein dritter, wohlbekannt durch seine schönen musikalischen Kompositionen, ist fleissig beschäftigt, das imaginäre Kind in seinen Armen mit Kinderstubenreimen in den Schlaf zu singen mit Liedchen, die seine erste Erfahrung in der Kunst gewesen sein mögen.

Aber nicht nur von den Eindrücken der frühen Kindheit wird das unterbewusste Ich ernährt, werden der Grad und die Natur der Eindrucksfähigkeit bestimmt. Auch durch die Eindrücke in den späteren Perioden des Lebens wird dieser Teil des Geistes beeinflusst. Es gibt jedoch solche, die man sich selbst zufügt, und die vielleicht mehr zum Elend der menschlichen Existenz beitragen, als physische Leiden. Unter ihnen ist die Sorge die gewöhnlichste und die am meisten zu fürchtende. Nicht die geistige Arbeit tötet, sondern die Sorge. Sorge ist die Erwartung eines gefürchteten Übels. In der Erwartung machen wir die geistigen Vorgänge durch, die nötig würden, wenn das Ereignis eintreten sollte, welches wir ersorgen. Wir haben deshalb unnötigerweise, in manchen Fällen sogar vergeblich, eine grosse Menge nervöser Energie verbraucht. Deshalb also ist die Sorge eine der gewöhnlichsten Ursachen der nervösen Erschöpfung. Aber sie ist mehr als das. Nervöse Erschöpfung ist, wie wir gesehen haben, eine Schwächung des Oberbewusstseins, der Kraft zur Analyse und Kritik. Aber Sorge schafft zu gleicher Zeit eine unberechenbare Zahl von unterbewussten, emotionellen Eindrücken, so dass, während das bewusste Ich geschwächt ist, das unterbewusste kräftiger stimuliert wird. Der Zeitpunkt, wo dieses Befinden zur Geisteskrankheit führen wird, hängt in hohem Grad von dem vorherigen Zustand und dem Charakter des unterbewussten Gedächtnisses ab. Die Gefahr ist aber da und muss erkannt werden.

Während diese Art von geistiger Abirrung dem Leser wohlbekannt sein mag, bin ich nicht sicher, ob er sich schon Rechenschaft gegeben hat über die Rolle, die der Aberglaube in der Entwickelung von Geisteskrankheiten spielt. Ich denke hier nicht an den allgemeinen Aberglauben, der durch Volkssage und Schäfermedizin bei uns eingedrungen, noch an jenen, der aus religiösem Fanatismus entstanden ist, sondern ich meine den Aberglauben, der ausgesprochen persönlich, von der Willkür des Individuums geschaffen ist, und der nur einem Kopfe zu eigen sein

kann, dessen Urteilsfähigkeit nach und nach geschwächt worden ist, dessen Nachgiebigkeit gegen Emotionen und Stimmungen in eine gänzlich egoistische geistige Existenz ausarteten. Ich habe schon mit einigen Worten den Ursprung solchen Aberglaubens gestreift, als ich von den Vorurteilen sprach, die den Individuen eigentümlich sind. Sorge ist ein Zustand zufälliger Erwartung böser Vorkommnisse. Aberglauben ist sein beständiges Äquivalent.

Als meine Aufmerksamkeit zuerst von diesem Gegenstand angezogen wurde, war ich höchst überrascht, so manche Menschen von anerkannter Intelligenz in vielen ihrer Taten von mancherlei und eigentümlichem Aberglauben geleitet zu finden. Es scheint mir, als wäre der erste Grund dieses Geisteszustandes in der eindrucksfähigen Natur solcher Personen zu finden, die, unterstützt durch die Wichtigkeit, die sie ihrer persönlichen Erfahrung zuschreiben, sich allmählich in einen Grad von emotioneller Perversität entwickelt, dem sie nachgeben und der treffend die Tyrannei des Zufalls genannt wird. Die grosse Gefahr für die gute Gesundheit des Geistes ist offenkundig. Ich denke hier an den traurigen Fall einer jungen Frau, die in einem Irrenhaus gestorben ist, und von deren Familie ich eine lange Liste über ihren Aberglauben erhalten habe. Diese enthielt nur eine kleine Zahl der bösen Omina, die sie selbst mit den gewöhnlichsten Vorkommnissen des täglichen Lebens verbunden hatte, und welche deshalb ihren Geist beständig beschäftigt und daher beharrlich jede Kraft für logisches Denken zerstört haben.

Ich kann natürlich nicht sagen, dass sie allein hierzu genügend waren, aber sicher trugen sie dazu bei und erklärten geradezu eine ganze Anzahl ihrer Wahnideen. Soviel ist klar, dass durch die Kenntnis dieser Aberglauben manche Eigentümlichkeiten ihrer gesunden Tage, und Worte und Taten aus der Zeit, da sie verrückt war, erkennbar dargelegt wurden und von ihrem Gesichtspunkt aus sogar ganz logisch schienen.

Die moderne Behandlung der Irren ist stark beeinflusst worden von solchen Beobachtungen, welche dadurch fruchtbar wurden, dass mit Hilfe dieser Methoden der Patient unmerklich in den Zustand seiner normalen Existenz zurückgeführt wird. Besonders in Gheel in Belgien wurde dieses System höchst gründlich und erfolgreich angewandt. Die Patienten, welche keine Gefahr für die Umgebung bilden, leben dort in vollständiger Freiheit unter den anderen Bewohnern des Dorfes in einem Zustand, der ihrer vorherigen Existenz so ähnlich wie möglich ist. Man beschäftigt sie mit Arbeiten, welche dazu führen mögen, in ihrem geschwächten Bewusstsein den Geist des Ehrgeizes wiederherzustellen. Aber traurigerweise ist dieser Teil des Geistes oft gänzlich zerstört. Seine Verbindung mit dem individuellen Impuls der kranken Seele ist gelockert, so dass sie nicht mehr auf die Reize reagiert, die

überall vom geübten Arzt und den wundervollen Ausstattungen der meisten Asyle unserer Zeit ausgehen. Ich habe mich oft gefragt, ob ein systematischer Appell an das unterbewusste Ich der Irren nicht mehr heilende Resultate versprechen würde. Es ist ja richtig, dass Musik und die anderen Künste angewandt wurden und werden und zwar oft mit grösster wohltätiger Wirkung. Aber ich möchte eine mehr individualisierende Anwendung von solchen Eindrücken vorschlagen, die geeignet wären, eine sympathische Resonanz der tiefsten Saiten des seelischen Apparates hervorzurufen. In jedem Fall würde ich zunächst die gewöhnliche Art des Befragens anwenden, dabei jede Möglichkeit der Fragestellung erschöpfend, um in den Charakter des unterbewussten Ichs des Patienten einzudringen und, nachdem ich mir diese Kenntnis angeeignet habe, diejenigen Mittel anwenden, die am geeignetsten wären, um das unterbewusste Ich zu erreichen. Die Eindrucksfähigkeit des Irren ist ersichtlich, sonst gäbe es keinen Wahnsinn. Aber man sollte daran denken, dass die Eindrucksfähigkeit bei solchen Individuen im Unterbewusstsein liegt. Dieses muss daher erreicht werden und zwar erreicht werden durch unterbewusste Eindrücke, die geeignet sind, Stimmungen und Emotionen und deshalb Impulse und Taten zu schaffen. Farben, Musik, Gerüche, Geschmacks- und andere Sinnesreize mögen gewählt werden, immerhin mit der grössten Sorgfalt und mit Rücksicht auf die Individualität des Patienten und die Natur seines unterbewussten Ichs. Und, wie wir gefunden haben, dass die Zulassung und das Behalten solcher Eindrücke unter normalen Zuständen am ehesten erreicht wird in der Zeit vor dem Schlafe, so wird auch für die Irren diese Zeit sich für die verändernde Wirkung solcher Massnahmen als die günstigste erweisen. Da es bekannt ist, dass Geisteskranke dem Träumen unterworfen sind, werden solche Versuche durch eine traumartige Fortsetzung der Wirkung unterstützt werden. Calmeil hat dem Gegenstand des Träumens der Irren grosse Aufmerksamkeit gewidmet. Aus seiner sorgfältigen Beobachtung folgt, dass eine fortdauernde Beziehung besteht zwischen ihren Halluzinationen im Wachzustand und ihren Träumen. Dolinin fand, als er kurz vor dem Einschlafen Halluzinationen induzierte, dass sie dann eine logische Folgerung erhielten und in fortlaufende Träume umgewandelt wurden. Wer dächte da nicht an Shakespeares wunderbare Intuition, da er den irren alten König durch die sanften Töne von lieblicher Musik erwachen liess und ihn also vom Wahnsinn befreite?

Genug nun zur Rechtfertigung der Behauptung, dass in der Erziehung des Kindes die Möglichkeit der Entwickelung des Wahnsinns in späteren Jahren entweder begünstigt, oder dass in hohem Masse vorgebeugt werden kann. Wenn die Anomalien der Eltern sich im Geiste des Nachkömmlings zeigen, so können wir vermuten, und ich

halte daran fest, dass dem in manchen Fällen so ist — dass die Gewohnheiten des Vaters oder der Mutter in der Form von unkontrollierten nervösen Schrullen der Boden sind, welcher das unterbewusste Ich des Kindes nährt, eher als dass erbliche und deshalb strukturelle Eigenheiten für solche Fälle verantwortlich gemacht werden sollten.

Vielen von uns ist es oft so erschienen als wäre das momentan Gegenwärtige schon einmal dagewesen. Es ist dies keine Ähnlichkeit der beiden Begebenheiten, sondern eine absolute Kongruenz: Zeit, Ort, Personen und Handlung, ja der eigene körperliche und geistige Zustand sind sämtlich genau dieselben. Wir können noch so tief und erschöpfend in unserem Gedächtnis nachforschen, es ist und bleibt uns unmöglich, zu bestimmen, ob die erste dieser gleichen Erfahrungen vor langem oder kurzem gemacht wurde; sie scheint hinter uns zu liegen, doch wann, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Ich habe im Laufe der Jahre eine grosse Anzahl von Personen gefragt, und habe erstaunlich oft von dieser merkwürdigen Duplizität der Erfahrung gehört; diejenigen, denen sie nicht eigen war, verstanden überhaupt schwer oder gar nicht, um was es sich handelte; während Gleicherfahrene gewöhnlich verständnisvoll aufsahen und mit einer gewissen Genugtuung davon zu reden anfingen. — Ich führe hier nichts Neues an, denn die Tatsache und Erklärungsversuche sind so alt wie Plato, und Seelenwanderung, zeitweilige Trennung von Geist und Körper, Träume und dgl. mehr sind damit in Verbindung gebracht worden. Wenn auch das Phänomen ein recht bekanntes ist, so dürfte die geistreiche Erklärung desselben meines unvergesslichen Lehrers Theodor Meynert wohl wenigen erinnerlich sein, da sie, meines Wissens, niemals publiziert worden ist, und zu den unzähligen weisen Nebenbemerkungen seiner Vorlesungen in den 70er Jahren gehören. Meynert nahm an, dass manche Menschen augenblickkurze Anfälle von Bewusstlosigkeit haben, die weder von ihnen selber noch von der Umgebung beobachtet werden: sie erinnern an die bei den Epileptikern vorkommenden Anfälle von sogenanntem petit mal, und rühren wahrscheinlich, wie diese, von momentanen Unterbrechungen der Ernährung im Großhirn her. Tritt ein solcher Anfall auf, so wird durch ihn das eben erlebte, in dessen Mitte wir stehen, perzeptiv in zwei Teile geteilt, so dass, was gegenwärtig auch Vergangenes enthält, — der Bruch ist zu kurz, objektiviert zu werden, und so glauben wir die Begebenheit schon vorher erlebt zu haben. Es ist also natürlich, dass beide Eindrücke identisch erscheinen: sie sind eben eines und dasselbe.

Solche Eindrücke sind ebenfalls zu den unterbewussten zu zählen, sonst könnten wir uns ihrer nicht erinnern, vermehren ihre Zahl im Gedächtnis, und wir dürfen annehmen, dass Menschen, welche sie häufig

erleben, in ihren Gedanken und Taten unter ihren Einfluss kommen können. —

Es sind dem Leser gewiss Personen in Erinnerung, welche oft bei völlig Fremden frappante Ähnlichkeiten zu erkennen glauben, am häufigsten, vielleicht, sind es alte Leute; ich glaube, dass es sich bei ihnen um solche Verdoppelung von Eindrücken handelt. Man kann sich leicht denken, welchen Einflüssen, wie z. B. ungerechtfertigtes Vertrauen, Zuneigung, ja Liebe unterliegen dürften, denn wir haben gesehen, dass diese Art von geistigen Erfahrungen eine grosse Macht auf das Gefühlsleben ausüben können. —

IV.

Als ich diese Hypothese über die Doppelnatur unseres Geistes niederlegte, hatte ich einen zweifachen Zweck im Auge. Ich habe versucht zu zeigen, wie es möglich wird, gewisse Eigenheiten und Mängel unserer Nervenorganisation zu erklären durch Gründe, die leichter zu verstehen sind als die Annahme von erblichen Einflüssen und ferner, dass und wie es in unserer Macht stehen kann, zu gewissen nervösen Zuständen Stellung zu nehmen oder auch ihnen vorzubeugen.

Was die erzieherischen Möglichkeiten anbelangt, muss gesagt werden, dass sowohl das unterbewusste als das bewusste Ich direkt beeinflusst werden können durch Übung der Aufmerksamkeit im Gebrauch unserer Sinne. Denn wie Kraepelin in seinen Studien des Mechanismus einiger einfacher psychischer Phänomene gefunden hat, hängt alles von den „Lernmethoden" ab. Er fand, dass die Reaktion sowohl der niederen als der höheren geistigen Zentren in letzter Linie von ihrer mehr oder weniger intimen Beziehung zu diesem oder jenem Sinne abhängt.

„Einer der langsam wiederholt (was er hört) liest schnell (was er sieht) und umgekehrt." In einem Falle ist die Beziehung zwischen Hören und Sprechen durch Gewohnheit und Übung eine engere, und in dem anderen ist der Weg vom Auge zum Ausdruck ein kürzerer geworden. Man wird als allgemeine Regel finden, dass diejenigen, die Musik auf den „ersten Blick" gut lesen können, nicht gut aus dem Gedächtnis spielen, manche jedoch, die „nach dem Gehör" spielen, eine aussergewöhnliche Leichtigkeit besitzen, einmal gehörte Musik zu wiederholen, lernen sehr langsam nach den Noten zu spielen.

Eindrücke, die von einem Sinnesorgan erhalten wurden, das in der Richtung der Konzentration entwickelt worden ist, üben auf geistige Bilder, die von einem anderen Sinne erhalten wurden, einen Einfluss in verschiedenem Grade aus. Und indem dies mit einer gewissen Häufigkeit geschieht, werden nach und nach bestimmte Eigenheiten

aller Eindrücke desselben Ursprunges vertieft und so zwischen den Individuen geistige Verschiedenheiten festgestellt. So wird das geistige Bild einer Zitrone beim normalen Kind aus den von vier Sinnen erhaltenen Eindrücken zusammengesetzt sein, aber in jedem individuellen Fall wird der Eindruck eines dieser Sinne am ausgeprägtesten sein: beim einen der Geschmack, beim anderen Form und Farbe und beim dritten vielleicht der Geruch der Zitrone. Ein Eindruck ist dann wohl der am meisten bewusste, während die anderen drei mehr oder weniger unterbewusst sind. Sie werden alle versuchen, sich gegenseitig zu beeinflussen, indem sie ein geistiges Bild der Frucht erzielen. Was die letzten Ergebnisse solcher zusammengesetzter Eindrücke sind, ist genügend besprochen worden.

Es ist wohl erlaubt, anzunehmen, dass bei Blinden und Taubstummen diese Beziehungen der verschiedenen Eindrücke klar erkannt werden können. Die Erfahrung von Mr. William B. Wait, Superintendent der New York Institution für Blinde, scheint diesen Punkt durch seine Versuche mit der Harmonielehre bei einer Anzahl seiner Schüler geschickt zu illustrieren. Er hatte die Liebenswürdigkeit, mir hierüber zu erzählen.

Harmonielehre wird als ein wissenschaftlicher, rein theoretischer Wissenszweig angesehen, der auch von einer Person erlangt werden kann, die vorher keine Musikstudien gemacht hat. Gewöhnlich nimmt man diese Lehre in einem späteren Stadium und als eine höhere Stufe der musikalischen Erziehung vor. Kein Musiklehrer wird daran denken. Harmonielehre in den ersten Jahren des Musikunterrichtes zu erteilen.

Es wäre wohl richtig, anzunehmen, dass blinde Kinder, die in die Anfänge des Klavierspieles eingeweiht werden, unter der Voraussetzung, dass ihr Gehör besonders empfänglich sei, auch die Harmonielehre mit Leichtigkeit erfassen würden. Es wurden also Versuche mit dieser Harmonielehre gemacht, indem man mit den gewöhnlichen graphischen Darstellungen anfing; aber der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht. Deshalb wurde mit einer Klasse ein weiterer Versuch gemacht, indem man einen Ersatz für die gewöhnlichen Druckzeichen einführte in der Form von erhöhten Typen, um Beispiele und Auflösungen zum Verständnis zu bringen und das Gedächtnis zu erleichtern, sowie die Selbständigkeit des musikalischen Denkens zu fördern. Trotzdem die erhöhten Typen instruktive Darstellungsweise gewährten, wurde am Ende des Jahres konstatiert, dass die Schüler im Studium der Harmonielehre und des Kontrapunktes keinen Fortschritt gemacht hatten. Zuletzt wurde ein Weg eingeschlagen, als ob der Schüler fast gar keinen vorherigen Unterricht erhalten hätte. Man fing an Tonleitern, Schlüssel, Intervalle und Taktstriche zu lehren, indem man sich gänzlich auf Gehörseindrücke und die sprachliche Nomenklatur mit Tastatur stützte.

Diese Erfahrung zeigt, dass Harmonielehre den jungen Blinden am besten im Zusammenhang mit den ersten Musikstunden gelehrt werden kann, und dass es deshalb unnötig und ein Zeitverlust wäre, auf eine spätere Stufe der musikalischen Erziehung zu warten, wie dies die Regel ist mit normalen Schülern. Wir können ferner daraus schliessen, dass die Verknüpfung oder die Assoziation der Tasteindrücke mit denen des Gehöres das Verständnis für das Material und den Aufbau der Harmonie eher hindern und verzögern, statt sie zu erleichtern. Deshalb sollte man, indem man den Blinden Unterricht in der Harmonielehre erteilt, sich an ihren Gehörssinn wenden, ohne eine andere Hilfe als die Tastatur.

Es scheint mir, dass diese höchst interessante Erfahrung des komplizierten Einflusses einer Klasse von Eindrücken auf die andere mit Vorteil auch auf normale Kinder angewendet werden kann. Wir haben gesehen, dass das ästhetische Vergnügen, das eine Kunst gewährt, bedeutend vermindert wird, wenn man den Genuss mit mehr bewussten Gedanken über die Technik oder Absicht verbindet. Meines Erachtens ist das Fehlschlagen der gewöhnlichen Methoden im Unterricht der Blinden ein zwingender Beweis für diese Behauptung. Man kann zugeben, dass, wie schon gezeigt wurde, die Wahrnehmung der technischen Vollkommenheit noch den Genuss eines Kunstwerkes erhöhen kann, aber es wird und muss die ursprüngliche, wohltuende Wirkung beeinträchtigen, wenn das bewusste Ich zur Ausübung kritischer Tätigkeit angerufen wird.

Noch auffallender sind diejenigen Beispiele, wo die Eindrücke auf *einen* Sinn sofort unterbewusste Bilder von *anderen* Sinneseindrücken hervorrufen. Solchen Leuten ist es beispielsweise nie möglich, einen Geschmackseindruck von dem eines gewissen Geruches. zu trennen, während andere gewöhnlich die geistige Empfindung von gewissen Farben mit Eindrücken von Tönen vereinigen. Unter der Bezeichnung von „audition colorée" haben *Galton*, *Flournoy*, *Gruber*, *Mers* u. a. die Aufmerksamkeit auf diese Eigenheit einer Anzahl von Personen gelenkt. Ich selbst habe drei Fälle untersucht, von welchen zwei gewisse Farben mit Eigennamen verbanden, wie z. B. der Name Rufus diesen Personen dunkelrot, Isaak grün, Paul blaugrau erschien etc. und beim dritten Fall verband sich eine Farbe mit dem Klang gewisser Vokale.

Dieser Gegenstand ist wichtig genug, um von dem Gesichtspunkt aus studiert zu werden, auf den ich hier Gewicht gelegt habe, da ich fand, dass solche Subjekte höchst eindrucksfähig sind und ein sehr stark entwickeltes unterbewusstes Ich besitzen. Ich habe mich auch davon, dass dem so ist, überzeugt bei einem Versuch, der nach meinem Vorschlag in einer Schule von 35 Mädchen gemacht wurde. Beim

Lehrer und vier der letzteren stellte sich sofort heraus, dass sie visuelle Typen seien. Aber bemerkenswerterweise kamen am folgenden Tage einige der Mädchen wieder, die zuerst geantwortet hatten, dass sie nie Farben mit Tönen assoziierten und gaben an, dass sie sich gestern offenbar getäuscht und bei näherem Sichselbstbefragen gefunden hätten, „dass auch sie visualisierten". „Sie seien sich jedoch nie darüber bewusst geworden, da ihnen dies so „selbstverständlich" vorgekommen sei."

Alle diese assoziierten Eindrücke zweiter Ordnung müssen im Lichte der Pseudohalluzinationen betrachtet werden. Sie sind der Ausdruck einer besonderen Entwickelung des unterbewussten Ichs. Da sie unbestimmt und unwillkürlich sind, rufen sie das unterbewusste Gedächtnis und das unterbewusste Ich zugleich ins Spiel und bewirken scharf umschriebene Stimmungen, die in solchen Fällen geeignet sind, die höheren bewussten Sphären zu beherrschen oder doch bei jeder Wiederholung die Eindrucksfähigkeit des Individuums zu erhöhen. Wenn es möglich wäre, diese abnormale Beziehung zu durchbrechen und also einzelne bewusste Eindrücke zu isolieren, so würde das unterbewusste Ich weniger Material erhalten und seine ungebührliche Entwickelung verhindert werden.

Die Wirkung eines mächtigen bewussten Eindruckes auf die Farbenassoziation ist treffend gezeigt in einem meiner Fälle, wo die Definition einer Farbe, die mit einem Eigennamen auftauchte, nach dem Tod eines lieben Freundes gleichen Namens verloren gegangen war. Jetzt reproduzierte dieser Name das Bild des verstorbenen Freundes und nahm den Platz der Farbe ein, die vorher mit demselben assoziiert gewesen war. In dem gleichen Fall gelang es mir, alle Farben undeutlicher erscheinen zu lassen, indem ich einige Arzneien verordnete, die von Kraepelin als Stimulanten der höheren geistigen Fähigkeiten bezeichnet worden sind.

Der einfache und scharf definierte Eindruck ist ein bewusster und trägt dazu bei, das bewusste Ich zu entwickeln. Da Klarheit und Freiheit von Wahrnehmung und Urteil von der Gewohnheit abhängen, den einzelnen Sinn richtig zu gebrauchen, wird es nötig, jedem Sinnesorgan die grösste Sorgfalt zu widmen, indem man Nachdruck legt auf seinen mit ungeteilter Aufmerksamkeit geübten, vollen und individuellen Gebrauch.

Der Beweis dafür, dass ein Kind eines solchen richtigen und vollen Gebrauches seiner Sinne mächtig ist, kann nur geleistet werden, wenn man von ihm verlangt, dass es den ersten Eindruck erkennen und ihn womöglich auch reproduzieren soll. Wenn z. B. Stücke von farbigem Garn gezeigt werden, muss der Schüler nicht nur dazu angehalten werden, gewisse Schattierungen unter ihnen auszusuchen, sondern

man muss ihn dazu auffordern, sie zu sortieren und die verschiedenen Farben mit Stift oder Pinsel zu reproduzieren. Solche und ähnliche Versuche wären unfehlbare Beweise dafür, dass der Eindruck erkannt und deshalb bewusst sorgfältig aufbewahrt wird. Ich weiss wohl, dass, indem diese und ähnliche Methoden im heutigen Kindergarten angewendet werden, man die Lehren Fröbels befolgt. Ich erwähne dies nur, weil ich dieselbe Übung gerne auf alle Sinne, nicht nur auf das Auge, ausgedehnt wüsste, denn die Macht und Nutzbarkeit des bewussten Ichs werden durch jeden klaren und vollen Eindruck gesteigert, sogar wenn er von den sogenannten niederen Sinnen herrührt. Ich habe gesagt, dass ein Eindruck auf einen Sinn um so sicherer ein bewusster ist, je höher dieser Sinn entwickelt wurde; woraus wir ersehen mögen, dass alle Eindrücke zu bewussten gemacht werden könnten, wenn es möglich wäre, jeden Sinn zur Vollkommenheit auszubilden.

Der Geruchssinn ist beim Menschen kaum so hoch entwickelt, und die entsprechenden Empfindungen, die in seinem Gedächtnis wurzeln, sind deshalb meistens unterbewusste. Wenn wir jedoch bedenken, wie wir dazu gebracht werden können, bei Gerüchen, wo sie bewusst angewandt werden, wie etwa bei einem physiologischen Experiment, die schwächsten Spuren zu empfinden, so müssen wir erkennen, wieviel Material am Eintritt in unsere unterbewusste Sphäre verhindert werden könnte, wieviele Stimmungen und Emotionen uns erspart werden könnten.

Ich habe oft beobachtet, dass diejenigen, welche die starken Gerüche am meisten lieben (dies sind hauptsächlich weibliche Wesen), zur eindrucksfähigsten Klasse gehören, während solche, die im Besitze eines gut entwickelten bewussten Ich sind, wie die sorgfältigen Beobachter und die Menschen mit analysierenden Gewohnheiten, Parfums nicht leiden können. Der Geruchssinn, der gewöhnlich rein unterbewusste Eindrücke in uns bewirkt, ist bei einigen Tieren der hauptsächlichste Reiz für die Entfaltung der Intelligenz.

Biffi und Schiff haben gefunden, dass Hunde, welche unmittelbar nach ihrer Geburt durch die Zerstörung gewisser Teile der Nasenschleimhaut des Gebrauchs dieses Organs beraubt wurden, nicht einmal die Brustwarze des Muttertiers finden konnten. Sie wären sogar sicher zugrunde gegangen, hätte man ihnen nicht jedesmal zum Saugen verholfen. Im Verlaufe ihrer Entwickelung zeigten solche Hunde keine Spur der gewöhnlichen Fähigkeit, den Herrn zu erkennen oder der Treue zu ihm. Es wurde mir möglich, mit Bezug auf den Geruch an Hunden noch eine andere Eigentümlichkeit zu beobachten. Sie zeigen den ausgeprägtesten Widerwillen gegen Parfüms und starkriechende Blumen. Sie wenden sich sofort von einem derart duftenden Gegenstand ab, ziehen den Schwanz zwischen die Beine, zittern, wenn man

nicht nachlässt, ihnen denselben vorzuhalten und zeigen alle Zeichen der Furcht: ein Mann, der einem Gespenst begegnet, könnte nicht in grösseren Schrecken geraten. Die Gerüche, die in einigen menschlichen Wesen angenehme Emotionen und Stimmungen erwecken, scheinen den Hund fast an eine bewusste Gefahr zu erinnern.

Ich habe die Wirkung der Gerüche einer Anzahl Substanzen auf eine grosse Zahl von Personen studiert und dabei gefunden, dass sie bei einigen höchst ausgeprägte Resultate zeitigten. Auf jeden Fall bin ich zur Überzeugung gelangt, dass nur beim eindrucksfähigen Subjekt oder bei demjenigen, das während einer bestimmten Zeit sich in diesem Zustand befindet, eine Wirkung erfolgt, während bei jenen, deren bewusstes Ich gut entwickelt oder normal zu sein scheint, keine Reaktion eintritt. Moschus z. B. konnte eine Person, die von Asa foetida belebt wurde, sehr niederdrücken, während eine andere, die gegenüber diesen beiden gleichgültig blieb, von Kampfer sehr aufgeregt wurde. Um Irrtümer zu vermeiden, bediente ich mich bei diesen Experimenten natürlich der üblichen Vorsicht. Man schloss den Einfluss der erwartungsvollen Aufmerksamkeit aus und befahl den Versuchspersonen, in der gewöhnlichen, regelmässigen und ruhigen Art zu atmen. Das Experiment wurde oft wiederholt und dabei jedesmal abgeändert. In einem dieser Fälle war die Wirkung emotionell, entsprach einer Stimmung und konnte überdies durch einen veränderten Pulsschlag beobachtet werden; sie war deshalb in ihrer Funktion unterbewusst und zeigte sich physisch in einer Zirkulationsveränderung. Ferner war es mir bei diesem Experiment möglich, eine deutliche Einmischung der bewussten Sphäre zu bemerken, da die Wirkung auf die Seele sowohl als auf den Blutdruck durch geistige Konzentration beeinflusst waren. Ein eindrucksfähiger Junge wurde durch Moschusgerüche, die er nicht leiden konnte, beinahe vollständig betäubt und passiv. Als er aber zuletzt entdeckte, was es sei, verschwand die Wirkung und der Puls wurde stärker und voller. Vor mir liegt die Kurve des Pulsschlages eines hysterischen Patienten, die während des Inhalierens von Asa foetida eine ausgeprägte Veränderung zeigt. Daneben sehe ich eine andere Kurve desselben Subjekts, welche die Aufhebung derjenigen von Asa foetida zeigt. Diese erfolgte durch die geistige und bewusste Anstrengung einer kleinen Additionsrechnung, während die Riechsubstanz eingeatmet wurde. Ich muss noch beifügen, dass sowohl Ammoniak als Kampfer durchaus keine Wirkung auf den Puls desselben Menschen ausübten, wodurch bewiesen wurde, dass das Resultat einzig und allein vom Eindruck des Geruchsnerven abhing. In diesem Zusammenhang ist es interessant, sich des Einflusses der Musik auf einen Hypnotisierten zu erinnern, welcher von Dr. Warthin beobachtet worden ist: „Der Puls war hinweislich Qualität und Schnelligkeit merklich beeinträchtigt, während Kontrak-

tionen von verschiedenen Muskelgruppen klar demonstrierten, wie je nach der Art der Musik entsprechende Emotionen hervorgerufen wurden".

Dieser Gegenstand verdient sicherlich näheres Studium, das jedoch den Rahmen eines Essays wie des vorliegenden, welches sich an einen allgemeinen Leserkreis wendet, überschreitet. Ich will mich deshalb damit begnügen, nur einige der gesammelten interessanten Tatsachen mitgeteilt zu haben. Das wenige, was gesagt wurde, trägt jedoch zu der Anschauung bei, dass die niederen Sinne uns hauptsächlich die unterbewussten Eindrücke liefern, dass die letzteren direkt unterdrückt werden können, indem man die bewussten geistigen Funktionen zur Tätigkeit ruft, und dass gewisse Veränderungen der Blutzirkulation physische Begleiterscheinungen unterbewusster Stimulation sind. Inwiefern diese Stimulation in Grad und Qualität von der Eigentümlichkeit des Individuums abhängt, muss in jedem Fall individuell entschieden werden.

Die Menschen haben zu allen Zeiten unwissentlich die stimulierende oder beruhigende Wirkung der Empfindungen der niederen Sinnesorgane angewandt, wovon die Volksmedizin deutlich Zeugnis ablegt. Die Negerin der Südstaaten erlangt vom Geruch von Asa foetida, das sie in einem Säckchen um den Hals ihres Babys hängt, um dieses vor Unglück und Krankheit zu bewahren, das gleiche beruhigende Vergnügen, das die eindrucksfähige „grande dame" in den starken Gerüchen findet, mit denen sie sich umgibt.

Der Leser hat wohl selber gelernt, die beruhigende und stimulierende Wirkung vager Hautsensationen genügend zu erkennen, als dass es nötig wäre, in eine noch so unvollständige Diskussion dieser Seite des Gegenstandes einzutreten. Manche der hauptsächlichsten Reize und Gegenreize der Hydrotherapie und Massage müssen in erster Linie von ihrer psychischen Wirkung abhängen. Das Auge des Falken, das Ohr des Pferdes, sogar die Fühler der Insekten müssen dem Tier bestimmte bewusste Eindrücke zutragen, während der Mensch von den entsprechenden Organen hauptsächlich nur unterbewusste Eindrücke erhält. Inwiefern für Kinder eine Erziehungsmethode angewandt werden sollte, die die Entwickelung des bewussten Teiles des Geistes bevorzugt, hängt von jedem individuellen Falle ab und muss der Einsicht der Eltern und Lehrer überlassen werden. Ich möchte nur folgendes betonen: Wenn die nervöse Konstitution der Eltern es wahrscheinlich erscheinen lässt, dass Reflexe und Emotionen die Disposition zu Hysterie oder anderen neurotischen Störungen vermehren könnten, wenn die Phantasie des Kindes eine frühzeitige Tätigkeit aufweist, dann muss das hartnäckige Üben der aufmerksamen Beobachtungsfähigkeit und die daraus resultierende Entwickelung des bewussten Gedächtnisses von fundamentaler Wichtigkeit sein und die weitgehendsten Resultate erzielen. In anderen

Fällen von lahmer Phantasie und schwachem emotionellen Leben sollten wir nicht zum bewussten Üben aufmuntern und den unbewussten Teil des Geistes durch vage und künstlerische Eindrücke stimulieren.

In der Erziehung des normalen Kindes sollte das unterbewusste Gedächtnis aus Material bestehen, wie wir es in dieser Reinheit einzig und allein in Kunst und Natur finden können. Lasst des Kindes Grundlagen für Emotionen, seine Quellen für Stimmungen aus Kunstwerken und Gegenständen der Natur entspringen, die keine andere Absicht zeigen, als die vollständigste, vollkommenste Verkörperung der Vereinigung ihrer ursprünglichen Elemente — Form — Farbe — Rhythmus zu sein. Lasst das jugendliche Auge eher auf der armlosen Venus von Milo als auf der Venus von Medici ruhen, macht es dem Kinde immer möglich, ja zu einer Gewohnheit, mit Freude die Szenerien der Wälder, des Meeres und die Erhabenheit des Firmaments zu bewundern, so dass seine innerste Natur in späteren Jahren in reiner Beschauung Trost und Ruhe finden kann.

Im Leben der Erwachsenen wirken, wie wir gesehen haben, vage Eindrücke an und für sich und in der Form von Assoziationen mit bewussten Eindrücken beständig auf unser unterbewusstes Ich ein und tragen zu seiner Entwickelung bei. Die Emotionen als Folge von vagen Sinneseindrücken können durch Konzentration der Aufmerksamkeit verringert werden, indem sie derart zur Kräftigung des bewussten Ichs beitragen. Methodisches Üben der Sinne durch genaue Beobachtung liegt sicherlich in der Macht eines jeden von uns, und es gibt gar nichts, was besser zu gesunder Geistestätigkeit führen könnte, als das hartnäckige Suchen nach der wahren Ursache all der Phänomene, die uns umgeben. Derjenige jedoch, der sein Interesse nur soweit nährt, als er von Ereignissen und körperlichen Gefühlen freudig oder schmerzlich berührt wird, wird zuletzt für nichts mehr Sinn haben, als für Emotionen und Stimmungen, die jene etwa hervorrufen mögen. Das unterbewusste Ich wird die Taten eines solchen Menschen regieren, in seinen Gedanken herrschen und jenen Geisteszustand hervorrufen, der zusammengesetzt ist aus Vorurteilen, Aberglauben, Ängsten und egoistischer Eindrucksfähigkeit. Diejenigen, die in unserer Zeit nur die Zeichen der drohenden „Degeneration“ sehen, haben erstaunlicherweise die stärkende Macht des wissenschaftlichen Arbeitens, die anreizenden Elemente, die von der wachsenden Liebe für Natur und körperliche Übung der Menschen ausgehen, übersehen; ihre Statistiken nehmen keine Notiz von der grossen und sich stets vermehrenden Zahl der ruhig Arbeitenden, für welche die Sehnsucht nach neuen und starken Emotionen nicht vorhanden ist.

Wir haben, hoffe ich, eingesehen, wie gewisse krankhafte Zustände der Intelligenz, Geisteskrankheiten, auf eine unrichtige Entwickelung des unterbewussten Ichs oder auf ein gestörtes Verhältnis zwischen ihm und

dem bewussten Teil des Geistes beim Kind und beim Erwachsenen zurückgeführt werden können. Ich habe nun zu zeigen versucht, wieviel in solchen Fällen erreicht werden könnte, wenn das unterbewusste Ich beeinflusst würde. Auf das bewusste Ich können wir nur bei völligem Wachzustand wirken; das unterbewusste Ich jedoch wird am besten getroffen, wenn es am eindrucksfähigsten ist, nämlich in der ersten Kindheit, kurz vor und nach dem Schlafe, und schliesslich in jenen Zuständen unterbewusster Existenz, welche dem Traumzustand entsprechen, und während des hypnotischen Bannes.

Heute, da wir hauptsächlich durch die Studien der Schule von Nancy gelehrt worden sind, dass Hypnose ein Geisteszustand in unterbewusstem Stadium ist, in dem das Subjekt besonders empfänglich für Suggestionen wird, und da wir gesehen haben, dass es andere Phasen gibt, in welchen Suggestionen gegeben werden können, die auf das unterbewusste Ich einwirken, werden wir leicht verstehen, dass es in manchen Fällen gar nicht nötig ist, Hypnose einzuführen, um die unterbewussten Zustände zu beeinflussen. Hier und da scheint es vollständig klar, dass in sogenannten Glaubensheilungen und den wunderbaren Resultaten einer Wallfahrt nach Lourdes geistige Faktoren tätig sind.

Meistens wenden sich Kranke an solche Wallfahrtsorte als an einen letzten Rückhalt, wenn sie sich für unheilbar halten, nachdem sie durch gewöhnliche medizinische Behandlung keine Besserung erzielt haben. Sie nähern sich der neuen Methode in einem Stadium der unterbewussten Erwartung, in einer Stimmung, die in manchen Fällen an und für sich genügt, um den grösseren Teil ihrer Symptome zu beseitigen. Die Ausgrabungen von Cavvadias haben uns mit viel interessantem Material versehen, da sie zeigen, dass 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Wunderkuren von Epidaurus an diesem griechischen Altar in genau der gleichen Weise und durch dieselben Suggestionen ausgeführt wurden, wie in unserer Zeit in Lourdes. Durch Inschriften, die auf den dort ausgegrabenen Stellen gefunden und 1891 publiziert wurden, erscheint ganz sicher, dass der Kultus Äskulaps in Epidaurus auf das wunderbare Wirken des Halbgottes und nicht auf die medizinische Kunst begründet war. Erst 500 Jahre später, als der Glaube an die Wirkung der Wunder anfing, nachzulassen, begannen die Priester zu studieren und medizinische und chirurgische Mittel anzuwenden, um dem Platze seinen Ruf und seine enormen Einnahmen zu erhalten. Die Unheilbaren (solche kamen gewöhnlich dorthin) reinigten sich zuerst mit dem Wasser von den heiligen Brunnen, brachten Opfer und verfielen, nachdem gewisse Zeremonien durch die Priester aufgeführt worden waren, hierauf in Schlaf. Der Sohn Apolls erschien ihnen dann im Traum und zeigte, wie er dem Leidenden in seiner Bedrängnis half (seinen Leib aufschneidend, Würmer entfernend, ihn reinigend und ähnliches), und auferlegte ihm gewisse

Taten und Opfer, welche ihn zur Gesundheit zurückführen sollten. In den meisten Fällen erwachten die Kranken in plötzlich wieder erhaltener Gesundheit. Grosse Geldsummen wurden für die Kuren verlangt (manchmal wurden sie während des Traumes festgestellt). Wir erfahren aus einer Inschrift, dass für eine Kur eine Summe, die heute 60000 Frc. entspricht, bezahlt wurde. Um das Raffinement der alten Glaubensdoktoren zu illustrieren, muss ich die Tatsache erwähnen, dass die Frauen in den Wehen und die Sterbenden als unrein betrachtet und deshalb von den Vorhöfen des Tempels entfernt wurden.

Die vorbeugende Behandlung fällt natürlich zuerst den Eltern und später dem Individuum selbst zu, während in ernsteren Fällen von nervöser und Geisteskrankheit der Arzt gerufen wird, um Psychotherapie anzuwenden, so wie sie in jedem einzelnen Falle nötig wird. In manchen von diesen Fällen werden, dessen bin ich sicher, vor dem Einschlafen methodisch ausgeführte Suggestionen gerade so gut wirken, wie wenn sie den Geisteskranken während der Hypnose gemacht werden. Durch eine sorgfältige Ausarbeitung dieser Behandlungsmethode wäre manches gute Resultat zu erreichen. Andere von Kraepelin in dieser Richtung ausgeführten Arbeiten über die Wirkung von stimulierenden und beruhigenden Arzneien auf die geistigen Funktionen mögen zu höchst wichtigen Entdeckungen führen und es ermöglichen, gewisse psychische Zustände hervorzurufen oder zu modifizieren, also die wünschbare Wirkung der Umgebung und der Psychotherapie zu erleichtern. Ich habe schon seit Geraumem viel Zeit auf das Studium dieses Gegenstandes verwendet, kann aber hier nicht weiter auf die erlangten Resultate eintreten. Es mag jedoch den Leser interessieren zu hören, dass Kraepelin, der die genauesten wissenschaftlichen Methoden anwandte, fand, dass Alkohol in allen seinen Formen und in den gewöhnlichen Quantitäten eingenommen, in einer bestimmt schwächenden und lähmenden Weise auf die oberen geistigen Zentren einwirkt, während er die niederen anreizt. Er wird also die Kraft der Beobachtung, der Analyse und des Urteils vermindern und die Instinkte, die Emotionen und die Phantasie anreizen. Es ist deshalb klar, dass sein Gebrauch sehr zerstörend auf die Gesundheit gerade jener geistigen Kräfte wirkt, deren Pflege, wie wir gefunden haben, so wichtig ist, dass er gelegentlich die Eindrucksfähigkeit erhöht und dazu führt, die nervösen und geistigen Störungen zu erzeugen, die unter uns so häufig sind. Kaffee, Tee und analoge chemische Körper wirken, was die bewussten geistigen Zentren anbelangt, so ziemlich in der entgegengesetzten Richtung. Es ist deshalb ebenfalls klar, dass ihr Missbrauch durch die Gefahr der Überreizung zerstörend auf die nervösen Funktionen wirkt. Der Schauspieler und der öffentliche Redner wussten vorher aus der Erfahrung, was seither durch sorgfältiges und mühevolles Experimentieren bewiesen

worden ist: dass Wein die Zunge löst und die störende Wirkung der Selbstanalyse, die gewöhnlich das Lampenfieber genannt wird, beseitigt.

Das wissenschaftliche Experiment scheint also, nebenher, dem Feinschmecker das Tässchen schwarzen Kaffee nach dem Weingenuss als Antidot zu gestatten, verbietet ihm aber den Dessertwein.

In der Behandlung der Neurasthenie wie auch der Hysterie und ähnlicher funktioneller Störungen des Nervensystems, sind die Wirkungen der Arzneien in ihrem Effekt auf den einen oder anderen Teil des Geistes vollständig erkannt. Wir schätzen sie in ihrer übereinstimmenden Reaktion auf die Zirkulation am höchsten. Das durch Neurasthenie geschwächte bewusste Ich wird durch gewisse innerlich eingenommene Arzneien, welche die arterielle Spannung heben, wohltätig stimuliert, während bei hysterischen Anfällen oft sogar die blossen Gerüche unserer einfachsten Heilmittel ihre beruhigende Wirkung in ihrem Einfluss auf die überentwickelte und unbezwungene geistige Sphäre des Unterbewusstseins zeigen. So versicherte mir eine Dame, die durch Asa foetida auf den ersten Versuch hin gut reagierte, dass sie ohne ihr Riechfläschchen, das sie beständig in der Hand hielt und das mit dem festen Extrakt von Asa foetida gefüllt war, nicht durch die letzten schweren Familienereignisse hindurchgekommen wäre. Ich füge hinzu, dass Ammoniak bei ihr keine Wirkung zum Vorschein brachte. Eine andere beruhigte ihre nervösen Attacken von Herzklopfen und die damit verbundenen Angstgefühle mit Einatmen von Moschusgerüchen; aber dieser Teil des Gegenstandes muss, wie ich vorher betont habe, andernorts weitläufiger behandelt werden.

In dieser kurzen Skizze habe ich zu zeigen gesucht, dass unsere geistige Persönlichkeit repräsentiert wird von der Summe all der Eindrücke, die in unserem Gedächtnis während des ganzen Lebens niedergelegt werden, Eindrücke, die, wie eingangs gezeigt wurde, zunächst abhängen von den Eigenheiten der organischen Struktur, die in uns präformiert ist. Der Natur nach zerfallen alle diese Eindrücke in zwei bestimmte Arten: die bewussten Eindrücke, auf welche wir nach und nach unsere Aufmerksamkeit zu richten lernen, formen in ihren Aggregaten ein bewusstes Ich, das seinerseits unsere Aufmerksamkeit und unsere Taten lenkt, da es besonders unsere Beziehung zur Aussenwelt beeinflusst. Durch das bewusste Ich kontrollieren wir auch jenen anderen Teil unserer Seele, aus welchem die Impulse und Stimmungen entspringen, der zehrende Wunsch, unser *eigenes* Leben zu leben, unsere Ideale zu realisieren, ungeachtet der Umstände rings um uns herum. Daher rührt der Dualismus, der im Leben eines jeden von uns entsteht und der je nach der Grösse des Unterschieds zwischen unserem bewussten und unserem unterbewussten Ich mehr oder weniger ausgeprägt ist. Die höchsten Freuden und die tiefsten Schmerzen der Menschen

hängen von dieser Beziehung ab, und der allein kann glücklich sein, der ein wahres Gleichgewicht erlangt hat zwischen seinen innersten Wünschen, die aus seinem unterbewussten Ich stammen, und den Pflichten, die sein Verstand ihn kennen gelehrt hat, den Pflichten also, die sich ihm aus dem klaren Bewusstsein seiner Verantwortung auferlegen. Wer den höchsten Grad der Kultur erreichen will, muss sich zu einem festen Ziele setzen: beide Teile in sich so zu erziehen, dass der eine im richtigen Verhältnis auf den anderen einwirkt. Denn die wahre Tragödie im inneren Leben eines jeden Menschen ist der Konflikt zwischen diesen zwei ihm innewohnenden Seelen. Und wenn wir die Wirkung dieser beiden geistigen Mächte in uns selbst verstanden haben werden, wird auch unser Urteil über die Mitmenschen an Behutsamkeit zunehmen:

Was er getan, begreifst Du kaum,
Was unterdrückt, bleibt Dir verborgen.

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON
DR. L. LOEWENFELD UND DR. H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

LXII.

Das unterbewusste Ich

und sein Verhältnis zu Gesundheit und Erziehung.

Von

Dr. Louis Waldstein.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1908.





